3 1761 08737300 7

Presented to the
LIBRARIES *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
from
the Library of

Dr. Oskar W. Loewy

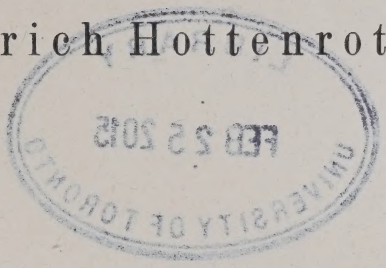
Deutsche Volkstrachten

Deutsche Volkstrachten

vom XVI. bis zum XIX. Jahrhundert

von

Friedrich Hottenroth



2. Auflage

Drei Teile in einem Band

Mit 215 Textabbildungen und

144 handkolorierten Tafeln

Verlag von Heinrich Keller

Frankfurt am Main / 1923

LIBRARY
FEB 25 2015
UNIVERSITY OF TORONTO

Erster Band

Süd- und Südwest-Deutschland

Mit 80 Textabbildungen
und 48 handkolorierten Tafeln

Vorwort

Die Gegenwart ist der Vergangenheit ebenso verpflichtet, wie das Kind seinen Eltern; aus diesem Grunde ist es auch eine Pflicht, alte Erinnerungen festzuhalten. Jede Art von Arbeit, welche die Vergangenheit lebendig erhält, muß willkommen sein in einer Zeit, die im Begriffe steht, mit der Vergangenheit aufzuräumen, und alles, was ihr wert gewesen ist, umzuwerten. Daß dies geschieht, daran läßt sich auf keinem Gebiete mehr zweifeln; von den vielen Beweisen dafür ist das Verschwinden der Volkstrachten vielleicht einer der augenfälligsten. Wie der gewaltig gesteigerte Verkehr die Besonderheiten in unseren Lebensgewohnheiten ausgleicht, so löst er auch die Volkstrachten in die allgemein gültigen Modeformen auf. Die Industrie mit ihrer gewaltigen Kraftspannung setzt sich zwischen den Bauernhäusern fest; sie erzieht sich einen neuen und eigenartigen Menschenschlag, der von stiller Behaglichkeit nichts mehr weiß; alle Fähigkeiten schickt sie auf die Hezjagd nach dem Gewinne, und man würde den für einen Zeitverschwender halten, der sich noch um den Zuschnitt und die Färbung seiner Kleider bekümmern wollte; das mögen die besorgen, deren Geschäft es ist. Was sollen die bunten Volkstrachten, sie, die Kinder der idyllischen Schlupfwinkel, zwischen den Mauern der Fabriken und Hüttenwerke, sie, die Kinder der wehenden Saatfelder, auf dem aufgewühlten Boden, sie, die Kinder der grünen Wälder, zwischen dem steinernen Walde von hochragenden Schornsteinen, sie, die Kinder von Luft und Sonne, in dem muffigen Atem der Werkstätten, in der von Kohlenruß schwarz durchsezten Atmosphäre? Das ist einmal so und läßt sich nicht ändern.

Ob der Verfasser mit dem vorliegenden Buche etwas Verdienstliches getan hat, würde er, selbst wenn er es wüßte, nicht zu behaupten wagen

angesichts der prächtigen und schwerwiegenden Arbeiten, die auf dem Gebiete der Volkstrachten bereits von anderen geleistet worden sind. Doch ist auch das Beste von jenen Arbeiten noch immer Teilwerk geblieben, und ein Werk, das den Gegenstand in all seinen Verästelungen zusammenfaßte, bis jetzt noch nicht geboten worden. Was der Verfasser bietet, ist auch nur ein Versuch dazu, mehr Bausteine als Gebäude; aber die Steine sind wohlzugerichtet, und jeder, der nicht gar zu jugendlich in dieser Sache ist, wird beurteilen können, wohin sie gehören.

Es liegt in der Natur der Sache, daß zahlreiche Lücken in dem Resultate der Forschung nicht mehr ausgefüllt werden können; sie müssen Lücken bleiben schon aus dem Grunde, weil das Füllmaterial verlorengegangen ist. Eine konstruktive Phantasie, wie sie etwa dem Architekten über die Lücken hinaushelfen kann, ist hier nicht anwendbar; der Architekt kann den Beweis des Zusammenhanges aus den architektonischen Gesetzen und aus der Erfahrung herleiten; aber das trifft bei den Volkstrachten nicht zu. Zwar sind auch sie das Produkt von natürlichen Gesezen; aber die Geseze sind nicht bloß allgemeiner, sondern auch örtlicher Natur; dann ist auch persönliches Belieben nicht davon ausgeschlossen und selbst die Laune hat ihren Anteil daran. Daher kommt es, daß sie trotz aller Gesezmäßigkeit wie Produkte der Willkür erscheinen und niemals aus dem Ganzen herauskonstruiert werden können; es wäre dies etwa dasselbe, als wenn man aus der Schriftsprache einen Dialekt sozusagen herausrechnen wollte, weil man das Gesez der Lautverwandlung kennt. Und noch folgendes ist zu erwägen. Durch künstlerische Anordnung kann sich ein Geschichtschreiber den Anschein geben, als ob in seinem Werke nirgends eine Lücke oder nur eine stumpfe Stelle sei; er kann aus der Sitten- oder Gewerbegeschichte einer einzigen Stadt, wenn nur die Stadt sonst von Bedeutung ist, die Lücken in einer allgemeinen Sitten- oder Gewerbegeschichte zustopfen und ausgleichen; aber aus den Kostümen dieser Stadt könnte er niemals das Kostüm des Landes in weiterem Umkreise herstellen; hierbei würde die Wahrheit zu kurz kommen.

Außer dem Material, das völlig verloren gegangen, gibt es noch manches, das schwer ans Tageslicht zu fördern ist und nur durch das Zusammenwirken freundschaftlicher Kräfte beschafft werden könnte. Dem Verfasser hat es an Hilfe nicht gefehlt; im großen und ganzen aber

hat er sich doch auf seine eigene Kraft angewiesen gesehen. Wie beschränkt diese ist, weiß er selbst am besten, und darum hat er von vornherein darauf verzichtet, ein wohlabgerundetes Ganzes zu liefern und sich entschlossen, es bei einer Studie bewenden zu lassen. Doch hat er, um einigermaßen den Zusammenhang klarzulegen, eine systematische Übersicht der deutschen Bauerntrachten, wie solche aus der allgemeinen Mode und den politischen Zuständen heraus sich entwickelt haben, seiner Arbeit vorangestellt, außerdem bei jedem Volksstamme die Vorbedingungen angegeben, von welchen sein Kostüm noch im besonderen abhängig war. Sonst aber hat er das, was er gefunden, einfach wiedergegeben und sozusagen reliefartig, wie es die alten Künstler auf ihren Gemälden machten, nebeneinander hingestellt; er würde für diese Art der Darstellung sich einen Tadel gern gefallen lassen, wenn er nur die Überzeugung haben darf, daß niemand das Buch aus der Hand legen wird, ohne etwas daraus gelernt zu haben.

Einleitende Bemerkungen

Unter Volkstracht versteht man eine eigene Art von Tracht, die mehr oder minder von der grossen Mode abweicht und nur in bestimmten Bezirken Geltung hat, also gleichsam einen Dialekt des Modekostüms bildet. Allgemein verbreitet ist der Glaube, unsere Volkstrachten seien uralt; dies ist ein Irrtum; auch die älteste geht nicht über die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück; die meisten sind im Laufe des 17. entstanden und gar mancher Teil gehört dem 18. und selbst dem 19. Jahrhundert an. Nur wenige Stücke sind alte Familienstücke und nur in einer einzigen Gegend, sonst aber nirgends zu finden. Im allgemeinen bildeten sich die Volkstrachten aus Resten von stehengebliebenen Modetrachten heraus und gewannen dann ein um so seltsameres Aussehen, je weiter die grosse Mode auf ihrem Weltlaufe sich von ihnen entfernte. Aber wie man häufig noch an den Enkeln die Gesichtszüge der Ahnen erkennt, so lässt sich auch in der Volkstracht noch die Zeitmode erkennen, von welcher sie ihre einzelnen Stücke zurückbehalten hat.

Die Ausdehnung des Reiches und der schwerfällige Verkehr waren schuld, dass in früheren Jahrhunderten die Mode nicht überall zu gleicher Zeit und auch nicht auf gleiche Weise durchdringen konnte. Aus diesem Grunde gab es wol zu jeder Zeit Volkstrachten, die aber weiter nichts, als verspätete Modetrachten waren, und die man aufgab, sobald man der neuen Mode habhaft werden konnte. Die ganze Kultur im Mittelalter hatte einen internationalen Charakter; und so entwickelte sich auch die Tracht in den verschiedenen dem alles gleichmachenden Christentume unterworfenen Ländern in ziemlich übereinstimmender Weise. Erst als nach dem abgewelkten Mittelalter die politische Zerklüftung einriss und das Reich sich in hunderte von Territorien auflöste, von denen jedes sich selbständig geberdete, erst seit dieser Zeit sonderten sich die Deutschen mit Absicht, wie in so vielem andern, auch in der Kleidung von einander ab. Deutschland war das klassische

Land der Kleinstaaterei und der engen Gesichtskreise. Da gab es nur Höfe und Hinterhöfchen von Fürsten, Grafen und Herren; da gab es nur Reichsritterschaften, Reichsstädte, Reichsdörfer, Reichsklöster: aber ein Deutschland gab es nicht mehr. Um diese Zeit fingen die eigentlichen Volkstrachten an sich zu entwickeln; sie waren ein naturgemässes Produkt der öffentlichen Zustände. Die abgelegenen Dörfer und einsamen Höfe begannen eher mit der Ablösung von der grossen Mode, als die verkehrsreichen Städte; und so kam es, dass die ländlichen Volkstrachten schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts von der damals gültigen deutschen Mode sich losschälten, während die städtischen erst auf Grund der später folgenden spanischen Mode ins Leben traten.

Man darf indes nicht annehmen, die Volkstrachten seien, nachdem sie sich einmal gefestigt hatten, von der grossen Mode nicht mehr beeinflusst worden. Im Gegenteil; gerade die Mode war es, die den Volkstrachten frische Elemente zuführte und sie vor dem Erstarren bewahrte. Die Volkstrachten des 18. Jahrhunderts waren andere, wie die des 17., und die des 19. sind anders, wie die des 18. Jahrhunderts waren. Selbst wenn die Mode im Einzelnen nicht viel veränderte, so bestimmte sie doch das allgemeine Aussehen. Alles, was die Menschen thun, thun sie im Geiste der Zeit, in der sie leben und weben, ob sie sich dessen bewusst sind oder nicht. Von jeder Zeitmode sezte sich ein Rest von Exemplaren in gewissen Gegenden fest. Wo das Volk an den geistigen Kämpfen der Zeit wenig oder gar keinen Anteil nahm, veränderte sich auch die Tracht nur wenig oder doch sehr langsam. Ein Beispiel dafür liefert Altbaiern, wo die Tracht noch heute mancherlei Stücke aufweist, die dem 17. Jahrhundert angehören und während des dreissigjährigen Krieges entstanden sind, wie den kurzen Rock und den spizen Hut. Anders in schwäbisch Baiern und im Schwabenlande überhaupt; hier wurde das Volk von den Gärungen des 18. Jahrhunderts stark bewegt; und so gehört auch heute noch seine Tracht vorwiegend diesem Zeitraume an; der lange Rock, die engen Kniehosen, die Schnallenschuhe mit Strümpfen und der Dreispiz sind charakteristische Belege dafür. Wenden wir unsern Blick nach der Pfalz; die Pfälzer wurden seit Jahrhunderten zwischen Frankreich und Deutschland hin- und hergeworfen; sie lebten stets mitten im Verkehre der politischen Ideen und eigneten sich einen revolutionären Geist an, der stets mit dem Neuen ging. Aus diesem Grunde kamen die Pfälzer niemals zu einer eigenen Volkstracht; höchstens den elsässischen und badischen Grenzen entlang bürgerten sich Ansäze dazu ein; diese aber waren in der That elsässisch und badisch, aber nicht pfälzisch. Auch im Rheingaue bemerken wir etwas Aehnliches; hier ist jedoch nicht der Ideenverkehr und die Neuerungssucht an dem Ausbleiben einer Volks-

tracht schuld, sondern das Patriciertum, das seit alten Zeiten sich in dem an Reizen hochgesegneten Landstriche anzusiedeln liebte.

Auch gründeten sich die Unterschiede auf ethnologische Ursachen. Im ganzen östlichen Deutschland machte sich von altersher das Slaventum geltend; die Slaven waren mit der Völkerwanderung in das germanische Land gekommen und hatten sich hier sesshaft gemacht. Die Grenze, bis zu welcher sie nach Westen hin vordrangen, lief, im Süden beginnend, der Salzach und Rednitz, dann der Saale und Elbe entlang über den Sachsenwald und endigte bei Kiel. Erst im 13. Jahrhundert wanderten die Deutschen als Kolonisten in ihr urväterliches Land zurück; sie kamen meist aus Baiern, Thüringen, Franken und Sachsen. Was von slavischen Kostümstücken in die dortige Volkstracht überging, war uralt; dazu gehörte vor allem das weibliche Kopftuch, das heute noch im östlichen Deutschland ebenso gut, wie in Bosnien und der Herzegowina gebräuchlich ist Im westlichen Deutschland machte sich der niederländische Einfluss bemerklich. Bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus hatte sich die niederländische Tracht, die spanisch geworden, mit grosser Starrheit gegen die französische Mode behauptet; in Holland hatte der Verkehr auf der See manche kostümliche Eigenheiten erzeugt, die man sonst nicht kannte; beides wirkte zusammen, dem niederländischen Kostüm ein eigenartiges Gepräge zu geben Es wanderte einesteils den Rhein hinauf nach Westdeutschland, andernteils den Küsten der Nordsee entlang in das norddeutsche Tiefland ein. Ihr augenfälligstes Stück war der Kopfmantel, die „Hoike", die in Hamburg und Köln ebenso gut, wie in Amsterdam zu sehen war.

Die Kleidung in den Städten wurde so gut zur Volkstracht, wie die auf dem Lande, denn sie unterlag gleichermassen dem politischen Zeitgeiste. Doch ging sie ihre eigenen Wege und ahmte die ländlichen Trachten ebensowenig nach, wie die Mode. Der religiösen Aufregung im 16. Jahrhundert folgte im 17. die Abspannung, und diese machte sich auf allen geistigen Gebieten bemerklich. Die neue Lehre, die einen so hohen Flug genommen, verpuppte sich in dogmenähnliche Begriffe, die Gelehrsamkeit in Pedanterie, das öffentliche Leben in behäbiges Spiessbürgertum. Damals vollzog sich die Scheidung; jede grössere Stadt wurde zu einem eigenen Bildungscentrum und das Bürgertum jeder Stadt kehrte seine scharfkantige Individualität gegen Alles heraus, was seinen „Gerechtsamen" zu nahe kam. Unterstützt wurde diese Absonderung durch den elenden politischen Zustand, in den das Reich nach dem dreissigjährigen Kriege verfiel; man hatte keine Lust mehr, an den Welthändeln teilzunehmen, und auch kein Geld dazu; ja der grosse Geldmangel in allen Städten war vielleicht die Hauptursache, weshalb man sich in seine häuslichen Bezirke einspann und aus der

Not eine Tugend machte. Die Absonderung wurde zur Gewohnheit; und weil immer eine Sache die andere bedingt, so verpuppte man sich auch in seine Tracht; die Tracht selbst wurde demgemäss einer Puppenhülse ähnlich und nahm starre geradlinige Formen und dunkle Farben an. Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt a. M., Nürnberg, Augsburg, Ulm: jede Stadt hatte ihr eigenartiges Kostüm, und nur die Steifheit und Düsternis war allen diesen Kostümen gemeinsam. Erst im 18. Jahrhundert fing der Bann allmählig zu weichen an. Wol erbten sich Reste des Altherkömmlichen noch weiter fort; aber sie vermischten sich mit neuen Stücken, welche die französische Mode brachte; es war kein eigentlicher Kampf, diese Umwandlung, sondern eine Auflösung, wie sie ebenmässig in den politischen Zuständen der deutschen Welt vor sich ging.

Die Bauerntrachten vom 16. bis 19. Jahrhundert

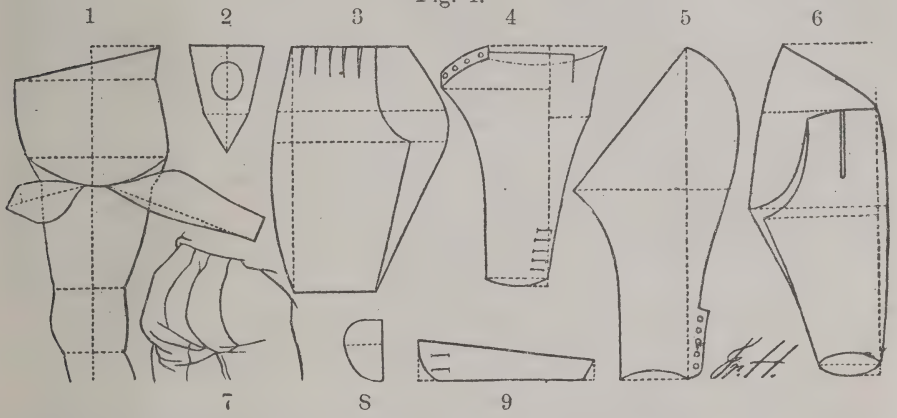
Die männliche Tracht

Die Hosen, wie man sie im Mittelalter trug, bestanden aus zwei langen Strümpfen, die man einzeln anzog und oben mit einem Gürtel oder einer Zugschnur um den Leib befestigte oder auch mit Nesteln an das Wams und selbst an das Hemd schloss. Da bei dieser Anlage jedoch der Unterleib keinen genügenden Schuz fand, so zog man ein paar kürzere Hosen, die unsern heutigen Schwimmhosen glichen und „Bruchen“ genannt wurden, darunter an; diese Bruchen waren uralt und schon den Franken und Normannen bekannt. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts verfiel man darauf, die Beinstrümpfe obenher durch Zwickel, die man vorn und hinten zwischen sie einsezte, zu verbinden (1. 1). Der hintere Zwickel war lang und wurde mit der Spize nach abwärts eingefügt; der vordere war kürzer und an seiner gleichfalls nach unten gewendeten Spize abgestumpft; er bestand aus zwei der Länge nach zusammengenähten Stücken, deren in die Mitte fallende Kante etwas gewölbt war, so dass beide Teile vereinigt einen flachen Beutel formten. Dieser Laz wurde nur untenher angenäht, oben aber mit Knöpfen oder Nesteln an die Beinstrümpfe geschlossen. Die tagewerkenden Leute konnten keine Hosen von starker Spannung brauchen; namentlich beim Bücken mussten die Hosen hinterwärts genügenden Raum haben. Um diesen zu gewinnen und so keine Spannung aufkommen zu lassen, verbreiterte man mit der Zeit die Hosen obenher an ihrer Aussenseite und wölbte sie zugleich an ihrer nach der hinteren Mitte fallenden Kante dergestalt,

dass beim Zusammennähen die Hosen hier eine gewölbte Schale bildeten. Dieser Schnitt machte den hinteren Einsazzwickel überflüssig.

So beschaffen waren die Bauernhosen am Anfange des 16. Jahrhunderts (7. 5. 6). Hosenträger gab es auch jezt noch nicht und man hielt die Hosen wie sonst mit Nesteln oder einem Gurte fest. Zunächst veränderte man den Laz; man sezte ihn jezt aus einem dreieckigen Zeugstücke, das in der Mitte rund ausgeschnitten war, und einer halbkugeligen Kapsel zusammen, die in den Ausschnitt passte (1. 2. 8). Die Kapsel indess stellte man noch immer nach Art des älteren Lazes aus zwei

Fig. 1.



1.7 Hosenschnitt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. (1 innere und äussere Seite des Beines mit dem halben Hinterzwickel und dem halben Laze; 7 Gesässteil der Hosen.) 2. 3. 8 Schnitt zu den spanischen Hosen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. (2 Laz, 3 Kniehosen, 8 halbe Schamkapsel.) 4. 5. 9 Hosenschnitt um 1700. (4 Vorderteil, 5 Hinterteil, 9 Bund.) 6 Hosenschnitt um 1790. (Das eine Hosenbein, gewöhnlich das linke, wurde, damit die sehr engen Hosen nicht spannten, etwas weiter geschnitten.) Nach K. Köhler, Trachten der Völker in Bild und Schnitt.

Stücken her, deren zusammenstossende Kanten nur etwas stärker gewölbt waren. Auch wattierte man die Kapsel, so dass sie ihre feste Halbkugelform keinen Augenblick verlor. Den Laz selbst nähte man mit der nach unten gewendeten Spize zwischen den Hosenbeinen fest (3. 3).

Die Hosenbeine bedeckten noch immer wie Strümpfe die Füsse zugleich mit (3. 4); doch fing man um diese Zeit an, den Fussteil abzutrennen (4. 5. 13. 3) und falls man es nicht vorzog barfuss zu gehen, den unbehosten Teil der Beine mit kurzen Strümpfen oder mit Schuhen und Gamaschen zu schüzen. Es sollen die Landsknechte gewesen sein, die zuerst die Unterschenkel mit Strümpfen verwahrten. Die Strümpfe

waren nicht gestrickt, sondern aus Leder oder sonst einem derben Stoffe zugeschnitten und zusammengenäht; sie gingen wie Socken nur bis zum Ansaze der Waden hinauf (8. 2) oder reichten bis über die Kniescheibe und wurden dann unter dem Knie gebunden und meist mit dem Kniestücke heruntergeklappt (2. 6) oder mit dem unteren Ende der Hosen überfasst und zusammengebunden (8. 1). In jedem Falle stiegen die Hosen über das Knie hinab, entweder nur bis an oder auf die Waden (22. 3; Taf. 30. 2) oder bis gegen die Knöchel (13. 3; 22. 5).

So trugen Bauern und Fuhrleute allgemein ihre Hosen bis zum Schlusse des 16. Jahrhunderts, ja in manchen Gegenden bis in das 17. Jahrhundert hinein (Taf. 10. 1); sie liessen sie damals hoch am Körper hinaufsteigen, fast bis unter die Arme, und nestelten sie oben an das „wollene Hemd", von dem wir sogleich sprechen werden. Den Schliz, der vorn vom oberen Rande bis zum Laze über den Bauch hinunterlief, schlossen sie gleichfalls mit Nesteln zusammen (53. 3).

Schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts fand eine Aenderung statt, die gleichfalls von den Landsknechten ausging. Damals kamen die Pluderhosen auf, ungeheure, mit Schlizen und farbigen Puffen bedeckte Säcke. Das waren keine Hosen für die Bauern; aber die Handwerker nahmen sie an, wenn auch nur in weit bescheidenerem Umfange (2. 2. 3. 8. 11). Die Pluderhosen bestanden eigentlich aus zwei Paar ineinandergeschobenen Hosen, aus Oberhosen und Futterhosen. Die Oberhosen, aus derbem Stoffe, reichten etwa bis an die Waden und waren nicht weiter, als das Bein es verlangte, aber, das Gesäss ausgenommen, in handbreite Länsstreifen zerteilt. Die Futterhosen bestanden aus zwei grossen Säcken von leichtem andersfarbigem Stoffe, die so lang waren wie das Bein. Diese Säcke wurden zuerst einzeln angelegt, dann die Oberhosen darüber gezogen und samt den Futterhosen unterm Knie verschnürt; so waren die lezteren genötigt, sich in Bauschen aus den Schlizen der Oberhosen hervorzudrängen. Das Gesäss dagegen wurde nach der Form der Hinterbacken ausgepolstert (2. 8) und die Schamkapsel bis zur Frivolität wattiert, dabei rechts wie links mit Flügeln aus farbigen Bandschleifen ausgeschmückt. Mit der Zeit schrumpften die Pluderhosen zusammen und wurden zu ziemlich kurzen Beinkleidern, welche nur die Oberschenkel (2. 6) und selbst diese bald nur noch halb bedeckten; aber die Strümpfe nahmen entsprechend an Länge zu. Die starken, bis zur Kugelform getriebene Wattierung dieser Hosen, wie die spanische Mode sie beliebte, fand im handwerkenden Stande keine Nachahmung; doch ersezte man hier wie dort den Hosenlaz mit seiner Kapsel immer häufiger durch einen einfachen Schliz.

Die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zur Geltung kommende spanische Mode brachte nebst den Oberhosen, die kugelig

ausgepolstert waren, noch Kniehosen, die oben weit und ebenfalls gepolstert, nach untenhin aber allmählig auf den Umfang des Beines ver-

Fig. 2.

Handwerkertrachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 Schuster, 2 Schneider, 3 Schmied, 4 Jäger, 5 Siebmacher, 6 Hausierer, 7 Seiler, 8 Mezger, 9 Fischer, 10 Fuhrmann, 11 Steinmez. (Jost Amman: Eygentliche Beschreibung aller Stände auff Erden 1568.)

jüngt waren. Die Ballonhosen blieben auf die vornehmen Leute beschränkt, die mit der Mode gingen; die Kniehosen aber (1. 2. 3. 8) fanden unter den niederen Ständen willigere Aufnahme; doch liess man hier die Wattierung ganz hinweg oder wendete sie nur mässig an, wie man denn hier die Bequemlichkeit niemals ganz aus den Augen liess. Die Hosen, unter den Knien gebunden, senkten sich alsdann etwas nach untenhin und zeigten einen mehr oder weniger freien Faltenfluss (2. 7. 9; 13. 2). Auch aus den modischen Hosen verlor sich anfangs des 17. Jahrhunderts die Wattierung; von jezt ab zeigten die Hosen der Städter und der Bauern wieder einen gemeinsamen Zuschnitt, nachdem er über hundert Jahre verschieden gewesen war.

Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts machte sich viel örtliches Belieben im Bauernkostüme geltend; am Oberrheine verblieb man bei zwei einfachen Säcken, die über die engen Strumpfhosen mit der Schamkapsel gezogen und mit dem oberen Rande unter dem Gesäss, mit dem unteren über den Knien befestigt wurden (Taf. 8. 1). Die Hosen, wie sie sonst in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts getragen wurden, unterschieden sich in „Pumphosen“ und „Schlumperhosen“; die Schlumperhosen waren gleichweit, die Pumphosen unten enger als oben; beide bestanden aus dicken Stoffen, unter den Bauern häufig aus Leder, und machten schwere Falten. Die Pumphosen gewannen den Vorrang (Taf. 23. 1; 35, 1) und wurden zu den eigentlichen Bauernhosen des 17. Jahrhunderts (Taf. 43. 1. 2; 44. 1); wie sie alle Hosen von anderer Form verdrängten, so liessen sie in manchen Gegenden auch keine neuen neben sich aufkommen; an den Mündungen des Rheins und der Elbe kann man sie heute noch sehen, namentlich unter den Schiffsleuten. Im südlichen Deutschland hielten sie weniger Stand; für die gebirgigen Gegenden waren sie nicht so geeignet, wie für die flachen; im baierischen Hochlande fanden sie sogar niemals Eingang; hier behaupteten sich die kurzen, passenden, unten offenen Kniehosen und die Wadenstrümpfe, die nicht einmal zusammengebunden wurden, sondern die Knie völlig nackt zwischen sich hervortreten liessen. Die Pumphosen bestanden aus zwei Säcken, die hinterwärts durch einen eingesezten Zwickel vereinigt waren und oben durch eine Zugschnur zusammen und um den Leib festgehalten wurden; darüber kam noch ein derber Ledergürtel zu liegen (Taf. 39. 1; 43. 1). Der Schliz vorn wurde mit Knöpfen geschlossen, die unter den Falten sich verbargen. Die Naht befand sich auf der Aussenseite und wurde häufig durch einen dicht mit Knöpfen garnierten Zeugstreifen verdeckt.

Nach einigen Schwankungen in den Hosenformen erschienen zu Anfange des 18. Jahrhunderts die engen Kniehosen; diese liessen im allgemeinen die Form des Beines erkennen (1. 4. 5. 9), verjüngten

sich etwas nach untenhin und endigten, den Strumpf überfassend, knapp unter dem Knie; hier fasste man sie mit einem Strumpfbande, das nur so lang als nötig war und mit einem Knopf oder einer Schnalle geschlossen werden konnte, oder umschnürte sie mit einem längeren Bande und verschleifte solches an der Aussenseite des Knies. Mehr und mehr aber liess man die Hosen unten offen stehen, in welchem Falle sie an der äusseren Knieseite geschlizt und der Schliz mit einer Nestelschnur oder einigen Knöpfen verschliessbar war (Taf. 6.1); durch diese Einrichtung machten die Hosen einen festen Anschluss, ohne dass sie spannten. Auch wurde es immer mehr Brauch, die Hosen obenher mit einem Bunde einzufassen, der vorn zusammengeknöpft, hinten aber mit einer Zugschnur, die durch einige Löcher lief, beliebig fest zusammengezogen werden konnte. Zugleich ersezte man den Schliz durch einen breiten Laz, dessen Kanten man eine abgesteppte Naht oder einen Streifen, glatt oder bestickt, folgen liess (Taf. 11.1). Zu beiden Seiten des Lazes pflegte man Taschen anzubringen, die zuerst wagrecht eingeschnitten und mit einer Klappe besezt, mit der Zeit aber winkelig eingeschnitten und wie der Laz an den Kanten verziert wurden. Die Hosentaschen waren nichts Neues; man hatte sie zuerst in den weiten Pluder- und Pumphosen angebracht; doch war ihr senkrechter Einschnitt in den vielen Falten nicht zu bemerken.

Hosen aus gelbem Hirschleder standen bei der ländlichen Bevölkerung sehr in Gunst; sonst fertigte man sie noch aus Tuch, Plüsch oder Sammet, dann aber gewöhnlich in Schwarz. Die ledernen Hosen stellte man mit nur einer Naht her, die auf die Aussenseite zu liegen kam, die tuchenen aber mit zwei Nähten. Die engen Kniehosen blieben durch alle Stände in Gebrauch, bis die französische Revolution die langen „Pantalons“ in Mode brachte, die das ganze Bein bis zu den Knöcheln bedeckten. Man sah sie in Deutschland zuerst bei den französischen Soldaten, die das linke Rheinufer überschwemmten; das war ein ungewohnter Anblick und man bezeichnete die Soldaten, eben weil sie keine Kniehosen oder Cülotten anhatten, sondern lange Hosen, mit „Sanscülotten“. Dieser Name ging bald auf alle Revolutionäre über, auch auf die deutschen, selbst wenn sie mit Cülotten bekleidet waren. Die Bauern zeigten einen dauernden Widerwillen gegen die langen Hosen; nur in verkehrsreichen Gegenden bequemten sie sich allmählig dazu; sonst aber gehören die Kniehosen noch heute zur bäuerlichen Garderobe.

Um die Zeit, da die engen Kniehosen aufkamen, erschienen die Hosenträger im Kostüme der handwerkenden Leute. Die Arbeitshosen sollten locker sizen und doch nicht herabgleiten; so verfiel man darauf, sie durch zwei Bänder festzuhalten, die man über die Achseln

legte. Da nun die Bänder sich weder vorn noch hinten kreuzten, so musste man sie, um sie am Herabgleiten von den Achseln zu hindern, auf Brust und Rücken mit einem Querstege verbinden (12. 3). Man legte die Hosenträger über das Hemd an, so dass sie ins Auge fielen, und erkannte bald, dass sich ein Zierstück daraus machen liesse. Man verbreiterte sie und ertigte sie aus farbigem Leder oder Wollstoffe, namentlich in Grün und Rot, fütterte sie auch mit weissem Leder, das man an den Kanten hervorstehen liess (Taf. 11. 1). Besonders der Bruststeg, der auch bei angezogenem Rocke noch sichtbar blieb, erwies sich als ein günstiges Feld für ornamentale Ausstattung. Unterhalb dieses Steges fügte man mancherorts noch einen Sondersteg in Gestalt eines römischen Fünfers (V) ein und schloss ihn mit der Spize gleichfalls an den Hosenbund (Taf. 11. 1; 37. 1).

Strümpfe (2. 6) waren bei den kurzen Hosen unerlässlich; im allgemeinen verblieb der Bauer dabei, seine Strümpfe oben mit den Hosen zu überfassen, während es unter handwerkenden Leuten von 1700 an etwa zwanzig Jahre lang üblich blieb, die Strümpfe nach der Mode über die Hosen hinaufgehen zu lassen, sie aber unter dem Knie zu unterbinden, so dass das Knie wie in einer Stulpe sass (12. 3. 7. 8. 12). Aus diesen Strümpfen, die meist von Leder, entwickelten sich dann die bekannten schweren „Kanonenstiefel".

Bevor die Kunst des Strickens verbreitet war, schnitt man die Strümpfe, wie schon oben bemerkt worden ist, zu, und zwar aus Tuch oder Leder. Den Schaft schloss man hinten herauf mit einer Naht und sezte den Fuss besonders ein, oder man schnitt Fuss und Schaft im ganzen zu. Um in diesem Falle die für die Knöchel nötige Weite zu erzielen, sezte man besondere Zwickel ein, die man nach Belieben verzierte. Die farbigen Zwickel behielt man bei, auch als man die Strümpfe strickte; sie sind noch in den heutigen Volkstrachten zu sehen. Der gemeine Mann trug nur von Wolle gestrickte Strümpfe.

Leute, die bei Wind und Wetter üble Wege und dichtes Gestrüpp passieren mussten, wie Jäger und Fuhrleute, besassen an den Strümpfen keinen genügenden Schuz. Schon im Mittelalter, da man die langen Strümpfe als Beinbekleidung trug, suchte man seine Beine auf mancherlei Weise zu sichern. Die Limburger Chronik, die uns über viele kostümliche Eigenheiten des Mittelalters Aufschluss giebt, macht zum Jahre 1362 eine auffallende Bemerkung: „Item in diesem Jahr vergingen die grossen weiten kurzen Lersen und Stiefel, die hatten oben rotes Leder und waren verhauen, und die engen langen Lersen gingen an mit langen Schnäbeln. Diese Lersen hatten Krappen, einen Krappen beim andern, von der grossen Zehe an bis oben hinaus,

und waren hinten auf genestelt bis halb in den Rücken.“ „Lersen“ ist ohne Zweifel eine Abkürzung von Lederhosen, denn man findet statt Lersen auch den Namen „Ledersen“. Die Lersen waren also lederne Langstrümpfe mit Füssen; jeder Strumpf wurde von der grossen Zehe an bis obenhin mit einer dichten Reihe von Krappen zusammengehaftelt, beide Strümpfe aber vom Gesäss an bis ins Kreuz mit Nesteln aneinandergeschlossen; so wenigstens scheint dieser Bericht sich erklären zu lassen. Es sind hier offenbar Ueberstrümpfe

Fig. 3.

1 2 3 4 5

Bauern- und Bürgertrachten im 16. Jahrhundert. (1. 4. 5 nach Hans Burgkmair, 2 nach Hans Schäuffelin 1520, 3 nach Hans Weigel 1577.)

gemeint, denn die Chronik selbst nennt sie einen Ersaz für die früher üblichen kurzen Lersen und Stiefel. Die langen Fussschnäbel waren Modesache; unter „verhauen“ verstand man Löcher, die als Zierat nach gewissen Mustern mit dem Locheisen eingeschlagen und dann mit farbigem Fütterstoffe unterlegt waren.

Bis in das 17. Jahrhundert hinein blieben die langen ledernen Ueberstrümpfe namentlich unter den Fuhrleuten eine notwendige Schuzhülle (3. 3; 8. 4; 11. 1; 22. 2). Jeder Strumpf hatte oben an seiner Innenseite eine lange Lederschlinge oder Strupfe (Taf. 30. 2), mit welcher er am Leibgurte festgehalten wurde, wenn schlechtes Wetter es nötig machte; sonst liess man ihn umgeschlagen frei über das Bein herab-

hängen. Ausser diesen beinlangen Lederstrümpfen gab es auch kürzere, die unter dem Knie gebunden und oben umgekrempt wurden, so dass das Knie unbedeckt blieb (8. 3. 5). Aehnliche Strümpfe waren vom Knöchel bis über die Waden hinauf geschlizt und wurden hier nach Art von Gamaschen mit Knöpfen geschlossen oder mit umgewickelten Riemen am Beine festgehalten. Die Sohle war mit einer Holz- oder Lederplatte verstärkt (3. 1. 2).

Fusslose Gamaschen waren schon im 15. Jahrhundert bekannt; sie glichen den Wadenstrümpfen unserer Gebirgsbewohner, denn sie

Fig. 4.

1 2 3 4 5

Bauerntrachten um die Mitte des 16. Jahrhunderts. (1—4 nach Hans Sebald Beham um 1540; 5 nach Rudolf Meyer 1530.)

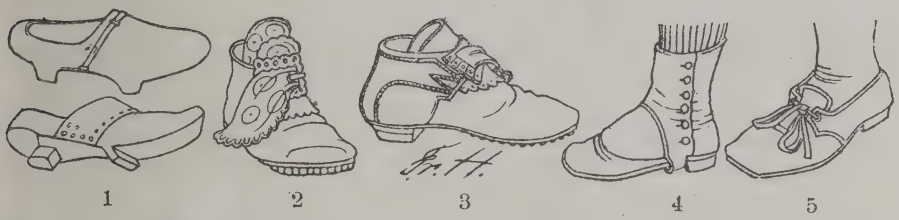
deckten den Unterschenkel nur vom oberen Wadenende an bis gegen die Knöchel; es waren Röhren aus starkem Leder, die aussen am Beine herunter zugehakt oder mit Schnallen und Riemen geschlossen werden konnten (6. 3. 4).

Unsere heutigen Gamaschen (9. 5) stammen aus soldatischen Kreisen; der Preussenkönig Friedrich Wilhelm I. führte sie bei seinen Soldaten ein, um die damals üblichen schweren Stiefel durch einen leichteren Beinschuz zu ersezen. Aehnlich den alten Lederstrümpfen stiegen die Gamaschen damals mit einer Stulpe über das Knie hinauf, während sie unten den Fussrücken zur Hälfte bedeckten. Mit einem Stege, der unter der Sohle herlief, wurden sie auf dem Schuhe festgehalten und

aussen am Bein herauf bis zum Ansaze der Stulpe mit vielen Knöpfchen geschlossen. So trägt das Bauerntum noch heute seine Gamaschen, entweder hoch bis zu den Kniehosen oder kurz bis zu den Waden (5. 4), von Leder, schwarz oder naturfarbig, wie auch von grauer Leinwand oder dunkelblauem Tuche.

Aus dem Lederstrumpfe entwickelte sich der Stiefel (4. 1–4), der in der Folge mit steifem Schafte versehen, zur Reitertracht wurde und erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts aufhörte, es ausschliesslich zu sein; er fand nun auch bei den Fussgängern Aufnahme und kam so wieder zu den Bauern, die ihn heute noch tragen. Sie steigen entweder bis zu den Kniehosen hinauf oder lassen zwischen sich und den Hosen einen Teil des Strumpfes blicken, über den herauf sie häufig mit gekreuzten Lederriemen an den Hosen festgebunden werden.

Fig. 5.



1 2 3 4 5

1 Holzschuhe (Schleswig); 2. 3 Knöchelschuhe mit Schnalle, Spann- und Seitenlaschen (Hessen); 4. 5 Gamasche und niedriger Schuh mit Spann- und Seitenlaschen (Braunschweig).

Der Schuh ist die eigentliche Fussbekleidung des Bauern von alters her. Der älteste Schuh war ein „Bundschuh"; dieser bestand anfangs nur aus einer Sohle mit Schlizen am Rande und hindurchgezogenen Binderiemen, dann aus einem wirklichen Schuhe mit langen Riemen, die um die Unterschenkel gewickelt wurden. Der Bundschuh verblieb in der Bauerngarderobe bis in das 16. Jahrhundert hinein; während des Bauernkrieges führte ein Teil des aufständischen Landvolkes den Bundschuh in der Fahne und nannte sich nach ihm. Später liess man die langen Riemen hinweg und schloss den Schuh über dem Rist mit Schnallen und Riemen (7. 4) oder mit schmalen Lederschnüren (7. 3), wie es heute noch mit den bäuerlichen Werktagsschuhen geschieht. Für die Festtage jedoch liess man die Schuhe nach der Mode niemals unbeachtet. Im 15. Jahrhundert trug der Bauer seine „Schnabelschuhe" so gut, wie der vornehme Mann (6. 1–5), und anfangs des 16. Jahrhunderts seine „Kuhmäuler", die vor den Zehen breit abgeschnitten waren. Den Kuhmäulern folgte der

spanische Schuh, ein einfacher gespizter Schuh mit niedrigem Fersenstücke (2. 1—7. 11). Um 1600 erhielt der Schuh diejenige Form, die teilweise noch heute in der Volkstracht gültig ist (5. 2. 3. 5); man sezte den Schuh aus einem Vorder- und einem Fersenblatte zusammen, die man unter den Knöcheln mit einander vernähte. Das Fersenblatt liess man rechts und links in eine Lasche übergehen und fasste beide Laschen über dem Spannblatte mit einer verschleiften Schnur zusammen (12. 4); auch fügte man einen tüchtigen Absaz hinzu, der bisher gefehlt hatte. Das Spannstück liess man allmählig über die Fussbeuge hinaufwachsen und behandelte den überschüssigen Teil als Zierstück, fütterte ihn mit rotem Leder und klappte ihn auf den Spann herunter; die Bindebänder ersezte man durch eine Schnalle von Weiss- oder Gelbmetall (12. 7. 8), die sich in manchen Gegenden zu einem Schmuckstücke von ungewöhnlicher Grösse auswuchs (5. 2). Auch färbte man, als die Mode es verlangte, die Sohlenränder rot. Und als die Mode das Spannstück wieder niedrig schnitt, die Seitenlaschen verkleinerte oder ganz hinwegliess und die Schnalle mit federnden Häkchen auf der Unterseite in das Oberleder eindrückte, machte die Bauernschaft gegendweise auch diesen Wechsel mit. Neben Schuhen dieser Art behauptete sich unentwegt der alte plumpe Holzschuh, ein hohler Knöchelschuh ohne irgend welches Bindemittel, doch häufig mit eisernen Bändern beschlagen. Man kennt den Holzschuh noch heute im Süden wie im Norden (5. 1); seine Langlebigkeit verdankt er zumeist dem Umstande, dass das Wasser, zumal das Seewasser, welches das Leder verdirbt, ihm nichts anhaben kann.

Den Oberkörper pflegte der Bauer seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis zum Anfange des 18. mit dem wollenen Hemde zu bedecken. Es war dies kein Hemd im heutigen Sinne, sondern ein völliger Rock, der im Zuschnitte dem alten „Waffenrocke“ ähnlich sah (3. 5), denn er griff wie dieser mit seinen Brustblättern übereinander und wurde seitwärts geschlossen. Beide Brustblätter waren gleich gestaltet, entweder viereckig (13. 1) oder dreieckig mit einer schrägen Vorderkante (Taf. 10. 1; 39 1; 43 1), die von der Halsgrube nach einer Hüfte hinablief; hier endigten die Blätter mit einer Spize, die weit über den angesezten Schoss hinausragte, denn dieser stiess mit seinen Vorderkanten vor der Mitte des Leibes nur gerade zusammen; an diesen Spizen wurden sie festgehakt oder angenestelt. Im Rücken waren sie mit einer Naht verbunden, so dass also jedes Blatt aus einem halben Vorder- und Hinterstücke bestand. Durch Einnähte auf jeder Seite sowie durch Achselnähte erhielten sie einen passenden Siz auf den Körper. Der Schoss, auch hinten geteilt, wurde gewöhnlich in die Hosen untergesteckt: die Aermel, ziemlich eng, konnten unten zurückgeschlagen

werden, weshalb die äussere Naht hier ungeschlossen blieb. Man trug dies Hemd stets in lichten Farben, vorwiegend in Rot; der rote „Brustfleck", der noch heute in der Bauerntracht üblich ist, entwickelte sich aus dem Leibe dieses Hemdes, den man ohne Schoss beliess (Taf. 11. 1).

Indes war auch das eigentliche Hemd von Leinwand in der Bauerngarderobe nicht unbekannt; man nestelte schon im Mittelalter die engen Hosenstrümpfe daran fest. Doch war das Leinenhemd vorn nicht übereinanderschlagbar, sondern mitten vor der Brust mit einem langen Schlize geteilt (2. 10; 3. 3; 43. 3) und am Halse mit einer schmalen Leiste gefasst, an der es zusammengebunden wurde, oder mit einem heruntergeklappten Kragen versehen. Von der Leiste und dem Kragen gingen die Eigenheiten aus, welche die künftige Mode brachte. Einmal sezte sich auf der Leiste eine schmale Krause fest, die mit der Zeit in die Höhe und Breite wuchs, dergestalt, dass man sie schliesslich vom Hemde lostrennte und als eigenes Kostümstück behandelte; so entstand die Radkrause oder Kröse, die einem kleinen Mühlsteine an Grösse gleichkam und wie ein Teller den Kopf auf sich ruhen liess, zuerst wagrecht über die Schultern starrend, dann wie unfähig, ihr eigenes Gewicht zu tragen, sich ringsum auf den Oberkörper niedersenkte. Doch legte der Bauer diese Mühlsteinkröse nur an Festtagen an (15. 2–4) und dann nur von minder unförmiger Gestalt. Eine lockere unregelmässige Fältelung wurde während des dreissigjährigen Krieges vielfach beliebt (17. 2). Auch der heruntergeklappte Hemdkragen (Taf. 30. 2) machte seinen Weg und wurde sogar von den Bauern mehr bevorzugt, wie die Kröse; man hörte auf, ihn völlig herunter zu schlagen, sondern richtete ihn schräg in die Höhe, so dass er wie eine auf der Vorderseite halbierte Düte aussah, in deren Spalt der Kopf sass. Der Spalt ward an keiner Stelle zusammengebunden und der Kragen niemals vom Hemde getrennt, anfangs glatt belassen oder mit einem schmalen gefältelten Streifen gerändert (16. 7; Taf. 10. 1), zulezt aber von unten nach obenhin durchaus gefältelt (Taf. 35. 1). Namentlich an Feiertagen war es Brauch, das linnene zugleich mit dem wollenen Hemde, und zwar unter dasselbe, anzulegen (Taf. 39. 1). Da nun auch das Wollhemd mit solchem dütenförmigen Kragen ausgestattet war (Taf. 43. 1) und nicht selten auch noch der Rock (Taf. 35. 1), so kam es vor, dass der Kragen zwei- und dreifach ineinandergesteckt den Kopf umstarrte; doch waren die äusseren Kragen durchaus glatt und niemals gefältelt, dabei immer farbig.

Der Dütenkragen wich jedoch während des dreissigjährigen Krieges vor einem Kragen zurück, der mit den Schweden in das Land kam. Der Schwedenkragen war gross, im Zuschnitt ein mehr oder weniger breites Rechteck, und legte sich ringsum schräg auf den Oberkörper nieder, anfangs locker und faltig, später mit glatter gesteifter Fläche.

Vorn wurde er mit Schnüren zusammengebunden, deren Enden mit Quästchen geschmückt waren. Der Kragen wechselte mannigfach im Zuschnitte, allein der obere Rand, der an den Hals zu liegen kam, bildete stets eine gerade Linie. Die Halsrundung wurde dadurch erzeugt, dass man den Kragen nach dem Halsrande hin in Falten legte, diese festnähte und dann zusammenklebte. Aber der Kragen war bald hinten und vorn breiter, als auf den Schultern, bald vorn nach der Brust hinab etwas schmäler. hinten im Rücken aber etwas breiter oder umgekehrt, nicht selten auch an den Ecken abgerundet oder durchaus gerundet und dabei nur halb so breit, wie gewöhnlich. In solchen Formen sah er noch lange Jahre die Kröse neben sich; er erhielt sich in der Bauerntracht bis tief in das 18. Jahrhundert hinein, während er in der Modetracht einesteils zu schmalen Beffchen zusammengeschnitten wurde, wie sie heute noch unsere Geistlichen vor dem Halse tragen, andernteils durch die Halsbinde gänzlich verdrängt wurde; lezteres geschah bald nach der Mitte des 17. Jahrhunderts; doch erst um 1700 erschien die Halsbinde in der Bauerntracht; bis dahin hatte der Bauer, wenn auch nicht durchgängig, den Hals nackt getragen.

Die Halsbinde kam von den Soldaten her, die bei rauher Witterung ein schmales Tuch um den Hals legten, um ihn wärmer zu halten (7. 4); als sie Modesache geworden, behielt man sie auch im Sommer bei. Um 1660 fing man an, das Halstuch künstlich zu verschlingen; man unterschlug zuerst die langen Zipfel, die man nicht abschneiden wollte, und band sie mit eingelegten farbigen Bändern am Knoten fest; dann machte man zwei grosse Schleifen daraus, um sie endlich wieder auf ursprüngliche Weise anzulegen und mit den Enden frei herabhängen zu lassen. Erst, als dies geschah, nahm auch der Bauer die Halsbinde allgemein an (16. 8. 9); doch verzichtete er auf jede künstliche Verschlingung, welche die grosse Mode nicht müde wurde zu erfinden: ausserdem verschmähte er das weisse Halstuch, das bis dahin fast ausschliesslich gebräuchlich war; sein Halstuch war schwarz oder rot, doch auch buntfarbig oder wenigstens an den Zipfeln bunt bestickt; er verknotete es vor dem Halse und liess die Zipfel frei herabfallen oder seitlich hinausstarren; an einigen Orten befestigte er den Knoten mit einer silbernen Nadel (17. 9); an andern fasste er das Tuch mit einem Metallringe vor der Halsgrube zusammen und steckte die Zipfel seitwärts unter den Brustfleck (17. 6).

Um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert legten die Bauern zunächst über das Hemd den Kittel, der rundum geschlossen, oder den Rock an, der vornherab durchaus geöffnet war.

Der Kittel reichte bis zu den Knien und war mit seinem Schosse im ganzen zugeschnitten; schon von den Schultern an erweiterte er

sich mässig und wurde mit einem Gürtel um die Taille zusammengefasst. Brust- und Rückenstück hatten den gleichen Zuschnitt; die Aermel waren weder eng noch übermässig weit und sassen in den Verbindungsnähten beider Stücke, die zu ihrer Aufnahme nur flach, aber ziemlich lang ausgeschnitten waren. Der Kittel hatte einen Brustschliz oder ein grosses, besonders nach vornhin stark erweitertes Halsloch (7. 5. 6). Der Brustschliz stieg gewöhnlich bis zum Gürtel hinab und konnte zugehakt oder verknöpft werden; nicht selten legte er sich mit schmalen Brustklappen auseinander, die nach dem Gürtel hinab spizig verliefen (6. 3). Das enge Halsloch umsäumte ein niedriger, stehen-

Fig. 6.

1 2 3 4 5

Bauern- und Handwerkertrachten aus dem 15. Jahrhundert. 1 Lederer und Schuhmacher; 2 Zimmermann und Maurer; 3. 4 Bauern; 5 Handelsmann (1—4 nach kolorierten Federzeichnungen eines sogenannten Schachzabelbuches auf der Universitätsbibliothek zu Würzburg; 5 nach Jakobus de Cessolis).

der Kragen, der mit Nestelschnüren vor dem Halse zusammengebunden werden konnte (6. 1. 2).

Um die nämliche Zeit befanden sich in der Bauerngarderobe noch mehrere rock- oder jackenförmige Gewandstücke. Eines davon war aus der alten Schecke hervorgegangen; es lag locker oder scharf am Oberkörper an, hatte aber durchweg weite Aermel und einen faltig angesezten Schoss. Dieser lag entweder rundum in gleichmässigen Falten und war mit umgewendeter Naht angeheftet (3. 1), oder er wies nur im Kreuz einige Falten auf (8. 1), die gewöhnlich besonders eingesezt waren. Man erzielte sie dadurch, dass man ein Stück aus dem Rückenteile des Kleides herausschnitt und ein anderes von gleichem Stoffe dafür einfügte, das breiter war, aber auf die Lücke passend in Längs-

falten zusammengeschoben und obenher mit umgewendeter, an den Seiten herab mit gewöhnlicher Naht befestigt wurde. Das Halsloch war sehr gross, nach untenhin gespizt, und wurde durch ein Unterwams oder durch das Hemd ausgefüllt. Ein anderes Ueberkleid bestand in einem Rocke mit Kapuze; dieser stieg etwas über die Hüften herab (8. 2), stand an beiden Seiten offen und wurde um die Taille mit einem Gurte zusammengefasst; die Bedeckung der Arme blieb einem Unterwamse überlassen (8. 6).

Beide rockförmigen Gewandstücke verschwanden, als man den Kittel (7. 5. 6) vorn von oben bis unten aufschnitt und so einen richtigen

Fig. 7.

1 2 3 4 5 6

Trachten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 Jude; 2 Mann in Trauer; 3. 4 wandernde Handwerksleute; 5. 6 Bürger (1. 2. 5. 6 nach Burgkmair; 3. 4 nach Dürer).

Rock daraus machte, den man nicht mehr über den Kopf herab, sondern vom Rücken her anzog. Er besass keine Taille (8. 3) und glich einem Sacke, der im Boden ein Loch für den Kopf hatte, vorn herab aufgeschnitten und zu beiden Seiten des Halsloches mit Aermeln besetzt war. Die Aermel waren weit, wie das ganze Gewand. Der einzige Schmuck bestand, jedoch nicht durchweg, in schmalen Brustklappen, wie sie auch der Kittel mitunter sehen liess. Unter dem Namen Bauernschaube gewann dieser Rock eine grosse Verbreitung, denn er war ein sehr bequemes, zu jedem Geschäfte taugliches Kleid und wurde deshalb auch von Handwerkern, nach der Mode etwas zuge-

stuzt, allerorts getragen (2. 2), entweder durchaus offen und ungegürtet oder nur vor dem Halse zusammengehakt. In anderer Form hatte die Bauernschaube sehr weite Brustblätter, so dass sie vorn übereinandergeschlagen werden konnte (8. 5), wobei sie mit der Schwertkoppel zusammengefasst wurde. Sie legte sich oben meist kragenartig auseinander oder war auch hier übereinanderschlagbar, um in der Achselgegend vernestelt zu werden (4. 5).

Neben den taillenlosen Schauben kamen bald auch solche mit leicht eingezogener Taille auf, die grosse Verbreitung gewannen. Die

Fig. 8.

1 2 3 4 5 6

Bauerntrachten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. (1. 2. 6 nach Hans Burgkmair; 3. 5 nach Hans Sebald Beham; 4 nach Albrecht Dürer.)

Taille wurde auf die einfachste Weise dadurch hergestellt, dass man den Rock hinten in einige Längsfalten zusammenfasste und diese im Kreuze festheftete (4. 1; 22. 2).

Alle diese Röcke waren mit ihrem Schosse im ganzen zugeschnitten; seit 1530 etwa erschienen aber auch Röcke mit angesetztem Schosse; diese wurden vorzugsweise unter den Fuhrleuten beliebt und blieben bis weit in das 17. Jahrhundert hinein für diese charakteristisch (Taf. 30. 2). Der Fuhrmannsrock hatte einen kurzen glatten Leib (10. 1–5) und einen etwas längeren, ringsum in gleichmässige schmale Längsfalten gelegten Schoss, der mit überschlagener Naht an den Leib festgeheftet

war. Am Halsloche erhob sich ein stehender Kragen, der an seinen vorderen Kanten senkrecht abgeschnitten war oder auch in Brustklappen überging. Die Armlöcher sassen ziemlich tief auf den Achseln, und die Aermel, eng oder halbweit, waren immer bequem. Der Schoss liess stets die Knie unbedeckt. Häufig kam an Brustklappen und Kragen der anders gefärbte Futterstoff zum Vorschein und dem unteren Saume folgte eine schmale Borte. Auch dieser Rock wurde nur offen getragen, weshalb ihm auch alle Knöpfe oder sonstige Verschlussmittel fehlten; aber er erhielt mit der Zeit zwei Seitentaschen, die in den Faltenschoss eingeschnitten und mit glatten Deckeln versehen wurden.

Die im ganzen geschnittene Bauernschaube blieb von der Mode nicht unberührt; wenigstens für die Festtage erhielt sie ein etwas vornehmeres, aber auch etwas steiferes Aussehen (Taf. 35. 1); sie lag an den Schultern fest an und erweiterte sich von den Armlöchern an nach unten hin; dabei war sie ringsum durchaus in gleiche Längsfalten geriefelt, an den Achseln mit geschlitzten Wülsten, am Halsloche mit einem Stehkragen, der in Brustklappen überging, und vorn an den Aermeln mit Umschlägen ausgestattet. Ihre fröhlige Farbe war einem absoluten Schwarz gewichen und kam nur noch an Kragen, Aufschlägen und einer Saumborte zum Vorscheine.

Indess war es gerade die schlichtgebliebene Bauernschaube, der eine glänzende Zukunft vorbehalten blieb. Von den Bauern ging sie zu den Soldaten über, denen sie bei Wind und Wetter treffliche Dienste leistete; und so gelangte sie auf den Schultern der Offiziere in die höchsten Kreise. Dies geschah zur Zeit des dreissigjährigen Krieges; damals lernten sie auch die französischen Offiziere schätzen, und so wurde sie dem Könige Ludwig XIV. bekannt; dieser, der einen guten Blick für kostümliche Sachen hatte, verschmähte es nicht, mit dem deutschen Bauerngewande die luftige Herrlichkeit seines Kostüms zu bedecken, wenn die Unbilden des Wetters sie bedrohten. So wurde die Bauernschaube hoffähig und fesselte nun die Aufmerksamkeit der Mode im höchsten Grade. Bald nahm sie denn auch ein vornehmes Aussehen an; sie erhielt jezt eine lange geschmeidige Taille, lange Schösse mit breiten Taschen vorn, an den Aermeln gewaltige Aufschläge und eine Knopfreihe vornherab, so dass sie von oben bis unten geschlossen werden konnte. Auch in der Farbe wurde sie vornehm, und so konnte es denn nicht wundernehmen, dass auch ihr Name jezt vornehmer klang, wie früher. Sie hiess nun „Justaucorps“, und als Justaucorps kehrte sie wieder nach Deutschland zurück. So war es die Bauernschaube allein, die die grossen Veränderungen bewirkte, welche das moderne Kostüm einleiteten.

Der Justaucorps fand unter den Handwerkern und Bauern ebenso willkommene Aufnahme, wie in der vornehmen Welt (12. 7), und machte

hier alle Veränderungen durch, welche die grosse Mode brachte. Das Rückenblatt, sonst im ganzen geschnitten, erhielt einen angesezten Schoss und wurde aus zwei Stücken zusammengefügt, deren verbindende Naht mitten auf den Rücken fiel. Die Schösse wurden weiter; sie

Fig. 9.

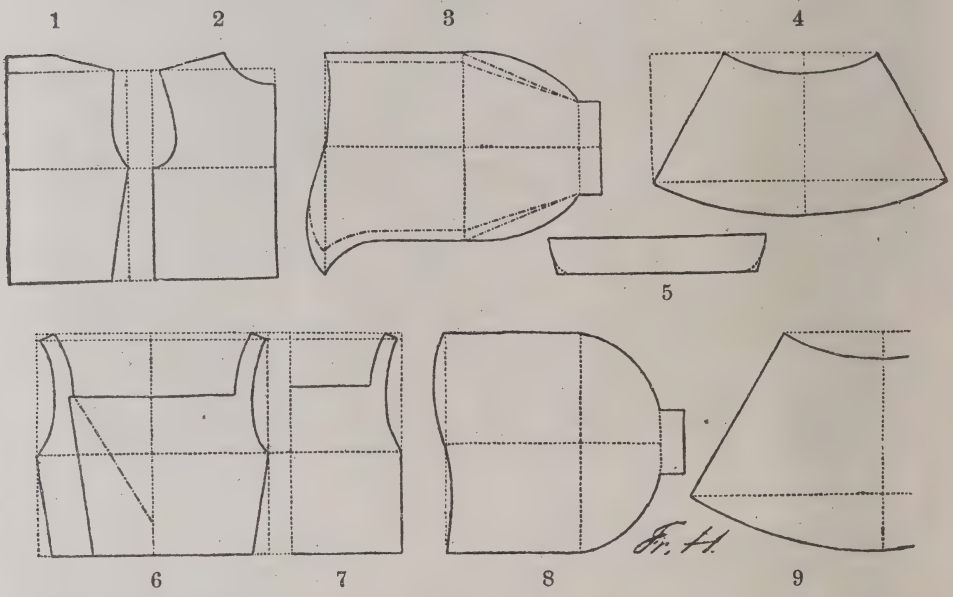
1 2 3 4 5

1 fränkischer Bauer: Rock blau mit weissen Knöpfen, rotgefassten Aermelpatten und rotem Futter, Hut und Stiefel schwarz· 2 böhmischer Bauer aus Eger: Wams olivenbraun und schwarz gefasst, Weste schwarz mit bronzierten Knöpfen, Hosenträger schwarz mit Bronzeknöpfen, Hosen, Stiefel und Halstuch schwarz, Strümpfe weiss· 3 Schäfer aus dem Braunschweigischen: Rock weiss mit rotem Futter und roter Schnurfassung, Weste, Hut und Schuhe schwarz, Hosen weiss, Strümpfe blau; 4 schlesischer Bauer: Rock schwarz (oder dunkelblau) mit ebensolchen Knöpfen, Hut und Stiefel schwarz; 5 Bauer von der Schwalm in Kurhessen: Rock schwarz mit hellblauem Futter, Gamaschen samt Knöpfen dunkelblau, Schuhe und Hut schwarz. (Nach Albert Kretschmar: Deutsche Volkstrachten. Original-Zeichnungen mit erklärendem Text. Leipzig 1870.)

bildeten an jeder Hüfte einige Falten, die spiz von einem Knopfe ausgingen, und standen steif vom Körper ab. Die Schnittränder der Schösse fielen in diese Falten, wurden aber nicht mit einander vernäht, sondern unten mit einigen Stichen oder einem Knopfe aneinandergeschlossen. Die Taschen, bald senkrecht, bald wagrecht in die Schösse eingeschnitten,

erhielten Deckel oder Patten, sowie am Schnittrande einen Besaz von drei oder vier Knöpfen. Um 1730 kam der steife Schoss mehr und mehr ausser Mode; die Seitenfalten verminderten sich und wanderten samt den Knöpfen nach hinten; um 1770 sezten sie sich unten an den Rückennähten des Oberteiles fest (9. 1. 4). Seitdem wurde der Rock immer schlotteriger, weiter und länger, oft übermässig lang, so dass er häufig im Rücken kaum mehr, als die Füsse sehen liess. Um 1790 erhielt er

Fig. 10.



1—5 Bauernrock (1 Rückenblatt, 2 Brustblatt, 3 Aermel, 4 ein Sechstel des Schosses, 5 Kragen); 6—9 Bauernwams (1 Brustblätter, 2 Rückenblatt, 3 Aermel, 4 halber Schoss). 16. Jahrhundert. (Nach Karl Köhler: Trachten der Völker in Bild und Schnitt.)

einen kleinen Stehkragen, der in Brustklappen überging; die Armlöcher waren weit, die Aermel aber eng und machten an den Achseln einen kleinen Vorsprung; der Aufschlag unten umfasste dicht anschliessend den Aermel. Unsere heutige Volkstracht bietet noch Beispiele für den Wechsel, den die Röcke durchgemacht haben (9. 1. 3–5). Es giebt selbst noch Röcke, die der alten Bauernschaube gleichen und weder Taille noch Kragen noch Brustklappen, ja nicht einmal Knöpfe haben und mit Haken und Oesen geschlossen werden (Taf. 11. 1).

Neben dem Rocke spielte das Wams keine untergeordnete Rolle. Mit dem Namen „Wams“ bezeichnete man jeden Rock, der den Oberleib knapp umschloss und mit Aermeln und kurzen Schössen versehen war. (Taf. 8.1) Im 16. Jahrhundert erschienen Wämser von zweierlei Form, von deutscher und spanischer. Das deutsche Wams war das ältere (10.6–9); es hatte eine kurze Taille, einen weiten Halsausschnitt, übereinanderschlagbare Brustblätter mit geradegeschnittenen Vorderkanten, ein im ganzen geschnittenes Rückenblatt und einen mässiglangen Schoss. Die

Fig. 11.

1 2 3 4 5 6

Trachten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 Jäger, 2 Bergknappe, 3 Zimmermann, 4 Koch, 5. 6 Pilger. (1. 5. 6 nach Burgkmair, 2 nach Hefner-Alteneck, 3 nach einem fliegenden Blatte, 4 nach einem Kartenblatte.)

Zeit brachte ihm mancherlei Veränderungen: Schlize, gepuffte Aermel mit Achselnestern, engen Halsausschnitt mit Kragen und kurzen Schoss, der jedoch niemals geschlizt wurde (2.8; 11.3). Das spanische Wams (2.6.11) hatte eine längere und engere Taille, mitten auf der Brust zusammenstossende Brustblätter mit gewölbten Kanten, die es möglich machten, das Wams hier zu wattieren (13.2), ein aus zwei Teilen zusammengesetztes Rückenstück und enge Aermel, die im Oberarme gepufft und ausgestopft, vielfach auch mit Achselnestern besezt waren; eine Reihe von enggesezten Knöpfen diente zu seinem Verschlusse. Die Handwerker verschmähten es nicht, das Wams im unteren Teile der Brust zu einem sogenannten „Gansbauche“ auszupolstern, wenngleich sie die Polsterung nicht übertrieben (2.6.11; 28.3.5).

Das Wams, wie wir es heute kennen (9. 2; Taf. 19. 2), hat nichts mit dem alten deutschen oder spanischen Wamse gemein; es ist nichts weiter, als der obere Teil eines Rockes. Im Anfange des 17 Jahrhunderts kam es als eine taillenlose bis an die Hüften verkürzte Bauernschaube (2. 2) vor und war vornherab mit Knöpfen und Knopflöchern besezt. Allen Wandlungen des Rockes folgend trat es mit und ohne Steh- und Klappkragen auf, sowie mit und ohne Brustklappen. So ist es heute noch; im allgemeinen hat es keine Taille und ist gleichweit; selten nur zeigt es einen kurzen Schoss, und dieser ist dann hinten mehrteilig aufgeschnitten oder in Fältchen geschoben, die nach altem Rockmuster unter den beiden Rückenknöpfen spiz zusammenlaufen. Zu dem Geschlechte der Wämser zählen dann noch die Lodenjoppen unserer südlichen Gebirgsbewohner; sie sind alle Ableger der alten Bauernschaube, so verschieden sie jezt auch zugeschnitten und ausgestattet sein mögen (Taf. 48. 2; vergl. 8. 3).

Die Weste kam erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts in die Garderobe; sie war damals Haus- oder Arbeitskleid und ganz wie der Rock zugeschnitten (12. 8. 12), nur etwas enger und kürzer, als dieser, weil man sie beim Ausgehen stets unter dem Rocke zu tragen pflegte; demgemäss hatten auch die Aermel keine Aufschläge oder doch nur sehr bescheidene. Ihr Zweck verlangte einen festen Stoff; Leder war bevorzugt. So blieb die Weste bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts; der Vornehme trug sie auf der Jagd und Reitbahn, der Söldat im Lager, der Handwerker in der Werkstätte, der Bauer auf dem Felde. Doch schon um 1700 begann die Weste ihre Länge zu vermindern; die Schossfalten an den Hüften, die sie damals mit dem Rocke gemeinsam hatte, kamen ganz hinweg, und die Schösse blieben an dieser Stelle ungeschlossen; auch erhielten sie Taschen mit Patten. Stoff und Ausstattung wurden reicher; die Stickereien, anfangs bescheiden, entwickelten sich zu einer blendenden Ueberfülle, und als Stoffe dienten nicht selten Gold- und Silberbrokate. Die Kostbarkeit verbot dem Bauer, von der Weste mehr nachzuahmen, als die Form und einige gestickte Blumenmuster. Bis 1770 war die Weste so kurz geworden, dass sie nur noch den Oberkörper bedeckte und ihr Schoss einen kurzen Vorstoss bildete. Um 1780 wandelte sie sich nach dem aus Frankreich gekommenen „Gilet“ um, das keine Aermel hatte und im Rücken aus geringerem Futterstoffe bestand. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren die Aermelwesten verschwunden; indess wurden die Westen in der Volkstracht noch vielfach nach altem Brauche im Rücken von dem nämlichen Stoffe hergestellt, wie auf der Brust, und an manchen Orten auch noch vorn mit gestickten Blumenmustern versehen. So sind sie noch heute anzutreffen, bald mit einem stehenden oder liegenden Kragen, bald mit

Fig. 12.

Geschäftliche Trachten vom Anfange des 18. Jahrhunderts. 1 Dienstmagd: Kopfpuz grün mit gelben Borten und Bändern, Halstuch weiss, Armelleibchen braun. Rock

Brustklappen, bald ohne solche, die einen mit den Kanten vorn zusammenstossend, die andern übereinanderschlagbar und mit zwei Knopfreihen ausgestattet. Die Knöpfe sind meist von Metall, namentlich von Silber, platt oder kugelig, und häufig dicht aneinander gereiht. An manchen Orten ist ein besonderer Riemen mit Knöpfen ausgestattet, der nach Belieben in die eine oder andere Weste eingeknöpft werden kann; an anderen wird der Dienst der Weste von dem „Brusttuche“ oder „Brustflecke“ besorgt, der übereinandergeschlagen und seitwärts mit Haken, Knöpfen oder Schnüren geschlossen wird.

Der Kittel (7. 4) lässt seinen Ursprung bis in die Reformationszeit zurück verfolgen. Damals war fast unter allen Ständen ein Hauskleid üblich, das ähnlich zugeschnitten war, wie der kittelförmige Rock (7. 5. 6), von dem wir eben gesprochen haben; doch bestand er aus leichterem Stoffe. Sein Kopfloch spizte sich entweder hinten und vorn zu und ging hier in einen Brustschliz über, oder es passte um den Hals und sezte sich mit einem Schulterschlize fort, der zugeknöpft wurde. Die Aermel waren bequem, doch länger als der Arm, über dem man sie zusammenschob, und schlossen am Handgelenke. Im Kreuze zeigte der Kittel einige geheftete Falten oder er wurde mit einem Gürtel um den Körper geschlossen.

Im Zuschnitte näherte sich dieses kragenlose Gewandstück mehr und mehr dem Hemde (12. 5). Es eswies sich zu allen Geschäften tauglich und ist selbst heute noch, nicht blos unter Bauern und Fuhrleuten, sondern auch unter wohlhabenden Ständen zu finden, unter Mezgern, Händlern und ähnlichen Geschäftsleuten, welche die Jahrmärkte besuchen. Auf den Achselstücken sowie auch an den Taschen, wenn

---

grün, Schürze weiss. 2 Dienstmagd: Kopfpuz rot mit schwarzer Borte, Mieder rot, Aermel weiss, Rock schwarz, Schürze blau, Schuhe lederfarbig. 3 Mezger: Hosen blau, Strümpfe trübkarminrot, Schürze und Hemd weiss, Hosenträger rot, Müze und Schuhe schwarz. 4 Wagner: Hosen blau, Strümpfe trübrosenfarbig, Hemd weiss, Müze rot mit dunkelgrauem Bräme, Schuhe schwarz. 5 Fuhrmann: Kittel und Halsbinde weiss, Wollhemd (nur oben sichtbar) rot, Strümpfe blau, Hut schwarz mit rotem Bande, Schuhe schwarz. 6 Kaufmann im Hausrocke: Rock dunkelgrün, Leibbinde rot, Müze ziegelrot mit rosenfarbigem Bräme, Pantoffeln rosenrot, Strümpfe weiss. 7 Baumeister: Rock dunkelblau, Strümpfe hellblau, Schürze und Beffchen weiss, Hut und Schuhe schwarz. 8 Kürschner: Weste braun, Schürze grün, Strümpfe rot, Schuhe und Muffen schwarz, Müze grün mit schwarzem Bräme, Halsbinde weiss. 9 Marketenderin: Haube gelb, Aermeljacke mennigrot, Schürze grün, Rock rosenfarbig. 10 Kind: Müze grün, Rock hellrot, Gängelbänder gelb, Schuhe schwarz. 11 Böttcher: Weste rot, Schürze lederbraun, Strümpfe rosa, Pantoffeln schwarz, Müze grün mit gelber Borte. 12 Schneider: Weste dunkelblau, Halsbinde weiss, Hosen grün, Strümpfe rot, Pantoffeln und in Arbeit befindlicher Rock rosa, Müze rosa mit blauem Bräme. (Aus dem Bilderbuche: Curiöser Spiegel, worinnen der ganze Lebenslauf des Menschen von der Kindheit bis zum Alter zu sehen. Ohne Jahreszahl; lezte Ausgabe 1824.)

solche nicht fehlen, ist es mit spiralischen Ornamenten in weissem oder rotem Garne benäht. Man trägt es aus dunkelblau gefärbter Leinwand, im Oberhessischen auch aus naturfarbiger.

Der Bauernmantel war im 16. Jahrhundert ein Schuzgewand aus derbem Stoffe, aus Loden oder Fell (11. 5. 6); er wurde einfach vom Rücken her umgehängt und meist vor dem Halse geschlossen oder auch durch ein Loch in der Mitte über den Kopf herab angelegt; in lezter Weise wird er noch heute von Hirten und Jägern im oberen Lechthale getragen; man bezeichnet ihn hier mit „Koze“ (78. 4).

Fig. 13.

Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 Bauer; 2 Bergknappe; 3 Weinbauer (Rebmann); 4. 5 Juden; 6 Jakobsbruder (Pilger, der bettelnd nach San Jago de Compostella, Aachen und Rom wanderte). Nach Jost Amman: Eygentliche Beschreibung Aller Stände auff Erden 1568.

Der im Halbkreise zugeschnittene „spanische Mantel“, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts ins Land kam, war mehr Puz- als Schuzkleid, denn er ging selten über den Ansaz der Oberschenkel hinab, oder war noch kürzer und fand demgemäss in der bäuerlichen Tracht keine Verwendung; doch hatte er einen Kragen oder eine Kapuze (3. 4). Um den Anfang des 17. Jahrhunderts wurde der Mantel länger (28. 4) und der Kragen breiter, so dass er als quadratisches Stück in den Rücken fiel (46. 2). Nun erst hörte der Mantel auf, ausschliesslich ein Kleid der vornehmen Leute zu sein; er wurde wieder das, was er von Haus aus gewesen, ein Schuzkleid, und stieg wieder in die Bauerntracht hinunter.

Der Mantel wuchs an Länge und Weite und der Kragen umfasste nun den ganzen Halsausschnitt (47. 9). Am Schlusse des 18. Jahrhunderts nahm er Aermel an; der Kragen verdoppelte oder vervielfachte sich durch übergelegte Kragen, die sich stufenweise verkleinerten; als diese verschwanden, vergrösserte er sich so, dass er fast die Länge der Aermel erreichte. Indess blieb der Mantel vorwiegend ein bürgerliches Kleid und wurde niemals zur allgemeinen Bauerntracht; der grosse Rock versah hier die Dienste des Mantels; desto mehr Verwendung fand er im soldatischen Kostüme.

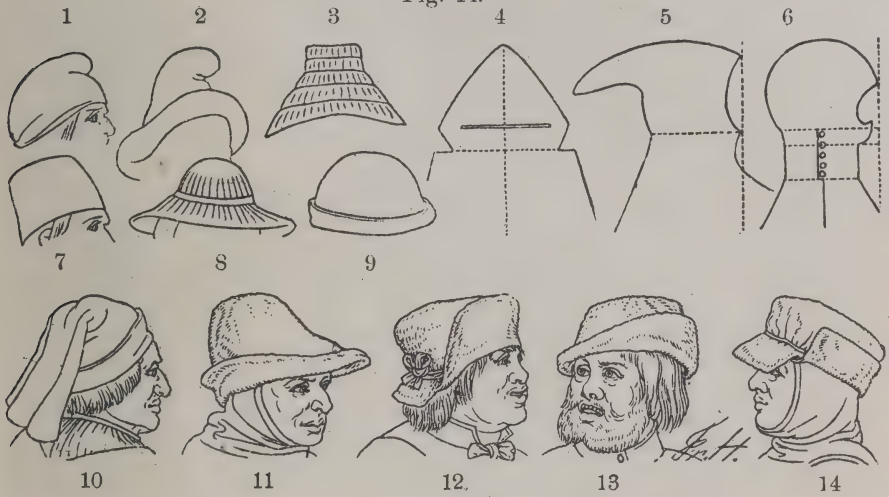
Im frühen Mittelalter gingen die Bauern gewöhnlich barhäuptig einher; wird doch von den alten Germanen berichtet, dass sie selbst in der Schlacht ihren Kopf unbedeckt liessen. Eine der ältesten Kopfhüllen muss die Kapuze gewesen sein; schon die Römer brachten die Kapuze in das Land und die mönchischen Klosterleute, die ihnen folgten, trugen sie allerwärts an ihrer Kutte. Nach dem römischen Worte „Cuculus" bezeichnete man die Kapuze mit „Gugel" Sie war ein viel zu zweckmässiges Gewandstück, als dass die Leute, die viel im Freien verkehren mussten, sich solche nicht hätten aneignen sollen; und so war schon im 13. Jahrhundert die Kapuze unter den tagewerkenden und reisigen Leuten ein alltäglicher Kopfschuz. Die Kapuze war spiz (14. 4) und umschloss, das Gesicht freilassend, nur Kopf und Hals, oder mit einem Kragen zugleich den nächsten Teil des Oberkörpers. Nicht selten war sie über die Brust erauf und selbst über das Gesicht bis zu den Augen verknöpfbar; nach den kugeligen Knöpfen oder „Knäufen" nannte man solche Knopfkapuzen „geknäufte Gugeln" Sie waren geeignet, ihren Träger unkenntlich zu machen, und es ist deshalb anzunehmen, dass unter der „Tarnkappe", von welcher das Nibelungenlied spricht, eine geknäufte Gugel zu verstehen sei. Von den Bauern ging die Gugel auf die begüterten Stände über; sie war hier im 14. und namentlich im 15. Jahrhundert die am meisten verbreitete Kopfhülle (6. 4. 5), im 16. aber nur noch bei Jägern, Bauern und reisigen Leuten zu finden. Ohne Spize zugeschnitten passte sie nun rund auf den Kopf und war seitwärts am Halse mit Knöpfen verschliessbar (14. 6. 14).

Die ältesten Müzen, die wir kennen, haben sich bei Vamdrup auf Jütland in einem vorrömischen Baumsarge gefunden; es waren zwei Müzen, die eine halbkugelig, die andere höher, mehr cylindrisch, oben flach und etwas enger als unten, beide von dickem gewalktem Wollstoffe. Die cylindrische Müze glich so ziemlich den fesähnlichen Müzen, die uns die Antoninssäule auf den Köpfen der Donauvölker vorführt (14. 7). Daneben lässt sie uns noch eine Müze in phrygischer Form erblicken, die mit ihrer Kuppe über den Wirbel vorfällt und

dem Oberteile einer Kapuze gleicht (14. 1). Diese Zipfelmüze muss sehr verbreitet gewesen sein, denn in den frühesten klösterlichen Buchmalereien bildet sie neben der einfachen Rundkappe die gewöhnlichste Kopfbedeckung (14. 2). Müzen in den erwähnten Formen, halbrund, cylindrisch oder zipfelig, gehörten das ganze Mittelalter hindurch zur Bauerntracht.

Das Barett, jene flache Müze mit breitem Boden, die das 16. Jahrhundert brachte, machte sich wol unter den Handwerkern heimisch

Fig. 14.

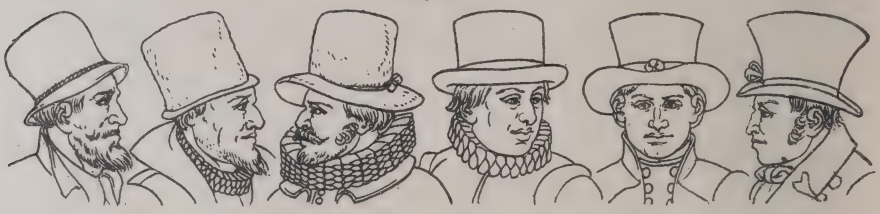


1. 7 Müzen der Ostgermanen im 2. Jahrhundert (von der Antoninssäule); 2 Müze im 9. Jahrhundert; 3. 8 Strohhüte im 13. Jahrhundert (nach dem Sachsenspiegel und der Manessischen Liederhandschrift); 4 Schnitt zu einem Kapuzenrocke im 13. Jahrhundert; 5 Kapuzenschnitt vom 13.—15. Jahrhundert; 6 Kapuzenschnitt im 16. Jahrhundert; 9 Müze im 14. Jahrhundert (nach einem Kalendarium); 11—13 Bauernmüzen und -hüte aus Fell im 16. Jahrhundert; 10 Sackmüze im 16. Jahrhundert.

(7. 4), niemals aber unter den Bauern. Die Bauernmüze war damals ein Mittelding zwischen Hut und Barett, entweder im Kopfe ziemlich hoch, stumpfkegelig oder cylindrisch oder auch etwas niedriger, flach im Boden und rundum völlig geschlossen; sie hatte keinen besonders angesezten Rand. sondern wurde unten in die Höhe geklappt, bald rundum, bald nur hinten oder vorn (8. 3. 4; 14. 11–13). Der umgeschlagene Teil wurde im ganzen belassen oder auch an den Schläfenseiten aufgeschlizt, so dass Hinter- wie Vorderteil ein eigenes Stück

bildeten (14. 14). Hinten in die Höhe geschlagen und vorn zum Schuz gegen Sonne und Regen schirmartig über das Gesicht vorgestellt, war die Müze besonders unter Jägern und reisigen Leuten zu finden, die sie über ihre Kapuze aufsezten (8. 4; 11. 1; 14. 11. 14). Und so blieb sie bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein die bevorzugte Kopfhülle der Bauern in ganz Deutschland; ja selbst die Bäuerinnen bedienten sich ihrer und sezten sie über ihr Kopftuch auf (Taf. 1. 2). Die Müze bestand aus derbem Tuche, Filz oder weichem Leder und selbst aus Pelz; häufig war sie im Kopfe aus Tuch, im Schirme aber, der in diesem Falle besonders angesezt wurde, aus Fell oder Leder. Handwerkende Leute aber trugen diese Müze nicht, wenigstens nicht in ihrer Werkstätte; sie behielten hier die alten Müzen bei, das einfache Rundkäppchen (12. 3) oder die höhere Müze mit ringsum aufgestelltem Rande oder besonders angeseztem Bräme (12. 4. 6. 8. 11. 12). Die Mode

Fig. 15.



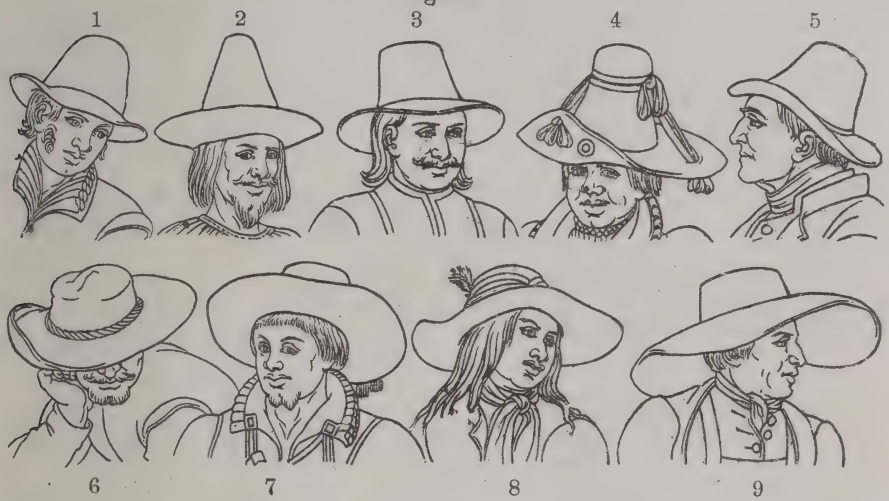
Cylinderhüte. 1 Anfang des 16. Jahrhunderts; 2 zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts; 3 Anfang des 17. Jahrhunderts; 4 Mitte des 17. Jahrhunderts; 5 um 1820; 6 seit Ausgang der zwanziger Jahre.

schien die Müze überhaupt ganz vergessen zu haben; erst am Anfange des 19. Jahrhunderts erinnerte sie sich ihrer wieder und stellte sie in vielfachen Umwandlungen her; im allgemeinen machte sie den Kopf sehr flach, unten enger als oben, fasste sie unten mit einem Bunde und besezte sie vorn mit einem Schirme von Leder. So geformt kam die Müze auch in die Bauerntracht, wo sie unter dem Namen „Kappe“ sich bis heute behauptet hat.

Von dem Bauernhute werden uns in den Handschriften des 13. Jahrhunderts die ersten Muster überliefert (14. 3. 8); sie haben einen flachen oder rundlichen Kopf und eine schräg nach unten gestellte Krempe; ihre gelbe oder grüne Farbe scheint auf Stroh oder Binsen zu deuten. Die Chronik spricht von dem spizen Bauernhute, den Rudolf von Habsburg getragen habe. Der Hut scheint seitdem ein stehender Teil der Bauerntracht geblieben zu sein. In den Handschriften des

ausgehenden Mittelalters sind vielfach cylindrische Hüte zu bemerken, die dem Anscheine nach aus Filz, zottigem Fries oder Pelz hergestellt wurden (7. 1). Zu Augsburg waren im 16. Jahrhundert unter den Handwerkern Cylinderhüte üblich, die sich von unsern heutigen nicht viel in der Form unterschieden (15. 2; Taf. 42. 1). Während nun in der modischen Garderobe der spanische Hut mit seinem hohen etwas gespizten Kopfe und seiner schmalen Krempe sich einnistete, beharrte der eigentliche Cylinderhut unentwegt auf den Köpfen der Bauern (15. 3. 4), nahm aber seit dem lezten Drittel des 18. Jahrhunderts die Formen an, welche

Fig. 16.



Spiz- und Schlapphüte von 1600 an bis zur Gegenwart. 1. 6 um 1600; 2. 7 Mitte des 17. Jahrhunderts; 3. 4. 8 um 1700; 5 noch jezt üblich; 9 um 1800.

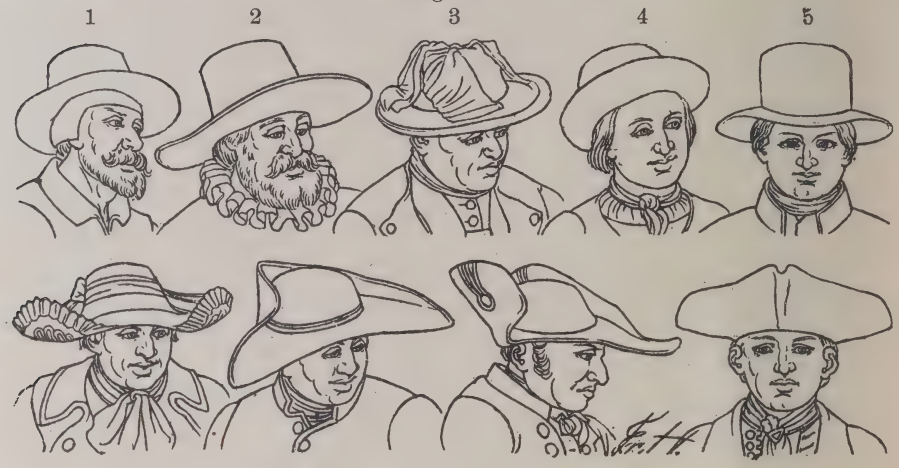
die Mode für den neu aufkommenden bürgerlichen Cylinderhut vorschrieb (15. 5. 6). Die heutigen Bauerncylinder sind nur verspätete Modeformen.

Neben dem Cylinderhute behauptete sich ein Hut mit mehr oder minder gespiztem hohem Kopfe und breiter Krempe (16. 1–5). Im allgemeinen kann man sagen, je niedriger der Kopf war, desto breiter war die Krempe; Hüte in dieser Form (16. 6. 7), aus weichem, aber dickem Filze hergestellt, wuchsen sich nach und nach zu eigentlichen Bauernhüten aus. Während des dreissigjährigen Krieges wanderte der Hut auf die Köpfe der Soldaten hinüber und nahm immer verwegenere Formen an; man kennt die damaligen Soldatenhüte unter dem Namen „Wallensteiner“. Es wurde Brauch, den breiten Rand durch Schnüre,

die um den Hutkopf liefen, in der Schwebe zu halten (16. 4); einmal so weit, zog man die Schnüre immer fester an, erst auf einer Seite, dann auf zwei und schliesslich auf drei Seiten (17. 6–9). So entstand der dreieckige Hut oder „Dreimaster", der um 1740 allgemein war. Obgleich längst aus der modischen Tracht verschwunden, ist er heute noch in der ländlichen nicht selten und ebenso ist der zweikrempige Hut noch unter dem Scherznamen „Nebelspalter" anzutreffen (17. 7).

Was nun Haar und Bart anbelangt, so richtete sich der Bauer im allgemeinen nach der Mode. In der lezten Hälfte des Mittelalters,

Fig. 17.



Hüte von 1600 an bis zur Gegenwart. 1. 2 um 1600; 3. 6. 9 noch jezt üblich; 4 um 1750; 5 um 1830.

da man fast nur glatte Gesichter sah, gehörte auch unter den Bauern der Bart zu den Seltenheiten. Je mehr man den Bart verschwinden liess, desto länger liess man das Haar wachsen; die Handwerker und Bauern des 15. Jahrhunderts hielten wenigstens den Nacken damit bedeckt. Im 16. Jahrhundert wurde gleichmässig unter allen Ständen eine Frisur üblich, die man „Kolbe" nannte; das Haar wurde rings um den Kopf gerade und schlicht herabgekämmt und mit einem wagrechten Schnitte verkürzt, vorn in der halben Stirnhöhe von einem Ohre zum andern, hinten etwa zwei Finger breit tiefer. Zu dieser Frisur gehörte ein voller Bart, der gleichfalls ziemlich kurz und gerade verschnitten war. In der lezten Hälfte des 16. Jahrhunderts erschien die spanische

Mode, welche die Frisur gleichmässig um den ganzen Kopf herum kurz, ja ganz kurz, und ebenso den Bart zu einem Knebel- oder Kinnbarte verschnitt. Indes waren es weniger die Bauern, als die Handwerker, die mit den vornehmen Ständen verkehren mussten, wie Schneider und Friseure, welche dieser Mode folgten. Während des dreissigjährigen Krieges kam das lange Haar wieder auf, das ungekämmt und verwildert auf die Schultern fiel. Je länger das Haar wurde, desto mehr verschwand der Knebelbart; und als das natürliche Haar durch die wallende Perücke ersezt wurde, gab es noch Bauern genug, die es in urväterlicher Weise als Kolbe trugen. Der Bart aber war fast nur noch bei den Juden zu finden, denn auch die Bauern beliebten ihn nicht mehr; doch bedienten sich diese niemals der Perücke, die ihnen schon durch ihren hohen Preis verwehrt blieb. Und so gingen sie noch mit langem Haar und gänzlich rasiertem Gesichte einher, als die Perücke sich verkleinerte und als Stuzperücke mit Zopf oder Haarbeutel auch unter den Handwerkern Eingang fand. Als die französische Nation den Zopf abschaffte und das natürliche Haar wieder zu Ehren brachte, was in Deutschland erst im folgenden Jahrhunderte wirksam wurde, blieb der Schnitt des Haares immer mehr dem persönlichen Willen überlassen, der es meist in soldatischer Kürze beliebte. Aber erst das bewegte Jahr 1848 führte den Bart wieder in die bürgerlichen und bäuerlichen Kreise zurück.

Die weibliche Tracht.

Der Weiberrock war ursprünglich nicht in Rock und Leibchen getrennt, sondern bedeckte, im ganzen geschnitten, den Körper von oben bis untenhin. Er bestand aus einem Vorder- und Rückenblatte, die oben so breit waren, wie unten, und über die Schultern her sowie an beiden Seiten herab zusammengenäht waren; die Aermel sassen in den Seitennähten. Ein Gürtel hielt das Kleid um die Taille her zusammen. Mit der Zeit verbesserte man den Zuschnitt dahin, dass der obere Teil des Kleides bis zur Taille und selbst über die Taille herab einen besseren Anschluss machte, so dass das Kleid ohne Gürtel getragen werden konnte, und sezte auch die Aermel in besonders ausgeschnittene Armlöcher ein. Vielfach indes nestelte man die Aermel nur oben fest, um sie nach Belieben aus- und anziehen zu können. So blieb der Frauenrock im wesentlichen bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts (18. 1), so vielfach er auch sonst in den Aermeln, Ausschnitten, Besäzen, Stoffen u. s. w. wechselte. Entscheidend für seine fernere

Entwickelung war der jezt allgemein werdende Brauch, den Rock in der Taille zu trennen und das obere wie das untere Stück als eigenes

Fig. 18.

Bäuerinen aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (1 nach A. Dürer; 2. 5. 10 nach Hans Burgkmair; 3. 4. 6—8 nach Hans Sebald Beham; 9 nach Hans Schäuffelin).

Gewand zu behandeln. Der obere Teil, das Leibchen oder Brüstlein, wurde von jezt an bei weitem das wichtigste am Kleide; namentlich in der bäuerlichen Bevölkerung bildete es neben dem Kopfpuze den eigentlichen Träger der Besonderheiten, durch welche sich die Volkstrachten von Gegend zu Gegend unterschieden. Auch war es jezt erst möglich, dem oberen Teile einen besseren Anschluss im Rücken zu geben; man stellte das Rückenstück aus zwei Teilen her, deren verbindende Naht in die Mitte des Rückens fiel, so dass beim passendsten Anschlusse doch keine Spannung sich fühlbar machte, und verband Brust- und Rückenstück durch zwei unter den Armen herablaufende Nähte.

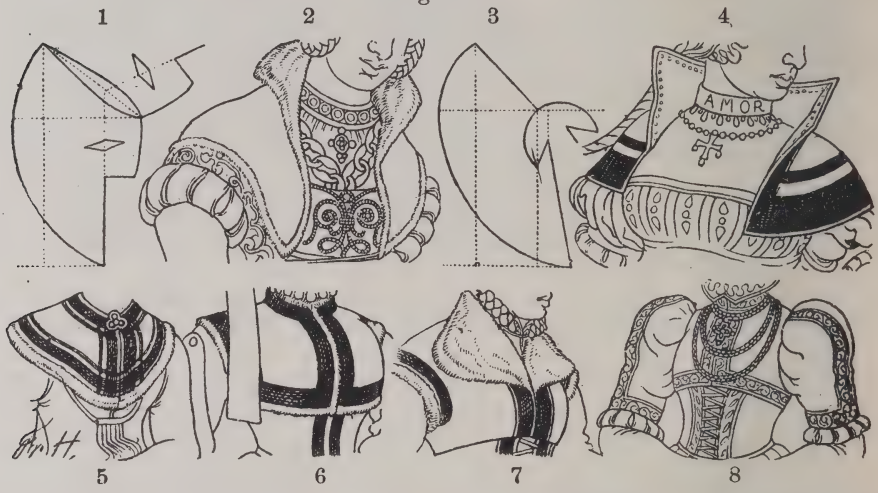
Indes blieb anfangs das geteilte Rückenstück mehr auf die bürgerliche Bevölkerung beschränkt; die bäuerliche liebte es noch längere Zeit im ganzen zugeschnitten und zwar als schmales Rechteck, wobei dann sehr breite Vorderblätter nötig waren, und erzielte den passenden Anschluss durch Einschlagen an den verbindenden Nähten. Man verschloss das Leibchen gewöhnlich vorn herab durch Haken oder Nestelschnüre, seltener an der Seite der Brust durch Hafteln.

Während das modische Leibchen einen tiefen, rundlichen oder viereckigen Ausschnitt hatte (19. 2. 4), bedeckte das bäuerliche meist den ganzen Busen; doch reichte es nicht ganz bis zum Ansaze des Halses, sondern liess den Hemdbund über seinen oberen Rand hervortreten. Wenn tief ausgeschnitten, war es üblich, den Ausschnitt durch das Hemd zu verdecken (19. 2. Taf. 31. 1). Aber auch das Hemd reichte nicht allerorts bis zum Halse hinauf; vielfach hatte es einen Ausschnitt, der dem des Leibchens fast gleichkam; in diesem Falle musste ein Busentuch den Dienst eines Tugendwächters versehen. Die bürgerliche Mode fand einen Ersaz für das Busentuch in einem kurzen Schulterkragen von starkem Stoffe, dem „Koller“. Im Zuschnitte näherte sich das Koller mehr oder minder einer Kreisform; es stiess vorn zusammen (18. 8; Taf. 29. 2) und wurde am Halse, nach Belieben auch über die obere Brust herab, die es bedeckte, mit Hafteln geschlossen. Unter Beibehalt dieser Form versah die Mode den Schulterkragen mit einem stehenden Kragen für den Hals. Der Halskragen wurde entweder mit dem Schulterkragen im ganzen geschnitten oder besonders angesezt; im ersten Falle (19. 1. 2) wurde er dadurch zu einer aufrechten Stellung gezwungen, dass man an seinem unteren Rande kleine Zwickel einsezte oder auch herausschnitt und die Schnittränder jeder Oeffnung zusammennähte. Im anderen Falle (19. 3. 4) schnitt man den Halskragen als schmales Rechteck zu und sezte ihn zwischen die Spizen ein, in welche die beiden Vorderkanten des Kollers nach obenhin ausliefen. Koller dieser Art pflegte man frei um die Schultern zu hängen oder

höchstens vorn mit ihren unteren Ecken zusammenzuschliessen. So wurde das Schuzkleid zu einem Puzkleide.

Das Koller (vielfach auch Göller genannt) gestaltete sich zu einem charakteristischen Teile der weiblichen Volkstracht und ist es in manchen Gegenden, namentlich am Rheine, bis tief in das 17. Jahrhundert hinein geblieben. Man trug das Koller nicht allein als einfachen, glatten, höchstens mit Borten oder Pelzstreifen geränderten Kragen, sondern bildete es zu einem völligen Leibchen um. Zunächst liess man es bis knapp unter die Achseln herabsteigen, fasste es mit seinen unteren Ecken hinten und vorn unter den Achseln her zusammen und schloss es hier mit Haken

Fig. 19.



1—4 Keller mit Halskragen; 5 einfaches Koller; 6—8 Brüstlinge. 16. Jahrhundert.

oder Nesteln, während man es zugleich über die Brust herab verhaftelte (19. 6; Taf. 14. 1. 2; 21. 1). Dann verlängerte man es um so viel, dass es feste Armlöcher erhielt, und stattete diese mit Achselklappen (Taf. 13. 1), kurzen Halbärmeln (19. 8; Taf. 23. 2), ja selbst mit völligen Aermeln aus (Taf. 10. 2), die Aermel nach der Mode an den Achseln aufbauschend oder auspolsternd. Sonst aber passte man das Koller fest auf den Körper, so dass es nicht das geringste Fältchen machte. Nicht immer jedoch schloss man es völlig über die Brust herab, sondern häufig nur in seiner unteren Hälfte (19. 7) oder gar nur an den unteren Ecken (18. 6); auch stattete man es beliebig mit mehr oder minder breiten Brustklappen aus, die nach untenhin sich zuspizten,

als stehender Kragen hinten um den Hals liefen und einen Ueberzug von andersfarbigem Stoffe oder feinem Pelzwerke blicken liessen. In gleicher Weise verzierte man, falls die Aermel fehlten, seine Achselränder. So war das Koller zu einem kurzen Leibchen geworden und führte in dieser Form den Namen Brüstling. Man legte es stets über das Mieder an, dessen obere Hälfte es bedeckte, während dessen untere Hälfte mit seiner Verschnürung frei ins Auge fiel (19. 6–8).

Das Leibchen machte gleichfalls seine Wandlungen durch und nahm mit den verschiedenen Formen auch verschiedene Namen an. Hatte das Leibchen einen tiefen Ausschnitt, aber keine Aermel, und klaffte es vorn auseinander, die Lücke nur mit Schnürsenkeln überspannend, so hiess es Mieder (Taf. 6. 2; 20. 1; 21. 2; 45. 2; 48. 1), Kamisol aber, wenn es bei tiefem Ausschnitte mit Aermeln versehen war und vorn herab zusammengehakt wurde (26. 1. 2; Taf. 32. 1. 2). Hatte das Leibchen keinen Ausschnitt, sondern war hoch und geschlossen, dabei mit Aermeln versehen, so hiess es Jacke (Taf. 13. 2; 44. 2), und nur dann behielt es den alten Namen Leibchen, wenn es keine Aermel hatte (Taf. 9. 1. 2). Mieder und Kamisol waren also ausgeschnitten, Jacke und Leibchen aber nicht. Uebrigens wurden die Namen „Mieder“ und „Kamisol“ vielfach vertauscht, obgleich jedes Stück seinen eigenen Weg machte.

Namentlich war das Mieder bestimmt, eine glänzende Rolle in der Volkstracht zu spielen. Vor allem erhielt es eine knappere Gestalt; es wurde sowol niedriger, als auch schmäler, indem man seine sonst sehr breiten Achselstücke stark beschnitt und es zugleich an den vorderen Kanten mit eingelegtem Fischbeine aussteifte. In diesem Zustande war es sehr geeignet, sowol als Futterstück unter den Kleidern sowie als Puzstück über dem Hemde und unverdeckt getragen zu werden. Offen getragen erhielt es eine gute Ausstattung; es wurde schwarz oder farbig, namentlich hochrot mit Tuch, Sammet oder Seide überzogen, reich bordiert und mit „Geschnür“ überzogen, das häufig aus Edelmetall bestand und mit Medaillen und sonstigen Zierstücken noch eigens behängt war.

Ein grosser Anteil an der schmuckvollen Ausstattung des Mieders fiel dem Brustlaze zu. Schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts war der Brustlaz der grossen Mode bekannt; als man anfing, die Taille des Kleides durch einen Gürtel so scharf als möglich zusammen zu pressen und zwar dicht unter der Brust, wurde diese dergestalt in die Höhe und in den tiefherabsteigenden Ausschnitt des Kleides hineingetrieben, dass eine eigene Bedeckung dafür notwendig erschien. So verfiel man auf einen steifen Laz, den man dem Busen vorsteckte, doch so, dass er ihn nur gerade verdeckte und nicht über

ihn hinausging. Man überzog ihn mit farbigem Sammet- oder Seidenzeuge, auch mit Goldstoff, oder schmückte ihn sonstwie mit Stickereien aus. Der Brustlaz war ein viel zu hübsches Zierstück, als dass ihn das aufkommende Koller hätte beseitigen können; um ihn auch neben dem Koller scheinbar nötig zu machen, liess man das Mieder mit seinen Vorderkanten nicht zusammenstossen, sondern beliebig weit auseinanderklaffen, so dass der Brustlaz unterhalb des Kollers noch immer gesehen werden konnte (Taf. 10. 2; 14. 2; 21. 2). Die finstere Prüderie der spanischen Mode, die geschlossene Kleider verlangte, führte zwar eine Reaktion gegen Mieder und Brustlaz herbei, ohne sie jedoch verdrängen zu können. Während des 17. Jahrhunderts kam in der Bauerntracht wieder vielfach das geschlossene Aermelleibchen zu Ehren und, wenn solches ausgeschnitten war, das alte Busentuch. Wo man das prächtige Geschnür nicht vermissen wollte, sezte man es sozusagen blind auf das Leibchen auf. Erst die freie französische Mode liess aus der puppenhaften Verhüllung den schmetterlingsfarbigen Aufpuz wieder hervorbrechen.

Das Kamisol verfolgte gleichfalls seinen eigenen Weg. Seine Brustteile wurden in manchen Gegenden, wie dies auch bei dem Mieder geschah, übereinanderschlagbar gemacht, bald an den Vorderkanten gewölbt (21. 4), bald in gebrochener Linie von oben nach der unteren Mitte hin abgeschnitten (21. 5). Je grösser nun der Halsausschnitt war, desto kleiner mussten die Brustklappen ausfallen.

Der Leib des Kleides, mochte er nun Mieder, Kamisol, Jacke oder Leibchen sein, endigte unten stets mit geradem Schnitte, und dieser Schnitt blieb auch dann noch in Geltung, als die Mode bereits zu allen möglichen Schneppen überging. Der Rock wurde stets fest mit dem Leibe verbunden, doch meist ein andersfarbiger Stoff dafür gewählt. Die bürgerliche Mode beliebte ihn regelmässig gefaltet (18. 6), die bäuerliche meist schlicht angesezt (18. 4). In beiden Fällen schnitt man den Rock als völlig kreisrunden Ring zu; sollte er gefaltet werden, so gab man seinem oberen Rande eine grössere Breite, als der Körper verlangte, und faltete ihn passend auf den Körper zusammen. Die Falten verteilte man gleichmässig um den ganzen Körper herum oder machte sie hinten zahlreicher und enger, als vorn. Bei dem schlichten Rocke kam der Halbmesser des kreisförmigen Ausschnittes einem Viertel des Taillenumfanges gleich. Auf der Vorderseite hatte der Rock einen langen Schliz; mit dem unteren Rand erreichte er nicht ganz die Knöchel (18. 3; Taf. 10. 2). Auch verkürzte man den Rock noch weiter durch Aufschürzen unter den Hüften (Taf. 1. 2). Seinen Auspuz beschränkte man auf eine Borte am unteren Saume, während der bürgerliche Rock gewöhnlich mehrere breite Querstreifen von ver-

schiedenfarbigen Stoffen erhielt oder im unteren Viertel ganz und gar aus anderem Stoffe hergestellt wurde. In manchen Gegenden ging auf den Frauenrock und selbst auf das Koller der Name „Schaube“ über, der sonst nur dem männlichen Ueberrocke zukam.

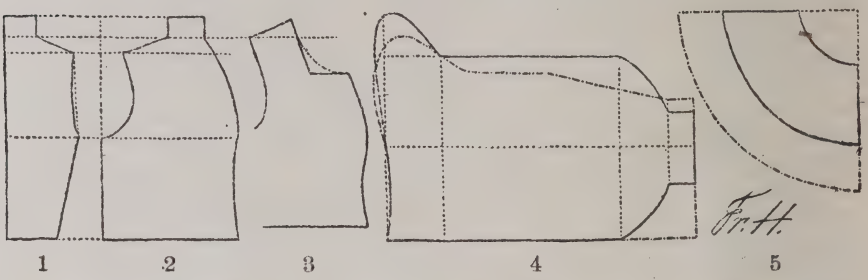
Unter dem Schuze der alles versteifenden spanischen Mode kam der gefältelte Rock mehr und mehr in die bäuerliche Garderobe. Zwar für die Werktage blieb man bei dem alten bequemen Gewande; für den Feiertagspuz aber war schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Faltenrock unerlässlich (Taf. 10. 2; 16. 1. 2; 35. 2). Man machte ihn zwar stets fussfrei, verkürzte ihn sogar bis zum unteren Wadenrande, fertigte ihn aber stets von derbem Stoffe und unterlegte ihn mit möglichst vielen Futterkleidern, damit er keinen Augenblick seine glockenartige Gestalt verlieren konnte. Nur in der Art, wie man den Rock faltete, auspuzte und unterfütterte, fand noch einiger Wechsel statt. So riefelte man an einigen Orten den Rock in seiner oberen Hälfte aufs engste, überliess ihn aber in seiner unteren der gewöhnlichen Faltenlage (Taf. 12. 1. 2); oder man faltete ihn nur im unteren Saumteile so eng als möglich, im übrigen aber auf gewöhnliche Weise. An andern Orten riefelte man nur die hintere Hälfte in enge Falten. Den schon im Anfange des 16. Jahrhunderts herrschenden Brauch, den Rock in seiner Länge aus zwei Stoffen von verschiedener Farbe herzustellen (Taf. 12. 1) oder in seinem unteren Teile mit queren Streifen zu benähen, behielt man stellenweise bei. Die Unterfütterung mit einer Anzahl von anderen Röcken steigerte man mancherorts, so im ehemaligen Kurhessen an der Schwalm, dergestalt, dass eine mächtig geschwellte Glockenform entstand; anderwärts, wie in der Gegend von Dachau und Pilsen, trieb man den Rock durch untergelegte Polster so stark an den Hüften auseinander und an der Taille in die Höhe, dass der schönste Wuchs als Missgestalt erschien. In der Altenburger Gegend schlug man die umgekehrte Richtung ein; bei einer beschränkten Unterlage riefelte man den Rock in seiner hinteren Hälfte dergestalt, dass er sich trikotartig anschloss und die Formen so ziemlich verriet, die er verbergen sollte.

Die bäuerliche Tracht verharrte bei dem rundgeschnittenen Leibchen, aber die städtische versah schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts das Leibchen mit einer kurzen Schneppe (Taf. 30. 1), verlängerte solche unter der Einwirkung der französischen Mode während des 17. Jahrhunderts und brachte sie auch im Rücken an (12. 1). Der Zug der Mode ging nach einer engen, gestreckten Taille. Demgemäss erhielt das Leibchen eine Schnürbrust zur Unterlage oder wurde selbst aus einer Schnürbrust mit farbigem Stoffüberzuge hergestellt. Sein Rückenblatt wurde gespizt und aus zwei Stücken zusammengesezt, deren

verbindende Naht in die Mitte des Rückens fiel. Auf diese Nähte wurden Eisen- und Fischbeinstäbe gesezt und auch sonst die Schnürbrust mit dichtbeieinander liegenden Fischbeinstäben gepanzert (30. 2–4; S. 60).

Bei all diesen Veränderungen blieb es stehender Brauch, dass verheiratete Frauen in Aermelleibchen, Mädchen aber in ärmellosen Miedern und Hemdärmeln einhergingen. Nur an Festtagen, zumal beim Kirchengange, verbargen auch diese ihre Hemdärmel unter einem mit Schössen besezten Kamisole. Der Name für dieses Gewandstück war Schobber, ein Name, der sich indes je nach der Gegend in ähnlich klingende Formen abwandelte. Schon in der Reformationszeit kannte man die Schobber (18. 3. 4; 22. 4); sie hatte einen bald fest, bald locker anschliessenden Leib, der vorn herunter durchweg oder nur an einigen Stellen zugehakt oder verknöpft wurde (20. 1–5), Aermel von

Fig. 20.



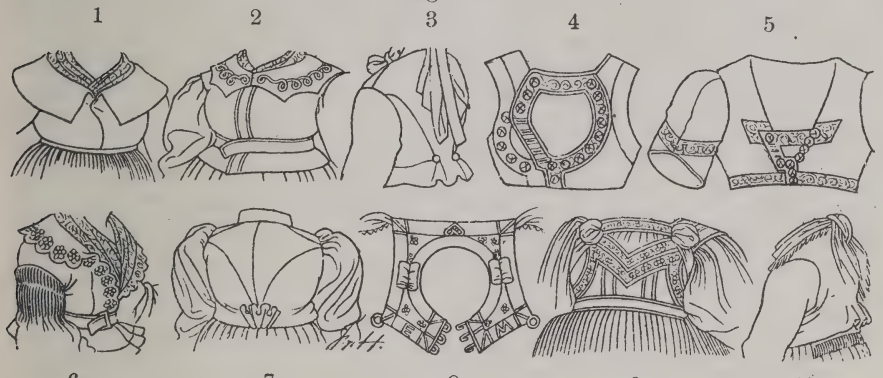
1—5 Schnitt zur Schobber; 1 Vorderteil; 2 halbes Rückenteil zur hohen geschlossenen Schobber; 3 halbes Rückenteil zur ausgeschnittenen Schobber; 4 Aermel verschiedener Form; 5 Hälfte eines längeren oder kürzeren Schosses.

ähnlicher Anlage, vorn umgeschlagen, in der Folgezeit nach modischem Brauche auf den Achseln mit dicken Wulsten besezt, endlich zwei Schösse, die bald schmäler, bald breiter waren und frei auseinanderklafften. Der Halsausschnitt war rundlich oder viereckig; nicht selten gingen die vorderen Kanten in einen Halskragen über, der in halbliegender Stellung den Nacken umsäumte (Taf. 35. 2). Von der spanischen Mode gezwungen, stieg die Schobber bis zum Ansaze des Halses hinauf und wurde völlig bis auf die Taille herab mit Knöpfen oder verdeckten Haken verschlossen.

Zwischen Mieder und Schobber bürgerte sich noch eine Anzahl von Jacken ein, die man je nach der Gegend mit Kamisol, Spenzer, Janker, Kittel, Muze, Schalk, Tschöpli oder Tschöpe bezeichnete. Im schlesischen Riesengebirge erhielt die Jacke als Schoss nur einen

schmalen Vorstoss (21. 1. 2), um das Halsloch herum aber einen überfallenden Schulterkragen und in der oberen Aermelhälfte eine starke Schwellung. Offene Jäckchen ohne irgend welchen Schoss kamen in ganz Deutschland auf, von Rügen bis Vorarlberg; man findet sie häufig in den Nürnberger und Augsburger Stichen aus dem 17. und 18. Jahrhundert (Taf. 36. 1); sie erreichten kaum die Taille oder waren noch kürzer und meist schlicht aus schwarzem Stoffe hergestellt, zum Puze auch scharlachrot gefüttert. Man trug sie durchaus offen, so dass Mieder, Brustlaz und Koller unverdeckt blieben; nur vereinzelt schloss

Fig. 21.



1—7. 9—10 Mieder, Kamisole und Leibchen; 8 Koller (1 Buchwald und Fischbach in Schlesien; 2 Tannhausen in Schlesien; 3 Langgöns im Grossherzogtum Hessen; 4 an der Schwalm in Kurhessen; 5 Minden und Schaumburg in Westfalen; 6 Eger in Böhmen; 7 Montafon in Vorarlberg; 8 Gutachthal im badischen Schwarzwalde; 9 Dachau in Baiern; 10 Stauffen und Mühlheim in Baden).

man sie am Halse und hielt sie, wie bei Dachau, über die Brust herab mit Silberschnüren zusammen.

Im 17. Jahrhundert fing man in den Städten an, das Leibchen oder Mieder selbst mit Schössen zu besezen und so eine Art von geschlossener Jacke daraus zu machen (Taf. 39. 3).

In der Halsbekleidung folgte man den Spuren der Mode, doch nur mit bescheidenem Schritte und soweit es sich um den Festtagspuz handelte. Anfangs des 16. Jahrhunderts liess man über dem Leibchen das Hemd sehen, das mit einer Leiste den Hals untenher umschloss (19. 2). Auf der Leiste sezte sich ein gekrauster Streifen fest (Taf. 9. 2) und dieser wuchs sich zur runden Kröse aus, die von dem steigenden Kragen des Leibchens allmählig bis dicht unter das Kinn hinaufge-

schoben wurde (Taf. 13. 2; 32. 2), um endlich, vom Hemde getrennt, als sogenannte Mühlsteinkröse den Hals radförmig zu umgürten, entweder wagrecht hinausstarrend oder ringsum auf den Körper gesenkt (Taf. 14. 1. 2). Im Falle das Leibchen einen halbstehenden Kragen aufwies, der sich vorn von der oberen Brust an wie eine längsgespaltene Düte öffnete, nahm auch das Hemd oder statt seiner ein kurzes Brusthemdchen eine derartig geformte Krause an (Taf. 35. 2) und benuzte den Kleiderkragon als Unterlage. Was man jezt noch von der Brust sehen konnte, verschwand während des dreissigjährigen Krieges unter dem schwedischen Leinwandkragen, der sich hoch vom Halse an glatt und faltenlos auf den Oberkörper herunterlegte; er war rundlich oder viereckig geschnitten (77. 3. 5), durchaus schlicht oder mit Spizen gerändert. Doch erhielt sich neben diesem Kragen noch dauernd die Kröse in Gunst. Im 18. Jahrhundert verschwand der Linnenkragen; er fand einen Ersaz in dem Koller, das nun nach Art des Kragens zugeschnitten war, den Hals jedoch freiliess und unter beiden Achseln her zusammengebunden wurde (21. 8; Taf. 21. 2). Wo man das Koller nicht anwendete, kam man wieder auf das urmütterliche Brusttuch zurück, legte es in der einfachsten Weise vom Nacken her über die Brust und steckte es hier im Leibchen unter (77. 7. 8; Taf. 20. 2; 40. 2) oder kreuzte es hier und verknotete es hinterwärts. Folgte man der Mode, so nahm man es vor der Brust derart zusammen, dass ein dreieckiges Stück davon und vielfach auch noch ein gekrauster Hemdsaum, der es einrahmte, sichtbar blieb (Taf. 5. 1. 2; 47. 1. 2). Bei dieser Anlage war auch wieder mehr Raum für den Halsschmuck vorhanden, den Kröse und Schwedenkragen von seiner Stelle verdrängt hatten.

Strümpfe sind in der deutschen Frauentracht schon seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar; sie wurden aus Leinen- oder Wollstoff zugeschnitten und zusammengenäht. Den Schuh überragten sie nur wenig und scheinen mehr ein Schuhfutter, als eine Beinbekleidung gewesen zu sein. Dergleichen Socken waren noch bei den Frauen niederen Standes im 17. und 18. Jahrhundert zu finden (Taf. 10. 2; 25. 1), trozdem bereits in der zweiten Hälfte des 16. der lange gestrickte Strumpf in ihre Garderobe kam. Die kurzgeschnittenen Röcke waren sehr geeignet, den Strumpf eine gewichtige Rolle spielen zu lassen. Man fertigte ihn nicht nur in verschiedenen Farben an, sondern schmückte ihn auch mit Stickereien. Rote Strümpfe scheinen die ältesten gewesen zu sein; man findet sie noch heute in Schwaben, Baden, Südtirol und Vorarlberg sowie in Pommern und Böhmen. Ausser in Weiss und Schwarz beliebte man sie dann noch vorzugsweis in Blau. Die Stickerei bedeckte oft den ganzen Strumpf, wie heute noch im pommerischen Waitzacker, oder wie bei Dachau den unteren Teil des Strumpfes, soweit er gesehen

werden konnte. Namentlich aber bot der Zwickel an den Knöcheln eine sehr geeignete Stelle für bunte oder auch gleichfarbige Stickereien (Taf. 12. 2). Selbst die Strumpfbänder beliess man nicht immer ohne Schmuck und verbrämte vielfach ihre Enden, die unter dem Rocke hervorbaumelten, mit Plättchen von Gelbmetall oder mit Puscheln aus farbiger Wolle.

Durch rauhe Witterung oder Beruf gezwungen schüzten die Bäuerinnen ihre Beine überdies hoch mit Gamaschen; diese waren von Tuch, mit Barchent gefüttert, reichten von den Knöcheln bis in die halben Waden und wurden an der äusseren Seite zugehakt. In den südlichen Landen ersezte man vielfach die Gamaschen durch Wadenstrümpfe oder Beinhöslein (80. 10; Taf. 36. 1; 48. 1).

Der weibliche Schuh glich im allgemeinen dem männlichen, so dass sich kaum mehr über ihn sagen lässt, als dass er minder derb und schwerfällig war, wie dieser. Der Schuh mit hoher, die Fussbeuge überragender Spannlasche, den darüber gebundenen Seitenlaschen und dem derben Absaze, wie ihn das 17. Jahrhundert brachte (Taf. 11. 2; 12. 1. 2), ist noch heutzutage weitverbreitet, desgleichen, doch fast nur in einigen Schwarzwalddistrikten, der Stöckelschuh des 18. Jahrhunderts (Taf. 21. 1. 2), der von Haus aus nur der weiblichen Garderobe eigen war. Es ist ein niedriger Schuh mit Schnalle und kurzen Bandschleifen auf dem Spann und einem mehr oder minder hohen Absaze, der hinterwärts stark eingeschweift ist und nicht direkt unter der Ferse sizt, sondern gegen die Mitte der Fusssohle vorgeschoben ist. Seit 1800 erschien ein sehr niederer Schuh, der gar keinen oder nur einen ganz flachen, doch breiten Absaz hatte (Taf. 46. 1· 48. 1). Als Hausschuh schon im 16. Jahrhundert allgemein üblich war der pantoffelartige Schuh mit fehlendem Fersenstücke (Taf. 25. 1) Der Holzschuh, der noch jezt seine Dienste thut, gehört sicherlich zu den ältesten Schuhen und nicht blos in der Volkstracht. Am Ausgange des 15. Jahrhunderts wurde er in Friesland selbst von vornehmen Leuten getragen, sogar mit Edelsteinen besezt und nach der Mode vorn geschnäbelt.

Ein unerlässliches Stück der weiblichen Bauerntracht war die Schürze. Schon im 15. Jahrhundert bekannt und in der ersten Hälfte des 16. allgemein getragen in bürgerlichen wie bäuerlichen Kreisen war eine eigentümliche Doppelschürze (18. 1. 5. 9); sie glich ungefähr einem ärmel- und taillenlosen Rocke, der an beiden Seiten von oben an bis in die Mitte der Oberschenkel aufgeschnitten war, so dass er hier in zwei getrennte Teile, in Brust- und Rückenteil, zerfiel. Jeder Teil war in dichte gleichmässige Längsfalten zusammengeschoben und an der oberen Kante mit einem Bund, eine Hand breit weiter unten mit Stichen gefasst (Taf. 29. 2). Der Bund bestand in einem schmalen

Bande oder einem quadratischen Zeugstücke; beide Bünde hinten und vorn waren an den oberen Ecken durch Achselbänder mit einander verbunden, und diese hielten die Schürze über die Schultern her fest. Ausserdem wurde die Schürze noch einmal an der Taille unterfasst, dergestalt, dass sie mit einem Bausche vorn und hinten gleichmässig den Gürtel verdeckte.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war die Doppelschürze kaum noch zu sehen; doch gewann immer mehr die viereckige Schürze das Feld, die von der Taille herabsteigend nicht ganz den unteren Saum des Rockes erreichte (Taf. 9. 1. 2). Sehr beliebt in bürgerlichen Kreisen war damals eine derartige Schürze, die im oberen Viertel rechts und links eine seitliche Verbreiterung aufwies. Diese beiden überschüssigen Stücke verliefen nach untenhin und waren nicht mit an den Schürzenbund festgenäht, sondern hingen frei herab (42. 4. 5; Taf. 13. 2). Noch heute sieht man dergleichen Schürzen in Süddeutschland, wo sie von Dienstboten und Wäscherinnen gern getragen werden. Man beliess diese Art von Schürzen ganz glatt, die viereckigen aber riefelte man nicht selten, wenn sie als Puzstück dienten, in dichte feine Längsfalten oder schmückte sie in queren Streifen mit Stickereien. Man beliebte die Schürzen weiss und schwarz sowie in allen Farben, namentlich in Dunkelblau, auch der Länge nach gestreift oder sonstwie farbig bestickt, von Leinwand, Kattun und selbst von Damast und Seide. Am Oberrhein war es häufiger Brauch, die Prunkschürzen obenher aus einem andern Stoffe, wie unten, zu machen und der ganzen Länge nach oder nur in einem Teile zu riefeln (Taf. 3. 1; 4. 2). An andern Orten, wie an der hessischen Schwalm, schmückte man die Schürze oben an den Seitenkanten mit viereckigen Besäzen, die gewöhnlich mit weisser Seide bezogen und mit Metallfäden und bunten Flittern bestickt waren. Auch in der Breite wechselten die Schürzen; es gab solche, die vom Rocke nur hinterwärts einen schmalen Streifen blicken liessen (Taf. 12. 1).

Zu den Schuzkleidern der Bäuerinnen im 16. Jahrhundert gehörten Kittel und Mantel; beide Stücke waren ungefähr so beschaffen, wie bei den Männern, und stets aus derben Stoffen gefertigt. Der Mantel wurde einfach um die Schultern gelegt und vor dem Halse geschlossen (7. 3; 18. 10). Diese Schuzhülle war sehr bequem, aber wo man auf bessere Ausstattung sah, doch allzu einfach; und so zeigten die bürgerlichen Mäntel schon zur Reformationszeit eine schmuckvollere Anordnung, die von Gegend zu Gegend wechselte. Sehr beliebt war im mittleren Deutschland bis nach Sachsen hinauf ein langer in dichte Längsfalten geschobener Mantel aus leichterem Stoffe, den man einfach von hinten her nach vorn und hier zusammennahm, so dass er den Körper vom Halse bis zu den Füssen wie mit einer Puppenhülse verhüllte (Taf. 31. 2).

Man brachte eine hübsche Abwechslung dadurch in seine Anlage (18. 2), dass man ihn unter den Vorderarmen heraufnahm und mit einer inwendig angebrachten Zugschnur, die man vorn verschleifte, um die Taille zusammenfasste, sonst aber nur noch vor der Magengrube mit seinen beiden oberen Ecken zusammenhakte oder um die Achseln her festheftete (Taf. 31. 1). In den Maingegenden pflegte man den geriefelten Mantel einfach über den Kopf zu nehmen und über den Körper herabhängen zu lassen, den er nonnenartig verhüllte (22. 7; Taf. 22. 2). Im Nordosten von Deutschland war der Mantel anders beschaffen, wie im Südwesten; dort war er durch die Slaven, hier durch die Niederländer in das Land gekommen. Der slavische Mantel war ein schweres Gewandstück, als Halbkreis zugeschnitten und mit Fuchspelz ausgeschlagen, der vorn an beiden Längskanten in einen schmalen Umschlag und einen breiteren Schulterkragen überging. In Schlesien war der Mantel kreisrund geschnitten und schachbrettartig mit viereckigen Pelzstücken aussenherab durchaus verbrämt. Der holländische Mantel, die „Hoike", wurde über den Kopf genommen, so dass er bald wie ein Dach ihn überwölbte, bald wie ein spizer Schirm über ihn vorsprang.

Der mitteldeutsche Mantel kam indess nicht in das 17. Jahrhundert hinüber oder doch nur auf den Schultern älterer Leute; an seine Stelle trat ein kurzer Ueberhang, der mehr einem Schulterkragen, als einem Mantel ähnlich sah (Taf. 33. 1. 2). Seiner Grundform nach die mehr oder minder einen Halbkreis bildete, war er schon im 15. Jahrhundert bekannt, wo man ihn als Reisekleid benuzte. Unterm Schuze der spanischen Mode gelangte er in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu grosser Gunst, so dass er während des 17. auch in der bäuerlichen Garderobe Aufnahme fand (77. 1–4); hier beliebte man ihn glatt und schlicht, höchstens mit einer Randborte geschmückt und offen um die Schultern gehängt, in der bürgerlichen aber hinterwärts mit einem kleinen viereckigen Ueberfall ausgestattet, der häufig aus Pelz bestand, oder mit Pelzstücken auf seiner ganzen Oberfläche verbrämt. Vielfach wurde er um den Hals in gleichmässige schwere Falten gelegt, welche sich bis an den unteren Rand fortsezten.

Ein schüzender Mantel von genügendem Umfange war in der Bauerntracht nicht leicht zu entbehren; die grosse Mode indess vergass den Mantel über ein Jahrhundert lang und führte ihn erst um 1750 als Winterkleid wieder ein. Mit den alten geriefelten Mänteln hatte der neue keine Aehnlichkeit mehr; er war radförmig geschnitten und fiel in freien Falten herab; auch zeigte er unter wohlhabenden Leuten untenher und vorn herab eine Pelzverbrämung, sowie im Nacken eine rundgeschnittene Kapuze. Um 1780 kam für Herbst und Frühjahr ein leichterer Mantel von Kattun oder Seide auf, der

ähnlich geschnitten, aber statt mit Pelz mit einer breiten Falbel garniert war. Erst das Jahr 1830 brachte einen neuen Frauenmantel von grosser Weite und langem Schulterkragen; auch dieser Mantel kam in die bäuerliche Garderobe und ist hier und da, so in der Harzgegend, noch jezt zu bemerken. Man fertigte ihn aus hellem blumigen Kattune und garnierte ihn mit demselben Stoffe am unteren Saume sowie am Kragenrande mit einer Falbel, am Halsausschnitte mit einer Krause.

Die gewöhnliche Kopfhülle der Bäuerinnen war von altersher ein Tuch, das um den Kopf gebunden und nach Bedarf zugleich auch um den Hals geschlungen wurde, so dass nur das Gesicht frei blieb (18. 1. 5);

Fig. 22.

1 2 3 4 5 6 7

Bauerntrachten um die Mitte des 16. Jahrhunderts. (Nach Hans Sebald Beham.)

darüber kam ein Hut mit niedrigem Kopf und breitem Rande zu sizen, der aus Stroh oder Binsen geflochten oder aus Filz hergestellt war (18. 9). So bekleidet gingen zur Reformationszeit die Bäuerinnen in Feld und Wiese ihrer Arbeit nach. Die bürgerlichen Frauen bedienten sich gleichfalls eines Kopftuches; doch ordneten sie es gesteift und vielfach gebrochen über ein Drahtgestell und nahmen es unter dem Kinne zusammen, so dass es eine Art von sehr grosser Haube bildete (Taf. 29. 1). Diese Kopftücher verschwanden indes schon frühe im 16. Jahrhundert, wenigstens in dieser Anlage. Während des 17. Jahrhunderts, bis tief in die zweite Hälfte des 18. hinein waren in Augsburg und Ulm gewaltige Leinwandhauben in Form von spizen Hüten (Taf. 16. 1; 17 2; 18. 1: 45. 1) in Nördlingen und Strassburg solche in Doppelflügelform zu

sehen (Taf. 3. 2; 41. 1. 2), Hauben, die sich vermutlich aus der grossen Linnenhaube entwickelt hatten. Solche Ungetüme blieben indes nur auf einzelne Reichsstädte beschränkt; allgemeine Verbreitung in Stadt und Land gewann dagegen die „Stirnhaube“ (18. 4. 6. 10), die sehr kleidsam war und sich ebenfalls aus einer älteren Haubenform entwickelt hatte (18. 1–3. 5); sie lag glatt am Kopfe, bedeckte die Stirn mit einem schirmartigen Vorstosse bis an die Augenbrauen herunter und schwellte sich über dem Hinterkopfe dem hier versammelten Haarmasse entsprechend auf, bald halbkugelig, bald mit flachem Boden abschliessend. An der unteren Kante des hinteren Teiles war ein schmales Tüchlein festgenäht, das man von einer Seite her nach vorn um das Kinn nahm und auf der anderen Seite mit einer Nadel feststeckte, wenn man es nicht vorzog, es frei über eine Schulter herabfallen zu lassen. Das Tüchlein (18. 5. 10) verschmälerte man nach Belieben zu einem blossen Streifen (Taf. 23. 2; 31. 1. 2), der an das mittelalterliche „Gebende“ erinnerte. Vorwiegend benutzte man die hintere Fläche der Haube, vielfach auch den Schirm, um Verzierungen aus linearen Einsteppungen oder blumigen Mustern anzubringen. Mit der Zeit, hier früher, dort später, liess man den Kinnstreifen hinweg, beschnitt den Stirnschirm in der Mitte zu einer Schneppe und blähte dessen Seitenteile über den Schläfen auf (Taf. 38. 1). In dieser Form näherte sich die Stirnhaube der sogenannten „Stuarthaube“, die schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in der modischen Tracht üblich war. Doch geschah dies nicht durchweg; denn anderseits vergrösserte man während des 17. Jahrhunderts ihren vorderen Teil, den Schirm, und fütterte ihn, oder stellte ihn aus Tüll oder sonst einem durchscheinenden Stoffe her, während man den hinteren Teil verkleinerte und zuspizte (Taf. 20. 1. 2). Hauben in dieser und verwandter Form waren unter verschiedenen Namen besonders im südlichen Deutschland weit verbreitet und sind noch heute in Baden und Württemberg viel zu sehen. Es ist schwer, den Weg der Umwandlungen zu verfolgen, den diese Haube durchmachte, und die Herkunft der zahllosen Nebenformen zu bestimmen, die unter dem Namen Müzchen, Mutsche, Kamode u. s. w. zumteil noch gegenwärtig für unsere Volkstrachten charakteristisch sind.

Eine sehr beliebte Kopfbedeckung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und von bürgerlichen Frauen und Mädchen allgemein getragen war das Barett; es glich damals ganz dem männlichen Barette und hatte, wie dieses, einen sehr weiten, doch flachen Kopf und einen angesezten Rand, der meist geschlizt und aufgeschlagen war. In der zweiten Hälfte dieses Zeitraumes verschwand das Barett aus der modischen Tracht, sezte sich aber in der Volkstracht fest; in Nürnberg, Heidelberg, Mainz, Frankfurt u. s. w. konnte man das Barett ebenso

gut auf den Köpfen der Damen wie der Dienstmägde bemerken. Gegen früher war es etwas versteift, aber immer noch sehr kleidsam; an die Stelle des Randes mit Schlizen war ein Wulst mit Pelzstückchen getreten (Taf. 22.2; 32.1), die sich hell vom schwarzen Grundstoffe abhoben, und eine Calotte, die sich dicht und fest um die obere Hälfte des Hinterkopfes schloss, war in das Barett eingefügt. Bei einfacheren Baretten fehlte der mit Pelzstückchen verbrämte Rand und der flache Boden trat mehr oder minder stark über den schmalen Bund hervor, mit dem das Barett den Schädel umschnürte (Taf. 2.1; 9.2).

Das Barett, so kleidsam es war, überlebte nur hier und da die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert, dafür kamen Müzen in allen Grössen auf, von dem einfachen runden Tuchmüzchen mit Pelzbräme an (Taf. 14.2; 36.1) bis zu den völligen Pelzmüzen. Der Pelz schlug damals stark in der Gewandung vor; wo es nur anging, fand er Verwendung; und so trug man auch Müzen in allen Grössen von Pelz, kleine kegelige Müzchen, die man „Vehinhäublein“ (Taf. 13.2; 33.2), und flache Müzchen, die man „böhmische Haube“ nannte (Taf. 13.2), bis zu den grösseren Müzen in gedrückter Kugelform, den „Marderhauben“ (Taf. 24.1.2; 44.2) und dem Goliath ihres Geschlechtes, der gewaltigen „grossen Kappe“ (Taf. 3.1), in welcher die Ulmerinnen und Strassburgerinnen paradierten.

Eine der kostbarsten Hauben war die Flitter- oder Flinderhaube. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts war die Flinderhaube bekannt; sie bildete damals eine dem Umfange nach bescheidene Calotte und blähte sich erst im 17. Jahrhundert mit der wachsenden Frisur ebenfalls zu abenteuerlicher Grösse auf. Sie bestand aus einer Kappe von glattem Stoffe mit einem nezförmigen Ueberzuge aus seidenen oder metallischen Fäden und einer Unzahl von tropfenförmigen Goldplättchen, die in die Maschen eingehängt waren, oder sie war völlig aus Brokat hergestellt (Taf. 15.1; 34.1), überdies nach Vermögen mit Perlen und Edelsteinen ausgeschmückt.

Einen nicht minder wundersamen Anblick gewährte eine aus breiten, schwarzen durchzogenen Tüllstreifen gebildete Haube (75.6–9). Die Streifen wurden durch ein Gestell von Draht aufrecht gehalten und sassen auf einer glatten, häufig nur den Oberkopf und die Schläfe deckenden Calotte, die sie in mächtigen Bogen oben und hinterwärts umsäumten. Diese Haube war unter dem Namen Radhaube im ganzen südlichen Deutschland, soweit es Schwaben giebt, bekannt, und ist dort selbst noch heute, wenn auch mit manchen Abänderungen, stellenweise anzutreffen, so bei Rottweil am Neckar.

Fast jede Stadt hatte ihre eigene Haube, so München seine „Riegelhaube“, die kostbarste unter allen Hauben (Taf. 47.1), Augsburg seine „Bockelhaube“ (Taf. 46.1) u. s. w. Wir werden im speziellen

Teile unserer Arbeit Gelegenheit finden darüber zu sprechen. Dazwischen drängten sich die vielen Kopfpüze und Hauben ein, welche die Mode brachte, die „Fontange“, die „Chapeau-bonnette“ oder „Kopfschürze“ die „Dormeuse“ u. s. w. Dazu kamen dann noch die zahllosen Kopftücher, die noch heute in ganz Deutschland die ständigen Kopfhüllen der Bäuerinnen an Werktagen und selbst an Festtagen sind. Die augenfälligste unter dieser Art von Hüllen war das „Regentuch“ und in der ganzen Osthälfte von Deutschland verbreitet, soweit sie von Slaven durchsezt ist (Taf. 36. 2). Der scharfe Hauch, mit dem die französische Revolution über den Rhein herüberblies, fegte den grössten Teil dieser alten Herrlichkeiten mit vielem anderen hinweg, das es mehr verdient hatte.

Die Frisur entwickelte sich mit nicht geringerer Mannigfaltigkeit, so dass es schwer ist, etwas im ganzen darüber zu sagen. Erst seit 1500, als die das Haar verhüllenden Kopfbedeckungen fielen, kam die Frisur wieder zu ihrem Rechte. Man trug das Haar damals in seiner ganzen Länge über den Rücken fallend, entweder offen oder in zwei Zöpfe geflochten. So behielten es Mädchen und Bräute noch lange Zeit, indes die Frauen das Haar wieder in die Höhe nahmen, so dass auch der Nacken frei wurde, und unter ihrer Kopfbedeckung ganz oder teilweise verbargen. Man legte die Zöpfe bald als Kranz um den Oberkopf, bald als Nest um den Hinterkopf, entweder fest oder in lockeren Ringen, und steckte eine Nadel quer hindurch, um die Masse festzuhalten und zu tragen. In vielen Städten trieb man namentlich während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen grossen Luxus mit den Zöpfen; nicht blos vergrösserte und verdickte man die Zöpfe durch eingelegtes falsches Haar und durch sogennante „Einflechten“, die in federkieldicken Strängen mit farbigem Seidenüberzuge bestanden, man vermehrte sie auch durch falsche Zöpfe, die nur zopfähnlich geflochtene Hülsen aus Seidenzeug mit Werggefüllsel waren. Diese mischte man unter die natürlichen Zöpfe und türmte sie sämtlich in geregelten oder regellosen Windungen um den Kopf (Taf. 15. 2). Derartige Frisuren in jeder beliebigen Farbe und selbst in gemischten Farben waren damals ein gewohnter Anblick.

Sonstige kostümliche Zugaben bestanden in Täschchen, Handschuhen und dergl. Das Täschchen war im 16. Jahrhundert ein charakteristischer Teil der weiblichen Tracht; jede Dienstmagd trug ihr Täschchen seitwärts am Gürtel oder an Gürtelschnüren (Taf. 13. 2). Es war gewöhnlich aus hellbraunem Leder gefertigt (22. 1–4) und an der Mündung durch eine Strupfe zum Zusammenziehen eingerichtet oder auch dortselbst mit einem stählernen Bügel gefasst, der auf- und zugeschlossen werden konnte. Meistens waren die Täschchen auf der

äusseren Seite noch mit zwei oder drei kleineren Täschchen garniert, die ebenfalls durch Strupfen zusammengezogen wurden. Die Strupfen endigten mit kleinen aus Lederschnüren geflochtenen Knöpfchen. Statt der Schere, wie im Mittelalter, trugen die Weiber jezt neben dem Täschchen noch ein Messer in zierlicher Scheide, denn wie Sebastian Franck sagt, hatte Deutschland damals „freisame, heftige, den Männern ungehorsame Weiber, als yendert ein volk.“ Die kommende Mode nahm den Weibern wieder das Messer, ja selbst das Täschchen und hängte den Schlüsselbund an deren Stelle (Taf. 10. 2; 14 2); nur den Wirtsfrauen und Marktweibern beliess sie beides neben den Schlüsseln (Taf. 19. 1; 36. 1), denn diese hatte das eine so nötig, wie das andere. Die Mode vergass das Täschchen durchaus und erinnerte sich erst wieder zur Zeit der französischen Revolution daran; doch war das

Fig. 23.

Zwei Gürteltäschchen mit Einzelnheiten aus dem 16. Jahrhundert. (Nach Hefner-Alteneck: Trachten des christlichen Mittelalters.)

Täschchen jezt etwas ganz anders, wie früher, und fand in der Volkstracht keine Stelle mehr.

Die Handschuhe waren für Bauer und Bäuerin gleich. Der frühste mittelalterliche Handschuh bildete kein besonderes Stück, sondern bestand in einer Verlängerung des Aermels, den man über die Hände herab- oder zurückschlug. Der Aermel war vorn offen oder zugenäht; in lezterem Falle hatte er seitwärts einen Ansaz für den Daumen und auf der inneren Handfläche einen Querschliz, durch den man ihn über die Hand zurückschlagen konnte. Diesen Teil trennte man vom Aermel und so hatte man jezt einen eigenen „Handschuh“; es war noch ein „Fäustling“, der vier Finger in einem gemeinschaftlichen Sacke beherbergte und den Daumen in einem besonderen. Dann teilte man den Handschuh derart, dass er für je zwei Finger und den Daumen ein besonderes Futteral hatte; und so gelangte man schliesslich zu dem

fünfteiligen Handschuh oder „Fingerling“. Daneben aber behielt man den Fäustling bei, der in der Winterkälte sich am brauchbarsten erwies, und führte ihn, wenn nicht angezogen, an einer um den Nacken gehängten Schnur mit sich. Der Handschuh bedeckte von Anfang an gerade nur die Hand; doch verbesserte man ihn schon im 13. Jahrhundert, wenigstens soweit er Modetracht war, dadurch, dass man ihn über die Handwurzel und den nächsten Teil des Armes verlängerte (Taf. 42. 1); so erhielt man den „Stulphandschuh“. Das 18. Jahrhundert brachte einen Aermelhandschuh in die weibliche Tracht, der den Vorderarm einschloss und entweder die Finger mitbedeckte (Taf. 5. 1; 26. 2) oder, selber fingerlos, nur die der Mittelhand zunächst stehenden Fingerglieder unter sich verbarg. Ueblich war es bei starker Kälte, die Hände unter einem Tuche von dickem Wollstoffe zu verbergen, das man nötigenfalls als Schlittendecke benuzen konnte (54. 1; Taf. 15. 1. 2).

Die Volkstrachten nach den einzelnen Gegenden.

Elsass-Lothringen.

Wir beginnen unsere Rundschau mit jenem Lande, das wir an zwei Jahrhunderte aus unserem politischen Verbande, niemals aber aus unserem Herzen verloren hatten. Lothringen, von alters her mehr unter französischem Einflusse stehend, war uns bald fremd geworden; die Heimat der Jeanne d'Arc war niemals deutsch gewesen. Aber Elsass, das uns Richelieu mitten im Frieden hinweg genommen hatte, fuhr fort deutsch zu sein, deutsch statt französisch zu sprechen und sich deutsch statt französisch zu kleiden. Namentlich war es Strassburg, das an den eigenartigen Kostümformen festhielt, die sich in seinen Mauern herausgebildet hatten. Im Jahre 1685 erliess, von dem französischen Intendanten gedrängt, der dortige Bürgermeister ein Mandat, das den Strassburgern befahl, innerhalb vier Monate die deutsche Tracht aufzugeben und die französische anzulegen. Die Bürgerschaft musste sich fügen. Nicht die deutsche Treue, jene sprichwörtliche Treue, die der Deutsche gegen Alles, nur nicht gegen sein eigenes Volkstum zu zeigen pflegt: es war der alemannische Eigenwille oder Sondergeist, der gleichwol jenes Mandat um seine Wirkung brachte; dieser bildete im Laufe des 18. Jahrhunderts aus der französischen Tracht wieder neue Sonderformen heraus, die von den Franzosen geradezu für deutsch ausgegeben wurden, während die Strassburger

die aus Paris kommenden Moden noch immer mit „fremder Tracht“ bezeichneten. So blieb es, bis die französische Revolution den Vernichtungskampf gegen alle alten Ueberlieferungen begann; vor ihren echten, wenn man sagen will gewissenhaften Gleichmachern, die mit der Guillotine arbeiteten, brach sich der alemannische Gegendruck. Eine „Proklamation der Volksrepräsentanten“ enthielt in dieser Sache nur wenige und höfliche Worte. „Die Bürgerinnen Strassburgs sind eingeladen, die deutsche Tracht abzulegen, da ihre Herzen fränkisch gesinnt sind.“ Jedoch unter diesem Aufrufe standen die Namen St. Just und Lebas. Mehr aber noch, wie vor diesen blutrünstigen Männern, vollzog sich vor Bonaparte, dem gottgesandten Heros der Zeit, im Elsass eine dem Deutschtum abgewendete Umwandlung.

Tafel 1. Die hohe Robe, in welcher die Metzer Edelfrau auf unserem Bilde sich darstellt (1), gehörte der französischen Mode von 1572 an und scheint eigens für Damen, die sich viel zu Pferde sezten, erfunden worden zu sein, denn sie schmeckt nach der Amazone. Um die Büste war sie anliegend, bis unters Kinn hinauf geschlossen, nach untenhin aber weit und schleppend, in den Aermeln passend, doch an den Achseln gebauscht (vergl. 27. 2). Der hohe Kopfpuz stand der Mode fern; man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass er ein Rest des alten „Hennin“ gewesen sei, der sich in den Provinzstädten inmitten einer Gesellschaft erhalten hatte, wo die Mode nicht nach Vorbildern zu suchen pflegt. Er hatte die Form eines abgestuzten Kegels und bestand aus einer steifen Einlage mit einem Ueberzuge von feinem Stoffe, der schirmartig sich über Stirn und Nacken herabsenkte und mit einem Zeugstreifen festgebunden war, dessen Endzipfel oben zurückfiel.

Ueber die Tracht der Bäuerin (2) bleibt nach den Erläuterungen, die in der kostümlichen Uebersicht davon gegeben worden sind (S. 33 ff.), kaum noch etwas zu sagen übrig. Es war damals unter den Strassburgerinnen allgemeiner Brauch, die Füsse nicht mit Schuhen, sondern einzig nur mit Strümpfen aus Leder oder Filz zu schüzen, die keine Sohle hatten und über den Zehen mit einigen Querstreifen geschmückt waren.

Fig. 24. Die männliche Bauerntracht um Metz und Schlettstadt (1–3), die dem Ausgange des 16. Jahrhunderts angehört, wies noch die Zeichen eines hohen Alters auf. Die Tunika, der glockenförmige Mantel mit dem Ausschnitt in der Mitte, wodurch er über den Kopf gestürzt wurde, die Strumpfstiefel mit dem verknöpften Umschlage oben: alle diese Stücke wiederholten fast ohne Veränderung die Kostüme auf den Grabsteinen aus spätrömischer Zeit, die wir auf französischem und rheinischem Boden gefunden und in unsern Museen aufbewahrt haben. Das Häubchen,

wie es die Frau aus Colmar trägt (6), ist als das älteste Muster der Chapeau-bonnette oder Kopfschürze anzusehen, die kurz vor der Revolution in die grosse Mode kam und deren jüngstes Muster das artige Mullhäubchen mit gefältelter Gardine und farbigem Seidenbande ist, das noch heutzutage von den Lothringerinnen getragen wird (41. 5).

Fig. 24.

1 2 3 4 5 6

Trachten aus Elsass und Lothringen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1. 2 aus Metz; 3 aus Schlettstadt; 4—6 aus Colmar. (Daniel Meisner: Politica politice, d. i. Statistisches Städte-Buch, darinnen neben Abbildung 800 fürnehmer Städte, Vestungen und Schlösser, auch viel Adeliche Sitz- und Landgüter etc. Nürnberg 1606.)

Fig. 25. Weit urtümlicher, als der Kopfpuz, in dem die Damen von Metz paradierten (Taf. 1. 1), waren die Kopftücher der Bäuerinnen auf dem offenen Lande. Ein Tuch über dem Kopfe war die älteste Art, sich den Kopf zu schüzen; das Tuch vertrat während des Mittelalters bis tief in die neue Zeit hinein die Stelle des Regenschirmes und wurde thatsächlich erst durch dieses Instrument beseitigt. Bei üblem Wetter fasste man es unter dem Kinne zusammen und machte so eine Art von Haube oder Kapuze daraus; dies geschah mit einer Haftel oder mit einem schmalen Zeugstreifen, den man über dem Tuche um den Hals wickelte, sonst aber, wenn man seiner nicht bedurfte, aufs doppelte zusammenfaltete und frei über das Tuch auf den Scheitel legte. Unter

dem Namen „Gebende“ war dieser Streifen schon den vornehmen Damen des 13. und 14. Jahrhunderts bekannt; diese hielten ihr flaches Müzchen, das „Schappel“, damit fest, indem sie es unter dem Kinne hernahmen, auf dem Scheitel unter der Kappe kreuzten und mit beiden Endstücken rechts und links nach vorn über die Brust fallen liessen. Die beiden Zeugstücke widerstanden mit unbesiegbarer Hartnäckigkeit den Moden des 15. Jahrhunderts; und als das 16. sein „Barett“ brachte (2. 5), räumten sie noch immer nicht das Feld.

Fig. 25.

Lothringische Trachten um 1574. 1. 2. 4. 5 Metz; 3. 6 Blâmont. (Georgius Braun: Beschreibung vnd Contrafaktur der vornembsten Stät der Welt 1574.)

Fig. 26. Diese Abbildung beweist, wie wenig noch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Kostüm der vornehmen Strassburgerinnen von der allgemeinen deutschen Mode abwich. Einzig nur der Stehkragen, der sich aus dem viereckigen Ausschnitte des Leibchens erhebt (1. 2) und den Nacken umgiebt, die Brust aber offen lässt, scheint eine Strassburger Eigenheit gewesen zu sein, denn wir finden ihn sonst nur an dem deutschen Koller (19. 4), das man lose um die Schultern hängte. Die mittlere Dame (3), eine Doktorsfrau, trägt einen Ueberrock mit ähnlichem Kragen; dieser Rock, durchaus offen und ohne Taille sich

von den Achselgruben an erweiternd, wurde „weiter Rock“ genannt. im Gegensaze zu dem „engen Rocke“, der erst von der Taille an auseinanderklaffte (5)

Fig. 26.

1 2 3 4 5

Strassburger Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 Dienstmagd: Barett schwarz, Haube weiss, Leibchen braun mit grünem Kragenfutter, Rock zinnoberrot mit gelbem Besaze, Schürze weiss, Täschchen samt Riemen hochrot, Knöpfe daran und Messerbesteck golden, Schuhe schwarz. 2 bürgerliche Frau: Stirnhaube, Kröse mit Brusteinsaz, Handkrausen und Schürze weiss, Leibchen schwarz, Rock mennigrot mit zwei grünen Streifen. 3 Frau eines Arztes: Barett schwarz: Haube weiss, Oberrock braun mit schwarzen Streifen, Kragenfutter grau, Unterkleid weiss mit schwarzen Ornamentlinien und breiter zinnoberroter Borte untenher, Brustgeschmeide golden mit blauem Steine. 4 adlige Jungfrau: Barett und Schürze schwarz, Leibchen grau mit tiefkarminrotem Besaze, Kleid grün mit karminrotem Besaze, der weiss gerändert, Haarhaube golden, Täschchen schwarz mit stahlgrauem Beschläge. 5 Jungfrau: Barett schwarz mit Goldschnur, Haarhaube braun und mit Gold durchwirkt, Oberkleid zinnoberrot. die kurzen Aermel mit breiten scharlachroten Borten besezt, Unterärmel weiss mit hellgelben Streifen, Unterkleid schwarz mit grauen Linien, Gürtel und Halsgeschmeide golden, Brusteinsaz weiss und mit Gold durchwirkt. (1. 3. 5 nach dem Thesaurus pictur um auf der Darmstädter Hofbibliothek; 2. 4 nach Hans Weigel: Trachtenbuch, darin fast allerley vnd der fürnembsten Nationen, die heutigs tags bekannt sein, Kleidungen etc. Nürnberg, 1577.)

Fig. 27. Sämtliche Kostüme gehören der grossen Mode an; nur von den Kopfpüzen war der eine hier, der andere dort zu finden. Der Kopfpuz, den die erste Figur trägt, kam aus Italien. König Ludwig XII. hatte dort für kurze Zeit die Herrschaft über die Lombardei inne; es waren die Frauen der dort eingesezten französischen Beamten, welche mehr

Fig. 27.

1 2 3 4

Lothringische Frauentrachten. 1. 2 aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, 3. 4 um 1625. 1 Kleid gelb mit graublauer Fassung am Halsausschnitte und grünem Besaze auf den Achselpuffen, Gürtel grün mit karminroten Knoten, Hemdärmel, Kröse und Brusteinsaz weiss, Brustrosette karminrot, Kopfpuz schwarz mit gelbem Besaze. 2 Kleid violett mit karminrotem grüngeränderten Brustbesaze und gelben Achselpuffen, Unterkleid schwarz. Kröse und Brusteinsaz weiss, Kopfpuz schwarz. (1. 2 nach Hans Weigel: Trachtenbuch, 1577. 3 4 nach Jacques Callot, 1625.)

als ein Stück aus der Mailänder oder Genueser Toilette nach ihrer Heimat verpflanzten. Der fragliche Kopfpuz war eine Art von Sack mit eckig geschnittenem platten Schweife oder Zipfel, der über den Oberkopf in die Höhe geschlagen wurde, so dass er die obere Stirnhälfte bedeckte. Der Sack bestand aus Tuch, Atlas, Damast oder Sammet

und war um das Gesicht her mit einer in Gold gestickten Borte oder auch mit Perlen und goldenen Kettchen geschmückt. Adlige Frauen trugen dergleichen Hauben in Schwarz, bürgerliche in Scharlachrot.

Auch Flandern lieferte seinen Teil an Neuheiten, dank der hübschen Muster auf den Teppichen seiner nördlichen Fabriken, die damals ein Schmuckstück in allen reichen Häusern waren. Die Kopfpüze der beiden folgenden Figuren gehörten dazu; der erste davon (2) war in der Garderobe burgundischer Edelfrauen heimisch; es war ein Ableger des alten Chaperon, der schon im 15. Jahrhundert diese Form angenommen hatte, nur dass er jezt im Kopfe nach dem Muster eines spanischen Hutes ausgesteift war. Man beliebte ihn mit schwarzem Sammet bezogen als Reithut zu tragen; und so war das dazu gehörige Kostüm ebenfalls Amazonentracht (vergl. Taf. 1. 1). Der dritte Kopfpuz hatte seinen Ursprung zweifellos im italienischen Chaperon, wenn er auch die alte Grundform nicht mehr erkennen liess; er war nach dem Muster einer Schneppenhaube umgewandelt und machte mit seiner Stirnschneppe und seinen Schläfenbogen ein artiges Aussehen; sein über den Nacken fallender Zipfel, zu einem schmalen Streifen zusammengeschnitten, wurde über den Hinterkopf in die Höhe geschlagen und dort mit einer Nadel festgesteckt.

Die Kopfmäntel, wovon die vierte Figur ein Muster giebt, hatten sich gleichfalls aus den Niederlanden herauf über die französischen und deutschen Grenzgebiete verbreitet. Man nannte sie „Hoiken"; doch wechselten sie von Gegend zu Gegend im Zuschnitte. Dem Anscheine nach war die lothringische Hoike in ihrem mittleren Teile der Länge nach geriefelt und an der oberen Kante mit einer Zugschnur versehen, mittelst welcher man sie dicht über den Augenbrauen um den Oberkopf befestigte. Darüber sezte man nach Art eines quergesteckten Kammes einen ausgesteiften Zeugstreifen und befestigte solchen an den Schläfen.

Tafel 2. Bürgerliche Frau (1). Der in Glockenform aufgeschwellte Rock kam während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch die spanische Mode ins Land; er wurde durch einen Futterrock unterztüzt, der aus einem Gestelle von Draht und einem Ueberzuge aus Filz bestand. Darüber lag er faltenlos ausgespannt und wurde seinerseits von dem sogenannten „engen Rocke", der vorn weit auseinanderklaffte, und in der Lücke durch eine Schürze bedeckt. Der Ueberrock kürzer als der untere, war aufs engste in Längsfalten geriefelt, die Schürze glatt, aber aus zwei verschiedenfarbigen Zeugstücken zusammengesezt, ein Brauch, der sich bis zur Revolution erhielt (Taf. 6. 2). Neben dem Glockenrocke, der sich in der Strassburger Tracht noch ferner behauptete (34. 1–4), erschien um 1600 der Tonnenrock, der oben so breit

Fig. 28.

Elsässer vom Anfange des 17. Jahrhunderts. 1. 4 Bürger in Trauer; 2 Fischer; 3 Gärtner; 5 Arbeiter im Stadtdienst; 6 Unschlittverkäufer; 7. 8 Bauern. (Evidens

war wie unten (2). Er wurde über den Hüften durch ein Polster getragen, das die Form einer riesigen Wurst hatte, auf der Seite aber, die an den Körper zu liegen kam, abgeplattet war; auch an beiden Enden war es flach und hier mit Schnüren versehen, mit denen es vor dem Leibe zusammengebunden wurde. Um die Taille her bildete der Rock eine Fläche, auf den eine grosse Radkrause vom Stoffe des Rockes zu liegen kam. Die grosse Mode verlangte bei dem Glockenrocke, noch mehr aber bei dem Tonnenrocke, ein enges Leibchen mit Schneppe; doch verharrte die Volksmode bei dem runden Leibchen. (Ueber Leibchen, Kröse und Barett siehe die einleitenden Bemerkungen.) Das Trauerzeichen bestand in Strassburg aus dem „Schleier“ und der „Stürze“. Der Schleier war um 1600 eine Art von Stirnhaube mit sehr langem sackförmigen Zipfel, die Stürze aber ein breites Linnenstück, das bis an den Mund hinauf um Hals und Kinn festgebunden und unten eingeschlagen wurde, so dass die Arme wie in Säcken darunter verborgen lagen (vergl. 47. 2). Die Sitte, in Weiss zu trauern, entstand im 15. Jahrhundert und war ursprünglich ein Vorrecht der französischen Königinnen, weshalb man denn auch seitdem jede verwitwete Königin „reine blanche“ benannte. In der Folge überliess man des weisse Trauerkostüm den sogenannten „Leidweibern“, die sich zu beiden Seiten des Sarges sezten, wenn der Verstorbene auf den Friedhof hinausgefahren wurde; erst die Revolution beseitigte dieses Ceremoniel. (Ueber Stürze und Schleier siehe 31. 2. 3; 32. 3; 35. 4; 36 3; 37. 4; 40. 2.)

Fig. 28. Der Fuhrmanns- und Bauernrock (2. 7) wich von dem sonst in Deutschland üblichen insofern ab, als sein in Längsfalten zusammengeriefelter Schoss eine geringere Weite zeigte, wie sein Leib, so dass dieser vorn zur Rechten und Linken seiner Oeffnung zwei eckige Vorsprünge machte. Aehnliche Vorsprünge zeigte auch das Bauernwams (8): doch war dieses mit glattem Schosse, sowie mit bedeckelten Taschen versehen. Die gewerbetreibenden Stände verschmähten es nicht, ihr Wams nach spanischem Muster mehr oder minder zu wattieren, so dass es, zugeknöpft, mit einem sogenannten „Gansbauch“ über dem Magen vorstand. Die Männer trauerten in schwarzen Mänteln (4), zu denen die nächsten Anverwandten des Toten noch eine lange weisse Binde gesellten (1), die sie einfach so um Kinn und Hals legten, dass sie mit beiden Enden vorn und hinten herabhing. Es scheint, dass ihr Ursprung auf die alte Sendelbinde zurückzuführen ist, denn sie galt schon um 1600 für veraltet; „und ob sie vast abkommt heut, doch

designatio receptissimarum consuetudinum ornamenta quaedam et insignia continens Magistratus et Academia Argentinensi à majoribus relicta. Nobilium insuper, patriciorum, civium, hortulanorum etc. Argentorati, excudebat Joann Carolus 1606).

brauchens noch Gemene Leut“ heisst es in dem unser Original begleitenden Verse. Der cylindrische Hut (1–4) hatte damals schon eine Vergangenheit von mindestens hundert Jahren hinter sich.

Fig. 29. Auch die Juden machten der Mode Concessionen; der lange Kaftan, in dem sie während des 15. Jahrhunderts einhergingen, wie uns die Chronik des Ulrich von Richenthal bildlich überliefert hat, erschien jezt (1. 2) bis über die Kniescheibe verkürzt, oben mit einem Klappkragen versehen und vorn zugeknöpft. Der gelbe Spizhut des

Fig. 29.

1 2 3 4

Oberrheinische Trachten vom Anfange des 17. Jahrhunderts. 1. 2 Juden; 3. 4 Bauern. (Stirpium, insignum Nobilitatis, d. i. Stammbuch der Jungen Gesellen oder Handtbuch mit sonderlichem vleis zusammen gebracht vnd mit schonen kupperstucken geziert. Basel 1612.)

Mittelalters war einem gelb oder rot gefärbten Barette gewichen, das mit seinem flachen Boden stark über den Kopfbund vortrat. Aber der gelbe Ring, das Hauptkennzeichen der Judenschaft, war ihr auch jezt noch nicht erlassen und hatte seine Stelle, allen Augen sichtbar, auf dem Mantel. (Ueber den Bauernrock, der hier in zweierlei Form auftritt, siehe S. 19.)

Fig. 30. Neben den rundgeschnittenen Leibchen gab es solche, die auf der Vorderseite eine Schneppe machten, dabei, wie sonst, oben ausgeschnitten oder bis zum Halse verschliessbar waren. Das hohe Leibchen (2–4)

Fig. 30.

Oberrheinische Trachten vom Anfange des 17. Jahrhunderts. 1. 9 Bäuerinnen; 2. 10 Bürgerstöchter; 3—6. 8 Dienstmägde; 7 Gärtnerin. (1 Evidens designatio; 2—6. 8. 9 Speculum Cornelianum; 7. 10 Stirpium, insignum Nobilitatis etc., d. i. Stammbuch der Jungen Gesellen oder Handtbuch mit sonderlichem vleis zusammen gebracht und mit schonen Kupperstucken geziert. Basel 1612.)

wurde aus zwei Stücken zusammengesezt, deren verbindende Naht in die Mitte des Rückens fiel und über die Achseln herlief. Die nach vorn fallende Seite eines jeden Stückes zeigte unterwärts die Hälfte der Schneppe und eine der Form des Busens entsprechend gewölbte Längskante. Um dem Leibchen einen passenden Siz auf den Körper zu geben, wurde es hinten auf jeder Seite der Rückennaht mit einer Einnaht versehen, die von der Mitte des Armloches im Bogen nach dem Kreuze hinabstieg, sodann an geeigneten Stellen noch besonders eingeschlagen und abgenäht. Das ausgeschnittene Leibchen (5) bestand gleichfalls aus zwei Stücken, von denen jedes derart zugeschnitten wurde, dass je ein Brust- und Rückenteil durch den Achselsteg zusammenhingen. Der gekrauste Leinwandkragen, der wie eine längs aufgeschnittene Papierdüte den Hals hinten umschloss, doch vorn offen liess (8), sass an einem kleinen Busenhemdchen fest, das seine Stelle zwischen Schnürbrust und Leibchen hatte. Noch gab es ein sogenanntes „Niederleibchen", das nur bis unter die Achseln reichte (9) und, über das eigentliche Leibchen angelegt, auf der Seite zugehakt wurde.

Was der oberrheinischen Tracht ein charakteristisches Aussehen gab, war der hohe kegelige Hut (4. 6). Dieser Hut war auf allen Köpfen zu sehen, auf männlichen wie weiblichen, und zwar am ganzen Oberrhein, soweit die Tracht hier von Strassburg oder Basel aus bestimmt wurde; selbst die Professoren trugen ihren Kegelhut, wenn sie zur Vorlesung gingen. Doch wechselte der Hut in seiner Höhe. Sein Kegel war unten etwas ausgeweitet und hinterwärts tiefer geschnitten, als vorn, das überschüssige Stück an den Hutkopf in die Höhe geklappt, der vordere Rand aber über das Gesicht vorgezogen, so dass er hier einen kleinen Schirm bildete. Die Mädchen hatten es im Brauche, ihre langen Zöpfe um den Hut zu wickeln (47. 7), um ihn, wenn nötig, damit festzuhalten; so machten sie es auch mit dem flachen Barette (5). Sonst benüzte die weibliche Welt als sommerlichen Schattenspender noch einen Strohhut mit flachem Kopfe und breitem, gerade abstehenden Schirme (7) oder einen Schirm mit einem Kopfloche in der Mitte, durch das sie ihn über die Calotte sezten (10). Damals tauchten die ersten Muster von Schürzen auf, die vorn mit einer Tasche ausgestattet waren (9).

Fig. 31. Bei üblem Wetter nahmen die Bäuerinnen (1) als Schuzhülle die „Kürse" um die Schultern, eine einfache Pelzdecke, und fassten sie vor der Brust mit den Händen zusammen; bedurften sie ihres Schuzes nicht, so trugen sie die Decke über dem Arme mit sich. (Ueber Kopftuch und Müze S. 46; Taf. 1. 2). Ein vornehmes Schuzkleid war der „weite Rock", auch „Husseke" oder „Kragenrock" genannt; anfangs taillenlos von den Achselgruben an nach untenhin sich erweiternd (26. 3)

nahm das Kleid mehr und mehr eine eingeschweifte Taille an (2. 3) und ersezte seinen natürlichen Faltenfluss durch ein enges Geriefel, das entweder schon oben an dem glatten Schulterstücke, dem Koller (3), oder erst von der Taille an begann (2); dazu kam nach Belieben noch der glatte Schulterkragen (2), den man jezt mit „Schaube“ zu bezeichnen pflegte. Damen von Adel trugen ihr unteres wie oberes Kleid, namentlich das erste, auf das dichteste in Fältchen oder „Striche“

Fig. 31.

Strassburger Trachten vom Anfange des 17. Jahrhunderts. 1 Gärtnerin in der Kürse; 2 adelige Jungfrau in Trauer; 3 adelige Frau in Trauer; 4 Kaufmannstochter zum Tanze gehend. (Evidens designatio etc.)

geriefelt (3), so dass solche kaum zu zählen waren; denn die Anzahl der Striche gab Zeugnis von dem Stande einer Frau: „Durch den Rock mit vielen Strichen Würdt Geschleter stand vergliechen.“ Zu den Trauerabzeichen gehörten vor allem „Schleier“ und „Stürze“ (siehe Taf. 2. 2). Der Schleier ging jezt hinterwärts in einen langen Leinwandstreifen über (2. 3); die Stürze, auch „Vorgebinde“ genannt, ein um das untere Gesicht herumgenommenes Linnenstück, war von verschiedener Breite: „Der schmale Sturtz ist auch im Leyd Breuchlich, doch mit dem Vnderscheid, dass man darmit anzeigt vorab. Wie dass Leyd schier ein Ende hab.“ Zum Tanze ging man ohne Schaube im ein-

fachen „Brustrocke“ (4), und war das Fest ein hochzeitliches, den Kopf mit einer Brautkrone geschmückt. Diese bestand aus einem einfachen oder doppelten ornamentierten Reifen und wurde „Bändel“ oder „Doppelbändel“ genannt. (Ueber das Schneppenleibchen (4) siehe 30. 2–4.)

Fig. 32. Namentlich ärztlichen Frauen beliebte es, ihre Stirnhaube mit einem winzigen Barette zu schmücken (1), das nicht grösser als eine Schnupftabaksdose war. Man begann, den flachen Deckel des Baretts (30. 5) hinterwärts in die Höhe zu schweifen (2), ihn auch sonst zu einem schattenspendenden Sommerhute zu vergrössern (4) und den Schmuck von schmalen Pelzstreifen am Rande (56. 4) durch eine dichte Garnitur von Puffen oder „Toschen“ zu ersezen; nach diesem Besaze nannte

Fig. 32.

1 2 3 4 5 6

Strassburger Trachten im Anfange des 17. Jahrhunderts. 1 Geschlechterweib; 2 Bürgerstochter; 3 Frau in Trauer; 4 Jungfrau in alltäglicher Tracht; 5 Bürgerstochter im Feiertagskleide; 6 Bauernbraut. (Evidens designatio etc.)

man den Hut „Toschenhut“. „An den Hütlen wird auch erkandt der Vnterscheid eines mehren standt. Der Toschen Hutt dem glatten würdt Vorgezogen“ u. s. w. Man war auf dem Wege, das Barett zu einer der abenteuerlichsten Kopftrachten umzubilden (48. 1. 2). Den langen Zipfel des zum Trauerkostüme gehörenden Schleiers (31. 2. 3) behandelte man jezt als eigenes Stück und steckte ihn auf der Stirnhaube an (3). Ueber Braut- und Brautjungfernkronen (6) siehe 31. 4, über das Schneppenleibchen (1. 4. 5), 30. 2–4.

Fig. 33. Eine beliebte Frisur in der vornehmen Welt von Strassburg war damals eine solche, bei welcher das vordere Haar, über eine halbmondförmige Einlage gestrichen (4), wie ein Diadem die Stirne einrahmte, das übrige Haar aber glatt zurückgenommen, dann in Strähnen oder

Flechten gedreht und um den Hinterkopf spiralisch zum Neste zusammengelegt wurde. In den unteren Ständen bildete das Haar, durchaus zurückgestrichen, hinterwärts zwei kurze dicke Zöpfe. Nach beiden Frisuren richtete sich auch die Form der Hauben; die eine wiederholte Diadem und Nest (5. 6), die andere die Zöpfe, die es mit Futteralen einschloss (2. 3), vorausgesezt, dass sie die Zöpfe nicht blos markierte.

Fig. 33.

Elsässische Kopftrachten vom Anfange des 17. Jahrhunderts. (Jakob von der Heyden: Speculum Cornelianum. In sich haltend: Viel artiger Figuren, betreffend das Leben eines vermeynten Studenten. Strassburg 1618.)

Fig. 34. Die Volkstracht schien gegen den belebenden Hauch der Mode immer unempfindlicher zu werden. Während um die Mitte des 17. Jahrhunderts das französische Kostüm eine Verbindung mit dem besten Geschmacke einging und sich ebenso natürlich als hübsch gestaltete, wandelte sich die Tracht in Strassburg wie auch sonst in Deutschland in immer dickere und dunklere Puppenhülsen um. Die Falten der schweren Glockenröcke erstarrten zu wahren Orgelpfeifen und ihre Steifheit wurde durch Pelzstücke vermehrt, die man überall anbrachte, wo Plaz dafür war; allen Rändern folgten Pelzstreifen; die Müzen, grosse und kleine, waren von Pelz; die Brustklappen am Brüstling (4) und Kragenrocke legten sich breit und brettartig über die Achseln auseinander und den Hals umgürtete die Mühlsteinkröse, die von der Mode längst über Bord geworfen worden. Selbst die Zöpfe wurden durch „Einflechten“ von falschen Haarsträhnen oder federspuldicken Schnüren über ihr natürliches Mass und Gewicht vergrössert. Als Ludwig XV. Strassburg besuchte, erregten die gewaltigen Zöpfe der Strassburgerinnen dergestalt die Aufmerksamkeit der französischen Damen, dass diese gelegentlich die Zöpfe in die Höhe hoben, um zu prüfen, wie schwer sie seien; doch thaten sie dies nur mit ihren Essgabeln, weil sie die Finger sich nicht mit der Pomade beschmuzen wollten, mit der die Zöpfe getränkt waren. Man flocht die Zöpfe aus zwei oder drei Strähnen; die zwei-

strähnigen, die man „Basler Zöpfe“ nannte, galten für feiner (48. 1). Vielfach hatten die Pelzmüzen hinterwärts einen Ausschnitt, um die Zöpfe durchzulassen; zu diesem Zwecke wurde auch die Kröse hinten und nicht, wie sonst, vorn zusammengebunden (3). Eine andere Art sich zu frisieren bestand darin, die Zöpfe um eine quer durch den Haarwuchs und das Käppchen gesteckte platte Nadel rechts und links aufzuwickeln. Beide Frisuren gingen von den Dienstmädchen aus und

Fig. 34.

1 2 3 4

Strassburger Trachten um die Mitte des 17. Jahrhunderts. 1 Hochzeiterin; 2 Jungfrau; 3. 4. Bürgersfrauen. (Nach Wenzeslaus Hollar: Aula Veneris sive varietas foeminini sexus diversarum Europae nationum etc. Londini 1644.)

wurden in der Folge von den bürgerlichen Töchtern angenommen. Ueber die Brautkrone (1) siehe 31. 4.

Fig. 35. Das männliche Kostüm, wenigstens das festtägliche, verfiel ebenso der Versteifung, wie das weibliche. Die vorn übereinanderschlagbare Bauernschaube (3. 6) wurde zu einer Jacke (2) mit leicht eingezogener Taille, wattierten Achseln, stehendem in schmale Brustklappen verlaufenden Kragen, wagrecht eingeschnittenen bedeckelten Taschen unten auf den Brustblättern und einem geschlizten wulstigen Streifenbesaze auf

den Nähten und an den Rändern (vergl. 45. 3). Die Pumphosen zeigten sich auswattiert, geriefelt und mit den Strümpfen zusammengehängt, die in sie

Fig. 35.

Strassburger Trachten nach der Mitte des 17. Jahrhunderts. 1. 2 Bäuerin und Bauer im hochzeitlichen Anzuge; 3 Jungfrau in junger Weibertracht; 4 Frau eines Arztes in Trauer (mit Sturz und Leib); 5 Doktors-Frau oder Geschlechterin; 6 Handwerkerstochter im Hochzeitsstaate; 7 Köchin zu Markt gehend; 8 Geschlechterin als Braut im doppelten Kranze; 9. 10 Jungfrauen im Brautanzuge. (Strassburger Trachtenbüchlein vom Jahre 1668.)

hinein genäht waren, so dass Hosen und Strümpfe ein Ganzes bildeten und mit einemal angezogen werden konnten. Die Stiefel umfassten mit einer sehr weiten Stulpe, die vorn eine Kante hatte, wie mit einem Kerzenhalter die Beine unterhalb des Knies; sie wurden zuerst herunter und dann wieder hinaufgeschlagen. In der weiblichen Tracht schwollen die Röcke langsam ab; das Mieder öffnete sich immer weiter, um den Brustlaz sehen zu lassen, der mit farbigem Stoffe überzogen und dicht mit Nesteln überspannt war (1. 3. 5). War das Mieder geschlossen, so ragten Brust- und Rückenteil mit einer dreieckigen Spize in den Halsausschnitt hinein (8–10). Die knappen langen Aermel schlossen mit grossen pelz- oder spizengeränderten Manschetten in Tellerform (6). Die Achselklappen an Jacke und Oberrock starrten steif wie ein Brett über die Schultern hinaus und waren mit Pelzstreifen garniert (5. 6). Der Leinwandkragen, zu mehr oder minder schmalen Laschen zusammengeschnitten (3), fing an, die Stelle der Kröse einzunehmen. Die Kopfpüze wurden umfangreicher, die Pelzmüze (5), der Hut (3. 7) und selbst die Brautkrone (1. 8–10) oder der „Bändel". Das merkwürdigste unter diesen Stücken war sicherlich der Hut, der im allgemeinen zur jungfräulichen Garderobe gehörte. Zwar der Kopf bewahrte ein passendes Mass, aber die ovale Krempe war in die Breite gewachsen und wurde ringsum schüsselförmig gegen den Hutkopf hinaufgeschlagen. Hüte dieser Art erhielten sich bis zur Revolution. (Weiteres darüber 36. 4. 5. 8 und 37. 7.) Dem unförmigen Kopfpuze entsprach die mit Werg und falschem Haare vermischte Frisur; sie war hinten glatt gestrichen (10), vorn aber in Strähnen verflochten und über beiden Schläfen versammelt, wo sie Haufen von kinderfaustdicken Knollen bildete (8. 9).

Fig. 36. Die Volkstracht bewegte sich in der Richtung einer freieren Form; doch behaupteten sich bis um 1700 noch Reste der alten Gebundenheit. Die engen Aermel waren an den Achseln wattiert, vor der Handwurzel mit einer grossen schüsselförmigen Manschette oder Stulpe geschlossen, die ebensowol aus glatter Leinwand wie aus Spizenzeug und selbst aus Pelz bestehen konnte (1. 3. 4. 7). Auch die über die Schultern hinausstarrenden Epauletten räumten noch nicht das Feld. Doch drängten sich jezt Stücke im Geschmacke der französischen Mode dazwischen (2. 5. 6), die ein weit freieres Aussehen hatten und auch dem guten Geschmacke entsprachen. (Das Nötigste darüber unter Taf. 3. S. 70.) Die gleichmässig und eng gefalteten Röcke währten noch weiter fort, doch blieben die Falten jezt mehr ihrem natürlichen Flusse überlassen. Der engüberschnürte Brustlaz nahm an Grösse zu und überdeckte die Brust in ihrer ganzen Breite, ihr so ein gepanzertes Aussehen gebend; nur den oberen Teil der Brust überliess er dem glatten Leinwandkragen (2. 3. 5). Dieser Kragen, über die Achseln her schmal geschnitten

Fig. 36.

Strassburger Trachten um 1678. 1 Bäuerin; 2 Jungfrau in fremder Tracht zum Gottestische gehend; 3 Frau in Trauer; 4 Gärtnerin; 5 Bürgersfrau aus niederem Stande; 6 Frau im Winterkleide; 7 Jungfrau zum Gottestische gehend; 8 Dienstmagd. (Strassburgisch Trachtenbüchlein um 1678.)

und unter den Achseln her mit den Ecken zusammengebunden, hatte nun die Form des gegenwärtig noch üblichen Kollers (Göllers) angenommen. Immer häufiger erschien auf den weiblichen Köpfen der in ovaler Schüsselform aufgekrempte Hut, der mit seinem oberen Schirmrande weit über die Schultern hinaus starrte (4. 5. 8). Sein Stoff war weisser Filz von rauher Oberfläche; soweit er zur Bauerntracht gehörte blieb er schmucklos, sonst aber zeigte er sich auf der vorderen Fläche mit einem Spizenstreifen verbrämt, der seinem oberen Rande folgte und ihn etwas überragte (5), häufig auch auf dem übrigen Teile dieser Fläche mit einem Stücke von schwarzem Sammet überzogen, das locker aufsass und nur an den Rändern festgenäht war (37. 7). Mit diesem Hute teilte sich die Flügelhaube von weissem Linnen in die Gunst der Volksmode (2) (s. Taf. 3 unten). Diese Haube, ihrer Flügel beraubt, aber mit dem schmalen Schleier und der kleinen Stürze bereichert (3), bildete nun das Hauptstück des Trauerkostüms. Zu den bäuerlichen Kopfbedeckungen zählte eine kleine Müze von fesähnlicher Form (1) mit einem Ueberzuge von farbig besticktem Linnen, dessen Zipfel oben zurückfiel; diese Müze ist unzweifelhaft als der letzte Rest des stumpfen Kegelhutes zu betrachten, mit dem sich im 16. Jahrhundert die Metzer Damen bedeckten (Taf. 1. 1). Für die strenge Jahreszeit behielt man die Marderhaube bei (6); dann ersezte man wol auch die Kröse durch einen ähnlich geformten Kragen von Marder und verbarg die Hände unter einer dickstoffigen Decke (Seite 51) oder in fingerlosen Stauchen mit offenem Daumen (37. 5). (Ueber die Schuhe S. 43.)

Tafel 3. Unter Einwirkung der französischen Mode trat gegen Ende des 17. Jahrhunderts das Streben nach einer engen Taille immer augenfälliger hervor. Nicht blos, dass man die Taille durch eine untergelegte Schnürbrust schärfer, als sonst, zusammenzog, man trieb auch das Kostüm zuerst nach obenhin, später ebenso nach untenhin auseinander. Zu diesem Ende gab man vor allem dem Brustlaze einen dreieckigen Zuschnitt und legte ihn, mit der langen doch abgestumpften Spize nach unten gewendet, an, so dass er hier tief über die Taille hinabstieg, oben aber mit den beiden Ecken scharf über den Busen hervorstach (1). Die Jacke versah man mit einer eingeschnittenen Taille, grossen an den vorderen Ecken spizig verlängerten Schössen (37. 5–8) und weiten, nach untenhin trichterförmig geöffneten Halbärmeln mit grossen Umschlägen oder einer Verbrämung aus gekrausten Rüschen in mehrfachen Reihen; darunter liess man die weiten Hemdärmel mit einer Spizenmanschette hervorquellen, doch so, dass der untere Teil des Armes unbedeckt blieb. Die Jacke schloss man in der Taille fest an den Körper, gewöhnlich derart, dass sie oben unter den Laz, am untersten Ende aber über denselben zu liegen kam.

Die Verschnürung auf dem Laze war in diesem Falle nur eine scheinbare. Im Promenadenkostüme verwahrte man den Hals mit einer Binde, in welche Bündel von farbigen, zumeist roten Schleifen eingeknüpft waren. Die grosse Kappe aus feinem Marder liess man nicht fehlen, ebensowenig die doppelfarbige Schürze, die in ihrem oberen Teile geriefelt war.

Im Traueranzuge gab man alle schmückenden Zuthaten auf (2), auch den Laz, und trug das Schossleibchen völlig geschlossen, die obere Brust mit dem glatten weissen Kragen und den Kopf mit der Flügelhaube bedeckt, die mit einem schmalen, langen, um Kinn und Hals gewickelten Linnenstreifen, dem eigentlichen Trauerzeichen, festgehalten wurde. Die Haube umschloss den Kopf festanliegend dicht über den Augenbrauen und streckte ihre Flügel vorn aufwärts gestellt und nach hinten abwärts gerichtet über die Schultern hinaus. Die Flügel waren mit Stärkemehl gesteift, um sich selber tragen zu können. Geschah es nun bei Leichenbegängnissen, dass mehrere Frauen mit solchen Hauben sich in einer Kutsche zusammenfanden, so mussten sie ihre Köpfe schief halten, damit die Flügel sich übereinander legen konnten und nicht gegenseitig in den Grund bohrten. Schon eine leichte Befeuchtung liess die Flügel sofort schlaff herabhängen. (Siehe ferner 36. 2. 3; 37. 4.) Noch sei bemerkt, dass man die Schösse der geschlossenen Jacke (2) in breite Laschen zerschlizt beliebte, derart, dass die Laschenränder nach untenhin ein wenig übereinandergriffen.

Fig. 37. Die Tracht, die vor 1700 ihre altmütterliche Behäbigkeit noch nicht verloren hatte (1–4), tauschte solche nach 1700 immer mehr gegen die elegantere französische Mode um (5–8). Die Kröse (1–3), die Schaube (3), der Kragenrock mit den gewaltigen Epauletten (1), die unförmige grosse Kappe (1. 3) räumten vor den Erzeugnissen der neuen Mode das Feld. Wir haben das Nötigste über diesen Wechsel unter Taf. 3, S. 70 mitgeteilt. Statt der Kröse oder der Binde mit farbigen Schleifenbündeln (Taf. 3. 1) schlang man jezt ein Tüchlein aus leichtem Stoffe, schwarz oder weiss, um den Hals, verknotete solches locker vor der Halsgrube und liess die beiden Endzipfel frei über den Laz herabfallen (7. 8). Daneben behielt man den glatten Leinwandkragen noch ferner bei (6), der über die Achseln her schmal geschnitten war und lose über den Brustlaz fallend dessen obere Kante mit einem scharfen Bruche markierte.

Immer darauf aus, das Kostüm nach obenhin zu verbreitern, verlängerte man auch den ovalen Schirmrand des Spizenhutes (7) dadurch, dass man die beiden Enden des breiten Kantenbesazes zu Zipfeln zusammendrehte und wagrecht hinausstarren liess. Immer grössere Gunst wendete man einer glatt anliegenden „Schniepe“ zu (8), die in Stirn und Wangen mit drei scharfen Spizen hervorstach und solche durch einen eingelegten federnden Stahlstreifen fest an das Gesicht drückte. Die aus

Fig. 37.

zwei verschiedenfarbigen Zeugstücken zusammengesezte und im oberen Teile aufs engste geriefelte Schürze behielt man bei und erhöhte ihr schmuckvolles Aussehen durch eine Spizengarnitur auf den Rändern des oberen Stückes (7). Als winterlichen Handschuzes bediente man sich fingerloser Stauchen (5), die sich vorn in zwei offene Futterale für Daumen und Hand zertrennten, durchweg gefüttert, vorn mit Pelz und am andern Ende mit einem breiten, hinterwärts geöffneten Pelzumschlage verbrämt waren.

Ueber Trauerkostüme haben wir Seite 59 zu Tafel 2. 2 einige Andeutungen gegeben. Das hier verbildlichte Kostüm (4) war französischen Ursprungs und wurde deshalb als „fremdes" ausgegeben. Es bestand in einem die ganze Figur verhüllenden ärmellosen Ueberzieher, der zwischen Arm und Körper etwas eingenäht und vorn herab mit verdeckt liegenden Hafteln verschliessbar war. Die Stürze wurde um das Kinn nach hinten genommen und mit den beiden unteren Ecken vorn auf den Armteilen des Kleides festgesteckt.

Fig. 38. Unter den Bauernhüten gab es einen von wunderlichem Aussehen (1), der mit seinem hohen stumpfkegeligen Kopfe und überbreiten Schirm eher für Vagabunden und Marktschreier, wie für Bauern schien erfunden worden zu sein. Man sah ihn während des dreissigjährigen Krieges viel auf den Köpfen der Marodeure, den vorderen oder hinteren Teil des Schirmes gegen den Hutkopf hinaufgeschlagen. Als der Schirm an Breite zunahm und sich nicht mehr allein tragen konnte, hielt man ihn durch Bänder in der Schwebe, die den Hutkopf umgürteten; dabei zog man ihn auf einer Seite schärfer an, so dass er sich hier aufwärts stellte. Dies war der Anfang zu einer Reihe von Aenderungen, denn in der Folge zog man den Schirm auf zwei und schliesslich auf drei Seiten in die Höhe; um 1740 war der dreieckige Hut fertig; doch hatte derselbe jezt durchweg einen niedrigen Kopf. Das Mieder unter dem dienenden Personale wurde häufig nur mit einem Scheinlaze versehen und zwar in der Weise, dass man es mit Borten in Form eines Lazes garnierte (3). Die Spizenhüte, gross und ausgeschmückt (3) wie auch klein und schmucklos (4) blieben unentwegt im Gebrauch; man konnte noch lange nach der Mitte des 18. Jahrhunderts die Bauernweiber mit

---

Strassburger Frauentrachten vom Ende des 17. (1—4) und Anfange des 18. Jahrhunderts (5—8). 1 Frau im Kragenrocke; 2 Bauernbraut; 3 Frau in der Schaube; 4 Frau im fremden Trauerkostüme (im Sturze); 5 Frau im Winterhabit; 6 Hochzeiterin aus bürgerlichem Stande; 7 Jungfrau im Promenadenkostüme; 8 Frau im Sommerkleide. (1—4 Strassburgisch Tracktenbüchlein um 1678; 5—8 Alsace Françoise ou nouveau recveil de ce qu'il y a de plus curieux dans la ville de Strasbourg. Das Frantzösische Elsass oder Neue Beschreibung der Stadt Strassburg. Chez Boucher 1706.)

solchen Hüten auf dem Kopfe nach Strassburg auf den Markt fahren sehen. Ihr Rock blieb wie seither so auch fernerhin kürzer, als der städtische; dieser war nur fussfrei; jener aber liess stets die Unterschenkel bis gegen die Waden hinauf unbedeckt.

Taf. 4. Die bäuerliche Frauentracht (1) hatte durch allen Modewechsel ihre behäbige runde Taille beibehalten. Das Mieder, wie es um die Mitte des 18. Jahrhunderts im Oberelsass getragen wurde, war

Fig. 38.

1 2 3 4

Elsässische Trachten im Anfange des 18. Jahrhunderts. 1. 2 Bauern; 3 Dienstmagd; 4 Bäuerin. (Alsace françoise 1706.)

an beiden Vorderkanten in eine Anzahl von schmalen Laschen aus geschnitten, die durch verdeckt liegende Haken und Oesen zusammengeschlossen wurden, indess der farbige Laz zwischen ihnen hervorblickte Das Haar lag unter einer Rundhaube mit gefälteltem Gesichtsschirme verborgen und diese wurde um den Hinterkopf mit einem farbigen Tüchlein festgehalten, das auf dem Oberkopfe verschleift wurde. Aus diesem Unterkäppchen, von dem unter 39. 3 und 40. 3 sich Variationen angegeben finden, entwickelte sich der Kopfpuz, der im 19. Jahrhundert

ein Charakteristikum der elsässischen Tracht geworden ist (41. 3. 4). Die städtische Volkstracht hatte um diese Zeit sich stark französiert (2); die Taille, durch eine Schnürbrust aufs engste zusammengepresst, lief vorn und rücklings in eine scharfe Schneppe aus; ebenso spiz war der Laz. der nur noch als Zierstück das Leibchen auf seiner Vorderse te panzerte, und die Schösse, lang, schmal und im Bogen geschnitten, stiegen wie Schwalbenflügel von den Hüften gegen die Knie hinab. Die doppel-

Fig. 39.

1 Bauer aus dem Oberelsass, zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts; 2 Dienstmagd von der Pfälzer Grenze, um die gleiche Zeit; 3 Dienstmagd aus der Umgegend von Strassburg, vom Kochersberg, Mitte des 18. Jahrhunderts; 4 Handwerker aus dem Oberelsass 1757; 5 Dame aus dem Oberelsass, Mitte des 18. Jahrhunderts. (Nach Henri Garnier: Costumes des Régiments et de Milices d'Alsace et de la Sarre pendant les XVII et XVIII siècles.) Mit Figuren in bürgerlicher Tracht untermischt.

farbige Schürze, oben enger geriefelt wie unten, folgte oben der spizen Schneppe und umränderte sie mit einer Spizenverbrämung, die sich auch um den Einschnitt einer seitlich angebrachten Tasche fortsezte. (Ueber die Aermel von Leibchen und Hemd s. Taf 3. 1, S. 70 und über das Knüpftüchlein 37. 7. 8, S. 71.) Der Spizenhut überhöhte zweiseitig seinen aufgeschlagenen Schirm dachgiebelförmig nach Art der Männerhüte, doch behielt er seine alte Ausstattung (s. 36. 3; 37. 7; 38. 3).

Fig. 39. Der Bauernrock behielt auch jezt noch die senkrecht in die Schösse eingeschnittenen und bedeckelten Taschen (1), trozdem die Mode schon seit 1690 solche wagrecht eingeschnitten verlangte. Der an seiner oberen Kante in dreifachem Bogen ausgeschnittene Brustlaz (2) ist noch gegenwärtig in der Umgegend von Strassburg und in der pfälzischen Nachbarschaft zu bemerken. Das fesähnliche Müzchen (3) tauchte häufiger auf; es wurde im Nacken durch eine Zugschnur befestigt.

Fig. 40.

Strassburger Trachten um 1740. 1. 4 Frau und Jungfrau im Promenadenanzuge: 2 Frau in Trauer; 3 Bäuerin. (A. Seiboth: Costumes des femmes de Strasbourg [XVII et XVIII siècles] d'après les documents de l'époque, 1880.)

Fig. 40. Der Zug der Mode ging unausgesezt nach einer engen und schlanken Taille. Nicht bloss, dass man den Oberleib von den Achselgruben an bis zur Taille fast bis zur Unmöglichkeit einschnürte, man that auch sonst alles, um den Eindruck der Enge scheinbar zu erhöhen; man trieb den Rock nach untenhin auseinander und legte den Spizenbesaz oben am Ausschnitte des Leibchens breit über die

Achseln; man verschmälerte die Schösse über den Hüften und verlängerte sie vorn mit schlanken Spizen bis in die Kniegegend; ja man verbreiterte sogar die Flügel der Linnenhaube über alles Mass. In derselben Absicht liess man den glatten Leinwandkragen tiefer als sonst herabsteigen, um so von der Taille nur das schmälste Stück bemerkbar zu lassen. Immer mehr fand das fesähliche Käppchen (39. 3) auch unter den besseren Klassen Verbreitung; es bestand hier (3) aus Gold- und Silberstoff oder aus gemustertem Sammet, der meist von schwarzer Farbe und stets reich mit Metallfäden bestickt war.

Taf. 5. Um 1780 gehörte die städtische Volkstracht zum grossen Teile durchaus der Zeitmode an; der Reifrock, glocken- oder tonnenförmig, der „Manteau", der offen darüber lag, wiederholten nahezu die Modeformen, die um 1600 gebräuchlich waren (Taf. 2). Das Leibchen, eng geschnürt, mit spizer Schneppe und weitem Ausschnitte, die engen Halbärmel mit vielfachem Rüschenbesaze, das mit Rüschen geränderte schwarze oder weisse Busentüchlein, das mit einer Bandschleife unter dem Busen zusammengefasst wurde, die unbedeckte obere Brust, das aus Gesicht und Nacken in die Höhe gestrichene und in einen Wulst auf dem Hinterkopfe versammelte Haar: alles das gehörte durchaus der Mode an (vergl. Taf. 26. 1).

Der Unterschied zwischen deutscher und „fremder" d. h. französischer Tracht lag, soweit er ins Auge fiel, nur in der Form des Leibchens; das deutsche Leibchen hatte eine kürzere Taille und eine stumpfere Schneppe, wie das französische; beide indess hatten eine Schnürbrust zur Unterlage, von der sie den Ueberzug bildeten; ausserdem war das deutsche zu beiden Seiten des Verschlusses, das französische aber rundum durch eingenähte Fischbeinstäbe und vornherab noch besonders durch ein Blankscheit verstärkt, über dem es verschnürt wurde. Durch grosse Schösse erhielt das deutsche Leibchen das Aussehen einer Jacke. Der Rock war oben und unten gleichweit geschnitten, oben jedoch faltiger zusammengefasst, und der Manteau mit umgewendeter Naht am Leibchen befestigt.

Taf. 6. Die männliche Bauerntracht um 1800 (1) konnte ebensogut der badischen Rheinseite angehören, denn hier, namentlich in den Orten westlich um Offenburg, trug man die nämlichen Stücke: die mit breitem Pelzbräm umrandete runde Müze aus grünem Sammet, das schwarze Halstuch mit den wagrecht aus dem Knoten hinausstarrenden Zipfeln, die kurze Jacke, das Brusttuch, die Kniehosen und die weissen Strümpfe. Für die elsässische Herkunft sprach nur das Kostüm der Dienstmagd mit seiner doppelfarbigen Schürze. Von dem über dem Scheitel verschleiften Kopftüchlein haben wir unter Tafel 5. 1 das Nähere angegeben. Die Schleife in ihrer weiteren Entwickelung s. S. 79.

Fig. 41. Jener schäferliche Charme, den die Kunst des 18. Jahrhunderts über alles ausgoss, was sie berührte, ging nicht spurlos an der weiblichen Volkstracht vorüber. Der offene Busen (1), nur von

Fig. 41.

1—4 Trachten aus dem Elsass, 5 aus Lothringen. 1 von 1803: Hut strohgelb. Brusttuch schwarz, Hemdärmel weiss, Mieder und Schnürsenkel rot, Brustfleck grün, Schürze oben gelb, unten schwarz mit zwei schmalen roten Randstreifen. Rock gelb mit schwarzem Saum, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz. 2 von 1805: Schlender schwarz mit weissen Brustrüschen, Rock rotgelb, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz. 3 vom Anfange des 19. Jahrhunderts: Kopfschleife und Rock rot, Halskragen. Hemdbrust, Aermel, Schürze mit Band und Strümpfe weiss, Mieder blau mit gelbem Rande, Schnürsenkel schwarz, Brustfleck Goldbrokat, Schuhe schwarz. 4 aus dem 19. Jahrhundert (Geispolsheim): Haubendeckel Goldbrokat, Haubenbänder schwarz mit farbigen Blumen, Halstuch braungelb mit blauen und roten Streifen, Mieder dunkelkarminfarbig, Hemdärmel weiss, Rock dunkelgrün, Schürze braungelb mit blauen Streifen, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz. 5 aus dem 19. Jahrhundert: Häubchen weiss mit blauem Bande, Brusttuch, Manschetten, Schürze und Strümpfe weiss, Rock samt Leibchen dunkelgrün mit hellblauem Bandbesaze. Schuhe schwarz mit hellblauer Schleifenrosette. (1. 2 nach kolorirten Kupferstichen aus Taschenkalendern, 3—5 nach A. Kretschmer: Deutsche Volkstrachten.)

beiden Seiten mit einem Tüchlein eingefasst, das knappe Mieder mit der eingeschnürten Taille, der kurze Rock, die flachen Schuhe mit Stöckeln oder völlig absazlos, der breitrandige Sommerhut: das alles schmeckte

nach dem Theater. Als ein naturwüchsiger Geschmack diesen falschen Reiz wieder beseitigte, erschien jener Kopfpuz, der gegenwärtig für die Elsässische Tracht so charakteristisch ist: der „Schlupf". Anfangs war er von bescheidener Grösse (Taf. 6. 2), ein beliebig gefärbtes Seidenband vom Nacken her um das Käppchen gelegt und über dem Scheitel in eine Schleife geschlungen, derart, dass die Endstücke zu beiden Seiten oder hinterwärts herabfielen (3. 4). In den Gegenden südlich und westlich von Strassburg fand dieser Schmuck die grösste Verbreitung und die mannigfachste Ausbildung.

Bei älteren Leuten sind gegenwärtig noch Trachtenstücke zu sehen, deren Ursprung in das 18. Jahrhundert zurückreicht. Zu den schwarzen Kniehosen gesellen sich lange Gamaschen von Leinwand, die „Häckerstrümpfe", ein langer, wegen seiner Weite mit „Halbacker" bezeichneter Rock ohne Kragen und Taille, der an der einen Kante in Brustlänge mit einer dichten Reihe von flachen Knöpfen garniert ist, schliesslich ein breiter Filzhut, dessen Schirm auf zwei Seiten dergestalt aufgekrempt ist, dass die Krempen einen spizen Winkel bilden (17. 3), der „Nebelspalter"; von jungen Männern wird er mit der Spize nach vorn, von älteren nach hinten aufgesezt. Je näher der Pfälzer Grenze, desto häufiger findet man die Kniehosen an ihrer äusseren Naht mit einer Reihe von dichtstehenden Messingknöpfen geschmückt und statt des Nebelspalters den „Nagelbohrer", einen Hut, der kleiner als jener, aber ebenso geformt ist. Der lange Rock erscheint fast nur noch bei Kirchgängen oder festlichen Anlässen: seine Stelle nimmt ein kurzes Wams aus dunkelblauem Tuche ein, dessen stehender Schmuck die blanken Messingknöpfe sind.

Ebenso bewahrt das weibliche Kostüm noch manches Stück aus der Urgrossmütter Zeiten, jedoch auch nur in dem berg- und waldreichen Unterelsass. Was bei den Männern der Nebelspalter, das ist bei den Frauen die „Nebelkappe": es ist eine von den zahlreichen Abarten der „Stirnhaube", die im 16. Jahrhundert in ganz Süddeutschland bis nach Thüringen hinein die beliebteste und zierlichste Kopfhülle war. Von Dorf zu Dorf zeigt die Nebelhaube Abweichungen in Fülle; in der Grundform aber ist sie eine glattanliegende Calotte mit einer beutelförmigen Anschwellung hinterwärts, die hartgesteift oder gefältelt, und einem Seidenbande an jeder Wangenlasche, die beide unter dem Kinne miteinander verschleift werden. Vorn lässt sie das gescheitelte Stirnhaar unbedeckt, hinterwärts aber einen kleinen Chignon unter sich hervorquellen und über den Nacken fallen. Die schönsten Käppchen dieser Art sind blütenweiss und schmucklos; doch giebt es nicht minder artige, die mit einer feinen Spizenkrause das Angesicht wie mit einem Heiligenscheine umrahmen, und schliesslich auch ganz gewöhnliche aus

braunem oder violettem Kattune, deren Namen „Saumagen“ oder „Bezel“ schon kennzeichnend ist für ihre rohe Form. Ein anderer Nachkomme der Stirnhaube, der durch den Elsässischen Schlupf bis jezt nicht verdrängt werden konnte, hat sich unter betagten Frauen in der Umgegend von Strassburg erhalten; es ist ein walzenförmiger Beutel, der lose und faltig den Hinterkopf bedeckt, den Oberkopf mit einem glatten Bunde umschliesst und hinten mit einer Zugschnur versehen ist, mittelst welcher er um den Nacken zusammengezogen wird. Er besteht aus schwarzem Sammet und ist entweder schlicht und glatt oder gemustert und mit eingestickten Goldblumen verziert (vergl. 30. 2).

Das religiöse Bekenntnis hat augenfällig auf das Elsässer Kostüm eingewirkt, namentlich auf das weibliche; die katholische Bevölkerung im Oberelsass war dem ernsten Schwarz zugethan; aber der alles verdrängende hellfarbige Kattun hat sich unter die schwarzen Stoffe gemischt und sie vielfach beseitigt; nur im Münsterthale ist noch ein Rest von der schwarzen Tracht zu bemerken. Auch pflegen die katholischen Frauen längere Röcke zu tragen, die man „Kutten“ nennt, meist von grellroter oder hochorangegelber Farbe und ohne Saum, die protestantischen kürzere von grüner Wolle mit rotem oder schwarzem Saume, der oft in mehreren Querstreifen aufgeheftet ist.

An dem Rocke sizt keine Untertaille; ein knappes Mieder lässt den mit Bändern, Spizen und Goldflittern ausgeschmückten „Vorstecker“ sowie die blendend weissen Hemdärmel sehen. Jedoch zur Kirche oder über Feld wird eine „Schürze“ angelegt: es ist dies eine nicht anschliessende halblange Jacke aus schwarzem Tuche, die nur vor der Halsgrube zugehaftelt wird. Dagegen zieht die jüngere Generation der Schürze ein kurzes, passend anschliessendes Leibchen aus dunkelfarbigem wollenen oder halbseidenen Stoffe vor, das bequeme Aermel und einen ziemlich grossen runden Ausschnitt hat, der gewöhnlich mit Rüschen verbrämt ist. Die früher allgemein üblichen bunten Halstücher verschwinden immer mehr vor einem schwarzen seidenen Flore, welcher lose um den Hals geschlungen und hinten verknotet wird, sodass die Zipfel in den Nacken fallen (78. 4).

Die Bevölkerung Lothringens (5) besizt keine eigentlichen Volkstrachten mehr; schon von alters her hat sie in jeder Sache, und so auch im Kostüme, sich ihre Parole von Paris geholt. Zwar sieht man hier noch die kurze Bluse, blau oder grau, und die Zipfelmüze, Stücke, die früher auch im Rheinthale üblich waren, aber man sieht sie nur bei hand- oder tagewerkenden Leuten aus den untersten Klassen, weshalb sie wol als Standes-, aber nicht als Volkstracht gelten können.

Die Pfalz und Rheinhessen.

Wir haben oben (S. 2) die Ursache angegeben, weshalb der Landstrich, der gegenwärtig in Pfalz und Rheinhessen geschieden ist, zu keiner urtümlichen Tracht gelangen konnte; es war der starke Wellenschlag des politischen Lebens, der zwischen Frankreich und Deutschland sich bewegend stets über dieses Land dahinging, alles, was alt wurde, als veraltet hinwegspülte und ein stätiges Leben, das nur für sich selbst auf der Welt ist, nicht aufkommen liess. Volkstrachten aber sind das Produkt eines ruhigen in sich selbst eingesponnenen Daseins; und dazu kam der Pfälzer in seinem Leben nicht. Ja die ewige Unruhe, zu welcher ihn die Vorsehung verurteilte, wischte sogar die Grenzen zwischen Städtern und Bauern, sowie zwischen Edelleuten und Städtern hinweg; dies bemerkt man selbst an den Kleidern: Kamisol, Kittel und Schildkappen dringen vom Lande ebenso tief in die Städte hinein, wie Frack und Cylinder aus den Städten heraus auf das Land. Ständische Trachten, die den Bauern vom Städter unterscheiden, sind jedoch keine Volkstrachten, wenn sie auch die notwendigen Bedingungen zu solchen sind. Und so wurde der Pfälzer zum geborenen Demokraten und Revolutionäre, der allem, was nach Ausnahme schmeckt, sich feindselig oder doch spöttisch gegenüberstellt, der selbst im Anzuge nichts leiden mag, was auffällig ist.

Im Mittelalter war es das Christentum, das alles gleichmachte; in der neuen Zeit ist es das Volkstum; wenn gleichwol vor Zeiten etwas wie eine Volkstracht in der Pfalz aufkam, so lag dies an dem langsam pulsierenden Verkehre, der immerhin abgelegene Winkel übrig liess, wo Menschen nach ihrer Eigenart selig werden mochten; gleichwol waren es auch hier weniger ausgewachsene Trachten als Keime zu solchen; dergleichen Ansäze lassen sich gegenwärtig noch manche nachweisen.

Taf. 7. Wormser Juden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der Rock war ein verkürzter Kaftan, wie er damals fast durchweg in der deutschen Judenschaft getragen wurde (29. 1. 2), und liess sich mit verdeckt liegenden Haken und Oesen vornherab verschliessen. Die Hosen glichen noch den altväterlichen Strumpfhosen und verläugneten die Mode der Zeit; doch traf man sie auch sonst noch bei älteren Bürgersleuten, die dem Mosaischen Glauben ferne standen. Die Schuhe, nach spanischem Muster hergerichtet, waren einfache Knöchelschuhe mit hohem Spannblatte und niedrigem Fersenstücke. Der Mantel gehörte zur gewöhnlichen Bürgertracht, wo er seinen Dienst als Reisekleid besorgte; er wies noch den halbkreisförmigen Zuschnitt der alten Mäntel auf, wie er diesen seit dem zwölften Jahr-

hundert eigentümlich war; doch schüzte er jezt zugleich auch den Hals mit einem niedrigen Stehkragen, der ihm sonst gefehlt hatte. Das Judenzeichen, der gelbe Ring, fand seinen ständigen Plaz auf dem Mantel, da es obrigkeitliche Vorschrift war, den Ring „allenthalben unverborgen“ zu tragen; und diese Vorschrift war noch 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg nachdrücklich erneuert worden. Auch die alte Sendelbinde hatte noch im Kostüme der Wormser Israeliten eine lezte Zuflucht gefunden; man trug sie kunstlos um eine niedrige Calotte gewickelt und mit dem überschüssigen Endstücke über eine Schulter zurückgeworfen. Sonst war damals diese Binde, jedoch rot gefärbt, nur noch bei den Juristen zu finden, die sie über ihre violette Robe auf die Schulter legten. Auch im Trauerkostüme kam sie noch vor (28. 1), doch nur in Weiss und einfach um das untere Gesicht und den Hals geschlungen. Im Kostüme der Wormser Juden schlugen die schwarzen und düsteren Farben vor; der gänzliche Mangel an lichten Tönen und schmuckvoller Ausstattung stimmte mit dem sonnenlosen Schicksale überein, zu dem der christliche Fanatismus sie verdammte.

Zu der weiblichen Ausstattung gehörte der nämliche schwarzgefärbte Mantel mit Stehkragen und gelbem Ringe. Wie dort als Kopfhülle die hochalte Sendelbinde, so war hier noch die urmütterliche grosse Leinwandhaube zu finden; doch war die Haube jezt noch keine jüdische Ausnahme; man fand sie auch bei der christlichen Bevölkerung, wo man sich namentlich bei Taufen und Begräbnissen damit bekleidete.

Taf. 8. Die weiten Hosensäcke, welche die Wormser Bauernknechte über die Oberschenkel zogen, waren bis in das 17. Jahrhundert hinein am ganzen Oberrhein in der bäuerlichen Garderobe zu finden (28. 8; 45. 6); sie unterschieden sich von den modischen Oberschenkelhosen dadurch, dass sie den oberen Teil der engen Futterhosen, auf dem die Schamkapsel sass, nicht mitbedeckten, sondern erst dicht unterhalb des Gesässes die Beine umfassten, ferner durch den Mangel an Längsschlizen und farbigen Puffen. Die Futterhosen stiegen über die Knie hinab, um sich mit den Strümpfen zu vereinigen, an die sie mit farbigen Binden angeschlossen wurden. Die Stiefel waren nichts weiter, als kurze besohlte Ledersocken, und liessen den Strumpf über den Waden unbedeckt. Das Wams mit dem kurzen Schosse und kleinen Klappkragen hatte spanischen Zuschnitt. Zu seiner Schonung diente eine ärmellose Weste aus derbem Leder, die überall gebräuchlich war, wo Wein gebaut (56. 6) und Butten getragen wurden; unter dem Namen „Lendener“ gehört sie noch heute in Süddeutschland zur werktäglichen Winzertracht. Der alte Lendener hatte, um den Nacken vor dem Inhalte der Butte zu schüzen, einen stehenden Kragen, der sich in die Brustkanten verlief, und schmale Schuzdecken für die Achseln.

Die reisenden Kaufleute, die aus den östlichen Grenzgebieten des Reiches, aus Polen und Böhmen her in das Land kamen, brachten von dort manche kostümliche Eigenheiten mit, die sonst der deutschen Kleidung fremd waren. Der bequeme bis zu den Knien gehende Rock (2) mit seinen bequasteten Lizen, durch die er über die Brust herab geschlossen, und die Gürtelschärpe, womit er über den Hüften gefasst wurde, waren Stücke aus dem böhmischen und ostpreussischen Kostüme; hier waren auch durchweg noch die langen engen Strumpfhosen zu finden, die in Deutschland ob ihrer urväterlichen Form zum Teile aufgegeben worden. Die grosse Länge des Ueberrockes und die reiche Verwendung von Pelzwerk waren gleichfalls östliche Gewohnheiten; das lange fadenrechte Haar widersprach durchaus der deutschen Sitte, die es zu keiner Zeit kürzer verschnitt, wie gerade damals; und die runde flache Müze, die das Haar bedeckte, erinnerte mit ihrem ringsum aufgeschlagenen und über der Stirne aufgeschlizten Rande mehr an den altslavischen „Klobuk", als an das deutsche Barett.

Fig. 42. An diesen Kostümen ist kaum etwas zu bemerken, was nicht der Zeitmode angehörte; doch mag es eine Mainzer Eigenheit gewesen sein, die Bräme des Barettes unter einer Menge von Goldflinsern verschwinden zu lassen, gleichsam als ob sie mit solchen beregnet worden, ferner den oberen Rock vorn bedeutend weiter auseinanderzunehmen, als die Mode es verlangte. Auch die völlige Schmucklosigkeit des unteren Rockes widersprach dem zeitgenössischen Brauche; denn gerade seit den Tagen, da man das obere Kleid sich öffnen liess, gewann das untere Kleid dergestalt an Wert, dass man es durchweg oder doch soweit es sichtbar war, mit Besäzen von reichem Stoffe auf das prunkvollste ausstattete. Selbst wenn der ungesehene Teil nichts als Sackleinwand war, bestand der gesehene aus Damast oder Sammet und sein Besaz aus Seide und Brokatborten. Hier aber hatte dieser Teil in seiner grossen Schlichtheit das Aussehen einer Schürze; und es scheint in der That, dass man ihn den Dienst einer solchen versehen liess, da sonst von einer hauswirtlichen Schürze, die niemals zu fehlen pflegte, nichts zu bemerken war. Diese Einrichtung dürfte sich auf die Mainzer Gegend beschränkt haben. Ueber das Leibchen s. 30. 3. 4 (S. 60), über den Rock Taf. 2. 1 (S. 57), über die Hausschürze (4. 5) S. 44, aber Stirnhaube und Barett (3) S. 47, über das Täschchen S. 50.

Das Obergewand (3), nach spanischem Muster zugeschnitten, schloss sich um den Hals und über die obere Brust herab genau den Körperformen an, nahm aber, von da ab offenstehend, nach untenhin eine immer grössere Weite an, die auf die einfachste Weise durch beliebig breite Einsazzwickel sich erzielen liess. Es war nur selten mit Aermeln, meist aber mit Achselbauschen versehen, die gewöhnlich aus einem

Fig. 42.

1 2 3 4 5

Trachten aus der Pfalz und Rheinhessen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 Jungfrau aus Mainz: Barett schwarz mit Goldflinsern, Haarhaube golden. Leibchen gelblichlila, Rock stumpfkarminfarbig mit grünen Querstreifen und lederfarbigem Saumbesaze, Unterkleid dunkelblau, Gürtel schwarz mit Goldbeschläge, Täschchen ledergelb mit Goldverzierung. 2 Mädchen aus Mainz: Barett schwarz mit graubraunem Bräme, der mit Goldfäden durchzogen, Unterhaube und Kröse weiss, Leibchen schwarz, Borte violett mit schmalen violetten blaugeränderten und breiten schwarzen Streifen, sowie mit rötlichbraunem Pelzbesaze untenher; Unterkleid schwarz, Gürtel silbern, Täschchen violett mit goldenen Randborten und Quästchen. 3 Edelfrau aus der Pfalz: Oberkleid („weiter Rock") schwarz, Stirnhaube, Aermel und Schürze weiss, leztere mit rosenfarbigen Ornamenten, Barett schwarz, Haarhaube golden. 4 Bürgerliche Frau aus der Pfalz: Rock rosenfarbig mit drei grünen Querstreifen, Brüstling mit Achselbauschen ledergelb mit rotbraunem Ornamente, Leibchen (Aermel und ein schmaler Streif unter dem Brüstling) gelb, Barett schwarz mit braunen Pelzstücken, Täschchen schwarz. 5 Bürgerliche Frau aus der Rheinpfalz oder Heidelberg: Barett schwarz mit braunen Pelzstücken, Haube und Handkrausen weiss, Mieder grau, Schürze schwarz, Rock weiss mit grünem Besaze, Unterkleid (nur unten als schmaler Streif sichtbar) karminbraun, Täschen schwarz mit goldener Kette. (1. 2 nach dem Thesaurus picturarum auf der Darmstädter Hofbibliothek, 3. 5 nach Hans Weigel: Trachtenbuch 1577, 4 nach Abraham de Bruyn: Costumes civiles et militaires.)

andersfarbigen Stoffe bestanden, wie der Rock selbst, zuweilen auch aus dem nämlichen. Schon während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde das seither im ganzen zugeschnittene Gewand dahin abgeändert, dass es gleich dem Unterkleide ein eigenes vorn geschlossenes Leibchen oder Brüstlein erhielt (S. 60), während der angesezte Rock vorn auseinanderklaffend blieb (32. 1. 3. 6.).

Fig. 43. Das farbige wollene Hemd, wie es der Pfälzer Bauer damals trug (2), war nicht, wie sonst allgemein üblich, vorn übereinander schlagbar (Taf. 43. 1; S. 14), sondern hatte nach Art unserer modernen

Fig. 43.

Pfälzische und Rheinhessische Trachten vom Anfange des 17. Jahrhunderts. 1. 2 Pfalz; 3 Mainz; 4. 6 Münchsberg; 5 Speier. (1. 2 nach Kupferstichen von Vischer; 3-5 nach Dan. Meisner: Politica politice d. i. Statistisches Städte-Buch etc. 1700.)

Hemde einen Brustschliz, mittelst dessen es über den Kopf herab angezogen wurde. Der Bauernrock (3) zeigte abweichend von dem Fuhrmannsrocke (Taf. 30. 2; 43. 1) einen gestreckteren Leib mit einem glatten Schosse und bewegte sich schon in der Richtung unserer heutigen Röcke. Die Sitte, das spanische Wams über den deutschen Rock anzulegen (6), gab dem Kostüme der Münchsberger einen eigenen Charakter. Die Zipfelmüze (5) gehörte damals zur stehenden Volkstracht am ganzen Rheinstrome bis nach Lothringen hinein, wo sie es ja heute noch ist. Sie zählt zu den ältesten Kostümstücken, die wir kennen, denn man findet sie schon auf der Antoninssäule dargestellt, wo Geten und Daker

sie tragen (14. 1); der Aufschlag indes, der ihr damals noch fehlte, ist erst seit dem 9. Jahrhundert nachweisbar (14. 2). Weiteres über die Bauernmüzen (2. 3) S. 29. Die Pfälzer Bäuerinnen bedeckten sich mit einer einfachen runden Calotte (1), die über dem Nacken einige Finger breit tiefer geschnitten war, wie über der Stirne, und untenher einen Pelzbräm hatte; so trug man sie unter der alemannischen Bevölkerung in ganz Süddeutschland (Taf. 14. 2), unter der baierischen dagegen vielfach gleichmässig rund geschnitten (Taf. 36. 1). Der üblichste Kopfschuz und auch der älteste war indes das Kopftuch, mit dem man sich zugleich den Hals verwahrte (4; vergl. 25. 1. 3. 4. 6). Ueber das Mieder siehe S. 37; über den Brüstling S. 36; über den Rock S. 38.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erschienen vorübergehend einige fremdartige Kostümstücke auf Pfälzer Boden, und zwar auf dem Leibe von Niederländern. Diese, ihres reformierten Glaubens wegen aus ihrer Heimat vertrieben, hatten sich in Frankfurt am Main sesshaft gemacht, aber auch hier an lutheranischer Unduldsamkeit und geschäftlichem Brotneide einen leidenschaftlichen Gegner gefunden. Ein Teil von ihnen verliess die ungastliche Stadt; einige kamen nach Hanau, dort den Grund zu der jezt noch blühenden Goldwarenindustrie legend; andere gingen nach Ostfriesland und wieder andere nach der Pfalz, wo sie 1562 vom Kurfürsten das Kloster Frankenthal ankauften, um sich dort niederzulassen. Ihre Tracht war die spanische, wie die Zeitmode sie verlangte; nur der weibliche Anzug unterschied sich davon durch seine eigenartige Kopfbedeckung; es war dies eine aus schwarzem Stroh geflochtene Schüssel in flacher Trichterform, die mit der Spize nach oben den Scheitel überdachte und einen grossen schwarzen Ueberhang, die „Hoike", unter sich hervor über den Rücken seiner Trägerin fallen liess. Der Hut machte ein chinesisches Aussehen und war in der That aus den ostasiatischen Kolonien in die holländische Tracht gekommen: vereinzelt, wie er erschien, konnte er dem landesüblichen Brauche nicht lange Widerstand leisten und verschwand nach kurzer Frist.

Im 17. Jahrhundert machte sich in den Pfälzer und Rheinhessischen Städten der nämliche Zug nach kostümlicher Versteifung bemerklich, wie dies auch sonst in deutschen Reichsstädten geschah; die Tracht in Kaiserslautern, Worms, Mainz u. s. w. war von der, die in Frankfurt und Augsburg gültig war, nicht wesentlich unterschieden (59. 1–6; 67. 1–3; Taf. 24. 1. 2). Das hochgeschlossene Leibchen mit dem Klappenschosse und den engen oder vornherab gespaltenen Aermeln und Achselnestern, der gleichmässig gefaltete fussfreie Glockenrock, die Schürze, die Kröse, die Marderhaube: alle diese Stücke waren hier beschaffen, wie dort.

Wer heutzutage in der Pfalz nach altväterlichen Kostümen sucht, muss es gegen die Elsässischen Grenzen hin thun, in der gebirgigen Gegend, die mit Wald bedeckt ist und noch stille Thalgründe hat, namentlich im sogenannten „Westrich“ nordwestlich von Kaiserslautern gegen Kusel hinüber. Nur dort giebt es noch Leute, die ein leidlich ganzes Kostüm nach altem Zuschnitte auf dem Leibe haben; es sind arme Leute, ausser Bauern noch Kohlenbrenner, Holzhauer und Samenhändler. Dort ist noch der alte Filzhut in dreierlei Form zu sehen: einmal als Rundhut mit breitem Schirme, wie er schon im 16. Jahrhundert üblich war (16. s. 7). dann auch mit zwei- und dreifach aufgestülpter Krempe als „Nebelspalter“ und „Dreimaster“, wie sie die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts ausgeboren hatte (17. 7–9), ferner der dazu gehörige langschössige Rock, der bis auf die Fussknöchel reicht (9. 1) und ebenfalls ein Produkt des 18. Jahrhunderts ist, der kurze Lothringische blaue Kittel, die Pelzkappe, die Zipfelmüze und die Holzschuhe. Dem männlichen Nebelspalter leistet dort noch die weibliche „Nebelkappe“ Gesellschaft (S. 79) und zwar in allen Formen, von der feinsten an aus weissem Piqué bis zur ordinären aus braunem oder violetten Kattune, dem „Saumagen“ und der „Bezel“. Das bunte Mieder, das vorn mit Schnürnesteln geschlossen wird (39. 2), hat sich gleichfalls dort noch erhalten und wol auch noch eine Jacke von überlebter Form. Ausserdem sind gegen den Rhein hin, in Steinfeld, Neuburg und Rumbach, einige Trachtenstücke vorhanden, die bis zum Anfange dieses Jahrhunderts zurückgehen. Sonst aber ist in der sonnigen Pfalz nichts mehr dergleichen zu finden und Niemand erinnert sich noch daran.

Baden und Württemberg.

Die ganze südwestliche Ecke von Deutschland gehört dem schwäbisch-alemannischen Stamme. Und so haben die Schwaben, ob sie im Elsass, in der Schweiz, im badischen Oberlande oder in Württemberg zu Hause sind, bis auf den heutigen Tag auch in der Tracht manches Gemeinsame bewahrt. Das Stück, das den Schwaben am augenfälligsten kennzeichnet, ist der Dreimaster; wo das Reich des Dreimasters beginnt, beginnt die schwäbische Volkstracht. Wer Land und Volk durchmustert, dem wird es nicht entgehen, dass da, wo die Landschaft rasch mit Bergen und Thälern wechselt, auch die Volkstrachten mannigfach gestaltet sind, und umgekehrt, wo die Landschaft zu einförmiger Ebene erstarrt ist, auch die Kleidung einen gleichartigeren Charakter zeigt, oder kürzer gesagt, dass in Gebirgsgegenden die Volkstrachten urtümlicher und

modeferner, in flachen Gegenden gleichartiger und modenäher sind So bietet noch heute der höhen- und schluchtenreiche Schwarzwald das reichste, die flache Donauniederung das spärlichste Bild von Volkstrachten.

Nicht der Charakter der Landschaft allein, auch der Charakter der Bevölkerung kam dem Gedeihen von eigenartigen Sondertrachten sehr zu statten. Der Schwabe ist eine Zweiseelennatur; er hat einen aufmerksamen Blick auf alles Neue, lässt aber doch das Altüberlieferte nicht fahren; er macht sich überall in der Fremde heimisch, will aber daheim das Fremde nicht; bei allem demokratischen Freisinne ist er ein konservativer „Eigenbrätler", der sich gern auf sich selber zurückzieht. Dieser Hang zum Sonderwesen fand in den Sondertrachten einen naturgemässen Ausdruck. Nördlich von den Schwaben, gegen den Rhein und Main hin, hat sich der fränkische Stamm sesshaft gemacht; der Franke ist leichtlebig und stets dem Neuen zugewendet; und so ist denn auch sein Kostüm durchweg modern und eigentliche Volkstrachten kamen nur ausnahmsweise bei ihm auf. Was bei dem Schwaben der Dreimaster, das ist bei dem Franken die Schildmüze oder der Cylinder. Oestlich schliessen sich die Baiern an, ein schwerbewegliches und in mittelalterlichen Anschauungen befangenes Volk; und so geht denn ihr Symbol, der spize Filzhut, noch weiter in die Vergangenheit zurück, als der Dreimaster; denn er hat noch die Zeiten vor dem dreissigjährigen Kriege gesehen.

Baden und Basel. Die Trachten am oberen Rheinlaufe wurden von Strassburg und Basel aus bestimmt. Nach Strassburg dürfen wir Basel nicht unberücksichtigt lassen und müssen in diesem Falle denken, wie vorzeiten Sebastian Franck, als er in seinem „Weltbuche" die Worte schrieb: „Teutschland oder Germania wirt ietzt so weit gerechnet, so weit Teutsch zung, sie sei ja gut oder böss, weret und geredt wird."

Fig. 44. Zur Zeit, als auf beiden Ufern des Oberrheines sich die Volkstracht zu entwickeln begann, hatten Basel und Strassburg eine gemeinsame Tracht, die kaum einen örtlichen Unterschied bemerken liess. Aus diesem Grunde können wir, soweit es die Basler Kleidung angeht, an dieser Stelle auf die Notizen über die Strassburger Tracht und auf den allgemeinen Teil dieses Buches (S. 4—51) verweisen. Ein sehr charakteristisches Sonderstück war das Niederleibchen (1); das von der Taille bis unter die Achseln ging und seitwärts zugehakt wurde (vergl. 30. 9), ferner der daran geheftete „enge Rock" mit Längsriefeln, der an der Seite und nicht wie sonst mitten vor dem Leibe (26. 5; 31. 4) geöffnet war. Neben dem „weiten Rocke" (6), jenem Oberrocke, der sich von den Achselgruben an gleichmässig nach untenhin öffnete, gab es eine Sonderform mit eingezogener Taille und einem Oberteile, der ganz dem

Fig. 44.

Trachten am Oberrhein (Strassburg, Basel etc.) in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 Handwerkersfrau aus Basel: Unterhaube mit Kinnband, Kröse, Brusthemd

Muster des vornherab verschliessbaren Leibchens folgte (5. vergl. 31. 2. 3); man pflegte den Rock mit dem Koller, das jezt den Namen „Schaube“ führte, zu tragen, sobald er oben ausgeschnitten war. Auch in Basel galt der lange Linnenstreif an der Stirnhaube, der „Schleier“, sowie das Kinntuch oder die „Stürze“ als weibliches Trauerzeichen (5). Der

Fig. 45.

1 2 3 4 5 6

Schweizer Trachten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. 1 Solothurn; 2 Costnitz; 3 Zwingen an der Birs; 4. 5 Klingenau (4 Präceptor); 6 Basel. (Daniel Meisner: Politica politice.)

Dienst der Bauernschaube wurde vielfach durch einen kurzen Kittel besorgt, der nur mit Achselstücken versehen war (11; vergl. 50. 6), indes die Bedeckung der Arme einem Unterwamse überlassen blieb.

Fig. 45. Bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus behauptete sich die alte taillenlose Bauernschaube (4. 1; 8. 3) namentlich auf dem Körper der Soldaten, denn sie erwies sich als eine ebenso bequeme wie treffliche Schuzhülle, die den Mantel überflüssig machte; doch war sie

---

und Schürze weiss, Barett und Niederleibchen schwarz, Unterziehleibchen schwarz mit braunen Pelzklappen, Unterrock schwarz mit ziegelrotem Besaze. Oberkleid blau, Täschchen rotbraun, Riemen und Messergriff rot. 4 Baslerin in Trauer: Haube, Kröse, Brusteinsaz u. Schürze weiss, Unterrock (nur unterhalb der Schürze sichtbar) rot, Koller (Schaube) und Oberrock samt Leibchen schwarz mit graubraunem Pelzfutter und Aermelaufschlage, Kollerverschluss golden. (1. 5 nach dem Thesaurus picturarum auf der Darmstädter Hofbibliothek; 2—4, 6—11 nach Tobias Stimmer: Die Lebensalter.)

jezt vornherab mit Knöpfen und oben mit einem liegenden Halskragen versehen. Auf dem Stiche von Merian im Theatrum Europeum, der die Belagerung von Prag im Jahre 1648 darstellt, begegnet uns selbst der schwedische Generalissimus Karl Gustav von Zweibrücken in diesem Schaubenrocke, ein Beweis, wie dieses Kleid bis in die höchsten Offizierskreise hinauf beliebt war. Gab man somit diese altübliche Form nicht auf, so verschmähte man es doch auch nicht, den Rock nach spanischem Zuschnitte zu verändern und ihm eine eingezogene Taille zu geben. damit er sich mehr auf den Körper passte (3). Dies war eine höchst wichtige Verbesserung; denn um diesen guten Siz zu erhalten, war es nötig, das Rückenstück aus swei Teilen herzustellen, deren verbindende Naht auf die Mitte des Rückens zu liegen kam. Sonst blieb man noch dabei, den Rock in Schoss und Leib im ganzen zu schneiden, ihn auch ebenmässig, wie den weiten Rock, mit Knöpfen und Lizen zum Verschlusse vornherab sowie mit einem Klappkragen am Halsloche auszustatten. Die Achselstücklein liess man mehr und mehr hinweg, jene an beiden Enden zugespizte Zeugstreifen, mit denen die spanische Mode den oberen Teil der Aermel umgürtete. Man stellte den Rock aus derbem Stoffe und selbst aus Filz her, so dass er fast gar keine Falten machte. Filz war von Alters her vielfach als Kleiderstoff verwendet worden, jedoch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als man die Kleidung weit, locker und faltig beliebte, wieder aufgegeben worden, bis die steife spanische Mode ihn wieder brauchbar fand. Der Taillenrock nahm entschieden die Richtung auf den „Justaucorps", als welcher er ein halbes Jahrhundert später aus Frankreich zurück nach Deutschland kam. Es war somit der Franzose, man sagt Ludwig XIV. selbst. der aus dem deutschen Rocke das Weltkleid machte, das die Mode unserer heutigen Röcke einleitete; die Veränderung, so gering sie erschien, war eben doch entscheidend; sie bestand in einer grösseren Länge, in eingeschnittenen Schosstaschen und in weiten Aufschlägen vorn an den Aermeln. Troz den Knöpfen und Lizen, mit denen der Rock verschlossen werden konnte, zog man es anfangs noch vor, ihn mit der Schärpe zu gürten, an die man seit langem gewöhnt war (2. 4. 5).

Ueber die Lizen, die Schärpe und den Pelzbräm an den Müzen siehe Taf. 8. 2, über die Hosensäcke (6) Taf. 8. 1, über die Zipfelmüze 43. 5; im Solothurner Kostüme (1) wies die Müze einen eigenartigen Umschlag auf, der dem Muster von ausgezacktem Spizenzeuge nachgebildet schien.

Das auszeichnende Gewand der Präceptoren war ein langer Rock mit Hängeärmeln (4). Solch ein Rock gehörte im ausgehenden Mittelalter zur allgemeinen Bürgertracht und hörte erst auf, es zu sein, als die kürzere Schaube an seine Stelle trat. Aber die Männer vom Gesez

und der Feder behielten ihn noch ferner bei, um sich dadurch von der übrigen Welt als Beamte zu unterscheiden; denn auszeichnende Gewänder, die mit Gesezen und Formalitäten zusammenhängen, helfen die Autorität sicherstellen. Indes verschwand der lange Rock im Laufe des 16. Jahrhunderts auch aus der Beamtenwelt und eine besondere Art von Schaube, die man „Gestaltrock“ oder auch „Ehrrock“ nannte (46.3), wurde zum amtlichen Symbole bis zum Throne hinauf. Am längsten erhielt er sich bei den Schulmeistern, vielleicht deshalb, weil es diesen, die gesezlich so wenig unterstüzt wurden, am schwersten fiel, ihr Ansehen einer rücksichtslosen Jugend gegenüber zu behaupten.

Fig. 46.

1 2 3 4 5 6

Basler Trachten von 1634. 1 Frau aus vornehmem Stande; 2 Edelmann in Trauer; 3 Arzt; 4 Bauer; 5. 6 Bürger. (Hans Heinrich Glaser: Basler Kleidung etc. 1634.)

Fig. 46. Ueber den Kragenrock und das winzige Barett (1) siehe 31. 2. 3; 32. 1; 35. 5. Es waren vorzugsweise die Frauen der Aerzte, die sich solcher Trachtenstücke bedienten; dies wird uns durch einen Vers bestätigt, mit dem ein Strassburger Kostümbuch die Figur einer ärztlichen Dame begleitet: „Sie hatt den Kragenrock recht Im brauch, Vnd das kleine Baretlein auch.“ Der obere Brustteil des Rockes war jezt nach dem Muster eines Brüstlings mit breit über die Achseln fallenden Klappen umgebildet, und der Rock aufs engste geriefelt an den

glatten Brüstling gesezt. Demselben Muster folgte der Gestaltrock, in dem die Aerzte ihren Geschäften nachgingen (3); als eigentliches Doktorzeichen galt ein hoher tschakoförmiger Hut mit Pelzbräme; diese Kopfbedeckung war, wie es scheint, aus dem spanischen Hut entstanden, nachdem er seinen Weg über Italien genommen hatte, wo man ihn mit „Tozzo" bezeichnete. Galt es, einem Toten das lezte Geleit zu geben, so war es unter Leuten von Stand üblich, statt der weissen Linnenbinde, die sonst um Kinn und Hals zu liegen kam (28. 1), eine schwarze Binde um den Hut zu knüpfen (2). Doch teilte der lange schwarze Mantel sich noch fernerhin in den Totenkultus. Ueber die bürgerlichen Kugelhüte (5. 6) siehe 30. 4. 5.

Fig. 47. Die weibliche Tracht in den Städten zeigte damals meist eine kurze behäbige Taille (1); diese wurde durch einen ziemlich dicken Wulst erzielt, der dicht oberhalb der Hüften unter den Rock gebunden wurde (vergl. Taf. 2, S. 59), so dass er dessen obere Falten etwas in die Höhe hob. Der Rock sass mit umgewendeter Naht am Leibchen; doch war er mit einer Seite seines Vorderteiles nicht daran festgenäht, sondern wurde hier mit einem Haken an der Seite des Leibchens befestigt. Ueblich war es, das Leibchen mit einem Schosse zu versehen, welcher in Klappen derart aufgelöst war, dass solche nach untenhin mit ihren Rändern etwas übereinandergriffen. Unter den vornehmen Ständen, die mehr mit der französischen Mode gingen, zeigte das weibliche Kostüm eine engere gestrecktere Taille, längere Schösse und weitere Aermel (5). Das Leibchen enthielt ein Beschläg, das dem Körper Haltung gab, ohne ihm Zwang anzuthun; vorn stieg es mit einer breiten unten abgerundeten Schneppe über den Leib, und zu beiden Seiten der Schneppe sezten sich die Schossklappen an. Ein schmales Band umgürtete die Taille und war vorn oder seitwärts verschleift. Die Aermel waren sehr weit und ausgefüttert; doch schlossen sie in der Armbeuge mit einem Bunde oder einem Spizenbesaze, unter welchem die engeren, gewöhnlich weissen Unterärmel zum Vorscheine kamen. Beliebt waren weite Aermel, die vorn der ganzen Länge nach aufgeschnitten und unten zusammengebunden, die weissen Unterärmel blicken liessen; in diesem Falle war der Unterärmel ausgepolstert. Die Leibchen in beiden Formen zeigten einen grossen Ausschnitt, der in verschiedener Weise verdeckt wurde, entweder mit dem Koller (Schaube), oder mit der ringsum herabgesenkten Kröse oder nach französischer Mode mit einem Spizenkragen. Diese Mode verlangte den Rock nicht fussfrei, sondern etwas länger, so dass er rundum gleichmässig auf den Boden stiess, oben und unten gleichweit geschnitten und mit gleichmässig breiten Falten an den Bund geheftet.

Fig. 47.

Basler Trachten 1634. 1. 3. 4 vornehme Frauen 2 adlige Frau in Trauer; 5 adlige Frau; 6 Bäuerin; 7 Dienstmagd; 8 Bauer; 9. 10. Bürger. (Hans Heinrich Glaser:

Ueber die Kopfbedeckung der Bäuerinnen (6) siehe Taf. 1. 2 (S. 30, vergl. 31. 1), der Dienstmägde (7) 30. 4. 5, der Bürgerinnen (3) S. 48. Die grosse Kappe bestand nicht durchweg aus feinem Otter- oder Marderfelle, sondern beliebig auch aus einer Calotte von glattem oder besticktem Zeuge, die nur mit einem sehr breiten Pelzbräme umgürtet war (1. 5); der Bräm zeigte über dem Nacken, wo er mit seinen Enden zusammenstiess, eine Einbucht, um noch von der Frisur etwas sehen oder die Zöpfe heraustreten zu lassen. Ueber das Trauerkostüm (2. 4) siehe 31. 2. 3; 32. 3; 37. 4 und Taf. 2. 2 (S. 59).

Die Mode liess selbst den Fuhrmanns- und Bauernrock (3. 3; Taf. 30. 2; 43. 1; S. 19) nicht aus den Augen, riefelte seinen Schoss aufs engste (8) und bauschte die Aermel im Oberarme. Dem deutschen Mantel (9) gesellte sie den spanischen (10); dieser war am Halse ausgeschnitten und mit einem Stehkragen besezt, beliebig auch, um angezogen werden zu können, mit Aermeln versehen. Die Aermel, kurz und weit, sezten sich aussen herab mit einem schmalen Hängeärmel fort.

Fig. 48. Es genügt ein vergleichender Blick auf die beiden Figurenreihen, um die grosse Veränderung wahrzunehmen, die in der lezten Hälfte des 17. Jahrhunderts vor sich ging, als die französische Mode allmächtig zu werden und ihr frühlingswarmer Hauch die erstarrten deutschen Kostümformen aufzutauen begann. Man glaubt in den älteren Kostümen noch den Geist des spanischen Filzwamses zu verspüren, in den jüngeren aber den Geist der französischen Wolkenperücke. Dort alles eng beisammen, gedrückt und steif, zur Garnitur nichts als Pelzstücke, die mehr als jede andere Garnitur geeignet sind, der Gewandung ein schweres Aussehen zu geben (1–7); hier alles frei, weit, luftig und mit leichten Rüschen verbrämt (8–10). Nur eins war dasselbe geblieben, die groteske Erscheinung; diese aber war Geist vom deutschen Geiste.

Im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts fing es an Brauch zu werden, das hart gesteifte Mieder obenher dergestalt auszuschneiden, dass sein Rückenstück, nicht selten auch das Bruststück, oben hochgerundet und starr wie ein Schild vom Körper abstehend, bis zum Hälsansaze emporragte (3; 68. 2). Das Barett, einst die kleidsamste Kopfbedeckung, nahm eine nicht minder abenteuerliche Form an, die seine Urform kaum noch erkennen liess. Der Deckel vergrösserte sich bis zum Uebermasse (1. 2, vergl. 32. 2) und schwang mit kühner Schweifung sich über den Hinterkopf empor, während er vorn bis zu den Augenbrauen sich niedersenkte.

Basler Kleidung aller hohen und niedriger Standts-Personen nach deren grad auff ietzige art fleissig corrigiert und auf begeren zum anderen mahl gemacht und uerlegt in Basell im Julio anno 1634.)

Fig. 48.

Basler Trachten. 1—7 von 1634; 8—11 vom Anfange des 18. Jahrhunderts. 1. 2 Bürgerstöchter zur Hochzeit gehend; 3 Braut; 4. 5 vornehme Frau mit Kind; 6. 7 Frauen in Trauer; 8 Jungfrau im Hochzeitshabit; 9 Bäuerin; 10 Jungfrau im Kirchenhabit; 11 Bauer. (1—7 Hans Heinrich Glaser: Basler Kleidung 1634; 8—11 Eigent-

Der Teil des Deckels, der vorn den Oberkopf knapp anschliessend überwölbte, war streifig eingenäht und hob sich scharfumgrenzt von dem übrigen Teile ab, der mit feinem Pelze überzogen war. Pelzstreifen folgten allen Rändern und überquerten auch die in den Deckel eingefügte Calotte, die unförmlich aufgetrieben den Hinterkopf umschloss. Die Zöpfe, die unter der Calotte herabfielen, waren aus zwei Strähnen geflochten, welche Flechtweise mitten in den Zöpfen herunter eine Art von Rinne bildete (vergl. 34.3). Der bräutliche Kopfschmuck (3) glich in nichts dem Strassburger „Bändel" oder „Doppelbändel" (35.1.8–10); ein breiter ornamentierter Kronenreif, über den Schläfen eckig gebrochen, umschloss einen steifen Einsaz mit gestreiftem Ueberzuge, derart, dass dieser die Krone nach untenhin chignonartig, nach obenhin wie ein Diadem überragte und in Bogenform sich über den Scheitel erhob. Ueber den Trauerkopfpuz (6.7) siehe 31.2.3; 32.3; 36.3.

Die grosse Umwandlung im französischen Sinne, die das städtische Kostüm bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts durchgemacht hatte (8.10; 49.1–4), war an dem bäuerlichen (9.11) wirkungslos vorübergegangen. Die Pumphosen, die Strümpfe, die schweren Schuhe mit Spann- und Seitenlaschen, die runde Halskröse, das Ungetüm von spizem Filzhute: alle diese Stücke der jungen männlichen Generation schienen noch das Bild der Grossväter zu wiederholen, und ebenso waren Wams und Joppe, ob lang oder kurz, ob einzeln oder übereinander angelegt (11), noch Ueberbleibsel der alten Bauernschaube; von dieser stammten selbst die überschlagenen Bruststücke, die dem Kamisole eigentümlich waren (4.5). Und ebenmässig blieben unter den Bäuerinnen (9) noch alle Stücke aus der grossmütterlichen Garderobe zu sehen: der Kegelhut aus Filz mit der hinterwärts hinaufgeklappten Krempe (vergl. 30.4.6), die Kröse, der kurze Faltenrock, die behäbige Taille, das Koller, das Mieder und der Vorstecker mit seiner dichten Verschnürung, der in seiner Breite die ganze Brust bedeckte.

Die Veränderung, die dagegen das städtische Frauenkostüm erfuhr, geschah nicht so sehr durch allgemeine Umwandlung, als durch Einschieben von neuen Stücken zwischen die alten; es war die seltsamste Mischung von altem und neuem, die man sich denken konnte. Neu waren die gestreckte walzenförmige Taille (8.10; 49.1–4), die weiten Halbärmel, die kurzen aufgeblähten Hemdärmel mit der Spizengarnitur, die Stöckelschuhe und die überreiche Verbrämung von Rüschen an allen

---

liche Vorstellung der Kleider Tracht Löbl. Statt Basel, wie Solche Standts und Weibspersonen zu tragen Pflegen. Entworffen von Barbara Wentz gebohrene Mayerin. In Kupfer Verfertigt auch gedruckt durch Anna Magdalena Beyerin. Ehe Veracht als gemacht. — Ohne Jahreszahl.)

Rändern und Nähten, die dem Kostüme das Aussehen eines vom Winde aufgeblusterten Gefieders gaben. Die runde Kröse widerstand allen Angriffen der Mode, nicht minder der gewaltige Vorstecker mit seiner Scheinverschnürung, über den sich das Leibchen mit breiten Achselklappen auseinanderbreitete. Die Schürze, im oberen Teil geriefelt, an den Rändern mit Rüschen oder Kanten besetzt, war so breit, dass sie vom Rocke nur hinterwärts einen schmalen Zwickel unbedeckt liess (8. 10). Der Kopfpuz, auch sonst das augenfälligste Stück in allen Volkstrachten, zeigte sich von der Mode am weitesten entfernt, sehr verschieden gestaltet, aber immer wunderlich. Schleier und Stürze waren gegen früher steif gestärkt wie Blech (10) und und ordneten sich glatt über eine dem Kegelhute (2) nachgebildete Einlage; vom Gesichte liessen sie nur den mittleren Teil von den Augenbrauen bis zur Nasenspize unmaskiert (49. 2). Der Hut (8) sezte den Beschauer in Zweifel, ob er recht gesehen. Der Rand war hinten und vorn aufgekrempt, derart, dass beide Krempen parallel zu einander standen; sie waren von gewaltiger Länge, aber nicht hoch, durchweg von gleichmässiger Breite und wie eine mit den Hörnern nach unten gewendete Mondsichel gebogen; aber selbst in dieser Biegung ragten sie rechts und links noch über die Achseln hinaus. Der Kopf mit seiner stacheligen Garnitur schien sich einen kugeligen Kaktus zum Muster genommen zu haben. Der Hut war auf einem Zeugstücke befestigt, das nur Ober- und Hinterkopf bedeckte, die beiden Zöpfe jedoch, die in den Nacken fielen, zwischen sich und dem Hute durchgehen liess. Die Zöpfe fielen dicht aneinandergeschlossen über den Rücken hinab; sie waren zweisträhnig geflochten und nicht, wie die Zöpfe der Strassburgerinnen dreisträhnig; sie galten für feiner, als diese, und wurden auch in Strassburg nachgeahmt (vergl. S. 60).

Fig. 49. Nach dem oben Gesagten bleibt uns für diese Abbildung nur wenig nachzuholen. Die runde Kröse, wenn auch noch getragen, war dennoch antiquiert, und musste vielfach den Schuz des Halses einem dünnen, an den Rändern mit Spizen oder Rüschen garnierten Tüchlein überlassen, dessen Zipfel, locker vor der Halsgrube verschleift, frei über den Vorstecker fielen (1. 3). Die Haube, die jezt alle übrigen Kopfpüze bei Seite zu schieben drohte und überall in Süddeutschland, soweit es alemannisch bevölkert, zu sehen war (1. 3), führte den Namen „Radhaube“ und bestand aus einer Calotte und einer Garnitur von schwarzer Chenille. Eine Haarflechte umschloss die Stirne in hohem Bogen, von der „Schniepe“ festgehalten (S. 71), die darunter hervorblickte. Daran schloss sich, Ober- und Hinterkopf bedeckend, eine knappanschliessende Calotte mit reicher Stickerei. Den Rändern der Calotte folgte sowol im Bogen über die Stirne wie quer über den Nacken her ein doppelter Kamm von Chenille. Dieser Stoff war etwa

19 Centimeter breit und dicht geriefelt über ein Drahtgestell aus gebreitet, das ihn in seiner Lage festhielt (75. 6–9).

Taf. 9. Die weibliche Volkstracht in Baden sonderte sich nach der Mitte des 16. Jahrhunderts kaum noch von der bürgerlichen Mode

Fig. 49.

1 2 3 4

Basler Trachten vom Anfange des 18. Jahrhunderts. 1. 3. Jungfrauen im Alltagskleide; 2 Jungfrau im Kirchenhabit; 4 Jungfrau im Hochzeitshabit. (Eigentliche Vorstellung der Kleider Trachi Löbl. Statt Basel, wie Solche Standts und Weibspersonen zu tragen Pflegen. Entworffen von Barbara Wentz gebohrene Mayerin. In Kupffer Verfertigt auch gedruckt durch Anna Magdalena Bayerin. Ehe Veracht als gemacht. — Ohne Jahresangabe.)

Das gut am Körper sizende ärmellose Leibchen war in der unteren Hälfte geschlossen, öffnete sich aber auf der oberen Brust mit zwei Klappen, die um den Hals laufend hier einen stehenden Kragen bildeten, und bedeckte nach spanischem Muster die Achseln mit einem angesezten Vorstosse. Der Rock unterschied sich von dem der vornehmen

Frauen durch eine geringere Länge; er war als Ring zugeschnitten, rundum regelmässig gefaltet, weshalb man seinem oberen Rand eine grössere Breite geben musste, als sonst für den Körper erforderlich gewesen wäre, und durchweg fest an das Leibchen genäht. Er bestand gewöhnlich aus anderem Stoffe, wie das Leibchen, und erschien mit einem, seltener mit mehreren breiten Streifen von andersfarbigem Zeuge besezt. Hauptsächlich aber kennzeichnete sich der dienstliche Anzug durch eine breitere Schürze ohne Faltengeriefel. In der Brustöffnung des Leibchens war das Hemd sichtbar, das um den Hals emporsteigend entweder den Kragen am Mieder wiederholte und vorn den Hals offen liess, oder diesen mit einer Kröse umschloss, die vor der Halsgrube zusammengebunden wurde. Auf dem Haarneze oder der Calotte, die alles Haar unter sich verbarg, sass das Barett, das sich von dem vornehmen Barette durch seine Schmucklosigkeit unterschied; es war eine flache, den Kopf breit überragende Kappe mit einer eingesezten Calotte, die sich um den oberen Teil des Hinterkopfes schloss. Ebenso alltäglich war ein Häubchen aus weisser Leinwand, das vorn in die Stirne fallend deren obere Hälfte locker verdeckte. Das Barfussgehen blieb in der unteren Volksschichte wie von alters her üblich. Doch galt es, einen verwundeten Fuss zu schüzen, so liess man sich an einer Sohle mit zwei seitlich angebrachten Laschen, die über dem Spanne zusammengeheftet wurden, genügen.

Taf. 10. Der Honauer Bezirk ist ein schmaler Landstrich, der sich von der Mündung der Elz den Rhein hinab bis etwa nach Rastatt erstreckt. Das Kostüm, wie es unter der dortigen Bauernschaft um die Zeit üblich war, als der dreissigjährige Krieg seinen Anfang nahm, ist ausnehmend geeignet, uns darüber klar zu machen, dass die Volkstrachten sich zumeist aus stehengebliebenen Modetrachten zusammensezten. Denn fast alle Stücke waren in grossväterlichen Zeiten einmal Mode gewesen; jezt aber wusste die Mode nichts mehr von ihnen, wenn man etwa von dem Hute und dem Kragen absehen will. Die engen Kniehosen stiegen höher hinauf, als es sonst der Brauch, fast bis unter die Achseln. Dieser Fall hat sich bis auf unsere Tage nur noch einmal wiederholt und zwar um 1800, als die sehr kurzen Westen es nötig machten, die Hosen bis unter die Achseln in die Höhe gehen zu lassen. Auf dem dreieckigen Laze behauptete sich noch die auswattierte Schamkapsel mit naturwüchsiger Naivität; und über den Leib herauf blieb mit ebenbürtiger Harmlosigkeit der Hosenschliz von Stelle zu Stelle mit verschleiften Nesteln geschlossen. Nesteln hielten auch die Hosen oben am wollenen Hemde fest, dessen dreieckige Brustblätter übereinander geschlagen und seitwärts über der Hüfte zusammengehakt wurden (S. 14). Aus der Oeffnung über den Brustblättern stieg der

Hemdkragen, mit Krausen gerändert, dütenförmig in die Höhe und legte sich, ungefesselt durch die Bindeschnüre an seinen vorderen Rändern breit auseinander. Das Haar erinnerte durch seinen Schnitt, noch an die „Kolbe“, die man vor hundert Jahren getragen hatte, indem es ins Gesicht herabgekämmt und in halber Stirnhöhe mit einem wagrechten Schnitte verkürzt erschien. Der zweizipfelige Spizbart dagegen war zeitgenössische Mode, nicht minder der grosse Schlapphut, der durch seine verwegene Form den verwegenen Zeitgeist offenbarte, der ihn ausgeboren hatte. Der Säbel im Arm galt als der sicherste Freund, auf den ein Bauer sich damals verlassen durfte.

Der nämliche Abstand von der Tagesmode, wie im Kostüme der Bauern, machte sich in dem der Bäuerinnen bemerklich. Das kurze runde Mieder, vorn offen und über einem Brustlaze verschnürt, darüber der Brüstling mit seinen schinkenförmigen Aermeln, die an den Achseln aufgetrieben, der kurze in gleichmässige Längsfalten zusammengeschobene Rock, die vor den Zehen breit geschnittenen Schuhe, die vor dem Halse gebundene Kröse, die beiden Zöpfe mit eingelegten Schnüren: alle diese Stücke liessen das Bild der Grossmutter noch in den Enkelinnen weiterleben. Die Krone auf dem Kopfe war Brautschmuck: ein Reif mit steifer Einlage und farbigem Ueberzuge, am oberen Rande garniert mit kleinen Blumensträussen aus Steinen, farbigen Glasperlen und sonstigem Flitter. Der Schlüsselbund am Gürtel deutete an, dass die Braut im Begriffe stand, einen eigenen Haushalt zu begründen.

Fig. 50. Man könnte versucht sein, den Rock wie ihn nach unserem Bilde die Heidelberger Juden trugen (2), für ein Phantasiekostüm zu halten, wenn nicht die Quelle selbst eine Bürgschaft für dessen Echtheit wäre; er weckt die Erinnerung an das „Ephod“, das seit der assyrischen Gefangenschaft einen Teil der alttestamentlichen Kleidung ausmachte. Das Ephod bestand aus zwei über die Schultern her zusammengenähten und in der Naht mit einem Kopfloche versehenen Zeugstücken, die über Brust und Rücken herabfielen und über den Hüften mit einem Gurt unterfasst wurden. Von dem Ephod unterschied sich der Heidelberger Rock nur insofern, als er auf beiden Seiten unter den Achselgruben herab ein Stück weit zusammengenäht und über den Oberschenkeln etwas ausgeschnitten war. Vielleicht, dass dieses Gewand für priesterlich zu halten ist, denn in dieser Figur ist einer der Freunde des Hiob dargestellt, der im Begriffe ist, ihn zu schmälen. Ueber die Rocklizen und die Zipfelkappe (1) siehe 45. 1. 3, über die Lederstrümpfe (2) S. 12, über das lange Präceptorgewand (3) 45. 4, über den Toschenhut (5) 32. 4; über den Kittel (6) S. 90. Tuchstrümpfe von lockerem Anschlusse (6) besorgten den Dienst von Gamaschen und konnten als eine den Tauberbauern angehörende Eigentümlichkeit betrachtet werden.

Taf. 11. Der Schwarzwald war von jeher durch seine tiefeingeschnittenen Thäler besonders geeignet, Sitten und Gewohnheiten abzusondern und zu erhalten. In so viele Thäler sich der Schwarzwald verzweigt, in so viele Sondertrachten verzweigte sich auch das Kostüm seiner Bewohner; doch ist bei schärferem Zusehen zu bemerken, dass die Einzelnheiten viel Gemeinsames haben und von wenigen Grundformen ausgegangen sind, ganz der Landschaft entsprechend, die troz ihrem reichen Wechsel einen gleichgestimmten Charakter hat.

Fig. 50.

1 2 3 4 5 6

Badische und Schwäbische Trachten vom Anfange des 17. Jahrhunderts. 1 Breisach; 2. (Jude) 4. 5 Heidelberg; 3 (Lehrer) Mergenthal an der Tauber; 6 Rotenburg an der Tauber. (1—3. 6 nach Dan. Meisner: Politica politice; 4 nach dem Thesaurus picturarum auf der Darmstädter Bibliothek: Hut tief braunrot, Wams gelblichbraun, Hosen braunkarmin, Strümpfe orangefarbig, Schuhe schwarz. 5 Staffagefigur auf einem Kupferstiche von 1608, das Heidelberger Fass darstellend.)

Die Tracht, wie sie um 1808 unter den Bauersleuten um Hornberg im Gutachthale üblich war, zeigte gegen die heutige kaum einen nennenswerten Unterschied. Der männliche Rock war taillen- und kragenlos wie sein Urahn, die Bauernschaube, und auch ebenso schmucklos; er hatte nicht einmal Knöpfe; doch war er mit Haken und Oesen verschliessbar, die auf der Innenseite ihren Plaz hatten. Als üblich galt gerippter Sammet mit rotem Flanellfutter. Die Weste, schwarz oder rot, erinnerte noch an das wollene Hemd des sechzehnten Jahrhunderts (S. 14), denn sie wurde wie dieses übereinandergeschlagen und seitwärts unter dem Arme zugehakt. Darüber kamen grüngewirkte Hosenträger

zu liegen, die mit ihren beiden äusseren Stegen an den Hosenbund angeknöpft, mit ihrem Vförmigen Mittelstege aber durch Nesteln an den Hosenlaz geschlossen wurden. Die Kniehosen beliebte man aus schwarzem Sammet oder aus Leder, die Strümpfe aus weisser Wolle. An den Knöchelschuhen wurden die seitlichen Laschen über der Spannlasche zusammengebunden und leztere über die Verschnürung heruntergeklappt. Das Haar, leicht gewellt, erreichte die Schultern; das Gesicht war bartlos. Der Filzhut hatte einen niedrigen Kopf mit breitem, etwas nach oben gebogenen Rande und wich in keinem Teile von den Schlapphüten ab, die schon um 1600 die Köpfe der Bauern überdachten (16. 6. 7).

Der Rock der Bäuerinnen war in der vorderen Hälfte glatt, hinten aber in Falten gelegt; er stieg bis zum unteren Wadenrande hinab und liess mit einem ganz schmalen Streifen den Unterrock unter sich hervorblicken. Das Mieder oder „Laibli" war am Rocke festgenäht, breit ausgeschnitten und würde über einem Laze mit farbigem Seidenbande verschnürt; es bestand aus Sammet oder Halbseide mit farbiger Musterung. Die obere Brust bis zum Anfange des Halses bedeckte ein glattaufliegendes Koller aus farbigem Stoffe mit andersfarbigen Saumborten; den Hals selbst aber umschloss ein schwarzseidenes Tüchlein, das im Nacken verknotet wurde. Das Kamisol, das man immer offenstehend trug, war kurz, rot gefüttert und mit engen Aermeln sowie im Rücken mit drei kleinen Schossfalten versehen. Die Schürze hatte oben einen breiten, glatten Bund. Rock, Kamisol und Schürze beliebte man durchweg aus einem Stoffe von Wolle mit leinenem Einschlage verfertigt, schwarz gefärbt, glänzend geleimt und gab sie niemals in die Wäsche. Die Strümpfe waren weiss und bestickt, die Schuhe ganz wie bei den Männern mit den seitlichen Laschen über der aufrechten Spannlasche verschnürbar. Den Kopf bedeckte zunächst eine schwarze Damasthaube, die mit einem angesezten Tüllstreifen Gesicht und Nacken umrahmte. Ein Seidenband zog wie eine Zugschnur die Haube über dem Nacken faltig zusammen und liess sich vorn unter dem Kinne verschleifen. Ueber die Haube kam ein Strohhut mit flachem Kopfe und ziemlich breitem, etwas gesenktem Schirme zu sizen; der Kopf des Hutes war von schwarzem, der Schirm von weissem Stroh. Der Auspuz machte sich sehr anmutig; er bestand aus kugeligen „Rosen" von plüschartig kurzgeschorener Wolle; die Rosen lagen bündelweise, doch in bestimmter Ordnung beisammen. Bei Frauen waren sie schwarz, bei Mädchen rot und nur dann schwarz, wenn diese Ursache hatten, um ihre verlorene Ehre rot zu werden.

Taf. 12. Der Rock, wie ihn die Bäuerinnen in der Gegend von Rickesbach trugen, war aus Beiderwolle (Wolle mit leinenem Einschlage) hergestellt, in der oberen Hälfte eng gefältelt und gelb gefärbt, in der

unteren mit gewöhnlichen Falten versehen und schwarz gefärbt, dabei nur so lang, dass er die Knöchel freiliess. Das Leibchen oder „Laibl.“ hatte keine Achselstege und reichte vielfach nur von der Taille bis unter die Achselgruben. Es war aus rotem Wollstoffe gefertigt; doch blieben davon im Rücken nur feine Streifen zu bemerken, da es hier mit schwarzen Sammetbändern in senkrechter Lage dicht benäht erschien. Vorn wurden zwei Brustläze unter das Leibchen gesteckt, zuerst einer, der so breit war, dass er die Brust bis unter die Achselgruben verdeckte, und dann ein schmälerer, der von dem unteren Laze rechts und links ein kleines Stück ins Augen fallen liess. Der obere Laz war mit rotem Tuche bezogen, mit ebenso gefärbten Sammetborten gerändert und sonst mit Stickereien aus metallenen und seidenen Fäden sowie mit Perlen geschmückt. Der untere Laz hatte einen Sammetbezug von anderer Farbe und reicher Musterung. Festgehalten wurde das Leibchen über beiden Läzen durch zwei breite Bänder von schwarzer Seide, mit denen man es der Quere nach überschnürte. Die obere Brust und die Achseln hielt ein farbiges Koller bedeckt, das im Zuschnitte sich von den sonst im Schwarzwalde üblichen Kollern nicht unterschied (21. 8), aus Tuch, Sammet oder Seide hergestellt und mit Perlen, Flittern und Metallblättchen ausgeschmückt war.

Wenn man es nicht vorzog, in Hemdärmeln auszugehen, so zog man ein Kamisol, das „Tschöpli“ (Schobber S. 40) darüber an. Dies Gewandstück, von karminrotem Tuche, war kürzer, als das Leibchen, und hinten an jeder Seite in eine kräftige Schossfalte gelegt, sowie in der Mitte zwischen beiden Falten geschlizt und mit den Schlizkanten nach untenhin übereinandergeschoben, dabei an den Rändern mit einem schmalen Streifen von weissem Flanelle verbrämt. Die Schürze, aus dunkelblauer Leinwand, war faltenreich und so breit, dass vom Rocke nur der mittlere Rückenteil unbedeckt blieb. An jeder Seitenkante oben am Bunde sass ein breiter Streif aus farbig gemustertem Sammet und unten in jeder Ecke eine blumige Stickerei. Das Schürzenband wurde vorn verknotet; es war sehr schmal; doch schloss sich an jeder Ecke ein breiteres Seidenband mit einer Schleife an; beide Bänder vereinigten sich hinterwärts, um dann über den Rock herabzufallen. Der Kopfpuz sezte sich aus Calotte und Bandschleife zusammen; die Calotte, die vom Haare nichts, als den Ansaz im Nacken sehen liess, war von schwarzem Damaste, auf dem Deckel aber, der eine runde nach obenhin etwas gespizte Form bildete, mit schwarzem Sammet überzogen sowie mit Metallflittern und Perlen verziert. Die breiten Bänder, ebenfalls aus Damast, wurden über dem Oberkopfe derart geschürzt, dass ihre Enddstücke rechts und links über die Calotte herabfielen (s. das Schlusswort S. 105).

Die Frauen in St. Georgen auf der Hochfläche des badischen Schwarzwaldes, die man die „Sommerau“ nennt, bekleideten sich mit einem Rocke aus dunkelem Drillich, der bis auf das untere Viertel in sehr enge Falten abgenäht, untenher aber mit einem farbigen Streifen gerändert war, und schürzten ihn, der ohnedies die Knöchel freiliess, noch mit einem metallbeschlagenen Gürtel unter den Hüften dergestalt in die Höhe, dass der Futterrock und die Beine vom unteren Wadenrande an unbedeckt blieben. Das Mieder, breit ausgeschnitten und auf den Rückennähten mit Goldtressen oder Seidenborten garniert, verschnürten sie mit blauem Seidenbande über einem weissen, blumig verzierten Brustlaze und fügten ein farbig gebordetes Koller hinzu, dessen untere Ecken sie mit Bändern unter den Achseln her zusammenschlossen. Darüber zogen sie ein Kamisol an, das wie bei den Rickesbacher Frauen in seiner Kürze die Taille nicht erreichte; es war gleichfalls am oberen und unteren Saume sowie um die Armlöcher her gebordet, ebenso im Rücken, wo der Besaz die Gestalt eines römischen Fünfers nachahmte, eine Verzierung, die dem Gewande den Namen „Bauernfünfer“ eintrug. Die Aermel, lang und bequem, hatten vorn einen Aufschlag, der hinterwärts offen stand. Das Haar fiel mit einer langen Flechte über den Rücken und zwar in Gesellschaft von zwei sehr langen Haubenbändern, die im Nacken mit einander verschürzt waren. Die Haube lag glatt am Kopfe und liess das gescheitelte und zurückgestrichene Stirnhaar blicken; die Höhe des Kopfes bedeckte sie mit einem buntgeblümten Sammetdeckel, der mit breitem schwarzen Seidenbande eingefasst war. Festgehalten wurde sie mit zwei Bändern unterm Kinne. Diese Haube gehörte zur Haustracht; beim Ausgange kam ein Strohhut darüber zu sizen. Dieser Hut, von sehr gefälligem Aussehen, war im Kopfe flach und cylindrisch, mit der Krempe über beiden Schläfen aufwärts gebogen, auf der oberen Seite mit Kreide blendend weiss überzogen, auf der unteren in gelber Naturfarbe belassen. Um die Wandung seines Kopfes schloss sich ein schwarzes Strohgeflecht; von diesem verbreiteten sich strahlenförmig über den hinteren Teil der Krempe dünne Schnüre von schwarz gefärbtem Stroh, die an ihren Enden zusammengerollt. Ausserdem aber sassen noch an der Wandung gleichmässig verteilt vier grosse, flache, auf die Schmalkante gestellte Wollrosen, die bei den Frauen schwarz, bei den Mädchen von roter Farbe waren. Die Strümpfe wiesen einen eingestickten Zwickel auf, die Schuhe einen derben Absaz, zwei Seitenlaschen und eine Spannlasche, die über die zusammengebundenen Seitenlaschen heruntergeklappt wurde.

In dem weinreichen Vorgebirge zwischen Freiburg und Basel, dem sogenannten „Markgräfler Lande“, stimmt noch heute die Tracht im allgemeinen mit jener überein, die auf der anderen Seite des Rheines,

im Elsass, heimisch ist. Sie ist in weiteren Kreisen deshalb als „Elsässische Tracht“ bekannt; in engeren aber wird sie mit „Markgräfler Tracht“ bezeichnet. Ihr Hauptkennzeichen ist, wie im Elsass, der grosse Schlupf oder die „Heiliggeisthaube“, eine Haube aus zwei Bandflügeln über dem Oberkopfe; sie besteht aus schwarzer Seide und ist an der Schmalkante ihrer Enden befranst, je nach der Gegend aber anders angeordnet und an Länge wie Breite verschieden, bald glatt, bald in zierliche Falten gelegt; die Flügel starren rechts und links weit über den Kopf hinaus. Bei den Mädchen sezt sich der Schleifenknoten mit einer Schlinge fort, die nach hinten fällt, derart, dass der breite geflochtene Zopf seinen Durchgang durch sie nimmt. Diese Kopfschleifen haben sich im Schwarzwalde auf den meisten Hauben festgesezt; aber sie sind dort unbedeutender und gewöhnlich um eine reich bestickte Müze gebunden. Nur die in den Ortschaften westlich um Offenburg können sich an Grösse mit den Markgräfler Schleifen messen; sie werden mittelst faltig gelegter Bänder oder glatter Untersäze, die nach der Rundung des Kopfes geformt sind, festgehalten.

Württemberg. Taf. 13. Beide Kostüme finden im allgemeinen Teile dieses Buches ihre Erklärung. Die Leinwandhaube (1) stammte von der „Stirnhaube“ ab, jener Aeltermutter der zahlreichen Sippschaft von Weiberhauben, die in ganz Schwaben und Alemannien, westlich den Rhein hinunter bis nach Luxemburg, ostwärts bis in die Thüringischen Waldgebirge sich ausbreiteten und vielfach noch in unseren Tagen zu sehen sind. Das allen diesen Hauben gemeinsame Originalmotiv bestand aus dem Wulst auf dem Hinterkopfe, der bestimmt war, den Haarknoten aufzunehmen, bald halbkugelig sich aufblähte oder wie das Futteral eines quergesteckten Kammes in die Breite ging, bald helmartig nach oben stieg und auf der hinteren Fläche gewölbt oder flach wie ein Brett erschien (24. 4; 26. 2; 32. 1; 63. 6. 8). Durch diesen emporstrebenden Aufsaz stand die Stirnhaube deutlich im Gegensaze zur altbaierischen „Riegelhaube“, die einem weiblichen Haarbeutel ähnlich sich zweizipfelig in den Nacken senkte (75. 1–5). Auch sonst unterschied sie sich von dieser durch ihre bescheidene Ausstattung, die sich häufig nur auf ihre blütenweisse Farbe beschränkte, während die Riegelhaube mit ihren schweren Stickereien in Gold und Silber nicht selten ein Kapital repräsentierte. Ihre Kleidsamkeit und ihre Schlichtheit verschafften ihr neben der grossen Verbreitung mit Recht den Namen „Deutsches Häubchen“.

Das Pelzmüzchen, wie es im Schwabenlande bis tief in das 17. Jahrhundert hinein den Kopf der Dienstmägde bedeckte (2), die „Böhmische Haube“ (44. 8; 64. 10), war flach, oben ein wenig breiter, als unten, und hatte hinten in seiner Wandung einen Ausschnitt, um den Haarknoten oder die Zöpfe durchzulassen (vergl. 44. 8).

Im allgemeinen machte sich für die schwäbische Frauentracht dieser Periode derselbe Zuschnitt geltend, wie für die in der Nürnberger Gegend. Zwei in Sandstein gehauene Frauenbildnisse auf dem alten Kirchhofe zu Heilbronn geben Zeugnis davon, dass man dort die nämlichen verhüllenden Hauben und Mäntel benützte, wie in Nürnberg; der über den Hüften zusammengeschnürte Mantel (Taf. 31. 1) wurde unter der Halsgrube an den beiden oberen Ecken durch einen Knopf geschlossen (vergl. 62. 1–5; 63. 1–10).

Taf. 14. Unserem Bilde zufolge war um die Mitte des 17. Jahrhunderts unter den bürgerlichen Frauen in Schwaben (1) ein Häubchen üblich, das sich durch seine leichte Anschwellung über dem Hinterkopfe als von der Stirnhaube abstammend kennzeichnete, durch seine tonnenförmige Wölbung aber sich bereits der Sippschaft der „Kamoden“ näherte. Ein Pelzstreif folgte seinem vorderen und unteren Rande und eine Stickerei in Bortenform dem Neste (52.1). Als Kopfbedeckung diente den Bäuerinnen (2) eine einfache Rundkappe von schwarzem Wollstoffe, die über dem Nacken etwa drei Finger breit tiefer geschnitten war, wie über der Stirne, und als einzigen Schmuck einen Pelzstreifen aufwies, der sie ränderte. Solche Käppchen waren damals sehr beliebt und bis in die Pfalz hinüber verbreitet (43. 1). Den Dienst der Schuhe besorgten häufig besohlte Strümpfe von Filz oder Leder, die aussen am Beine herauf zugenestelt wurden. Ueber das Mieder siehe S. 37, über den Brüstling S. 36, den Rock S. 38, die Mühlsteinkröse S. 41.

Fig. 51. Das schwäbische Frauenkostüm dieser Zeit machte in seinem einfachen Zuschnitte den Eindruck von Solidität und Behäbigkeit. Unter den Stirnhauben, wie sie in Schwäbisch-Hall getragen wurden, gab es eine Varietät (1), deren Anschwellung über dem Hinterkopfe einen brettartig abgeflachten Deckel hatte (vergl. Taf. 13. 1). Die Frisur, wie die Frauen in Tübingen sie beliebten, machte solche Hauben unmöglich, denn sie formte über beiden Schläfen sowie über dem Oberkopfe einen Höcker (2). Bei dieser Frisur konnte nur die „Stuarthaube“ getragen werden, die mit zwei Bogen die Schläfen nnd mit einer Kappe den Oberkopf überspannte (vergl. 27. 3). In Tübingen wie in Schwaben überhaupt pflegten die Weinbergsleute (Wingerter) eine Schuzweste über ihre Kleider anzulegen, wenn sie genötigt waren, eine „Butte“ auf den Rücken zn nehmen, sei es um Erde oder Dung in die Weinberge zu schaffen, sei es um den Herbstsegen einzuheimsen (3. 6). Solche Westen nannte man „Lendener“, welche Bezeichnung auf ein hohes Alter schliessen lässt, denn schon das 14. Jahrhundert kannte den Lendner sowol in der Form eines kurzen, scharf anschliessenden Rockes, der kein Fältchen machte, als eines kriegerischen Lederkollers. Der Lendner der Schwäbischen Wingerter war gleichfalls aus Leder verfertigt

und kam in zweierlei Zuschnitt vor, einmal in Form unserer heutigen Kinderschürzen, indem er den Oberkörper bedeckte und Armlöcher hatte, dann in Form einer offenen Weste. In lezter Gestalt ist der Lendener noch heute in Württemberg zu sehen und zwar aus einem Leder hergestellt, das stark genug ist, um Schuhsohlen daraus zu machen. Ueber das Koller (1) siehe S. 35, über Rock und Leibchen (2. 5) S. 35 ff.; 30. 2–5 (S. 60), über die Hosen S. 6, über sonstige Schwäbische Trachten dieser Zeit 50. 3. 6.

Fig. 51.

1 2 3 4 5 6

Schwäbische Trachten am Ausgange des 16. Jahrhunderts. 1 Schwäbisch-Hall; 2—4. 6 Tübingen; 5 Lauingen. (Georgius Braun: Beschreibung vnd Contrafaktur der vornembsten Stät der Welt 1574.)

Fig. 52. Das Schossleibchen, wie man es um die Zeit, als der dreissigjährige Krieg begann, in allen süddeutschen Städten zu tragen pflegte, hatte sich das Männerwams zum Muster genommen (vergl. 50. 4) und wurde auch „Wammeslein“ genannt (3. 4). Es legte sich glatt um die Büste, schloss bis zum Halse hinauf und hatte eine runde Taille mit einem kurzen in Klappen aufgelösten Schosse. Die Aermel waren lang, eng und etwas wattiert; vor dem Handgelenke endigten sie mit einer zurückgeschlagenen Spizenmanschette und an den Achselnähten mit einem wulstigen Besaze in Form eines Nestes. Ueber die Rückseite des Aermels fiel, mit in das Nest eingefügt, ein ziemlich breiter Hängeärmel herab, der entweder kahnförmig geschnitten und nicht

länger, als der Aermel selbst war, oder als einfacher Streif bis gegen die Knie und selbst bis auf den Boden reichte. Der Rock war gewöhnlich fussfrei und meist über Hüften und Gesäss unterpolstert. Man umgürtete vielfach die Taille mit einer grossen radförmigen Krause (1) und unterstützte diese über den Hüften mit einem Polster in Form einer Riesenwurst, indes die frühere Stüze, der Reifrock, von der Mode bereits in die Trödelkammer verwiesen worden war. Das

Fig. 52.

1 2 3 4 5 6

Schwäbische Trachten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. 5 Hut schwarz, Kranz grün mit rotem Bande, Kröse weiss, Jacke ledergelb. 6 Hut weiss, Kranz grün mit rotem Bande, Kröse weiss, Aermel dunkelkarmin, Rock und Hosen braungrau, kurze Oberschenkelhosen ledergelb, Stiefel schwarzbraun mit ledergelber Stulpe, Sattelriemen schwarz mit karminroten Bändern. (1—3 nach einem Kupferstiche von Math. Merian: Repraesentatio der fürstl. Aufzug und Ritterspil, so der durchlauchtig Fürst und Herr Johann Friedrich, Herzog zu Würtemberg bei der Kindstaufe seines Sohnes 10—17 Marty 1616, Stuttgart gehalten. 4 nach einem Spottbilde in Kupferstich von 1629; 5. 6 nach einem kolorierten Holzschnitte ohne Datum im Thesaurus picturarum auf der Darmstädter Hofbibliothek, darstellend die Heimführung einer Dorfbraut.)

Polster rettete sich später in die Volkstracht und lässt noch heute seine nachwirkende Kraft hie und da verspüren. Der sogenannte „Hippenkragen," der im Oberamte Tuttlingen üblich ist, zählt hierher, ein Wulst zwischen Rock und Mieder, der von beiden Hüften nach hinten geht. Zu den von der Mode aufgegebenen, aber in der Volkstracht noch in Ehren gehaltenen Stücke gehörte vor dem grossen Kriege die Mühlsteinkrause in allen Grössen und Faltenbrüchen (vergl. 64. 1. 2. 6. 7. 9), jezt jedoch nach Niederländischem Muster vielfach blau gefärbt. Eine schmale Schürze, das „Fürtuch", durfte so leicht nicht fehlen. Der

Kopfbedeckungen gab es verschiedene; neben dem Manneshute mit niedrigem Kopfe und breitem Schirme (4) war das „Vehinshäublein“ sehr beliebt, ein kegeliges randloses Müzchen aus Otterfell (3). Ein Stirnhäubchen, das artig kleidete, umrahmte die Stirn mit einem Pelzstreifen (1. 2; Taf. 14. 1) und schloss, mehr oder minder tief, über dem Hinterkopfe mit einem flachen Boden, der ein günstiges Feld für mancherlei Ornamente darbot. Eine Frisur, derzufolge jede der beiden Flechten als eigenes Nest über den Hinterkopf zu liegen kam (3), war durch ganz Deutschland verbreitet. (Die Pelzschwänzchen auf dem Kleide der ersten Figur gehörten nicht zur volkstümlichen Ausstattung; sie waren nur Symbole von Schneeflocken bei winterlichen Festspielen).

Es war Augsburg, das damals im schwäbischen Städtekostüme die allgemeine Richtung angab; Augsburg hatte den Ruhm, eine Stadt des feinen Geschmacks zu sein, und die vornehmen Leute in Ulm liessen sich von Augsburg her versorgen (s. weiter unten). Vergleicht man die schwäbischen Luxusgeseze und Strafpredigten mit den zeitgenössischen Trachten aus Augsburg, so wird man finden, dass sich Wort und Bild gegenseitig wiederholen und ergänzen. Wir wollen aus den vielen Kanzelreden, die in Ulm gegen den überhandnehmenden Aufwand gehalten wurden, das Kostümliche herausgreifen und es mit den unter 64. 1–10 gegebenen Kostümen in Vergleich sezen. Aus jenen Reden ergiebt sich, dass die Patricierinnen in Ulm bei festlichen Gelegenheiten sammetne Barette trugen oder böhmische Hauben (64. 10; vergl. 44. 8; 62. 4; Taf. 13. 2), die mit Perlen besezt, Krösen von zarter niederländischer Leinwand, fein wie Spinnweb, dreizehn Ellen lang, sehr breit, mit Spizen eingefasst und durch heisses Eisen aufgerollt, dabei so gross, dass dadurch das Gesicht gelegentlich verdeckt wurde (64. 7. 9), zurückgeschlagene Manschetten (64. 4–7), Handschuhe mit goldenen Läublein (64. 6. 9), Fazelettlein (Schnupftücher), die sie in der Hand trugen (64. 7), an zehn Gulden wert, Ober- und Unterröcke von Sammet, Taffet, Atlas, Tobin (gewässertem Taffet) und Damast, die Unterröcke mit silbernen Borten verbrämt, Oberkleider und Mäntel mit feinem Pelzwerke gefüttert (64. 5. 9. 10), zwei goldene Ketten mit Kleinoden daran, die ihrerseits wieder mit Perlen und Edelsteinen besezt waren, vier goldene Armbänder, silbervergoldete Gürtel, sechs bis acht goldene Ringe mit Saphiren, Rubinen, Türkisen, Diamanten und dergl. geziert, seidene Strümpfe, weisse Schuhe und Pantoffeln. Manche trugen statt der Ketten Halsbänder, die dem goldenen Vliesse ähnlich sahen. Die Jungfrauen, im ganzen ebenso gekleidet, waren von den Frauen blos im Kopfpuze und darin verschieden, dass sie nur eine Kette und zwei Armbänder zu tragen pflegten.

Nicht blos über die Kostbarkeit, auch über den Schnitt der Kleider leerte die Geistlichkeit die Schalen ihres Zornes aus. Der Magister Samuel Edel predigte gegen die „Jänkenschweife“ (64. 2) als eine verdammte Hoffart und brachte es mit seinem Eifer dahin, dass einige Frauen wegen ihrer beschweiften Jänken am Altare verspottet wurden, indem die andächtig in Christo Versammelten mit Absicht darauf herumtrampelten. Ein Amtsgenosse, Johannes Eberken, verlangte, man solle ihn aus dem Worte Gottes überzeugen, dass die Blättlein an den Jänken recht und gut seien. Er holte darüber sogar ein Gutachten aus der Fremde ein und erhielt von dem Rektor zu Lindau die Belehrung, dass bei Jesaias III, 16 nur vom stolzen Einhergehen die Rede sei, und die ernstgemeinte Zurechtweisung, dass ein Kleiderüberschuss in der heiligen Schrift für erlaubt erklärt werde, weil es bei Jesaias VI, 2 von Gott heisse, seines Kleides Saum habe den ganzen Tempel ausgefüllt. Nur mit einem scharfen Verweise, der mit einer Versezung auf eine Dorfgemeinde drohte, gelang es dem Magistrate, den beschränkten Hezapostel von seinen kostümlichen Händeln abzubringen.

Einen kleinen Beitrag zur schwäbischen Kostümkunde liefert uns der Ulmer Magister D. Dietrich. „Wir tragen, so predigte der streitbare Gottesmann, nicht Kettlein, sondern grosse Ketten, nicht einen Ring oder zwei, sondern fast alle Finger voll von den kostbarsten Steinen, nicht ein Armband, sondern zwei, drei, vier. Unsere Töchter, die tragen nicht nur Sammet, Seiden, Atlas, Damast, sondern fangen auch ihrer viele an, alles zum dicksten zu besteppen, mit Güldenstücken zu besezen, dass man keins vom andern erkennen kann, und das in allerlei Farben wie die bunten Papageien und Azeln, in allen Mustern und Gattungen, zerhackt, zerstochen, auf alle französische, italienische, engelländische, spanische Manier. Und wann nichts wäre, damit man Gottes Zorn und Strafe über uns zöge, so wären es die teuflischen Krösen. Sind so steif von Stärkemehl, dass man sie nicht biegen kann; ist nur schad, um das gute Mehl, das damit verdorben wird. Stehen um den Kopf wie ein Pflugrad, dass man schier nichts vor ihnen sehen kann. Man kanns hier nicht hübsch genug aufthun, sondern die Krösen und Schleier müssen bis nach Augsburg geschickt werden. Sind so lang und dick, dass man ein Kind darein wickeln kann. Die Dienstmägde, die vor alters sich mit einer leinenen Joppe und wollenem Mieder beholfen und eine kleine Kröse gehabt, gehen mit ihren stattlichen lündischen, zeugenen gefärbten Röcken, verbrämten sammetnen Bändern, silbernen Gürteln, Krösen, Schleiern und anderen Pracht daher, dass manche Doktorstochter es nicht so haben kann.“

Die männliche Bauerntracht in Schwaben (5. 6) bewahrte vielfach den rein spanischen Zuschnitt; sie verschmähte selbst die Pumphosen,

die doch damals alltäglich waren, und führte noch die engen Oberschenkelhosen aus den Tagen der Grossväter. In dem gebirgigen Süddeutschland kamen die Pumphosen niemals recht auf; in Altbaiern wollte man sie überhaupt nicht. Als hochzeitliches Symbol galt ein grünes mit rotem Bande durchflochtenes Kränzlein, das am Hute oder sonst am Kopfpuz angesteckt wurde (vergl. Taf. 35. 1). Es lag ein baierisches Gepräge in diesem Kostüme; die engen Oberschenkelhosen erinnerten an die „Pistolenhosen" der Altbaiern; der etwas gespizte Hut und die braungraue Joppe wichen kaum von den entsprechenden Gewandstücken ab. wie sie auch heutzutage in der schwäbisch-baierischen Gegend von Kempten getragen werden; nur dass dort die Joppe jezt einen stehenden oder niedergeklappten Kragen von grünem, blauem oder schwarzem Tuche aufweist und in Leib und Aermeln vom gleichen Stoffe hergestellt ist. Der echte Schwabenrock war weiss; unter anderem wird dies durch einen Bericht über die Schlacht bei Nördlingen (1634) bezeugt, demzufolge die auf schwedischer Seite fechtenden Schwaben „in ihren weissen Röcken" noch als Leichen in der nämlichen Ordnung die Wahlstatt bedeckten, in welcher sie solche im Leben verteidigt hatten. Damals gab es noch keine Uniformen; der weisse Rock war mithin ein Stück der landesüblichen Tracht. Auch über seinen Schnitt kann nicht leicht ein Zweifel aufkommen, wenn man die weissen Röcke, wie sie gegenwärtig noch in Betzingen anzutreffen sind, mit der alten Bauernschaube vergleicht (4. 2; 8. 3); nur der Knopfbesaz und vielleicht auch eine grössere Länge sind als moderne Zugaben zu betrachten.

Noch wollen wir ein Wort über die Patriciertracht hinzufügen, wie sie um diese Zeit in Ulm über die Strassen wanderte; es sind nur Notizen, aus der Chronik zusammengelesen, die ihre Bilder mit kurzen, doch treffsicheren Strichen entwirft. Ein Augsburger Patricier, der eine vornehme Ulmerin zur Frau genommen, hatte sich auf spanisch-schweizerische Art ein Kleid machen lassen (vergl. 46. 3; 47. 8. 10), welches wie Gold schimmerte und siebzehnhundert Gulden kostete. Auch mancher Herr vom Rate stiess gegen die Würde an, indem er mit grünen Strümpfen, blauen Hosen, ledernem Wamse und überhaupt eher wie ein Waidmann oder Soldat, als wie ein Ratsherr gekleidet in der Amtsstube erschien. Am Charfreitage 1621 ging der Bürgermeister Daniel Schad mit seinen zwei Söhnen und seinem Tochtermanne zu jedermanns Aergernis in blutfarbigen und müllerfarbigen Mänteln in die Kirche. Man liess sich damals noch nicht träumen, dass dergleichen Mäntel, die heute der öffentliche Anstand verbot, im 18. Jahrhundert für kirchliche Anlässe vorgeschrieben würden (Taf. 17. 1). Patricier, Kaufleute und Aerzte, vorzüglich die ersten, gestatteten sich bei Festlichkeiten einen Hut mit Perlen oder goldenen Buckeln, feine Krösen und Manschetten,

sammetne Kleider und Wämser mit Borten, kostbare mit Pelzwerk verbrämte und mit goldenen Borten garnierte Mäntel, Rappiere mit silbernen oder vergoldeten Griffen und sammetüberzogenen Scheiden, schwere Goldketten mit Kleinoden und Denkmünzen behängt, vergoldete Knöpfe und Gürtel, sammetne Hosen, seidene Strümpfe und Kniebänder mit Spizen eingefasst, Korduanschuhe mit mehreren Sohlen und seidenen Rosen auf dem Oberleder.

Fig. 53.

1 2 3 4

Ulmer Trachten am Ende des 17. Jahrhunderts. 1 Dienstmagd; 2 schwäbisches Mädchen zur Hochzeit gehend; 3 schwäbischer Bauer; 4. Dienstmagd zur Kirche gehend (Jeremias Wolff excudit).

Fig. 53. Es blieb unter den Bäuerinnen stehender Brauch, den Rock kürzer zu tragen (2), als unter den Städterinnen üblich war. Ueber den Brüstling (2) siehe S. 36, über die bäuerlichen Schuhe (2. 3) S. 14, über das bürgerliche Leibchen samt dem Rocke (1. 4) 54. 1–4, über die Frisur (1) S. 49.

Eine häufige Erscheinung in der Frauentracht während der lezten Hälfte des 17. Jahrhunderts bis zur französischen Revolution, ja zum Teil bis in das 19. Jahrhundert hinein, war die sogenannte „Schniepe“ oder „Stirne“ (1. 4), eine rundanschliessende knappe Calotte aus schwarzem Taffet, die mit drei Spizen mitten in die Stirne herab, sowie rechts und links in die Wangen griff. Am Gesichtsrande war sie mit einer Einlage aus federndem Stahle versehen, welche die Schneppen fest an das Gesicht drückte. Die Schniepe diente gewöhnlich zur Befestigung der Frisur, die vielfach aus falschem Haare und dicken Einflechten hergestellt war (S. 49). In Schwaben, z. B. in Aistaig und Weiden (55. 2), konnte sie noch in den dreissiger Jahren gesehen werden. Als Schmuck, der die bäuerlichen Bräute (2) als solche auszeichnete, galt das „Schappel“, eine Art von Krone, die aus einem schwarz überzogenen Reife und zahlreichen Randzacken von Draht mit farbigen Glassteinen und sonstigem Flitter zusammengesezt war; vielfach bestand das Schappel ganz aus einem mit Flittergold umwundenen und mit allerlei glänzenden Gegenständen behängten Drahtgeflechte. Der weibliche Schuh in den Städten (1. 4) unterschied sich von dem bäuerlichen durch eine Spize vor den Zehen und einen hohen schmalen Stöckel unter der Ferse.

Ueber die Bauernhosen (3) siehe S. 6; Taf. 10. 1, über das wollene Hemd (3) S. 14, über den Hut S. 30 (vergl. 48. 11).

Fig. 54. Der übliche Ueberrock war damals der Manteau (Taf. 2. 1; 5. 2); indes, so sehr man auch ein Auge auf die französische Mode hatte, so gab es doch in bürgerlichen wie adeligen Kreisen viele, die dem Manteau einen geschlossenen Rock mit Schnürbrust vorzogen. Als Schnürbrust diente ein den ganzen Oberkörper mit Ausnahme der Arme umschliessender Panzer, der aus Fischbeinstäben zwischen derber Leinwand bestand; die vorderen Stäbe breiteten sich von unten nach oben fächerförmig auseinander und ihre Mitte nahm ein dickerer Stab aus Fischbein oder Eisen ein, der in die Spize der Schneppe vortrat. Die Schnürbrust war mit Achselstegen versehen und im Rücken zum Verschnüren eingerichtet. Am unteren Rande, der über die Hüften herabstieg, löste sie sich rings in lange, schmale Lappen auf, um die Hüften nicht in ihrer Bewegung zu hemmen. Sonst war sie noch mit einem guten festen Stoffe überzogen, gewöhnlich mit Seide; dieser Ueberzug bildete das eigentliche Leibchen und zeigte sich nach der Mode mit weiten Aermeln versehen, die mit ihren zurückgeschlagenen Stulpen die Vorderarme unbedeckt liessen. Ihr gewöhnlicher Schmuck sezte sich aus Borten oder Schleifenbündeln zusammen, die über die Brust herab und an den Aermelrändern angeheftet waren. Unten in seinem Schosse blieb das Leibchen entweder rund geschnitten (4) oder es stieg vorn mit einer Schneppe über den Unterleib herab (2; Taf. 16. 1) indem

es die Hüftstücke beibehielt oder auch aufgab. An dieser Schneppe bethätigte sich die reichsstädtische Eigenart, indem sie solche mit der Zeit zu einer Art von Schürze vergrösserte, die starr über den Unterleib hervortrat (Taf. 24. 1; 45. 1). Der Rock selbst hatte weiter keinen Leib; er reichte nur bis über die Hüften und ward hier mit einem

Fig. 54.

1 2 3 4

Ulmer Trachten vom Ende des 17. Jahrhunderts. 1 Frau aus dem Volke zur Taufe gehend; 2 Frau zur Hochzeit gehend; 3 vornehme Frau in Trauer; 4 Frau in sommerlicher Tracht auf dem Kirchengange (Jeremias Wolff excudit).

daran genähten Gurte befestigt, der vorn zugehakt werden konnte; hinterwärts aber erhielt er überdies noch einen festen Siz durch Haken, die man in die Oesen der Laschen einhängte, weil der Rock sonst vorn durch die übergreifende Schneppe leicht herabgedrückt werden konnte.

In der modischen Frauentracht war der Mantel damals nicht mehr zu sehen; er hatte sich anfangs des 17. Jahrhunderts gänzlich daraus

verloren und erschien erst wieder nach 1750 als winterliche Schuzhülle. In der städtischen Volkstracht aber behauptete er sich unentwegt, indes auch mehr zum Puze, als zum Schuze; denn er war so kurz, dass er nur wenig über die Hüften hinabstieg (2. 4), und wurde auch nur bei festlichen Anlässen getragen. Er glich dem nach spanischer Weise hergerichteten Herrenmantel, war wie dieser als Halbkreis zugeschnitten und mit einem Kragen von mässiger Breite ausgestattet, der dem ganzen oberen Rande folgte, aber in etwas gestreckterem Bogen, so dass er sich nicht völlig auf den Mantel niederklappte. Seinem Zweck entsprechend bestand der Mantel aus feinem Tuche oder aus Sammet- und Seidenzeugen in schwarzer Farbe und sein Futter, ebenfalls schwarz oder auch anders gefärbt, aus glatter oder gemusterter Seide und einer Saumborte. Man hängte den Mantel von hinten her los um beide Schultern und hielt ihn durch eine quer über die obere Brust laufende Schnur in seiner Lage fest, so dass er an seinen Vorderkanten sich etwas nach aussenhin umschlug und das Futter sehen liess.

Lange, bis auf die Füsse gehende Mäntel wurden in Schwaben von Männern und Frauen als Trauermäntel getragen (46. 2), zum Teil in schlichter Weise umgehängt, zum Teil auf weiblicher Seite in anziehbare Kleider verwandelt (3), die je nach der Gegend und dem Range der Person mancherlei Unterschiede aufwiesen; sie stiessen mit ihren Rändern vorn zusammen und wurden über die Brust herab geschlossen. Ueber das „Maulband“ (3) siehe S. 119.

Der Kopfpuz der zweiten Figur auf unserem Bilde giebt uns einen guten Aufschluss darüber, wie die grosse Leinwandhaube zusammengefügt wurde, denn es fehlen ihm die beiden Flügel, welche sonst den Giebel bildeten, und er lässt die über der Stirn emporsteigende Rippe sehen, an der sie ihren Halt fanden; die Rippe steigt nach hinten auf einer knappen Calotte empor. Der Riese unter dem Geschlechte der Pelzmüzen war ein cylindrischer Kalpak (4); eine mitten über die Stirnseite herablaufende Kante liess sich fast an allen grossen Fellmüzen dieser Zeit bemerken, selbst an den runden (53. 4); sie rührte von den beiden Rändern des Vliesses her, die hier zusammenstiessen. In der „Neu eröffneten Welt-Galleria“ des berühmten Hofpredigers Abraham a Santa Clara begegnet uns eine Frau aus Regensburg mit einer ähnlichen, nur nach obenhin etwas abgerundeten Müze; diese Müze bildete den Uebergang von unserer Cylindermüze zu den kleineren jezt noch durch ganz Oberbaiern getragenen Otterfellkappen mit goldenem Deckelchen, das in Form eines Kreuzes die Müze nach obenhin abschliesst.

Der Decke (1) zog man als Handschuz (S. 51) immer mehr den walzenförmigen „Muff“ vor, der mit Pelz gefüttert, häufig mit Bandschleifen benäht und an beiden Enden verknöpfbar war.

Taf. 15. Die düstere Färbung und die starre Form, welche den reichsstädtischen Trachten während des 17. Jahrhunderts eigen waren, begannen im 18. Jahrhundert sich unter dem lebensfrohen Hauche der französischen Mode wieder aufzulösen (S. 4). Zwischen die überlieferten Stücke drängten sich neue ein, die sich anfangs nur auf den Auspuz beschränkten, auf Spizen, Rüschen, farbige Bandschleifen, dann auch den Zuschnitt beeinflussten. Der Rock mit seinen dichten geradlinig eingenähten Falten wich allmählig dem Rocke mit freierem Faltenflusse; selbst die Schleppe wagte sich wieder hervor. Die Aufschläge der Aermel lösten sich in einen Besaz von gekräuselten Spizen oder reihenweis geordneten Bandschleifen auf, unter denen weite Manschetten von breiten Kanten anmutig hervorquollen. Den hartnäckigsten Widerstand leistete die grosse Mühlsteinkröse; sie war in den meisten protestantischen Reichsstädten zum unterscheidenden Kennzeichen der Stände geworden; kein anderes Trachtenstück schien so geeignet, ein Symbol der amtlichen Würde abzugeben, wie die Kröse; ist sie es doch zum Teile noch in unseren Tagen. Namentlich an Festtagen wollte keine Person von Gewicht die Kröse entbehren. Doch machte sie einige Veränderungen durch; sie gab ihre behäbige Dicke auf und starrte auch nicht mehr wagrecht über die Schultern hinaus, sondern senkte sich ringsum gegen den Oberkörper hinab. Der obere Teil des Halses, den sie ob ihrer verminderten Dicke unbedeckt liess, fand seinen Schuz in einer schmalen eingesezten Stehkrause aus Spizen oder bestickter Leinwand.

Die weibliche Frisur dagegen verstärkte noch ihre wunderliche Eigenart. Man hatte damals eine grosse Vorliebe für Frisuren aus schweren Zöpfen. Nicht nur verdickte und verlängerte man seine natürlichen Zöpfe durch „Einflechten", d. h. Einlagen von Werg oder dicken Schnüren; man vermehrte sie auch durch falsche Zöpfe, die nicht einmal aus Haar bestanden, sondern aus ausgestopften Strähnen von farbigem Seidenzeuge, die ganz wie Zöpfe zusammengeflochten waren. So hatte man rote, grüne und weisse Zöpfe neben naturfarbigen; man legte sie durcheinandergemischt oder wohlgeordnet in gewaltigen Windungen um den Hinterkopf und hielt sie dort mit einer grossen quergesteckten Nadel fest, oder sammelte sie diademförmig um den Vorderkopf, das Gesicht dergestalt damit einrahmend, dass nur über der Stirn etwas von dem glattgescheitelten Vorderhaare sichtbar blieb. Diese Frisur trug man unbedeckt, denn sie war gemacht, um gesehen zu werden. Bevorzugt unter den Hauben blieb noch die grosse ausgepolsterte Flinderhaube aus seidenem Nezwerke, die mit tropfenförmigen Goldplättchen wie beregnet erschien (S. 48). Weiteres 54. 1–4.

Bei winterlichem Wetter verlangte der nach der Mode entblösste Vorderarm eine eigene Schuzhülle; diese bestand, wenn nicht in einem

Muff oder einer Decke (54. 1. 3, S. 116), in Handschuhen oder fingerlosen Stauchen, die bis zum Ellbogen gingen (Taf. 17. 2).

Schwere goldene Halsketten durften im Patricierkostüme nicht fehlen; man trug sie selbst in bürgerlichen Kreisen und rechtfertigte ihren Besiz durch den Hinweis, sie einmal als Notpfennig verwerthen zu können.

Taf. 16. Ulmische Frauen aus dem dienenden und handwerkenden Stande. Ueber das Schossleibchen und den Rock der Dienstmagd (1) siehe 53. 1–4, über die Calotte (Schniepe 1. 2) und die Leinwandhaube ebendort. Der Rock zeigte sich eng und regelmässig gefaltet, dabei fussfrei; das Mieder in den untersten Ständen war rundgeschnitten, vorn übereinanderschlagbar und seitwärts zum Zuhaken eingerichtet: es hatte einen weiten Ausschnitt, der von einem untergesteckten Halstuche ausgefüllt wurde. Die Jacke fiel mit etwas eingezogener Taille nur wenig über die Hüften, vergrösserte aber ihre Schösse vorn in lange Spizen, um doch dem reichsstädtischen Brauche einigermassen Rechnung zu tragen; sie hatte Brustklappen aus gekraustem Stoffe, die nach untenhin spiz verliefen, und lange bequeme Aermel mit einem Umschlage vor dem Handgelenke. Zusammengehalten wurde sie durch eine auf der oberen Brust verschleifte Querschnur. Der rüschenartige Schirm, mit dem die Calotte über den Nacken starrte, scheint eine Ulmer Eigenheit gewesen zu sein.

Taf. 17. Das Kostüm, wie es die Ulmer Patricier nach der Mitte des 18. Jahrhunderts beliebten, entsprach durchaus der zeitgenössischen Mode. Der lange Mantel kam nur schwer dazu, eine Forderung der Mode zu werden, und versah fasst nur als Reisekleid seine Dienste, weshalb man auch gänzlich davon absah, ihn durch Besäze oder sonstwie auszuschmücken; nur ein schmaler Kragen von gleicher Breite umsäumte das Halsloch. Aber die reichsstädtische Volkstracht bewahrte ihm auch in dieser schlichten Form ihre Gunst und verwendete ihn bei feierlichen Anlässen; so trug man ihn zu Ulm schwarzgefärbt bei Hochzeiten und Begräbnissen, bei Kommunionen aber von roter Farbe. Auch die Stadtbeamten und Zunftmeister erschienen am „Schwörtage“ im Mantel, der dann durchaus schwarz oder hälftig schwarz und weiss und ebenso paspoliert war. Zwei schmale Beffchen (S. 16) liessen den Jabot zwischen sich hervortreten; solche Laschen waren anfangs des 18. Jahrhunderts selbst in der handwerklichen Tracht zu sehen, später aber nur noch in der vornehmen, wo sie bei kirchlichen Anlässen erschienen, um schliesslich, auch von hier vertrieben, sich in der geistlichen Garderobe festzusezen.

Das dazugehörige Frauenkostüm hat 54. 1–4 der Hauptsache nach seine Erklärung gefunden. Das Leibchen mit seiner ungeheuren Bauchschneppe, sonst in spanischer Prüderie geschlossen, ward jezt über die

Brust herab bis zum Gürtel dreieckig geöffnet, die Oeffnung mit dem rotüberzogenen Stecker ausgefüllt und mit silbernen Lizen quer überspannt. Die Stauchen wurden mit einer dreieckigen bunt gefütterten Patte über den Rücken der Finger verlängert, jedoch auf die Handwurzel zurückgeschlagen. Ueber die Schniepe siehe 53. 1. Die Schuhschnalle versah nur noch den Dienst eines Schmuckes; sie konnte mit federnden Häkchen auf ihrer Unterseite in das Leder eingedrückt werden.

Die vielen Edelmetalle und Brokate, die damals überreich zur Verwendung kamen, redeten dafür, dass der Wohlstand, den der dreissigjährige Krieg bis in die Wurzel vernichtet zu haben schien, wieder erfreuliche Blüten trieb. Rüschen und köstliche Borten sassen an allen Rändern und Nähten. An Ketten und Gürteln sezte man ein Vermögen. Die Hauben, ob sie nun die knappe Form von Schniepen und Stirnen (Taf. 16. 2) oder den Umfang eines kleinen Turbans hatten (12. 1. 2), fertigte man nicht selten gänzlich aus Gold- und Silberstoffen oder aus weissem mit farbigen Stickereien und metallischen Besäzen verzierten Seidenzeuge. Indes blieb Schwarz der bevorzugte Grundton in der vornehmen Tracht. Siehe das Schlusswort zu Taf. 19.

Taf. 18. Das weibliche Geschlecht blieb dem alten schwerfälligen deutschen Kostüme länger getreu, wie das männliche. Nach unserem Bilde, das eine Leichenansagerin und einen sogenannten Leprosenvater darstellt, verbot der Ernst des trüben Geschäftes alle schmückenden Zuthaten und verstattete nur den „Ueberschlag", ein rechteckiges weisses Linnenstück, als dienstliches Abzeichen. Die Frau steckte dies Tuch so an den Ecken ihrer Haube fest, dass seine obere Kante unter die Nase zu liegen kam, der Mann aber auf beiden Schultern, und liess die beiden Beffchen, die damals selbst den untersten Klassen von Beamten zukamen, darüber fallen. Eine Württembergische Trauerordnung, die 1720 unter Eberhard Ludwig erlassen wurde, bestimmte folgendes: „Die Maul-Tücher bei den Männern wie auch die Trauermäntel ausser den Leichenzügen, sowie die Stürze bei den Weibern sind gänzlich abgestellet; allein die Schleier mit Maulbändern seien gestattet. Der Florsturz, so bis auf den Boden und ganzen Leib gehet bei den Weibern (54. 3), sowie die Pleureuses bei den Männern sind allein dem Adel erlaubt." Die Pleureuse war eine schwarze Binde, die um den Hut gebunden (vergl. 46. 2), oder, falls solcher ein Zwei- oder Dreimaster war, an die rechtseitige Ecke desselben festgesteckt wurde und bis in die Kniegegend herabfiel; aus diesem Brauche erklärt sich die altschwäbische Redensart: „Trawere, Hüetle! frewe di, Müetle!" Mit Maulband bezeichnete man einen schmalen weissen Linnenstreif mit kleiner Kinnschneppe, der um das untere Gesicht gebunden wurde (54.). Beiläufig bemerkt, gab es damals keine Leprosen oder Aussäzige mehr; mit dem ausgehenden Mittelalter begann diese

schauerliche Krankheit abzunehmen, bis die Leproserien leer standen und nur noch ein örtlicher Brauch oder der Name, der auf die Kranken- oder Siechenhäuser überging, daran erinnerte. Erforderlich waren bei jeder Bürgerleiche sechs Klagemänner; zu dem Kostüme dieser Leute gehörte ein schlichter schwarzer Mantel, der vom Halse bis gegen die Knöchel ging und die Figur ringsum verhüllte (46. 2), sowie ein Zweimaster mit einem herabhängenden Flore an der hinteren Ecke, an der vorderen mit einer Art von Maske, die viereckig zugeschnitten war, oben in der Mitte ein Sehloch hatte und sich schräg gegen das Gesicht herablegte. Den Klagefrauen blieb der nämliche Mantel sowie ein Maulband vorgeschrieben.

Angeschlossen sei hier noch ein brieflicher Bericht aus Schwäbisch-Hall vom Jahre 1788, der das dortige Frauenkostüm mit einem Streiflichte berührt: „Hier sah ich eine Menge vom Kopf bis auf die Füsse weiss verschleierter weiblicher Figuren, die sehr emsig hin und wieder gingen und Viktualien einkauften. Diese grossen weissen Schleier sind nichts anderes, als Tischtücher, feine und grobe, und sie gewähren mancherlei Nuzen. Dass doch diese Regentücher der alles verändernden Mode niemals unterliegen möchten.“ Das Regentuch war auch in der Nürnberger Gegend ein gewöhnliches Schuzkleid (69. 1, 2); doch trug man es dort nur in Grün.

Taf. 19. Unserer Abbildung zufolge gehörten zum Hausanzuge einer Ulmer Wirtsfrau ein streifig gefärbter, vermutlich aus Wollstoff gefertigter Rock, bis zu den Knöcheln gehend und ringsum in gleichmässige Längsfalten geschoben; ein niedriges, nur die Achselhöhlen erreichendes Mieder, vorn sehr breit ausgeschnitten und mit Silberborten gerändert; ein grosser „Stecker“, unten abgerundet und über den halben Unterleib herabsteigend, rot überzogen und mit parallel aufgesezten Silberlizen überspannt; eine Silbertresse, die unter den Achseln rings um den Körper lief und das Mieder samt dem Stecker fest zusammenschloss; an das Geschnür einige Anhängsel aus Silber; ein glatter weisser Leinwandkragen (48. 9), die Brust im Ausschnitte des Mieders zu bedecken, und darüber ein Busentuch, das vorn gekreuzt und mit den Zipfeln in das Mieder untergesteckt wurde; schliesslich eine glattanliegende Haube in Kamodenform, mit breiten Bändern, die unter dem Kinne sowie im Nacken verschleift wurden. Das Müzchen, wie es heute getragen wird, gleicht noch dem aus grossmütterlichen Zeiten; es besteht aus schwarzem Damaste und hat einen flachen Deckel. Am Schürzenbunde oder an einem Gürtel wurde rechts das Geldtäschchen und links der Schlüsselbund eingehakt. zu diesen wirtschaftlichen Zeichen gehörte der silberne Löffel in den Schnürlizen.

Der werktägliche Anzug eines Brauherrn (2) unterschied sich fast in nichts von der noch heute üblichen Arbeitstracht. Ueber das Wams und die Weste siehe S. 24, über die Kniehosen S. 8, über die Schuhe S. 14. Die Westenknöpfe sassen auf einem besonderen Riemen, und die Weste selbst hatte nur Knopflöcher, so dass der Riemen in jede beliebige Weste eingeknöpft werden konnte; diese Einrichtung war sehr praktisch, wenn man bedenkt, dass die Knöpfe meist aus Silber bestanden und ihr Wert sie für die gewöhnlichen Tage verboten hätte. Ueber der Weste kam die schwarze steife Krawatte zum Vorscheine, die im Nacken zusammengehakt oder verschnallt wurde, und über der Krawatte der schmale Klappkragen des Hemdes. Den unteren Kinnrand verbrämte der Mode entgegen ein schmaler Streifen von Bart. Ein schwarzes flachbodiges Käppchen und eine weisse Schürze vollendeten den wirtlichen Charakter unseres Brauherrn (vergl. 76. 6 Münchener Brauer im Festtagskostüme).

Die Altulmer Tracht verschwand unter den Wirkungen der französischen Revolution; die Württembergische Oberamtsbeschreibung vom Jahre 1836 schickte ihr den lezten Abschiedsseufzer nach; dort heisst es: „Die alte Ulmertracht mit den kostbaren Perlenkränzen, weissen und auch silbernen und goldenen Hauben, silbernen mit goldenen Buckeln gezierten Gürteln und Preisketten, welche sonst die Frauen vom höheren und mittleren Stande trugen, sieht man nur noch an Portraits. Was man auch über den Luxus unserer Zeit sagen mag, so war er doch in Ulm viel grösser und kostbarer, als jezt."

Taf. 20. In den südlichen Gegenden von Schwaben, die in die Donauebene verlaufen, hatte das allgemein Landesübliche sich sesshaft gemacht, ohne besondere Eigentümlichkeiten für sich herauszubilden; ja hier geschah es zuerst, dass man aus der zeitgenössischen Mode einzelne Stücke herübernahm und heimische dafür aufgab. Dies konnte zumal an der Balinger Tracht bemerkt werden, die schon um 1790 das charakteristische Koller gegen ein Busentuch, und das rundgeschnittene Mieder gegen eins mit breiter Schneppe aufgegeben hatte. Der Brustlaz, als längliches Dreieck zugeschnitten, rot überzogen, nicht steif, so dass er ebenso viel verriet, als verbarg, reichte nicht höher hinauf, als das Mieder, das unter den Achseln begann. Zudem war es üblich, die Verschnürung von unten nach obenhin vorzunehmen, um den Busen in die Höhe zu treiben. Mieder und Vorstecker überliessen die Bedeckung des Busens einem glatten Hemdeinsaze, der obenher mit einer stehenden Rüsche verbrämt war, und einem leichten mit Falbeln geränderten Tüchlein; dies wurde mit den vorderen Ecken in den Busen gesteckt, indes es mit seiner hinteren Ecke, ein Dreieck bildend, fast bis in das Kreuz hinabfiel und obenher den Nacken

deckte; vorn aber liess es den Hals offen und eine Kette aus roten Korallen blicken, die dreifach darum geschlungen war.

Der Kittel stieg mit seinem Schosse seitwärts nur etwa zwei Finger breit über die Hüften hinab, machte aber vorn über dem Unterleibe zwei sichelförmige Schneppen, eine Mode, die sich bis in das Elsass und die Schweiz erstreckte. Die Aermel waren halblang und endigten mit Aufschlägen. Man schloss den Kittel nur an den oberen Ecken, falls man das Mieder mit dem Brustlaze trug, sonst aber bis an die Taille, so dass der walzenförmig eingeschnürte Oberleib unvermittelt auf die glockenförmig angeschwellten Hüften stiess. Zu den schwarzen Miedern und Kitteln trug man rote oder grüne tuchene Röcke und grosse Schürzen von dunkelblauer Leinwand, die locker vor den Leib gebunden wurden, so dass ihr Bund der Schneppe des Mieders folgend einen Bogen machte. Die Schuhe hatten hohe Absäze, Spannlaschen und Schnalle; die Lasche an der inneren Seite war häufig länger, als die an der äusseren, und ragte, wenn verschnallt, ein gutes Stück über die äussere Fusskante hinaus. Ueber den Rücken hingen zwei lange Zöpfe, in welche bei Jungfrauen rote, bei Frauen schwarze, fast bis auf den Boden reichende Bänder eingeflochten waren. Die Haube sezte sich aus einer spizen Kappe von schwarzem Seidendamaste und einem schwarzen Tüllschirme am unteren Rande zusammen. Der Schirm verdeckte die Stirn bis zu den Augenbrauen und verschmälerte sich nach hintenhin; dort war er zu beiden Seiten mit schmalen Bändern benäht, die im Nacken mit einander verschleift wurden, so dass ihre Endstücke neben den Zöpfen herabfielen. Der Schirm war indes nicht überall hinten schmäler, als vorn, sondern häufig rings von gleicher Breite, und schwang sich über die Stirn im Bogen empor, sie nur beschattend, aber nicht bedeckend, und das Schnürband sass auf der Kappe, solche untenher völlig umgürtend. Fast von Dorf zu Dorf gab es kleine Abweichungen, die aufzuspüren, falls es überhaupt noch möglich ist, einem Specialisten überlassen bleiben müsste.

Taf. 21. Die Heimat der ersten Figur ist im Originale nicht mit Bestimmtheit angegeben; das Kostüm aber weist auf den Bezirk zwischen Schwenningen, Rottenburg und Freudenstadt. Dieser Abbildung zufolge überschritt der Rock kaum den unteren Wadenrand und war im oberen Teile dicht geriefelt. An das tiefausgeschnittene schlichte Mieder schloss sich ein weisses Koller, das mit den vier Ecken unter den Achseln her zusammengebunden wurde. Die Schuhe waren Stöckelschuhe nach der zeitgenössischen Mode. Ebenso war die Frisur eine modische, derzufolge alles Haar aus Gesicht und Nacken nach dem Hinterkopfe gestrichen, hier in einen Wulst gedreht und als Nest zusammengelegt wurde. Der Hut, von Stroh geflochten, hatte einen flachen, cylindrischen Kopf und

eine sehr breite Krempe; auf der äusseren Seite war er weiss mit Kreide überzogen, an der Wandung seines Kopfes mit einem schwarzen Strohbande umgürtet und auf der Hinterseite seiner Krempe mit einer Anzahl schwarzer, an ihren Enden spiralisch zusammengerollter Strohschnüre belegt, die sich strahlenartig ausbreiteten. Diese Verzierung war echt alemannisch; doch ist sie heute fast nur noch auf der badischen Sommerau und wol auch noch in der Schweiz zu finden.

Das zweite Kostüm zeigt gegen das heutige, wie es an der Steinlach (einem Flüsschen, das bei Tübingen in den Neckar fällt) üblich ist, nur wenig Veränderungen. Der Rock, eng gefaltet und den unteren Wadenrand nicht überschreitend, war von hell- oder dunkelfarbigem Tuche, an Festtagen von schwarzem, unter den reichsten Töchtern an den Aposteltagen auch von grünem, untenher mit roten oder blauen Bändern eingefasst oder beliebig mit Bändern verbrämt. Das Mieder ging höchstens bis an die unterste Rippe und sass fest am Rocke; es bestand aus hellrotem Krepp oder Scharlach und war im Rücken auf der Naht mit goldenen oder silbernen Tressen besezt, einfach oder doppelt, ebenso vorn bei den Nestelhaken auf beiden Seiten, hier jedoch stets doppelt. Der Vorstecker, den man dort Busentuch benennt, war gleichfalls rot mit Seide oder Krepp überzogen und mit weissen oder gelben Borten benäht, aber nicht, wie es sonst der Fall, mit einer steifen Einlage versehen, sondern mit einer weichen, damit er sich nach dem Busen wölben konnte. Das Koller (Göller) bestand aus weisser Leinwand mit einem Saume von Spizen untenher; vorn im glatten Teile war es kaum drei Finger breit, so dass es den Vorstecker nicht berührte; um den Hals lag es eng und spannend an. Nach Bedarf schüzte den Hals noch ein besonderes Tüchlein, der „Flor", der locker und breit darum gewunden wurde und auf den Achseln aufliegen musste. An Sonn- und Feiertagen gingen die Mädchen in Hemdärmeln einher, selbst wenn sie die Kirche besuchten und bei winterlichem Wetter; doch zogen sie alsdann zwei Hemden übereinander an. Die Hemdärmel schlossen sich vor dem Handgelenke mit einem schmalen Bündchen und öffneten sich über der Handwurzel mit einer Spizenmanschette. Bei der Arbeit aber kamen Aermel von schwarzer Leinwand darüber zu liegen. Die Schürze, von Leinwand, weiss oder blau bei Mädchen, bei Frauen schwarz, war obenher mit einem losen Spizenbesaze verbrämt; selbst beim Heuet oder in der Ernte legten die Mädchen weisse Schürzen an, und so auch die Frauen, während diesen sie beim Kirchgange verwehrt blieben. Kein Mädchen ging ohne Gürtel aus dem Hause; der Gürtel für die Werktage war aus einer dreifachen Kette von Messingdraht gefertigt, für die Feiertage aus Sammetband mit weissen Buckeln und Knöpfen, an welchen nach Belieben rote oder sonstwie gefärbte Seiden-

bänder in Schleifenform befestigt wurden. In den Strümpfen aus weisser Wolle sassen weiss eingestickte Zwickel. Die Schuhe hatten einen hohen schmalen Absaz oder Stöckel, im Quartier ein eingestepptes Muster von weissen Blumen und zwischen Spann- und Seitenlaschen jederseits eine schmale Oeffnung, durch welche die weissen Strümpfe blickten. Das Haar fiel in Zöpfen über den Rücken und zeigte an Festtagen eine Einflechte von kostbaren Bändern. Frauen schlugen ihre Zöpfe unter die Haube hinauf. Die Haube, von schwarzem Damaste, war auf der Spize mit einer kleinen Schleife bekrönt, am unteren Rande mit einem schwarzen Tüllschleier garniert, der das obere Gesicht bedeckte, und im Nacken mit einem schmalen Zugbande versehen, mittelst dessen sie an den Kopf geschnürt wurde; zu Seiten der Nackenschleife hingen zwei Bänder über die Zöpfe herab. Bei der Trauer legte man noch eine Florspize um die Haube; auch zog man alsdann die schwarzen Aermel über die Hemdärmel an und legte solche bei der härtesten Arbeit und in den heissesten Tagen nicht ab.

Wir fügen noch einige Notizen über die männliche Tracht hinzu, wie sie damals an der Steinlach üblich war. Der Kirchenrock, der in der Zeit, von der wir reden, schon im Begriffe stand, zu verschwinden, um einem einfachen schwarzen Mantel Plaz zu machen, war von schwarzem Tuche und mit blauen, grünen oder roten Umschlägen und Hafteln besezt. Er hatte eine ganz kurze Taille, so dass er damit kaum eine Spanne unter die Achseln reichte; der Schoss war kraus von Falten und stieg nur bis zur Mitte der Oberschenkel hinab. Unter ihm traten die mit schwarzen Bändern geknüpften Kniehosen hervor. Im Winter kam unter den Rock ein blaues oder graues Kamisol zu liegen, das oft eine Handbreite unter ihm hervorstand, ein komischer Anblick für den Fremden. Vor den übrigen schwäbischen Bauern zeichneten sich die Steinlacher durch längeres Haar aus, das über die Schultern fiel.

Fig. 55. Im Oberamte Biberach bestand die Kopfbedeckung der Männer (1) aus einem niedrigen Filzhute mit breitem Rande, der an zwei Seiten derart aufgekrempt war, dass die Krempen parallel zu einander standen und nicht, wie bei dem Nebelspalter (9. 3), einen spizen Winkel bildeten. Der Rock, der nur bis in die Kniekehlen reichte, hatte eine sehr kurze Taille, doch weder Kragen, noch Aufschläge, noch andersfarbiges Futter, wol aber eine Reihe von dicht beieinander sizenden Zinnknöpfen. Hinten war er fast bis zwischen die Schulterblätter herauf gespalten. Ueber der hochroten Weste lagen grüne Hosenträger mit Bruststeg, und an die schwarzen Kniehosen schlossen sich weisse Strümpfe, die ihrerseits beim Verkehr über Land von kurzen Stiefeln bedeckt wurden, die nur bis an die Waden reichten.

Unter den Bäuerinnen in den Oberämtern Biberach und Heidenheim (2. 3), war kein geschnürtes Panzerkorsett üblich, auch kein Leibchen, das den Busen in seiner Rundung nachgebildet und festgehalten hätte; im Gegenteile, der Busen wurde von dem Kleiderleibe platt auf die Rippen gedrückt. Rock und Jacke waren gewöhnlich schwarz, der

Fig. 55.

1 2 3 4 5

Schwäbische Trachten aus dem ersten Drittel des 19. Jahrhunderts. 1 Bauer aus dem Oberamte Biberach: Rock blau mit weissen Knöpfen, Weste hochrot mit weissen Knöpfen, Hosenträger (Bruststeg) grün, Hut. Halstuch, Kniehosen und Stiefel schwarz, Strümpfe weiss. 2 Bäuerin aus dem Oberamte Biberach: Haube, Aermelleibchen und Rock schwarz, Halsband karminfarbig, Brusttuch rosa mit je zwei karminroten und einem schwarzen Querstreifen die abwechseln, und zwei schwarzen und weissen Saumstreifen, Schürze weiss, Schürzenband karminrot, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz mit gelber Schnalle. 3 Bäuerin aus dem Oberamte Heidenheim: Haube schwarz mit Goldborte und blauem, rotem und gelbem Bande, inneres Brusttuch und Strümpfe weiss, das übrige schwarz. 4 Bäuerin aus dem Illerthale: Leibchen hellviolett mit gelber Schnurfassung an den Umschlägen, Brusthemd und Kragen weiss, Schürze grün, Schürzenband und Strümpfe blau, Schuhe schwarz, Halsflor dunkelblau, Hut im Kopfe strohgelb, im Schirme weiss. 5 Bauer aus dem Illerthale: Rock schwarzbraun mit rotem Futter und Aermelrande, Knöpfe weiss, Weste dunkelblau mit weissen Knöpfen, Hosen, Stiefel und Halstuch schwarz, Hut schwarz mit gelber Schnalle.

Rock zuweilen nach alter Sitte auch grün. Vielerlei Rot, wie Rosenrot, Scharlachrot und Hochrot, kam in schmückenden Streifen an Rock, Schürze und Halstuch zum Vorscheine. Die alltäglichste Kopfbedeckung im Bezirke Biberach war die „Stirne“ (2), eine Haube aus schwarzem Taffet, die Kopf und Haarknoten eng umfasste und mit je einer Schneppe in die Stirne und, die Ohren bedeckend, in beide Wangen eingriff; der knappe Anschluss an das Gesicht wurde durch einen eingenähten Streifen von federndem Stahle erzielt. Im Heidenheimer Oberamte aber war die „Bändelkappe“ vorherrschend, die platt auf dem Oberkopfe anlag, am Stirnrande mit einer Borte und auf dem Wirbel mit zahlreichen Bandschleifen ausgestattet war.

Im Illerthale konnte man unter der weiblichen Bevölkerung die saubere Tracht der weissen „Kamode“ bemerken (4), eine Kopfbedeckung mit niedriger Kappe und sehr weitem Schirme, die sich den Männerhut (5) einigermassen zum Muster genommen zu haben schien. Der Schirm, der sich über der Stirn kaum merklich niedersenkte, bestand aus weissem „getollten“ Tülle und wurde in seiner weiten Schweifung durch eine Einlage von Draht festgehalten. Der Spenzer hatte einen sehr weiten Ausschnitt auf der Brust sowie einen schmalen Klappkragen, dessen beide Hälften vor der Magengrube zusammenstiessen. Ausgefüllt wurde der Ausschnitt durch einen Einsaz von Linnen, der aufs feinste geriefelt und mitten über die Brust herab verknöpfbar, obenher aber mit einer stattlichen, rundum niedergesenkten Mühlsteinkröse verbrämt war. Den Hals, der darüber freiblieb, umgürtete eine kleine Kröse aus dunkelblauem Florstoffe. Der Rock, wie ihn die Männer trugen, war weit und lang, von schwarzem oder schwarzbraunem Tuche, mit brennend rotem Baumwollstoffe gefüttert, doch nicht ganz bis untenhin, und an den Aermelaufschlägen mit roter Schnur eingefasst. Die Knöpfe an der dunkelblauen Weste verrieten den begüterten Eigentümer, denn sie bestanden aus harten Silberthalern und sassen so dicht beisammen, dass ihre Ränder übereinandergriffen. Es war eine eigene Laune der Mode, dass sie an dem Hute den Schirm umsomehr verbreiterte, je niedriger sie den Kopf machte (vergl. 77.10); derartige Hüte waren in der Form fast gar nicht von den sommerlichen Strohhüten entfernt, die um 1790 zur feinsten Damentoilette gehörten. Die Stiefel gingen wohlanliegend bis über das Knie herauf, wie man es sonst etwa nur noch bei Holzflössern zu sehen gewohnt war.

Es ist hier dem Verfasser nicht möglich, dem hundertfältigen Wechsel nachzugehen, der den schwäbischen Volkstrachten noch im ersten Drittel unseres Jahrhunderts eigen war und es jezt noch ist. Eine Sammlung von kurzen, oft nur zu kurzen Notizen, die überdies nicht ohne Lücken ist, findet sich in den von Memminger herausgegebenen Oberamtsbeschreibungen von Württemberg.

Der Maingau.

Wenn wir hier von der politischen Einteilung absehen, so geschieht es aus dem Grunde, weil sie eine Bevölkerung durchschneidet, die nach Ursprung und Charakter zusammengehört. Es sind Franken, die diesen Landstrich innehaben; vor Zeiten hatten Alemannen hier gewohnt; als diese aber in der Schlacht bei Zülpich (496) unterlegen waren, mussten sie die schönen Gaue am Mittelrhein und Main den Franken überlassen. Ueber die Eigenart des fränkischen Stammes haben wir uns bereits weiter oben ausgesprochen (S. 88). Wie die Franken im Südwesten sich allmählig in den alemannischen Stamm verloren, so vermischten sie im Nordosten sich mit slavischen Elementen; in diesem Sinne wurde auch ihre Tracht beeinflusst, soweit sie nicht städtisch versteifte.

Fig. 56. Von der Zeit an, da die neue Glaubenslehre siegreich durchgedrungen war, bis etwa zum lezten Drittel des 16. Jahrhunderts, machte sich im Kostüme der protestantischen Bevölkerung eine gewisse nüchterne Schlichtheit bemerklich, gepaart mit einem Anfluge von Steifigkeit, wie sie aus der spanischen Mode sich ergab. Namentlich die weibliche Kleidung hielt sich von allen Uebertreibungen fern und war im ganzen betrachtet von einer Ehrbarkeit, dass selbst die misstrauischen Sittenprediger eine Zeit lang mit ihren Klagen verstummen mussten. Vor allem war die Verhüllung von Brust und Hals eine unerlässliche Forderung des Anstandes, und wie das Leibchen oder doch der Brüstling oben den Hals umfasste und die Kröse unter das Kinn presste, rückte es seine Taille auf ihre natürliche Stelle herab. Der glockenförmige Rock, faltenlos oder nur mit wenigen Falten über ein Reifengestell ausgespannt (Näheres Taf. 2, S. 57; 31. 1. 2), beeinträchtigte nicht den gemessenen Charakter, sondern fügte ihm einen Schein von Würde hinzu. Ueber das Koller (2) siehe S. 35, den Brüstling (1. 3. 4) S. 36, das Leibchen S. 35.

Indes machte sich damals schon eine Scheidung von den Modetrachten nebst manchen lokalen Eigentümlichkeiten bemerklich. So verschwand das Pelzwerk aus dem modischen Bedarfe, kam aber in den Volkstrachten immer mehr zum Vorscheine. Vorzugsweise verwendete man hier den Pelz in Streifen und verbrämte das Barett und die Ränder des Brüstlings damit (4); auch die Brust- oder Kragenklappen überzog man mit Pelz. Weitaus die entschiedenste Absonderung hatte in den Kopftrachten statt; man holte nicht blos die alte grosse Leinwandhaube wieder hervor, die kunstvoll gebrochen über ein Drahtgestell geordnet wurde (Taf. 7. 1; 29. 1), man wandte seine Gunst besonders der kleineren Stirnhaube zu (2. 3) (Taf. 13. 1; 23. 1), die bei der Mode keine Beachtung

fand, so kleidsam sie auch sein mochte. Indes waren alle diese Abweichungen noch immer mehr gemeinsamer, als lokaler Natur. Das Stück, das damals der Frauentracht in Frankfurt einen eigenen Charakter

Fig. 56.

1 2 3 4

Trachten aus Frankfurt und Umgegend in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 Bäuerin vom oberen Main: Kopftuch, Kröse, Schürze und Strümpfe weiss, Brüstling tieflederbraun mit schwarzem Besaze, Leibchen hellgrün mit gelbem Besaze, Rock blaugrün mit braunkarminfarbiger Borte, die weiss geändert, Schuhe schwarz, Tasche ledergelb. 2 Frankfurterin aus niederem Bürgerstande: Stirnhaube weiss mit Goldborte, Koller ledergelb mit dunkelgrünem Rande, Kleid rotbraun mit karminfarbigen Aermelaufschlägen, Gürtel schwarz mit Goldbeschläge. 3 Frau aus vornehmem Stande: Stirnhaube, Kröse und Aermel weiss, Mantel und Schürze schwarz, Brüstling violett mit schwarzem Bandbesaze, Mieder grün mit karminroten Streifen, Rock lederfarbig mit schwarzem Bande. 4 Dienstmagd: Barett schwarz mit braunen Pelzstücken, Brüstling schwarz mit braunem Pelzkragen, Mieder hellgrün mit gelben Streifen, Schürze, Aermel, Hals- und Handkrausen weiss, Unterrock orange mit tiefrotem Streifen, Oberrock rotbraun mit orangefarbigen Streifen und blaugrünem Futter, Strümpfe grün, Schuhe schwarz. (Nach Hans Weigel: Trachtenbuch. Koloriertes Exemplar auf der Frankfurter Stadtbibliothek.)

verlieh, bestand in dem schwarzen feingeriefelten Kopfmantel (3), den die Niederländischen Reformierten in die Stadt gebracht hätten. Näheres darüber Taf. 22. 2.]

Taf. 22. In dem Kostüme der Dienstmagd wie der vornehmen Matrone findet sich nur Weniges, das nicht bereits im allgemeinen Teile seine Erklärung gefunden hätte. Die Stirnhaube (1) hatte mit zahlreichen örtlichen Veränderungen eine so grosse Verbreitung gewonnen, dass sie mit Recht als „deutsches Häubchen" bezeichnet werden konnte; man fand sie westlich bis nach Luxemburg hinunter und nordöstlich bis in die Thüringischen Waldgebirge hinein. Ihr charakteristischer Teil war die Anschwellung über dem Haarknoten auf dem Hinterkopfe, die sich bald mehr in die Höhe, bald mehr in die Breite entwickelte (Taf. 13. 1), immer aber, wenn auch nur in einer leichten Spize, noch nachweisbar blieb (57. 4), selbst wenn die Haube ihres Stirnschirmes, der ihr den Namen gegeben, verlustig gegangen war. Ihr steter Begleiter von Anfang an war das Kinntuch oder „Vorgebinde" (2), das hinten angeheftet, von einer Seite her um das Kinn herumgenommen und auf der anderen Seite festgesteckt wurde, falls man es nicht vorzog, es über eine Schulter herab auf die Brust fallen zu lassen (63. 6. 8). Nach Belieben wurde die Haube auch ohne Vorgebinde, wie dieses ohne jene oder mit dem Barette vereinigt getragen (2).

Das Stück, das dem Frankfurter Matronenkostüme sein kennzeichnendes Gepräge gab, war der Kopfmantel oder die „Hoike" (vergl. 56. 3). Dieses Gewand sezte sich aus mehreren Stücken zusammen, von denen jedes die Form eines abgestumpften gleichschenkeligen Dreieckes hatte und in dichte Längsfalten geriefelt war, sowie aus einem glatten Bunde, der, breiter oder schmäler, die sämtlichen Stücke obenher garnierte. In Holland pflegte man ein steifes Schild unter diesem Bunde anzubringen, das weit über das Gesicht hervorragte; in Deutschland liess man sich, um die Augen zu beschatten, an dem weiten Deckel des Barettes oder dem Schirme der Stirnhaube genügen (56. 3). In dem Trachtenbuche von Vecellio wird der Mantel als aus schwarzer Seide gefertigt angegeben (Habiti antichi et moderni: un manto grande di seta nera); auch in den kolorierten Exemplaren des Weigel'schen Trachtenbuches ist der Mantel schwarz gefärbt (56. 3); um so auffallender muss es scheinen, dass gerade derjenige Autor, der am besten über die Farbe hätte Aufschluss geben können, der Niederländer Abraham de Bruyn (Costumes civiles et militaires) für die Frankfurterinnen einen weissen Mantel in Anspruch nimmt.

Taf. 23. Im mittelalterlichen Frankfurt war das Judentum verhältnismässig nicht stärker vertreten, als auch sonst in den deutschen Städten. Dies änderte sich jedoch im 16. Jahrhundert; damals geschah es, dass eine grosse Anzahl von reformierten Niederländern, die ihres Glaubens wegen ihre alte Heimat aufgegeben hatte, in Frankfurt erschien,

um sich hier eine neue zu gründen; die Niederländer brachten den Grosshandel und das freie Bürgertum mit; und dies war gleichsam der Humus, in dem das Semitentum gedeihen konnte. Der niederländischen Einwanderung folgte eine jüdische auf dem Fusse nach, sodann, doch minder bedeutend, eine italienische. Nicht der Magistrat, aber das Bürgertum, das in religiösen Sachen so zünftig war, wie in gewerblichen, verhielt sich unfreundlich gegen den neuen Zuwachs, der, wie es glaubte, nur gekommen sei, um ihm das Brot vor dem Munde wegzunehmen; es begegnete den Niederländern schlecht, den Italienern schlechter, den Juden am schlechtesten. Die Niederländer wanderten zum Teile wieder aus (vergl. S. 86); die Juden aber, in Leiden geübt, zeigten sich giftfest gegen alle Missachtung; sie hielten stand und ihre hartnäckige Lust zum Gewinne machte ihnen sogar die schmale finstere Gasse erträglich, in die die stiefmütterliche Fürsorge der Obrigkeit sie zusammenpferchte, und den Hass, der sich schlummerlos vor die Thore ihres Ghetto lagerte. Wie tief dieser Hass ging, davon gaben die fliegenden Blätter Zeugnis, denn man hielt es für würdig, alles Unheil, das die Juden heimsuchte, in Holzschnitt und Kupferstich zu verewigen (vergl. 58. 1–8), vor allem aber ein in Fresko ausgeführtes Spottbild, das im Durchgange unter dem Brückenturme angebracht war und ein weibliches Schwein als Reittier und Nährmutter der Kinder Israels darstellte.

Im Jahre 1452 wurde den Juden befohlen, ihren Rock mit einem Ringe von gelbem Stoffe (vergl. 58. 5–7), den jüdischen Frauen aber, ihren Schleier mit zwei blauen Zeugstreifen zu besezen; auch sollten bei beiden Geschlechtern die Ueberkleider schwarz gefärbt sein. Etwa hundert Jahre später, gelegentlich der Krönung Maximilians II., wurden die Juden vorstellig, keine schwarzen Mäntel und Kappen (Kapuzen oder Kapuzenmäntel) anlegen zu müssen; man willfahrte ihnen auch; aber den gelben Ring erliess man ihnen nicht. Damit der Ring nicht etwa durch seine Kleinheit sich dem Auge entziehen möge, wurde eine bestimmte Grösse für ihn vorgeschrieben und ein Ring, der als Muster dienen sollte, auf dem Titelblatte eines 1614 erschienenen Buches: „Von der Juden Stätigkeit“ abgedruckt.

Die Tracht der Frankfurter Juden im Anfange des 17. Jahrhunderts, wie sie unser Bild darstellt, unterschied sich der Form nach in nichts von der gewöhnlichen Bürgertracht, man müsste denn in Anschlag bringen, dass sie noch einige Stücke aufwies, die bereits als veraltet galten, so die flache faltige Barettmüze mit breitem Boden und die lange schlichte Schaube ohne Aermel (vergl. 29. 1. 2). In seiner Grundform bildete dies Gewandstück einen Kreis mit einem Ausschnitte. Das Rückenblatt nahm einen vollen Halbkreis ein; mitten in seiner

oberen Kante hatte es eine starke Einbucht für den Nacken und in gleicher Höhe an beiden Seitenkanten eine flachere Einbucht, die den hinteren Teil eines Armloches bildete. Jedes der beiden Vorderblätter mass etwa das Viertel eines Halbkreises; doch hing seine Breite von der Weite ab, die man dem Gewande geben wollte; der daran sizende Ausschnitt für den Arm bildete die Ergänzung zu dem entsprechenden Ausschnitt am Rückenblatte und war etwas tiefer ausgehöhlt. Nicht minder alt war das Barett. Das Zeugstück, das zum Kopfe des Barettes diente, war in Form eines Kreises zugeschnitten und an seinem Rande in Falten zusammengezogen oder durch kleine Ausschnitte so viel als nötig verengt und dann mit einem glatten Bunde gefasst. Dies Barett blieb bis in das 18. Jahrhundert hinein die charakteristische Kopfbedeckung der Juden, doch von Ort zu Ort mit mancherlei Veränderungen (vergl. 74. 3–6; Taf. 38. 2). Von den übrigen Trachtenstücken waren Wams und Schuhe dem spanischen Muster nachgebildet; nur zeigte das Wams statt der anliegenden und auswattierten Aermel solche von bequemer Weite. Vergl. Taf. 25. 2.

Bezüglich der weiblichen Tracht kann hier auf den allgemeinen Teil verwiesen werden. Ueber den Rock siehe S. 38, das Leibchen S. 35, den Brüstling S. 36, die Stirnhaube S. 47, das Täschchen S. 49. Die Achselbauschen konnten ebensowol aus einem einzigen Stücke, das man aufs doppelte zusammenlegte, zugeschnitten werden, als auch aus vier Stücken, von denen das eine, das aussen auf die Mitte der Achsel fiel, am längsten, jedes der beiden Seitenstücke etwas kürzer und das unter die Achsel fallende am kürzesten, aber auch am breitesten war und die Gestalt eines Doppelzwickels hatte.

Fig. 57. Die Abbildung einer Untertaille (2) gehört zu den seltensten kostümlichen Funden dieser Zeit. Das Mieder lag so knapp im Rücken an, dass man voraussezen muss, es sei hier aus zwei Blättern zusammengesezt worden, deren verbindende Naht in die Mitte des Rückens fiel, ferner, jedes Rückenblatt sei mit dem entsprechenden Brustblatte und dem Stege, der über die Achsel lief, im ganzen zugeschnitten und jedes Blätterpaar durch eine Naht unter den Achseln verbunden sowie durch Einnähte angepasst worden. Ueber das hohe geschlossene Leibchen mit runder Taille (1) siehe 30. 5, S. 60, über das Schneppenleibchen 30. 3. 4. 6, S. 60, 62, über die Stirnhaube (3) S. 47.

Unserer Abbildung zufolge fiel die Haube, wie sie am Mainufer in der Gegend von Höchst getragen wurde (3), noch nach grossmütterlicher Sitte über die Stirne vor, welche Form die Ursache ihres Namens war; aber die Anschwellung über dem Hinterkopfe hatte sich abgeplattet und schloss, wie es scheint, hinten mit einem flachen Deckel ab, wie sich dies auch anderwärts wiederholte (vergl. 52. 1). Der Bogen

über den Schläfen, zwar klein, doch sehr markant, schob sich zwischen Stirn- und Nackenschneppe hinein und gab der Haube ein artiges Aussehen. Das Barett, das sich mit der Stirnhaube in die Gunst der weiblichen Mainbevölkerung teilte, hatte keine besonders eingesezte Calotte (vergl. Taf. 9. 2), sondern der Deckel war mit seinem Nackenschirme im ganzen geschnitten, ein Brauch, der am Mainufer allgemein

Fig. 57.

1 2 3 4 5 6

Trachten aus der Maingegend in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. 1. 2 Frankfurt; 3. 4 Höchst; 5 Würzburg; 6 Seligenstadt. (Daniel Meisner: Sciographia cosmica. Dass ist Newes Emblematisches Büchlein, darinnen in acht Centuriis die Vornembsten Stätt, Vestung, Schlösser etc. der ganzen Welt gleichsamb adumbrirt und in Kupfer gestochen. Nürnberg 1642.)

gewesen zu sein scheint (56. 4). Unter dem männlichen Geschlechte war es hier üblich, den Filzhut über eine Calotte aufzusezen (5), ganz so, wie man früher die Fellmüze über die Kapuze gesezt hatte (14. 11. 14). Die Kapuze hatte sich überlebt. Immer mehr bürgerte sich die Schärpe an Stelle des Gürtels ein, mit der man den Verschluss des Rockes besorgte (vergl. 45. 2. 4, Taf. 8. 2).

Fig. 58. Wenn auch nicht Sonne noch Mond in die Frankfurter Judengasse hineinkamen, der Hass entdeckte einen Zugang; unser Bild liefert einen Beweis dafür. Es fand sich, dieser Scene zufolge, in

dem jüdischen Kostüme ebenso vorwiegend der deutsche Charakter aufgeprägt, wie in dem christlichen der spanische; dort die alte Bauernschaube (6), der urväterliche Kittel (5) und das Barett, ferner die Stirnhaube (1), der Brüstling, das runde Mieder und die Kröse; hier das spanische Ober- und Unterwams (4) und die mächtigen Pumphosen (8). Indes war dieser Hang zum Alten mehr auf die Armut der Juden, auf

Fig. 58.

Plünderung der Judengasse zu Frankfurt am M in am 22. August 1614. (Nach einem fliegenden Blatte in Kupferstich.)

die wirkliche oder vorgebliche, als auf den deutschen Willen zurückzuführen; ihre Tracht war die der untersten Klassen (1. 2), der die spanische als Tracht der Wohlhabenden gegenüberstand (vergl. Taf. 23. 1). Nur der gelbe Ring blieb nebst dem schwarzen Mantel das gesezliche Unterscheidungszeichen.

Taf. 24. Bereits nach der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert machte sich im Kostüme der deutschen Reichsstädte jene Erstarrung bemerklich durch die es sich dann immer entschiedener von den zeitgenössischen Modeformen, wie sie aus Frankreich kamen, absonderte. Das Leibchen behielt seine runde Taille und seinen bis obenhin gehenden festen Anschluss am Körper, der, wie dies bei dem spanischen Wamse geschah, durch Auswattierung und dünne Fischbeinstäbe unterstüzt

wurde. Die Aermel waren lang, bequem und ebenfalls etwas wattiert, namentlich an den Achseln; oder sie hatten eine grössere Weite (2) und mitten auf der Vorderseite einen langen Schliz, durch den die gewöhnlich weissen Unterärmel hervorblickten; in diesem Falle aber waren vorzugsweis die Unterärmel wattiert und die oberen nur mit einem derbe Stoffe gefüttert. Oben schlossen die Aermel mit Achselnestern, schmalen Zeugstreifen mit spizig unter den Achseln verlaufenden Enden, und unten vor dem Handgelenke mit zurückgeschlagenen Manschetten. Diese Eigenheiten hatte das weibliche Geschlecht von dem Männerwamse herübergenommen; auch ahmte es diesem die Schösse nach und sezte solche aus einzelnen Klappen zusammen, die mit ihren Rändern ein wenig übereinander griffen. Doch ging man noch einen Schritt weiter und gab den beiden vorderen Klappen eine grössere Breite und Länge, oder verlängerte das Brustblatt des Leibchens zu einer Art von Schürze, die ausgesteift wie das ganze Gewandstück, vor dem Unterleibe hinabstarrte (vergl. Taf. 17. 2; 45. 1). Weiteres über das Leibchen siehe 59. 5. 6.

Den Rock, früher durch die Vertugade unterlegt (Näheres darüber Taf. 31), trieb man jezt über den Hüften durch Polsterung auf und liess ihn dann, von mehreren Futterröcken unterstüzt, fast senkrecht herabfallen. Man trug ihn oben und unten gleichweit geschnitten, am Bunde in Falten gelegt und nur so lang, dass er die Füsse nicht verdeckte; im unteren Teile verbrämte man ihn mit einer Anzahl schmaler Streifen. Dem glatten Linnenkragen, den die Schweden ins Land gebracht, war es nicht gelungen, die altmütterliche Mühlsteinkröse zu beseitigen; man umgürtete sich noch immer den Hals damit und liess sie entweder wagrecht hinausstarren oder ringsum auf den Oberkörper sich niedersenken. Die Schuhe beliebte man vor den Zehen eckig geschnitten und unter der Ferse mit einem ziemlich hohen und spizen Absaze unterlegt, das Fersenstück aber in zwei seitliche Laschen verlängert, die über der Spannlasche zusammengeschleift wurden. Die Spannlasche war so schmal, dass zwischen ihr und den Seitenteilen des Schuhes jederseits eine lange Lücke offen blieb, durch welche der Strumpf zu sehen war. Als Kopfbedeckung bürgerte sich immer mehr die grosse „Marderhaube“ von gedrückter Kugelform ein, eine Pelzkappe, der man eine kleine Calotte oder eine grössere der „Stuarthaube“ ähnlich sehende Leinwandhaube zur Unterlage gab (1). Hauben in lezter Form gingen den ganzen Main hinauf und waren im östlichen Deutschland sehr verbreitet (73. 1), weshalb man annehmen muss, dass sie slavisches Produkt gewesen seien. Man findet sie heute noch fast ebenso geformt, nur im Schirme dicht geriefelt und in der Kappe aus anderem Stoffe gefertigt bei Tannhausen in Schlesien.

Fig. 59. Die modische Frisur war damals wenig kleidsam, sehr niedrig und dabei sehr breit. Man teilte das Haar in drei Partien, die

Fig. 59.

1—4 Kragen und Kopftrachten aus Frankfurt am Main; 1 von 1642; 2—4 von 1639; 5. 6 fränkische Frau und Frau aus Hanau um die Mitte des 17. Jahrhunderts.

man über der Stirne von einander scheitelte. Jede der beiden Seitenpartien ordnete man auf den Schläfen, die Ohren mitbedeckend, zu einer schweren breitkugeligen Puffe, die nicht tiefer, als das Kinn hinabstieg, und krauste und ringelte solche auf das feinste (3). Die mittlere Partie strich man scharf nach hinten und rollte sie rings um den Hinterkopf zu einem Neste zusammen, wobei man zugleich Perlen, Schnurwerk, Schleifen und dergl. mithineinflocht. Von dieser Frisur gab es eine Spielform, indem man von der mittleren Masse durch einen kleinen Querscheitel über der Stirn eine Partie kurzverschnittenen Haares absonderte und in die Stirne strich (2); diese Frisur nannte man „à l'enfant". Die Kopfbedeckung, vorher schon spärlich, hörte auf, modisch zu sein; höchstens, dass man mit einem Streifen von Spizen die hintere Partie diademförmig umpflanzte (3). Indes konnten sich in den Reichsstädten die Frauen nicht entschliessen, so lange mit entblösstem Haupte einherzugehen; ja sie wollten lieber mit einer der grossen schweren Pelzmüzen, als mit gar keiner Haube bekleidet sein (3. 4).

Das Leibchen (5. 6) bestand aus zwei Stücken, die durch Achselnähte und eine Rückennaht mit einander verbunden waren. Ein glatter Siz auf dem Rücken wurde durch zwei Einnähte erzielt, die von der halben Höhe des Armloches aus im Bogen über die Schulterblätter nach dem Kreuze hinabstiegen. Und so wurde das Leibchen auch im vorderen Teile durch Abnähen und Einschlagen passend gemacht (Taf. 24. 1) und ihm schliesslich durch eine steife Ausfütterung die Möglichkeit, das kleinste Fältchen zu bilden, benommen. So beschaffen war das Leibchen unter den wohlhabenden Frauen im ganzen südlichen Deutschland; der Unterschied beschränkte sich fast nur auf die Aermel, die entweder anliegend oder vornherab aufgeschnitten waren; beiden Arten war eine Auspolsterung gemeinsam, doch lag bei den aufgeschlizten Aermeln die Polsterung im weissen Unterärmel. Sonst fand noch im Linnenkragen ein Wechsel statt; dieser trat entweder als Kröse auf oder als halbrund geschnittener Spizenkragen, der mittelst Draht und Stärkemehl ausgesteift sich wie ein Brett um den Hals legte, und zwar in schiefer Richtung von der Brust aus nach dem Nacken ansteigend. Weiteres darüber 66. 5.

---

7 Bürgerin aus Schweinfurt um 1665: Rock samt Leibchen und Marderhaube schwarz, das Leibchen mit Goldborten besezt, Unterkragen grau, Oberkragen und Manschetten weiss, 8 Unterfränkische Patricierin um 1700: Leibchen und Schürze schwarz, Rock weiss mit farbigen Blumenmustern, Hals- und Brustkragen, Unterhäubchen und Spizenmanschetten weiss, Schuhe und Handschuhe grün, Frisur golden. (1—4 nach Bildnissen in Kupferstich, 5. 6 nach Wenzel Hollar: Aula Veneris, 7. 8 nach Hefner-Alteneck: Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts.)

Kleinere Eigenheiten kamen von Gegend zu Gegend vor. So werden wir durch das Bild einer Frau aus Schweinfurt unterrichtet, dass man sich dort beim Kirchgange oder sonst einem passenden Anlasse den Oberkörper mit einem doppelten Kragen verhüllte (7); beide Kragen waren rund geschnitten und machten keine Falte. Der untere bestand aus grauem wolligen Stoffe und reichte bis zu den Ellbogen; vorn klaffte er auseinander und liess die Borten des ausgeschnittenen Leibchens sehen, welche den Rückennähten entsprechend aufgesezt waren. Der obere Kragen war nur halb so lang, aus glattem Leinenstoffe gefertigt und mit einer Saumborte geziert. Weiteres über die Oberfränkischen Trachten nach der Mitte des 17. Jahrhunderts siehe 68. 1–8.

Das Kostüm, das uns die lezte Figur (8) vor Augen stellt, war um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert unter den Patricierinnen in Würzburg zu sehen; doch stimmte es so ziemlich mit dem überein, das damals auch sonst in den deutschen Reichsstädten erschien. Die französische Mode war nahezu völlig zum Durchbruche gekommen; das deutsche Leibchen mit seiner kurzen Taille und seiner rundlichen oder zu einer Schürze ausgedehnten Schneppe hatte vielfach dem französischen Leibchen Plaz gemacht, das eine lange gestreckte Taille mit sehr spizer Schneppe vorn und rücklings hatte. Es wurde mit einer Schnürbrust unterlegt oder bildete den festen Ueberzug einer solchen. Die Schnürbrust war ein wahrer Panzer aus Eisen- und Fischbeinstäben. Die Fischbeinstäbe lagen dicht nebeneinander zwischen zwei Schichten von derbem Stoffe und wurden mittelst Durchnähung festgehalten. An beiden Vorderkanten waren eiserne Stäbe eingesezt, welche in die Schneppe hinabsteigend sich auf der Oberfläche des Leibchens als stumpfe Kante markierten und zum Einschlagen der Schnürsenkel dienten. Man nahm die Verschnürung von unten nach oben vor, um den Busen in die Höhe zu treiben, und die Schnürbrust machte oben eine leichte Wölbung, um den Busen aufnehmen zu können. Auch hatte sie im Rücken noch einen zweiten Zug, womit sie nach Bedarf sich enger oder weiter spannen liess. Der Ausschnitt war rundlich und ziemlich gross; doch entblösste er nicht die Achseln; die Aermel waren bequeme Halbärmel, die in der Armbeuge mit sehr weiten Stulpen endigten. Dem Ausschnitte folgte ein breiter Kragen aus weissem Spizenzeuge, allen Nähten und Säumen aber ein Besaz von Rüschen; ja die Aermelaufschläge waren völlig in Rüschen aufgelöst. Nicht selten war dem Leibchen noch ein kurzer, gleichfalls mit Rüschen verbrämter Schoss angesezt, der vor der Schneppenspize auseinanderklaffte.

Die Schnürbrust endigte unten mit einem Kranze von schmalen gesteiften Laschen, von denen die beiden vordersten am längsten waren und noch besondere Seitenflügel mit Nesteln zum Verschnüren hatten;

die hinteren Laschen aber waren nur mit Oesen versehen. Der Rock, welcher dem Oberrocke zur Stüze diente, wurde so angelegt, dass die vorderen und hinteren Laschen über ihn, die Seitenlaschen aber unter ihn zu liegen kamen, sodann vorn angeschnürt, hinten aber angehakt. Um dem Rocke gleich von oben an die nötige Schwellung zu geben, wurden dünne Hüftkissen zu Hilfe genommen. Die Glockenform, durch ein Reifengestell erzeugt, war eine sehr starke; der Rock machte nur wenige Falten und stiess unten gleichmässig auf den Boden; doch liess er die Fussspizen blicken. Die Schürze, die darüber zu liegen kam, war ebensolang und wiederholte die Form des Rockes. Die Schuhe hatten einen sehr hohen und spizen Stöckel. Ueber den Haarpuz siehe S. 49.

Taf. 25. Der jüdische Männerrock (2), wie ihn unsere Abbildung zeigt, war nicht aus der Bauernschaube hervorgegangen, sondern aus dem von altersher üblichen Kaftane, den man verkürzt, vornherab verknöpfbar gemacht und seitwärts an jedem Schossflügel mit einer senkrecht eingeschnittenen Tasche versehen hatte. Von dem zeitgenössischen Justaucorps unterschied sich dieser Rock vornehmlich durch den Mangel an grossen Aermelaufschlägen (vergl. Taf. 38. 2) und einer eingezogenen Taille. Bereits im Anfange des 17. Jahrhunderts gehörte der Kaftan in dieser Form zur Garderobe der süddeutschen Juden (vergl. 29. 1. 2; Taf. 7. 2, S. 81). Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass dieser Rock schon in frühester Zeit auf dem Leibe der Juden in Deutschland eingewandert sei. In dem Leben des Erzbischofs Anskar von Rimbert aus dem 9. Jahrhundert findet sich Kapitel 4 eine bemerkenswerte Stelle: „Da kam, so heisst es dort, ein Mann durch die Thüre von hohem Wuchs in jüdischer Kleidung.“ Damals war noch von keiner gesezlich vorgeschriebenen Kleidung die Rede, und die Vermutung, dass das kennzeichnende Kleid ein Kaftan gewesen sei, ist nicht von der Hand zu weisen. In der mit Bildern geschmückten Handschrift des Ulrich von Richenthal, die das Kostnitzer Konzil behandelt, treten die Juden durchweg in langen Kaftanen auf. Kehren wir zu unserem Bilde zurück, so finden wir als Beinschuz die zeitüblichen Pumphosen mit Strümpfen, leztere durch Gamaschen verstärkt, die ihrerseits nichts weiter, als fusslose Strümpfe waren. Der Mantel, seither nach spanischem Zuschnitte sehr kurz, wurde um 1700 bis über die Kniekehlen hinab verlängert und mit einem breiteren eckigen Kragen ausgestattet, der, weniger gerade geschnitten wie bei dem spanischen Mantel, sich besser auflegte. Der linnene Halskragen war mit Spizen gerändert und schloss sich an einen niedrigen Bund oder Stehkragen an, der den Hals umgab; da der Kragen eckig geschnitten war, so wurde die für den Hals nötige Rundung dadurch erzielt, dass

man den Stoff gegen den Halsrand hin in Falten legte, diese festnähte und dann zusammenklebte. Dieser Kragen stand im Gegensaze zu dem Berichte, den ein gewisser Maximilian Misson über die Frankfurter Juden machte; er findet sich in seinem 1701 zu Leipzig erschienenen Werke, das den Titel führt: „Reisen aus Holland durch Deutschland und Italien“ und lautet: „Es sind eine grosse Menge Juden zu Frankfurt, welche aber gegen die Amsterdamer für Bettler zu halten sind. Sie haben ihre besondere Kleidung in schwarzen Mänteln mit rundem Gekröse und tragen gespizte Bärte.“ (Unser Bild hat das gleichzeitige Werk von Abraham a Santa Clara: Neu eröffnete Welt-Gallerie zur Quelle.) Der Hut war der Schlapphut aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges; doch unterschied er sich von jenem dadurch dass sein Schirm rechts und links hinaufgeklappt war, ein Brauch, der entscheidend für die Gestaltung der kommenden Hüte wurde.

Das weibliche Kostüm bot gegen das zeitgenössische noch weniger Abweichungen. Die Haube mit den grossen Ohrmuscheln war damals in ganz Deutschland sehr verbreitet; man fand sie auf den friesischen Inseln ebensogut, wie in Basel und Zürich.

Taf. 26. In den Moden des 18. Jahrhunderts machte sich zum erstenmale der englische Geschmack bemerklich, und dieser trat um so nachdrücklicher auf, je mehr das Jahrhundert in seinem Laufe vorrückte. Dem oberflächlichen Blicke mochte von Anfang an diese Veränderung wenig bedeutend erscheinen; aber sie ging doch bis in die Tiefe, d. h. bis auf die Schnürbrust. Indes behauptete die französische Mode insofern ihren Vorrang, als die englische den Weg nach Deutschland über Paris nahm.

Wir haben oben 59. 8, S. 137 das Nähere über die französische Schnürbrust mit ihrer gestreckten, aufs Schärfste eingeschnürten Taille und ihrer spizen Schneppe vorn und im Rücken angegeben. Die englische Schnürbrust war minder lang und spiz (1), als die französische, aber ebenso untenher in Laschen zerteilt und ebenso kürassartig ausgesteift, jedoch in anderer Weise; einmal war sie ringsum mit dicht aneinander gelegten Fischbeinstäben in senkrechter Lage gepanzert, dann auf dem Mittelstücke, das die Brust bedeckte, noch einmal der Quere nach, so dass dieses Stück einer eisernen Platte an Starrheit nichts nachgab. Mitten über die Brust herunter wies das Korsett eine kräftig vorspringende Kante auf. Dieser Grat war nicht, wie bei der französischen Schnürbrust, durch Eisenstäbe erzielt, sondern dadurch, dass der innere Ueberzug des Korsetts schmäler, als der äussere, geschnitten und der äussere nach der Mitte hin zusammengeschoben wurde, um mit dem inneren vernäht zu werden. Ausserdem war das Korsett an seinem weiten viereckigen Ausschnitte mit starkem Draht

eingefasst, wodurch es hier in der gewünschten Wölbung festgehalten wurde. Gleich dem französischen verschnürte man es von unten nach obenhin.

Unsere Abbildung (1) lässt von dem Korsette nichts bemerken; dieses wird hier von der sogenannten „Robe“ verdeckt, falls man es überhaupt voraussezen will. Die Robe war um 1700 entstanden und zwar durch eine Vereinigung von Rock und Schnürbrust. Wollte man sich der Schnürbrust nicht bedienen, so steifte man den Leib der Robe mit Fischbein aus, doch nicht so bedeutend und gewöhnlich nur im Rücken, wo er auch geschlossen wurde; der Verschluss geschah nicht mit Nesteln, sondern mit Haken. Auf der Vorderseite beliess man das Leibchen völlig glatt und schmucklos; nur den Rand des tiefen und viereckigen Ausschnittes verbrämte man mit einem weissen Spizenstreifen oder mindestens mit einer Borte. Den Aermeln gab man eine nach untenhin sich vergrössernde Weite, liess sie aber nur bis in die Mitte des Unterarmes hinabsteigen und hier sehr weite mit breiter Spize besezte weisse Unterärmel unter ihnen hervortreten.

Die wichtigste Veränderung indes wurde durch den Reifrock bewirkt; wir haben weiter oben (Taf. 2. 1; S. 57) bemerkt, dass der Reifrock vor der Wende des 16. zum 17. Jahrhundert schon einmal in Mode gewesen sei. (Näheres Taf. 31.) Genau betrachtet war er seit diesem Zeitpunkte bis zu seinem erneuten Auftauchen niemals ganz aus Deutschland verschwunden; denn die Modeformen pflegten hier überhaupt später zu erlöschen. als in Frankreich; sie spielten noch an den kleinen Höfen die Rolle der Veilchen, die im Verborgenen blühen, während man sich anderwärts längst mit neuen Formen beschäftigte. Davon gaben die Glockenröcke Zeugnis, die durch das ganze 17. Jahrhundert in den Strassen der deutschen Reichsstädte umherwandelten (vergl. 34. 1–4). Und so erscheint es denn wol möglich, dass der Reifrock eine späte Reise von Deutschland nach England unternahm und von dort aus über Paris wieder auf deutschen Boden zurückkehrte. Dies geschah um 1718. Uebrigens war er in Paris seit langem bekannt, wenn auch nur auf dem Theater; dort hatten seit Corneille die Heldenspielerinnen sich angewöhnt, durch aufgeschwellte Röcke sich ein pomphaftes Aussehen zu geben.

Der Reifrock, früher wie eine Glocke gestaltet, wies nun die Form eines Trichters auf, indem er sich nach untenhin mehr, als sonst, auseinanderbreitete. Das Gestell, über welches die Röcke ausgebreitet wurden, sezte sich in der ersten Zeit aus vier Reifen von Rohr, Fischbein oder Stahl sowie aus einer Anzahl von Bändern oder Drähten zusammen, durch welche die Reife miteinander verbunden waren. Es glich so ziemlich den spizen Käfigen, in denen man die Hühner zu

verwahren pflegt: aus diesem Grunde wurde es auch „Hühnerkorb“ (französisch „Panier“) genannt. Der lezte Reif lag anfangs nicht tiefer, als in der Höhe des unteren Gesässrandes; von hier aus hing der Rock frei herab. Doch vermehrte und vergrösserte man die Reife mit der Zeit, so dass der Rock sich über Hüften und Gesäss besser wölbte und nach untenhin stärker auseinanderspreizte. Seine weitere Umänderung kommt für das Kostüm, das wir hier besprechen, nicht in Betracht.

Es war minder Zufall, als Notwendigkeit, dass man im Augenblicke, da man den alten Reifrock wieder auferstehen liess, auch auf dessen ehemaligen Begleiter, den „engen Rock“ wieder zurückkam, nämlich auf jenen Ueberrock mit angeseztem Leibchen, der vorn von der Leibchenschneppe an bis untenhin auseinanderklaffte. Diesen Ueberrock bezeichnete man jezt mit „Manteau“. Nach einigem Schwanken gelangte man dahin, ihn rundum etwas kürzer, als das Unterkleid zu machen und schlicht über dasselbe herabfallen zu lassen. Man schnitt den Rock oben und unten gleichweit, legte ihn oben mehr oder minder dicht in Falten und heftete ihn mit überschlagener Naht an sein Leibchen. Auch versah man ihn mit einer Schleppe oder, wie man sich damals ausdrückte, mit einem „Schurz“ oder „Schweif“, den man in der Taille über dem Gesäss anheftete. Man gab dem Zeugstücke oben eine ansehnliche Weite und raffte es hier rechts und links in mehr oder minder starke Falten zusammen; nach unten aber schnitt man es schief, so dass es allmählig schmäler wurde, und rundete es an der unteren Kante ab.

Auch das Leibchen liess man seine Wandlungen durchmachen: es wurde zuerst wie das Mieder im Rücken verschnürt, zulezt aber vorn von der Magengrube an bis zur Schneppe geschlossen, und zwar mit Hafteln oder mit Knöpfen und bequasteten Lizen. Vom obersten Knopfe an wurde es spizig nach obenhin geöffnet und mit Brustklappen versehen, die um den Nacken gingen und die Achseln bedeckten, ausserdem mit den sonst zum Leibchen gehörigen Aermeln ausgestattet. In dieser Form und Ausstattung war das Leibchen der Vorläufer des „Caraco“, jenes englischen Schossleibchens, das bald nach der Mitte des 18. Jahrhunderts die üblichste Jacke in der modischen Garderobe wurde.

Der unter dem Manteau getragene Rock besass kein eigenes Leibchen; als solches diente die mit gutem Stoff überzogene Schnürbrust, die ohne Aermel war. Der Rock ging bis über die Hüften und hatte einen angenähten Gurt, der sich zusammenhaken liess.

Wie das ganze Kostüm der englischen Mode angehörte, so auch die Frisur. Zuvor hatte die französische „Fontange“ über die weiblichen Köpfe geherrscht, ein hoher Puz aus Locken, Schleifen und Spizengarnituren; um 1715 fing sie zu sinken an, um endlich vor der

englischen Frisur zu verschwinden; diese aber versammelte das Haar kurz, niedrig und gedrängt um den Kopf, indem sie es aus Stirn und Nacken in die Höhe strich, aber nicht glatt, sondern in freiem kleinen Gelocke. Die sehr freie Stirn, wie sie die städtische Volkstracht seit langem beliebte, begann jezt sich auch in der Mode einzubürgern; zugleich tauchte ein kleiner Chignon auf, aus dem einige Lockensträhnen über den Nacken herabfielen.

Mit der Frisur kehrte zugleich die Kopfbedeckung wieder auf den Scheitel zurück. Schon seit dem 16. Jahrhundert hatte sich das weibliche Geschlecht vielfach die Kopfbedeckungen des männlichen angeeignet. zuerst das Barett, dann auch den Hut. Wenngleich der Hut im allgemeinen kleiner und zierlicher blieb, als der männliche, so folgte er doch genau dessen Wandlungen und wurde zulezt ebenfalls dreieckig. Zwar kam der Hut gegen Ende des 17. Jahrhunderts aus der weiblichen Mode; doch behauptete sich der Dreispiz in der vornehmen Damenwelt als Reithut fast das ganze 18. Jahrhundert hindurch, und zwar möglichst schmuckvoll mit Tressen, Schleifenrosetten und Federbüscheln ausgestattet.

Die Schuhe waren vor den Zehen ebensooft spiz, als rundlich geschnitten, die Absäze aber durchweg hoch und spiz, ganz aus Holz gefertigt und bis unter die Höhlung des Fusses vorgeschoben.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts kamen lange Fingerhandschuhe in die Mode, die bis an den Ellbogen gingen und gewöhnlich aus hellfarbigem Seidenzeuge, aus rosenrotem, blauem, grünem oder grauem, hergestellt waren.

Vergleicht man den englischen Anzug mit dem französischen, so bemerkt man leicht, dass der Unterschied nicht in einer Veränderung der Grundformen lag, sondern in der geringen Umgestaltung von Einzelnheiten, namentlich aber in der Art des Auspuzes, die bei dem englischen ebenso sparsam war, wie bei dem französischen reich und schmuckvoll. Diese Wahrnehmung ist deshalb von Interesse, weil sie den Beweis liefert, wie durch anscheinende Kleinigkeiten der Charakter einer Tracht verändert werden kann. Aber noch etwas anderes fällt ins Auge, nämlich dass die Art, den Oberkörper zu bekleiden, bei den Engländerinnen mehr eine männliche, als weibliche war. Die Brustklappen und die Verschnürung auf dem Leibe des Manteau, das eisenhart versteifte Mittelstück der Schnürbrust und den dreieckigen Hut hatte nicht der Zufall zusammengebracht. Auch ist dies männische Wesen bis auf den heutigen Tag im englischen Damenkostüme heimisch geblieben. Die Ursache davon dürfte somit nicht in einer Laune, sondern in der Natur begründet sein; vielleicht ist die Büste daran schuld, die bei den Engländerinnen verhältnismässig wenig entwickelt ist.

Obgleich unsere Figur nach der allgemeinen Mode gekleidet scheint, wird sie doch in unserer Quelle: „Diverses Modes 1728“ von B. Picart, ausdrücklich als Frankfurterin gekennzeichnet (fille de qualité de Francfort); vermutlich hatte man sich damals in Frankfurt mehr, als sonst in einer deutschen Stadt, den englischen Moden zugewendet.

Der Manteau war immer nur Staatskleid und wol auf der Promenade, aber nicht im Hausanzuge zu sehen; hier behielt eine Jacke das Vorrecht (2), die sich vorn herab zuhafteln liess. Diese Jacke war ein bequemes Gewandstück und so ziemlich nach dem Muster des Rockleibes zugeschnitten, nur etwas weiter und länger, dabei mit den Schössen, die nur knapp oder auch tiefer über die Hüften hinabstiegen, im ganzen hergestellt. Die Aermel, die bei dem Kleiderleibe an den Achseln leicht gepufft (1), waren an der Jacke häufig glatt auswattiert; sie reichten enggeschnitten bis in den halben Vorderarm und endigten mit einem sehr weiten Aufschlage, der hinten offen stand, vor dem Handgelenke aber einen unterschnürten Aermel von Weisszeug mit einer gefältelten Manschette sehen liess. Ihr Schmuck bestand in Saumborten, die mit schmalen Spizen gerändert waren; solch eine Garnitur umgürtete in Nestform auch die wattierten Achseln.

Locker um den Hals kam ein zum Dreiecke zusammengefaltetes dünnes Tüchlein (Folette) zu liegen, dessen vordere Zipfel man in einen losen Knoten verschlang und frei herabhängen liess; es bestand aus schwarzem oder farbigem Seidenzeuge und war mit Spizen, Rüschen oder einem bestickten Streifen garniert. Die Schürze durfte im hauswirtlichen Kostüme nicht fehlen; sie war so lang wie der Rock, von ansehnlicher Breite, oben faltig an einen schmalen Bund gefasst und sonst den Rändern entlang bestickt. Ueber die „Schniepe“ und die mit falschen in farbige Seide eingeschlagenen Zöpfe haben wir oben das Nötigste mitgeteilt (S. 71 und 94). Eine lange platte Nadel, quer durch die Frisur gesteckt, gab den Zöpfen einen festen Halt, wie locker sie auch sonst mochten verschlungen sein; vergl. 66. 4.

Fig. 60. Vorzugsweis durch den ländlichen Zustrom aus der Wetterau kamen die eigentlichen Volkstrachten nach Frankfurt, um hier immer wieder zu verschwinden. Nur einige Reste davon erhielten sich über 1800 hinaus in den Dörfern sowie bei den garten- und weinbautreibenden Nachbarn jenseits des Mains, den Sachsenhäusern. Unser Bild lässt uns einige Sachsenhäuser im Kostüme der vierziger Jahre begegnen (1. 3); was sie damals auf dem Leibe trugen, war genau besehen Standestracht, die nur durch gewisse Stücke das Aussehen einer Volkstracht angenommen hatte. An den Beinen sassen lange ziemlich weite Pantalons mit einem viereckigen Laze; zu diesen gesellten sich für die Unterschenkel hohe Gamaschen, die unter oder über die Hosen angezogen und aussen am

Beine herauf verknöpft wurden. Wenn es die Witterung erlaubte, lag der Sachsenhäuser seiner Arbeit in Hemdärmeln ob. Das Schulterstück des Aermels war sehr gross und endigte im halben Oberarme; sonst glatt, machte es mitten über die Achsel herab zwei parallele Falten, sogenannte „Nasen", die durch Zusammenschieben des Stoffes erzeugt wurden. Ein Halstuch, locker umgelegt und vor der Halsgrube verknotet, pflegte nicht leicht zu fehlen.

Fig. 60.

1 2 3 4 5

Trachten aus Frankfurt und Umgegend um 1840. 1—3 aus Sachsenhausen; 4, 5 aus Enkheim.

Der alltägliche Rock, den der Sachsenhäuser auch dann anlegte, wenn er das „Reff" über den Rücken und die Hacke auf die Schulter nahm, bestand in einem kurzen Fracke oder vielmehr in einem Kamisole mit frackartig verlängertem Rückenteile (3). Der Kragen legte sich wie ein Pferdekummet hoch um den Hals und nahm gewissermassen die Taille samt dem Schosse mit sich in die Höhe, so dass der Schoss nicht über den unteren Gesässrand hinabstieg. Die Verschmälerung des Schosses begann dicht unter der Brust, wenn nicht schon weiter oben.

Die Aermel waren zweinähtig und gebogen; an den Achseln bauschten sie sich ein wenig auf, verengten sich aber gegen das Handgelenk hin, das sie fest umschlossen, um sich dann, gegen die Finger fortsezend und hinten aufgeschnitten, wieder zu erweitern. Für dies Gewandstück kam derbes, gewöhnlich dunkelblaues Tuch und eine Garnitur von übersponnenen Knöpfen zur Verwendung. Um sich die Sitte, in einem Fracke zur Feldarbeit zu gehen, erklärlich zu machen, muss man wissen, dass der Frack, allerdings schon vor Jahren, den Leibrock fast ganz beseitigt hatte; man fand den Frack auf dem Körper der ärmsten Leute. War die Alleinherrschaft des Frackes auch schon längst gebrochen, so blieb sie doch noch an manchen Orten nachwirkend, und die Gewohnheit, die jede Mode natürlich macht, liess den Sachsenhäuser seinem Arbeitsfracke länger, als es sonst geschah, treu bleiben.

Nicht minder charakteristisch, wie der Frack, war die Schildmüze mit ihrem halbkugeligen Kopfe. An dem Müzenkopfe markierten sich deutlich die Nähte, durch welche die einzelnen Stoffschnitte zusammengeheftet waren. Den Scheitel bekrönte ein Knopf und den unteren Rand umgürtete ein Zobelstreif. Müzen, die ganz aus Zobel bestanden, gehörten zum festtäglichen Kostüme. Der Schirm trat wagrecht über das Gesicht vor und hatte eine beträchtliche Grösse, so dass er seine Aufgabe, die Augen vor der Sonne zu schüzen, aufs beste erfüllte. Diese Müze ist mit wenig Veränderung bis auf den heutigen Tag eine Sachsenhäuser Eigenheit geblieben. Nur der Pelzstreif hat sich verloren und der Schirm sich zu einem blossen Handgriffe verkleinert; sie gleicht jezt ungefähr den Kappen, wie sie von Kutschern und Vorreitern, namentlich aber von Jockeys bei Wettrennen getragen werden. Indes war diese Müze damals nicht ausschliesslich im Gebrauch; wenigstens im Festtagsanzuge erschien eine weisse Schildmüze, die sich die „Russische Müze“ zum Muster genommen hatte; es war eine flache Kappe mit einem kreisrunden Boden von erstaunlicher Grösse, einem glatten auf den Kopf gepassten Bunde und einem daran genähten ledernen Schirme.

Ausserdem waren zur selben Zeit in den östlich um Frankfurt gelegenen Ortschaften, in Fechenheim, Enkheim und Bergen, noch Leute zu finden, die ein ganzes Volkskostüm auf dem Leibe hatten. Die meisten Stücke indes bestanden, wie dies ja auch anderwärts der Fall war, aus Ueberbleibseln von ausgestorbenen Moden. Bei den Männern bemerkte man noch die Kniehosen mit Strümpfen und Gamaschen (5), eine Joppe mit niedrigem Stehkragen, bedeckelten Taschen seitwärts in den Schössen und Knöpfen an beiden Brustkanten, sowie einen niedrigen Filzhut mit einer grossen fast rechteckig geschnittenen Krempe, die an einer Seite aufgerollt war Dieser Hut

muss als das älteste Stück in dem Kostüme angesehen werden, denn er hatte bereits vor dem Ende des 17. Jahrhunderts das Licht der Welt erblickt. In der Frauentracht behauptete sich das knappe Mieder mit runder Taille und ein demähnlich geschnittenes Leibchen, dessen Aermel oben gebauscht, nach untenhin aber eng waren und ein wenig über die Handwurzel vortraten. Trug man das Mieder allein, so pflegte man es mit einem Brusttuche zu überkreuzen, dessen Zipfel man im Rücken verknotete. Das eigenartigste Stück indes, das diesem Anzuge erst den Charakter einer Volkstracht gab, war die Haube oder „Karnette“ (4); sie gehörte zu der zahlreichen Nachkommenschaft der „Stirnhauben“. so weit sie auch von der urmütterlichen Form sich entfernt haben mochte. Die Karnette schloss sich glatt wie eine gewöhnliche Haube an den Kopf; doch liess sie das Stirnhaar blicken und im Nacken einen kurzen Chignon unter sich hervorquellen. Ueber diesem Haarknoten sezte sich ihr Deckel an; dieser war unten etwas weit und faltig, ging aber von hier aus in einen brettartig gesteiften Schirm über, der sich ähnlich wie die „Raupe“ an den baierischen Helmen über den Oberkopf vorbog und dachartig über die Stirne trat, wo er mit einem geraden Schnitte endigte. Für gewöhnlich trug man die Karnette in schlichtem Weiss, für die Feiertage aber auch farbig mit seidenen und metallenen Fäden sowie mit kleinen Glasperlen bestickt.

Taf. 27. Die Wirkung der Mode auf die Volkstrachten war von Ort zu Ort verschieden, ebenso von Stand zu Stand. Zwischen die städtischen und modischen Trachten schob sich ein Streif gemeinsamen Besiztums ein, der sich zu Gunsten der Mode immer mehr verbreiterte; von den alten Stücken verschwand eins nach dem andern; es war fast überall der Kopfpuz, der am längsten Widerstand leistete und dem städtischen Kostüme den Charakter einer Volkstracht bewahrte (1). Das englische Kostüm, wie es gegen Ende des 18. Jahrhunderts auftrat, erwarb sich mit seinem naturgemässen und einfachen Schnitte die allgemeine Gunst. Man rückte die Kleidertaille wieder mehr auf die natürliche Stelle und stattete das Kleid mit langen Aermeln aus, die durchweg anlagen, nur an den Achseln sich faltig etwas erweiterten und vor dem Handgelenke eine schmale Manschette aus Spizenzeug oder gefälteltem Linnen blicken liessen. Hatte man auch die scharfe Einschnürung aufgegeben, so wünschte man das Leibchen doch glatt auf den Körper gepasst, wattierte es leicht und steifte es auch wol durch einige eingenähte dünne Fischbeinstäbe aus. Den engen Rock hielt man fussfrei und besezte ihn stets am unteren Saume mit zwei Streifen, die zu der Rockfarbe passten; man beliebte damals gebrochene Farben: Hellviolett, Grau. Apfelgrün, Lichtblau u. s. w. Noch hatte sich unter den Bambergerinnen der Linnenkragen des 17. Jahrhunderts

erhalten; eckig geschnitten und mit schmalen Spizen gerändert bedeckte er hinterwärts den Hals durchaus, liess ihn aber vorn offen und senkte sich glatt auf die Schultern herab. Der Schuh hatte weder Schnalle noch Laschen; er war niedrig geschnitten, vor den Zehen spiz und im Stöckel von bescheidener Höhe.

Das kennzeichnende Stück war der Kopfpuz, eine über dem Scheitel emporsteigende schräg nach hinten geneigte hohe Müze mit einer grossen Flügelschleife rechts und links auf der Hinterseite. Von vorn gesehen machte die Müze den Eindruck eines abgestumpften Kegels; doch stand sie hinten offen (61. 2) und war nichts weiter, als ein Deckel, der unten bedeutend breiter, als oben geschnitten und derart zusammengebogen war, dass seine unteren Ecken sich berührten. Sein schwarzer Seidenbezug sezte sich hinten nach beiden Seiten hin in eine grosse ovale Schleife fort. Unter diesen Flügeln hingen noch zwei ebenso breite Bänder über den Nacken herab, die zu einer Unterkappe gehörten, auf der die hohe Müze befestigt war, denn diese hatte keine Wangenbänder, mit denen sie unter dem Kinne hätte festgehalten werden können.

Viel weiter von der Tagesmode entfernt hielt sich die Tracht der Bauernmädchen im Spessart (2); hier hatte noch jedes Stück seine Vergangenheit. Was uns hier vor Augen tritt, war Sonntagsstaat. Das Mieder, tief und viereckig ausgeschnitten, vorn auseinanderklaffend und vernestelt. sowie der kurze in gleichmässige Längsfalten geschobene Rock mit seiner Saumborte von abstechender Farbe reichte in dieser Form schon bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück; der ausgehenden zweiten Hälfte gehörte der kürzere Ueberrock an, der aufs engste geriefelt war und den vorderen Teil des Unterrockes unbedeckt liess (vergl. 30. 3; Taf. 2. 1); mindestens von demselben Alter war das Brusthemdchen (vergl. 30. 8), das vorn herab mit Knöpfchen geschlossen den grossen Ausschnitt und den oberen Teil des Mieders verbarg; es sezte sich oben in einen Kragen fort, der sich in Form einer senkrecht halbierten Düte auseinanderlegte, nach hinten schräg emporstieg und den Nacken bedeckte. Das kurze ärmellose Wams mit seinen schmalen dreieckigen Brustklappen war ein Stück aus der zahlreichen Sippschaft des Brüstlings, der noch älter war, als jener Kragen. Die weissen Strümpfe mit den bunten Zwickeln und die derben Schuhe mit der übergrossen Spannlasche, die über die verschleiften Seitenlaschen heruntergeklappt wurde, hatte auch schon das 17. Jahrhundert gesehen.

Als das älteste von allen Stücken muss das turbanartig umgewickelte Kopftuch, das „Schlingtuch", angesehen werden, denn es gehört von Haus aus zu den Kostümstücken, die mit den Slaven auf deutschem

Boden erschienen. Unser Bild ist auf Grund der Wilpowski'schen Sammlung „Baierische Nationaltrachten“ koloriert; doch scheint es nötig, zu bemerken, dass das gegenwärtig übliche Schlingtuch rot gefärbt ist und aus Seide besteht, überdies einen Auspuz von Flittern. Federn und Rauschgold aufweist.

Fig. 61.

1 2 3 4

Frauen aus Bamberg um 1800. 1 Schürze weiss mit blauen Tupfen und gelblichen Rüschen, Leibchen braungelblich, Kragen weiss, Kopfpuz schwarz, Schuhe weiss mit bläulichem Randbesaze. 2 Rock und Jacke weiss mit rötlichgelben Streifen, Schürze weiss mit rötlichen Streifen, Kopfpuz schwarz. 3 Ueberrock rötlichbraun mit gelben Tupfen, Unterrock weiss mit farbigen Blümchen, Schürze weiss mit blauen Streifen, Mieder rosa, Busentuch bläulich mit rötlichen Streifen, Müze weiss mit karminfarbigen Ornamenten, Müzenband schwarz, Schuhe schwarz. 4 Rock und Jacke gelblichbraun mit schwarzen Streifen, Schürze weiss mit hellblauen Blümchen, Busentuch rötlich mit braunen Streifen, Halstuch weiss, Haube schwarz.

Fig. 61. Der Rock, wie ihn die Bamberger Frauen um 1800 beliebten, war immer aus Wolle gefertigt und fiel in natürlichen Falten bis auf die Füsse, deren Spizen er blicken liess. Das Kamisol hatte eine sehr kurze Taille, wie sie damals von der Mode du chweg verlangt

wurde, und einen knappen Schoss. Es war nach dem Muster des „Caraco“ zugeschnitten, eines sehr modernen Jäckchens, das die englische Mode ins Land gebracht hatte, und bald offen, bald fest anliegend getragen wurde. Das Rückenblatt des Kamisols bestand aus zwei Teilen von stumpfer Dreiecksform (2), deren verbindende Naht in die Mitte des Rückens fiel. Der Schoss machte unter den beiden seitlichen Rückennähten je eine tiefe Falte. Die Aermel waren lang bequem und oben an den Achseln etwas völliger, als notwendig, geschnitten. Es gab zweierlei Arten von Kamisolen, eine, die mit einem hohen Klappkragen den Hals hinterwärts umschloss (2) und eine mit ziemlich grossem rundlichen Ausschnitte (1). Die Brustblätter waren übereinanderschlagbar und ihre vordere Kante lief von der Brustmitte oben schräg nach einer Hüfte hinab. Dieser Kante sowie dem Rande des Ausschnittes folgte ein schmaler gerüschter Besaz. Der Verschluss geschah durch Hafteln über die Brust herab, um die Taille her aber durch einen verknöpfbaren Gürtel, der im Rücken festgenäht und unterhalb jeder der beiden Einnähte noch mit einem Knopfe besezt war.

Ausserdem gab es noch längere mit ihrem Schosse im ganzen zugeschnittene Ueberziehjäckchen (1), die von bürgerlichen Frauen in wie ausser dem Hause gerne getragen wurden. Ihr Zuschnitt war einfach; sie lagen über die Brust herab bis zur Taille an und waren hier verknöpfbar, erweiterten sich aber in die Schösse hinein, die offen blieben. Die Schösse spizten sich nach vorn etwas zu und stiegen hier tiefer über den Leib hinab, als über den Hüften. Der Ausschnitt war dreieckig und ziemlich tief; doch blieben die Achseln bedeckt. Dem Ausschnitte in seiner ganzen Ausdehnung folgte ein umgelegter Kragen von gleicher Breite, der vor der Brust eckig geschnitten und nur an den oberen Ecken zusammenstiess. Dergleichen Krägen spielten damals in der männlichen wie weiblichen Garderobe eine grosse Rolle; nicht selten fanden sie sich in verschiedener Breite und mehrfach übereinander gelegt an dem männlichen Rocke; ihren Ursprung verdankten sie der englischen Mode. Den Ausschnitt füllte ein vor der Brust zusammengelegtes und im Leibchen untergestecktes Tuch. Nach Bedürfnis kam um den Hals noch ein zweites Tuch zu liegen, das im Nacken verknotet wurde und mit seinen langen Zipfeln über den Rücken fiel. Für gewöhnlich aber besorgte den Schuz des Halses ein nach Art der Kröse fein gefältelter Kragen von Mull (1), welcher einfach umgelegt und im Nacken mit langen farbigen Schnüren zusammengebunden wurde.

Die Schürze war nur wenig kürzer, als der Rock, aber sehr breit, so dass sie vom Rocke nur hinten ein Stück unbedeckt liess.

Das 18. Jahrhundert hatte schon früh einen taillenlosen Ueberzieher aus leichtem Stoffe gebracht, den man „Contouche“ oder

„Schlender“ benannte. Anfangs ging dies Gewand bis auf den Boden und war mit Halbärmeln versehen; in dieser Form wurde es nur als Hauskleid getragen, in der Folge aber, mehr verkürzt und mit völligen Aermeln ausgestattet, auch zum Ausgehen angelegt (3). Der Schlender hatte eine mantelartige Weite und stand vorn herab offen; höchstens, dass er oben mit einer Haftel oder einem Bändchen, nach Belieben auch mit mehreren Bändchen zusammengefasst wurde. Seine Bequemlichkeit verschaffte ihm unter dem Volke ein bis ins 19. Jahrhundert währendes Dasein; in der Modetracht aber wurde er schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch die englischen Ueberröcke und Jacken beseitigt.

Die Schuhe waren Knöchelschuhe mit mässig hohem, doch breitem Absaze und einem Schlize über dem Spanne, der an drei Stellen mit schmalen Lederriemen zugeschleift wurde (4).

Ueber den Kopfpuz haben wir bei Tafel 27.1, S. 147 den nötigen Aufschluss gegeben. Hinzufügen wollen wir noch einige Notizen über die jezige Tracht auf der Hochebene zwischen Nürnberg, Bamberg und Baireuth, um dadurch die Erklärung der älteren zu unterstüzen.

Der Rock ist eng gefaltet, nur bis zum unteren Wadenrande gehend, stets aus Wolle, aber verschieden gefärbt, hoch- und karminrot, grün und blau, auch in gebrochenen Tönen, und am unteren Saume mit einem andersfarbigen Streifen besezt. Das ärmellose Mieder, meist von dunkelblauem Tuche, zeigt einen tiefen viereckigen Ausschnitt, der mit grünem Seidenbande eingefasst ist. Das Hemd hat bequeme Halbärmel und füllt den Ausschnitt des Mieders nicht ganz bis zum Ansaze des Halses aus. Das Leibchen folgt in seinem Ausschnitte dem Mieder und ist ebenfalls grün mit Seidenrüschen gefasst, jedoch in zwei Bogen, die dem Rande der Brüste entsprechen. Die Aermel gleichen faltigen Säcken und sind unten vor dem Handgelenke mit einem glatten Bunde gefasst. Dies Gewandstück ist gewöhnlich aus Seide in lebhafter, namentlich hochroter Farbe gefertigt. Die Schürze wechselt in Stoff und Farbe; an Festtagen besteht sie aus gemustertem Seidenstoffe, rotem nicht ausgeschlossen, und einem Besaze von Goldspizen nicht blos den Rändern entlang, sondern häufig auch noch sonst über die Fläche herab. Von Goldstoff sind vielfach auch die langen Schürzenbänder, doch mit bunten Blumen gemustert. Die Strümpfe, sonst von beliebiger Farbe, sind an Festtagen weiss und mit farbigen Zwickeln benäht, die Schuhe von schwarzem Leder, tief ausgeschnitten und mit Fransen am Spannsaume des Ausschnittes verbrämt. Zum Ausgange kommt ein grosses schwarzseidenes Tuch oder sonst ein Schuzmittel aus mehreren ineinandergeschlungenen Tüchern um den Hals zu liegen, locker oder fest, das im Nacken mit grossen Schleifen verknotet wird.

Sehr eigenartig und stark an die Haube auf den altägyptischen Monumenten erinnernd ist die Kopfbedeckung. Man stellt sie aus einem an vier Fuss im Geviert messenden Zeugstücke her, das für gewöhnlich aus hochrotem Kattune mit bunten Blumenmustern, für die Feiertage aus feinster weisser Leinwand mit Spizenrändern besteht. Dieses Tuch wird aufs Doppelte zu einem Dreiecke zusammengelegt und mit der längsten Seite oben um die Stirn genommen, so dass seine beiden aufeinanderliegenden Ecken in den Nacken fallen. Die beiden Seitenzipfel werden alsdann unter den Nackenzipfeln her gekreuzt, hoch auf den Scheitel genommen und hier verknotet, so dass ihre Endstücke rechts und links an den Wangen herunter auf die Achseln fallen. Die Nackenzipfel, die mit Schnürchen versehen sind, werden, um die Anlage zu vollenden, untergeschlagen und an den unter ihnen durchgehenden Zipfeln da, wo sie sich kreuzen, festgebunden.

In dem bergumschlossenen Erdwinkel am oberen Main, der vom Mistelbach durchströmt wird, lebt noch ein Völkchen, die „Hummeln" genannt, das in der Tracht wie in der Bauart seiner Häuser Zeugnis von seinem slavischen Ursprunge giebt. Die Frauen dortselbst legen zum Kirchgange ein weisses Tuch auf den Kopf, werfen ein zweites von dem nämlichen Stoffe um die Schultern und halten dessen Zipfel vorn mit den Händen zusammen. Diese beiden weissen Schleiertücher und die Art, wie sie getragen werden, finden sich gerade so bei den Slowakischen Frauen in Oberungarn. Das Schultertuch vertritt die Stelle eines Regenschirmes; es hat in der Mitte einen drei Finger breiten roten Streifen, der sich bei den Slowakinnen nicht findet und wol als deutsche Zugabe zu betrachten ist. (Ueber die weissen Regentücher der Schwäbisch-Haller Frauen siehe S. 120.)

Taf. 28. Das Kostüm, worin um 1800 die Frauen in Baireuth erschienen (1), sezte sich fast ganz aus rückständigen Moden zusammen. Der Glockenrock, der namentlich in der Mitte des 17. Jahrhunderts durchgängig zur städtischen Volkstracht gehörte (vergl. 34. 1–4), war um 1735 auch in die grosse Mode gekommen, aber bald nach 1740 wieder daraus verschwunden. Mit ihm kam und ging das Leibchen, das die Büste fest umschloss, unten rund geschnitten oder nur mässig gespizt, oben aber tief und viereckig ausgeschnitten war, ohne dass es die Achseln unbedeckt gelassen hätte; mit seinen engen Aermeln stieg es bis zum Ellbogen hinab, um mit einem breiten Umschlage zu endigen, der hinterwärts offen stand. Eine Eigenheit dieses Reverses war seine der Quere nachgehende gleichmässige Faltung, die nach der Armbeuge hin sich zuspizte und wohl geeignet war, an einen Blasebalg zu erinnern. Ein nicht minder seltsames Aussehen hatten die gewaltigen bestickten Linnenmanschetten, die unter den Aufschlägen hervorhingen und der

Länge nach in gleiche Falten festgelegt waren. Das Busentuch, sonst lose um den Hals genommen und vor der Magengrube verknüpft (vergl. Taf. 5. 1. 2), lag scharf am Halse, starrte mit seinem breiten Kantenbesaze über die Achseln hinaus und stieg mit seinen Spizen auf die Taille hinab; auf der Brust wurde es durch immer kleiner werdende Agraffen zusammengeheftet und unten mit einem farbigen Bande gefasst, das mit grossen Schleifen auf die Schürze herabfiel. In dieser Gestalt war das Busentuch der Vorläufer des „Taillentuches", eines Tüllkragens, der um 1830 mit breiten „Epauletten" über die Schultern hinausragte, aber vorn und hinten zugleich sich spiz bis auf die Taille verlängerte, wo er dann mit einem Gürtel überfasst wurde. Indes war dies nicht die einzige Art, wie man in Baireuth das Busentuch anlegte; ebensooft kreuzte man es vor der Brust und nahm die Zipfel nach hinten, wo man sie verknotete oder im Schürzenbande untersteckte. Die Schürze selbst war ein stattliches Gewandstück von hauswirtlichem Aussehen, an den Säumen mit breiten Rüschen garniert. Der Schuh war ein Stöckelschuh und zeigte die Form, die dieser angenommen, bevor er aus der modischen Garderobe verschwand; der vordere Teil des Spannrandes war mit einem feinen Besaze aus Fransen geziert und auf dem Spannblatte sass eine Schnalle mit zwei kleinen Flügelschleifen; diese Schnalle hatte nur noch den Zweck eines Schmuckes.

Wie fast überall, so war auch in Baireuth der Kopfpuz das Originellste an der ganzen Tracht; er gehörte zu der zahlreichen Sippe von Kamoden und war mit geringem Wechsel im ganzen östlichen Deutschland zu finden, soweit das slavische Element sich heimisch gemacht hatte. Die Haube sezte sich in der Hauptsache aus Kappe und Schirm zusammen; die Kappe konnte nun ebensowol mit dem Schirm aus Tüll wie auch aus einem anderen Stoffe bestehen. In Baireuth gab weisser bestickter Tüll den Grundstoff ab. Quer um die Kappe war von der Höhe des Kopfes aus ein breites farbiges Atlasband gelegt und dieses im Nacken derart in zwei grosse Schleifen geschlungen, dass unter jeder Schleife ein Endstück des Bandes hervorsah. Der Schirm war gleichmässig in radialer Richtung geriefelt und mit Draht derart gesteift, dass er den Kopf wie eine umgestülpte Schüssel umgab.

Die französische Revolution, die so vieles veränderte, was für die Ewigkeit berechnet schien, bewirkte auch einen raschen Umschwung in der Mode; vor allem fegte sie die Schnürbrust hinweg, das schlimmste Folterwerkzeug der menschlichen Eitelkeit. Was die Aerzte mit aller Mühe nicht beseitigen konnten. entfernte der Zeitgeist wie spielend. Ein in Mainz lebender Arzt, namens Sömmering, derselbe, der als Erfinder des elektrischen Telegraphen berühmt geworden ist, hatte

eine Schrift gegen die Schnürbrust herausgegeben und sich nicht wenig darauf zugute gethan, als er sah, dass dieser Panzer wirklich verschwand. Es fiel ihm schwer einzusehen, dass das Korsett auch ohne ihn das Feld geräumt hätte, und dass es die Mode selbst, die Mode der hochgegürteten antiken Tracht war, die es beseitigt hatte. Und so musste er es denn auch noch erleben, dass die Schnürbrust wieder zurückkam, wenn auch nicht als das nämliche Marterwerkzeug, das es früher gewesen war. Das Jahr 1820, dem unsere Tracht (2) angehört, ist als der Wendepunkt anzusehen, von dem aus die Mode wieder die Richtung nach dem Korsette einschlug.

Um diese Zeit unterschied sich, um auf das Baireuther Kostüm zurückzukommen, die bürgerliche Frauentracht in keinem Stücke, als lediglich nur noch im Kopfpuze von der allgemeinen Mode (2). Die hohe Taille und der enge „Zwickelrock", der die Fussspizen blicken liess, waren damals durchgängig in Gebrauch. Das Leibchen war sehr kurz, tief und rundlich ausgeschnitten, vorn glatt und durch Einnähte auf den Busen gepasst, hinten aber in Falten gezogen; und demgemäss war auch der Rock vorn glatt und hinten faltig. Der Rücken des Leibchens übertraf das Hinterblatt des Rockes um zehn Centimeter an Breite und war untenher mit einem Zuge versehen, durch welchen es in der Taille fest zusammengeschnürt werden konnte. Zwei ähnliche Züge lagen im oberen Rande des Leibchens, einer auf jeder Schulter, von wo aus er nach vorn und hinten ging. Jeder Aermel bestand aus zwei Aermeln, einem sehr kurzen Achselärmel, der faltig gerafft und unten mit einem gerüschten Bande gefasst war, und einem langen halbengen Aermel, der unten eine mehrfache Verschnürung aus Seidenband aufwies. Ueblich war es, um die Taille einen Gürtel zu legen oder ein Band, ein weisses zu farbigen Kleidern und ein farbiges zu weissen, und solches im Rücken zu verschleifen.

Die Schuhe wurden ohne weitere Befestigung am Fusse getragen: sie waren absazlos, sehr niedrig, vor den Zehen spizig und gewöhnlich auf dem Spanne mit einer kleinen Bandschleife geschmückt; man trug sie vielfach in hellgrauem geblümten Seidenzeuge und mit zartem weichen Leder eingefasst.

Nicht jeder Haubenschirm war schüsselförmig; vielfach wiederholte er die beiläufige Form einer Stuarthaube, drückte sich oben in die Stirne, blähte sich über den Schläfen auf und stieg wie mit gesenkten Flügeln an den Wangen hinab (vergl. Taf. 24. 1, S. 134).

Baiern.

Jede Volkstracht hat wie jede Sitte ihr sociales Fundament; wo die Trachten so reich gemischt erscheinen, wie in Baiern, müssen wir auf eine reiche Mischung der Volkselemente schliessen. So wenig auch diese Mischung sich gegenwärtig noch im einzelnen nachprüfen lässt, so scheint doch soviel sicher zu sein, dass die Baiern Reste von suevischen Stämmen sind, die sich nach und nach mit markomannischen, der böhmischen Grenze entlang wohnenden Stämmen vermischten und erst zur Zeit, als die Slaven sich in das Thüringische Reich einschoben, sich zu einem Volke zusammenschlossen. Eine allmählig in kleineren Scharen vollzogene Auswanderung wird das Oberdonauland bis zum Lech mit germanischen Bewohnern erfüllt haben. Die Merkmale solcher Mischungen und Wanderungen sind bis heute noch nicht in den Baierischen Bräuchen und Nationaltrachten erloschen; dieses zähe Beharren beim Alten erklärt sich aus dem Umstande, dass das sociale Leben in Baiern noch vielfach von kleinbürgerlichen und bäuerlichen Sitten durchaus beherrscht wird; Sitten und Herkommen aber sind eine Riesenmacht und haben in allen Hauptzonen unseres Vaterlandes ihre tiefgründigen Spuren hinterlassen. Die geistigen Bewegungen, mit denen das 17. und 18. Jahrhundert angefüllt waren, blieben indes nicht ohne Wirkung auf die kostümliche Erscheinung der Baiern. Man kann etwa den Lech als die Grenze betrachten, an welcher sich die Strömungen beider Jahrhunderte aneinander vorbeischoben. Auf dem rechten Lechufer sizt der Altbaier, auf dem linken der Schwäbische Baier. Der Altbaier nahm an den Gärungen des 18. Jahrhunderts keinen Anteil; seine geistigen Führer wussten ihn davor zu schüzen. Die vielen Feierstunden und Ruhetage, welche der katholische Kalender vorschreibt, die geringe Sorge in der Ausnüzung der Zeit, der langsame Griff zur Arbeit, alles das wirkte zusammen, dass der Altbaier bei den Bräuchen verharrte, die sich aus den Erschütterungen des dreissigjährigen Krieges herausgerettet hatten. Der Schwäbische Baier aber lebte nicht blos in, sondern auch mit der Zeit; die Auflösungen und Neubildungen des 18. Jahrhunderts bewegten und veränderten sein inneres wie sein äusseres Leben. Und wie der Altbaier noch heute in dem Kostüme des 17. Jahrhunderts einhergeht: in hohem Spizhute, kurzer Joppe und langen Lederstiefeln, das weibliche Geschlecht in den über die Schultern emporgedrückten Schinkenärmeln, so zeigt sich der Nachbar am andern Ufer im Kostüme des 18. Jahrhunderts, im Dreimaster oder kleinen Rundhute, langen Oberrocke mit stehendem Kragen und in kurzen Hosen mit Zwickelstrümpfen und Schnallenschuhen.

Und der eine wie der andere, der schwer beharrende Altbaier wie der rührige Schwäbische Baier, schliesst sich mit seiner Tracht fast unvermittelt an die des 19. Jahrhunderts an.

Taf. 29. Wir haben oben (S. 34) bemerkt, dass mit dem beginnenden 16. Jahrhundert es üblich wurde, das Frauenkleid in Rock und Leibchen zu zerlegen und jeden Teil als eigenes Gewandstück zu behandeln und auszubilden. Der Schnitt durch die Taille geschah indes nur zögernd; man begnügte sich anfangs noch vielfach damit, das Kleid nur im Rücken zu trennen und das in Falten gelegte Hinterblatt des Rockes mit überschlagener Naht an das Leibchen zu heften, das Vorderblatt aber mit dem Leibchen im ganzen zuzuschneiden (2). Da es Brauch war, die Falten weiter nach vorn gehen zu lassen, als das Hinterblatt es erlaubte, so schnitt man den Vorderteil des Rockes bedeutend breiter, als den entsprechenden Teil des Leibchens, trennte ihn auch rechts und links durch einen kleinen Einschnitt noch weiter davon ab und faltete die überschüssigen Teile auf die Weite des Leibchens zusammen.

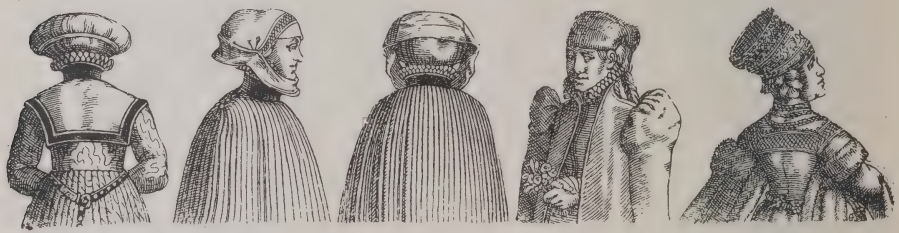
Um die nämliche Zeit kam man dazu, das Rückenblatt des Leibchens in der Mitte zu teilen und beide Stücke durch Achsel- und Seitennähte mit dem Brustblatte zu verbinden. Immer mehr darauf aus, das Leibchen gut auf den Körper zu passen, suchte man durch Einnähte namentlich an den Seiten und unter der Brust die Mängel des Schnittes zu beseitigen. Man verschloss das Leibchen nicht vorn, sondern auf der Seite durch Haken und Oesen; aus diesem Grunde musste man auch den Schliz des Rockes stets auf die Seite verlegen. Die Aermel liess man über die Handwurzel hinabsteigen und sich hier etwas erweitern, sonst aber knapp an den Arm schliessen, wobei es denn nötig war, den Ellbogen mit einzuschneiden und die Aermel zweinähtig zu machen. Das auf die Hand fallende Stück konnte nach Belieben zurückgeschlagen werden, weshalb man es stets mit einem guten Stoff unterfütterte. Den Ausschnitt des Leibchens machte man ziemlich tief, doch nur so weit, dass die Schultern mässig bedeckt blieben, füllte den Ausschnitt mit einem feinen weissen Hemdenstoffe aus und verdeckte ihn nötigenfalls noch mit dem Koller. Ueber das Koller siehe S. 35, über die Doppelschürze (2) S. 43, das Gürteltäschchen S. 49, den Mantel (1) S. 44, die grosse Leinwandhaube (1) S. 46. Dieser Kopfpuz war vorzugsweise in Nürnberg unter dem Namen „Sturz“ in Gebrauch. Man brach das Tuch mit besonderer Geschicklichkeit in Falten und ordnete es über ein Drahtgestell; seinen mittleren Teil liess man vorn schirmartig über die Stirne vortreten und die nächsten Seitenteile wie ein „Gebende“ um das Kinn herumgehen, wobei man zugleich das Kragenstück des Hemdes mit-

unterfasste. Im Nacken aber nahm man das Mittelstück faltig zusammen, dehnte dafür aber die äussersten Seitenflügel aus und steckte solche mit ihren vorderen Ecken rechts und links an dem Kinnstücke fest.

Unter den wunderlichen Kopfpüzen, die das 15. Jahrhundert ausgeboren hatte, gab es eine Haube, die von den reichsstädtischen Frauen und Mädchen bis in die dreissiger Jahre der Reformationsepoche hinein mit Vorliebe getragen wurde (2). Sie umschloss glatt anliegend den Kopf rundum vom Scheitel an bis in den Nacken, schwellte sich aber mächtig über dem Hinterkopfe empor, kugel- und kürbisförmig oder hinterwärts abgeflacht, so dass die Fläche sich in Form eines Hufeisens abgrenzte. Dieser Teil war über Draht gespannt, wattiert und mit linearen Einsteppungen versehen, die vom Kopfbunde aus nach hinten liefen und dort nach der Mitte des unteren Randes herabstiegen. Ein quer aufgesetztes Band fasste die Haube im Nacken zusammen und liess den überschüssigen Teil des Stoffes als faltigen Schirm unter sich hervortreten. Für festliche Gelegenheiten gab es dergleichen Hauben aus weissem Seidenstoffe, reich gemustert und wol auch mit Gold und Silberfäden bestickt. Entweder zeigten sie am vorderen Rande noch einen Schirm aus durchsichtigem weissen Stoffe, der über die Stirne vortrat und sich verschmälernd an den Wangen herabstieg, oder sie sezten sich auf ein Unterhäubchen, das den Dienst eines Schirmes besorgte.

Der Schuh war im Begriffe, den lezten Rest der langen Schnäbel, in die das 15. Jahrhundert ihn vor den Zehen verlängert hatte, wieder

Fig. 62.



1 2 3 4 5

Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; 1—3, 5 aus Nürnberg, 4 aus Augsburg. 1 vornehme Frau zur Hochzeit gehend: Kleid tiefledergelb, Koller schwarz, Kopfpuz und Kröse weiss. 2 Dienstmagd einer Patricierin, die zur Hochzeit geht: Stirnhaube und Kröse weiss, Mantel schwarz. 3 Bürgersfrau zu Kindbette gehend: Haube weiss mit viereckigem goldenen Besazstücke, Kröse weiss, Mantel schwarz. 4 Handwerkerfrau: Oberrock tiefledерbraun, Leibchen hellviolett, Schürze schwarz, Müze braungelb. 5 Braut von Adel: Kleid violett mit weissen Pelzstreifen und goldenem Bortenbesaze am Halsausschnitte, Krone und Geschmeide golden. (Nach Hans Weigel: Trachtenbuch 1577.)

aufzugeben; sonst aber hatte er noch die alte Form eines absazlosen Knöchelschuhes mit einem schmalen weissen Umschlag am Einschlupfloche bewahrt.

Fig. 62. Für dieses Blatt kommen die Erläuterungen zu 63. 1–10 in Betracht; ferner siehe über das Koller (1) S. 36, den Mantel (2. 3) S. 44 und Taf. 31. 1. 2, den weiten Rock oder die Husseke (4) S. 54 und Taf. 42. 2, die Stirnhaube (2) S. 47 und Taf. 22. 1 (129), die Böhmische Haube (4) Taf. 13. 2 (S. 106).

Fig. 63. Auf diesem Blatte begegnet uns die bürgerliche Frauentracht aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in ihrem reinsten Typus. Das Bestreben, zwischen der älteren deutschen Mode und der jüngeren spanischen zu vermitteln, hatte dieses Kostüm zuwege gebracht. Wir haben, was sein Aussehen und seine Form im allgemeinen betrifft, uns bereits weiter oben (56. 1–4, S. 127) damit beschäftigt. Soweit unser Bild es verlangt, wollen wir noch einige Erläuterungen hinzufügen (vergl. auch Taf. 31 und 32).

Der Rock, der zunächst über dem Reifengestelle lag (2–4. 9), war gewöhnlich als voller Kreis geschnitten, oder, wenn dafür der Stoff nicht die genügende Breite hatte, aus zwei oder vier rechteckigen Stücken und ebensovielen Zwickeln. Er machte nur wenige, doch sehr pompöse Falten und zeigte sich untenher auf das prunkvollste mit Stickereien und farbigen Borten verbrämt. So wie er dastand, war er durchaus spanische Erfindung; der Rock aber, den man darüber anlegte, der sogenannte „enge Rock“, der von der Taille an auseinanderklaffte, konnte sowol von deutschem wie spanischem Zuschnitte sein; und ebenso verhielt es sich mit dem Leibchen. Der spanische Ueberrock (7) wiederholte nur das Muster des unteren Rockes; er war genau so lang und so wenig faltenreich, wie dieser, und stets auf der Vorderseite geteilt. Der deutsche Rock aber bildete in gewissem Sinne gerade das Gegenteil des spanischen; einmal war er kürzer, als dieser (2. 3), dann auch ringsum auf das dichteste in Längsfalten oder „Striche“ geriefelt und meist an beiden Seiten aufgeschlizt.

Aehnlich verhielt es sich mit dem Leibchen oder „Brüstlein“, wie man damals sagte. Im allgemeinen war bei beiden Leibchen die Taille rund und nur selten mit einer kurzen Schneppe zugeschnitten. (Ueber den Zuschnitt beider Leibchen siehe S. 60 die Erklärung zu 30. 2–5.) Das spanische Leibchen legte sich gänzlich geschlossen um die Büste (2. 9), mit einem stehenden Kragen um den Hals und mit den Aermeln knapp um die Arme, nur an den Achseln waren die Aermel verschieden gebauscht. Da man häufig auch dem Oberkleide sein eigenes Leibchen gab, so beschränkte man hier die Aermel auf blosse Achselbauschen (9) und überliess es den Aermeln des Unterleibchens,

Fig. 63.

die Arme selbst zu bedecken. Die Bauschen machte man bald höher oder niedriger, bald runder oder scheibenförmiger, bald straffer oder faltiger; auch schlizte man sie und liess in den Schlizen einen andersfarbigen Futterstoff hervortreten. Je höher man die Bauschen auftrieb, desto mehr musste man die Kröse beschränken. Das deutsche Leibchen hatte einen tiefen eckigen Ausschnitt, der auch die Achseln zumteile blosslegte (4. 7. 10), sonst aber Aermel, wie das spanische; doch verdeckte man den Busen zusamt dem Halse stets durch einen Hemdeinsaz von dichtem weissen Stoffe, der ganz dem Muster des spanischen Leibchens folgte. Nur im bräutlichen Anzuge, und auch hier nur bei Bräuten aus vornehmer Familie, pflegten Hals und Schultern unbedeckt zu bleiben (4). Auch sonst erlaubte man sich hier mancherlei Abweichungen von der tagesüblichen Mode; man verlängerte den in hunderte von Strichen geriefelten Oberrock dergestalt, dass er ringsum auf dem Boden schleppte, und schürzte ihn vor dem Leibe auf, um den prächtigen Saum des Unterkleides blicken zu lassen. Die Schürzung bildete eine hufeisenförmige Reihe von Bauschen fast über die ganze Vorderseite des Kleides herab. Zu dem kostbaren Bortenschmuck um den Ausschnitt her kam noch eine Pelzverbrämung um den Oberarm

1—5 Nürnberger Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts; 6—10 Augsburger Trachten aus der nämlichen Zeit. 1 adlige Frau zu Gaste gehend: Ueberrock („weiter Rock") schwarz mit weissem Pelz, Halskragen schwarz, Kröse weiss. Rock (nur unten sichtbar) karminfarbig, Borte daran golden mit weissem und blauem Zickzackornament, Zopf in der unteren Hälfte karminrot, Barett schwarz mit Goldschnur. 2 Bürgersfrau zu Gaste gehend: Leibchen und Oberkleid schwarz, Unterkleid karminrot mit drei schmalen Goldborten und zwei breiten weissen Borten, die abwechselnd karminrot und blau gestreift, Schürze schwarz, Barett schwarz mit Goldschnur, Täschchen grün, Zopf in der unteren Hälfte karminrot. 3 bürgerliche Frau im Strassenanzuge: Stirnhaube und Oberkleid schwarz, Schäublein schwarz mit grauem Pelze, Schürze und Kröse weiss, Unterkleid karminrot, von unten herauf blau, karminrot, weiss, rosa, golden, weiss und blau gestreift. 4 Braut von Adel: geschürztes Oberkleid samt Leibchen violett mit weissem Pelzbesaze (hängender Aermelstreif ganz von Pelz) und goldener Borte am Halsausschnitte, Unterkleid blau mit Goldborte, Krone und Geschmeide golden. 5 adlige Frau: wie bei 1. 6 Jungfrau von Adel: Stirnhaube mit herabfallender Kinnbinde sowie Hals- und Handkrausen weiss, das übrige schwarz. 7 adlige Jungfrau: Kopfpuz weiss mit goldenem Kleinode, Kröse und Hemdeinsaz weiss, Halskette golden, Leibchen blau, Achselpuffen karminrot mit grünem Futter, Oberkleid („enger Rock") weiss mit mennigroter Borte, Unterkleid schwarz, Gürtel golden. 8 Frau von Adel: Stirnhaube mit herabfallendem Kinnbande weiss, Aermel schwarz, Oberkleid schwarz mit gelbbraunem Pelze. 9 Jungfrau von Adel: Barett schwarz mit Goldschnur, Brüstlein mit Achselpuffen schwarz, enge Aermel weiss, Kleid stumpfrosa mit karminrotem Besaze, Schürze schwarz. 10 Frau von Adel: Kleid tiefkarminrot mit grünem Bortenbesaz am Halsausschnitt und an den Achselpuffen, Kröse samt Hemdeinsaz weiss, Barett schwarz mit Goldschnur, Haarnez golden. (Nach Hans Weigel: Trachtenbuch 1577.)

und, hinterwärts daran festgenäht, ein Aermelstreifen von Pelz, der das Schleppgewand an Länge erreichte. In dem Trachtenbuche von Weigel findet sich das Bild einer adligen Braut und ihrer beiden Tischjungfrauen von folgenden erklärenden Zeilen begleitet. „Zv Nürmberg die Geschlechter Breut Gehn in eim Braun Gflügelten Kleidt, Wann ein Tantz ist auff dem Rathaus. Zu nachts, wann man tanzt sonst im Hauss, haben sie Rot flügel an, Auff dem Haupte von Perlin ein Kron."

Der Mantel zählte nicht mehr zu den Modestücken; er war durch Ueberhänge verdrängt worden, die teils sehr kurz waren, so dass sie kaum die Taille überschritten, teils auf den Boden stiessen. Zu den ersteren gehörte das „Harzkäpplein" und das „Schäublein" (3), Gewänder, die den gleichnamigen Manneskleidern durchaus nachgebildet waren; denn sie hatten, wie diese, völlige Aermel oder auch nur Armschlize und nach Bedarf einen stehenden Kragen sowie ein Pelzfutter, das sich über den Kragen fortsezte. Es mag an dieser Stelle bemerkt werden, dass der feinste Pelz, selbst der Zobel, in jener Zeit nicht so selten und teuer war, wie heute; trugen doch selbst gewöhnliche Frauen, wie Hans Sachs bemerkt: „gut zöblen Schauben und mardre Hauben". Der Luxus an Zobel griff im folgenden Jahrhundert noch weiter um sich, so dass man von obenher ihm zu steuern suchte und den reinen Zobel nur noch den adligen Familien und obersten Staatsräten vorbehielt, den Männern vom Geseze und der Feder aber nur den gefärbten, also minderwertigen Zobel erlaubte, während man den unteren Ständen selbst den geringen nicht einmal in schmalen Streifen verstatten wollte.

Die langen Ueberröcke (1. 5), von der Mode mit „weiten Röcken" bezeichnet, im Volke aber „Kirchenröcke", „Kragenröcke" oder „Husseken" genannt, wurden ähnlich wie der Rock zugeschnitten und nach Bedarf aus mehreren rechteckigen Stücken und den entsprechenden Zwickeln zusammengesezt; doch bildeten sie keinen ganzen, sondern meist nur einen halben Kreis. Im Grunde genommen waren es nur verlängerte Schauben; sie öffneten sich von der oberen Brust an gleichmässig und nahezu faltenlos bis auf den Boden; doch kamen sie sowol länger, als auch kürzer vor, bald als ärmelloser Mantel, den man umhängte, bald als Rock mit Armschlizen oder Aermeln, den man anzog. In den Aermeln herrschte grosser Wechsel; bald glichen sie ganz den Aermeln am Unterkleide (8; 62 4; Taf. 42. 2); bald bestanden sie nur in Achselbauschen mit einem engen Bunde untenher; nicht selten kamen sie als Hängeärmel und zwar von einer Länge vor, dass sie fast den Boden berührten (1. 5); in diesem Falle waren sie oben aufgeschnitten und an den Schnitträndern mit Knöpfen oder Schliessen besezt, so dass man sie nach Belieben anziehen oder leer herabhängen lassen konnte. Doch

wie man diesen Rock auch immer anlegen mochte, in der Regel hakte man ihn nur ganz oben an den Ecken zusammen und liess ihn sonst völlig offen stehen. Um ihn jedoch im Notfalle auch verschliessen zu können, versah man ihn vielfach vornherab mit einem Besaze von Knöpfen und Schnürösen oder auch von metallenen Schliessen, die damals mit „Schalen“ bezeichnet wurden. Weil vorzugsweise zum Schuze bestimmt, stellte man das Kleid stets von derbem Stoffe her und fütterte es nach Vermögen durchaus mit Pelz; doch liess man es ihm auch nicht an Schmuck fehlen, an Borten und Stickereien, und sparte selbst Perlen und Edelsteine nicht. Ueber die weitere Entwickelung der Husseke siehe 31. 2. 3 (S. 62), 44 5 (S. 88).

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verallgemeinerte sich der Brauch, eine Schürze vorzubinden. Von Haus aus war die Schürze nur Arbeitskleid und als solches bloss in der Garderobe der tagewerkenden Stände zu finden. Nun aber begann sie, auch ein Puzkleid zu werden, das selbst die vornehmste Dame nicht missen wollte. Die Arbeitsschürzen, gewöhnlich an 50 Centimeter breit, zeigten mehrenteils oben an beiden Seitenkanten ein Flügelstück, wodurch ihre Breite verdoppelt wurde. Diese Flügel waren nicht mit an den Schürzenbund angenäht, sondern hingen lose herab (2, 42. 4. 5). Die Schürzen, die man zum Puze anlegte, hatten solche Flügel nicht, sondern waren als schmales Rechteck, jedoch stets aus gutem Stoffe zugeschnitten und auf das zierlichste ausgestattet. Zumeist benuzte man Weisszeug dazu, glatt oder der Länge nach geriefelt (56. 3); auch besezte man die Schürzen der Breite nach mit andersfarbigen Borten oder schmückte sie in derselben Richtung mit Streifen in Stickereien oder durchbrochener Arbeit. Sonst verwendete man noch leichte Stoffe aus Taffet oder schwere aus Seide dazu, schwarz oder farbig und mit blumigen Ranken gemustert (9). An manchen Orten, wie in Strassburg, stellte man Schürzen aus zwei verschiedenfarbigen Stoffen her (Taf. 2. 1), anfangs in beiden Teilen glatt, später im oberen geriefelt. Bei den glatten Schürzen suchte man selbst die Bruchfalten, wie solche beim Zusammenlegen entstehen und durch das Plätteisen verschärft werden, ornamental zu verwerten und verteilte sie mit einer gewissen Sorgfalt über die ganze Fläche (2. 3). Man band die Schürze allen Röcken vor, sowol dem geschlossenen unteren Rocke (56. 3) wie auch dem oberen „engen Rocke“, falls solcher an den Seiten geöffnet war (2), oder vorn eine ausnahmsweis grosse Lücke zeigte (Taf. 2. 1) und mit seinen Kanten nicht oben an der Schneppe des Leibchens zusammenstiess (7).

Das Haar pflegte man, ob verheiratet oder nicht, in zwei Zöpfe zu flechten und diese entweder herauf zu stecken oder über den Rücken hängen zu lassen (1–3; 5. 9); in lezterem Falle beliebte man ein farbiges

Band darin einzuflechten, das man am Ende der Zöpfe verschleifte (5). Die Mode hatte ihre Gunst dem blonden Haare zugewendet, so dass man nicht davor zurückschreckte, der Natur mit künstlichen Mitteln diese Farbe abzuringen. Die Kalotte blieb ständig in Gebrauch, namentlich unter vornehmen Leuten war sie meist aus Goldstoff gefertigt, entweder nezartig mit Schnüren überzogen oder mit Perlen und Goldflinzern ausgeschmückt. In der Regel liess sie das über den Schläfen versammelte Haar unbedeckt (10) und fasste nur das hinten aufgehäufte unter sich zusammen. Das Barett (1. 2. 5. 9) war fast immer sehr klein, wenn vornehm, aus Sammet oder Seide gefertigt, sowie mit einer Goldschnur und einem Kleinode über dem knappen Rande ausgeschmückt. Ueber die Stirnhaube (3. 6. 8) siehe S. 47 und Taf. 22. 1 S. 129. Ein sehr hübscher, doch wie es scheint wenig getragener Puz (7) bestand in einem feinen Tüchlein, in das man das Vorderhaar einband und in Zwischenräumen mit goldenen oder seidenen Schnüren unterfasste, so dass es mit einem Kranze von Bauschen das Gesicht einrahmte.

Taf. 30. Wir haben S. 39 erwähnt, dass in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sich das Leibchen wesentlich veränderte; es geschah dies unter Einwirkung der spanischen Mode. Sonst kurz, in der Taille gerade abgeschnitten und oben tief ausgeschnitten, nahm es jezt eine gestrecktere Taille an (1), wuchs um den Hals hinauf, den es mit einem Stehkragen umschloss, und über den Unterleib hinab, den es mit einer kurzen Schneppe bedeckte; auch presste es sich im ganzen möglichst knapp an den Körper. Man sezte das Leibchen aus zwei Teilen zusammen, von welchen jeder ein halbes Brust- und ein halbes Rückenblatt umfasste, und nähte beide Blätter oben über die Achseln her, sowie hinten mitten über den Rücken herab zusammen. Um den gewünschten Anschluss zu erzielen, kam man dem Leibchen vorn durch Einschlagen und Abnähen, hinten aber durch zwei Einnähte zu Hilfe, von welchen jede aus der halben Höhe des Armloches im Bogen über das Schulterblatt nach dem Kreuze hinabstieg. Vornherab verschloss man das Leibchen durchaus mit verdeckt liegenden Hafteln, bisweilen auch mit Knöpfchen. Gleichfalls unter dem Zwange der spanischen Mode bauschte man die sonst engen Aermel an den Achseln auf. Dabei konnte man Aermel und Achselbauschen im ganzen wie auch getrennt zuschneiden. Näheres darüber S. 131. Der Rock dagegen erlitt keine Umformung (S. 38). Die Kröse, von dem Stehkragen in die Höhe getrieben, nahm ihren Plaz unter dem Kinne ein.

Ueber die Fuhrmannstracht (2) bleibt uns nach den Erläuterungen, die wir im allgemeinen Teile gegeben haben, nichts weiter zu bemerken übrig. Ueber die Hosen mit Laz und Schamkapsel siehe S. 4, das wollene Hemd S. 14, das Leinwandhemd S. 15, über den Rock mit

angeseztem Faltenschosse S. 19 und Fig. 10.1–5, die ledernen Schuzhosen S. 11, die Müze S. 29.

Taf. 31. Ueber das Leibchen (1) siehe 63.4. 7. 10 (S. 159); man pflegte es vorn nach spanischer Weise zu wattieren, so dass die Wölbung des Busens kaum noch zu erkennen war, und vermied auch den leisesten Schein von Blösse durch ein Kragentuch von Weisszeug, mit dem man den Ausschnitt füllte und selbst den Hals umschloss.

Einmal im Banne der spanischen Mode, ging man immer mehr darauf aus, den Rock nach untenhin auseinanderzuspreizen; um dies zu ermöglichen, steifte man den Rock mit Filz, anfangs nur untenher, allmählig höher hinauf, bis endlich das ganze Gewand mit Filz unterlegt war und keine Falten mehr machte (27.1); so ausgesteift erhielt der Rock den Namen „Steifrock“. Von dem Steifrocke ging man zu dem „Reifrocke“ über. Ueber den ersten Reifrock findet sich in der Kosmographie von Sebastian Münster, die um 1550 erschien, folgende Stelle: „Die spanischen Frauen schlahen auch umb ihren Bauch einen höltzen reiff vnd werffen Kleider darüber, domit sie brächlicher ynher tretten.“ Der Reifrock bestand also damals nur aus einem einzigen Reifen von Holz, der jedenfalls nicht tief unter der Mitte des Unterleibes hing, und durch Schnüre in der Schwebe gehalten wurde, die ihn mit einem um den Leib gelegten Gurte verbanden. Zu diesem Reifen gesellte man in der Folge noch mehrere, die um so grösser waren, je tiefer sie zu liegen kamen. An Stelle des Holzes wurde später Draht verwendet. Der Uebergang von den Steifröcken zu den Reifröcken geschah in Deutschland dadurch, dass man den Filz mit Draht unterlegte. Die grosse Steifheit aber mochte lästig fallen; man liess also den Filzüberzug weg und verband die Reifen untereinander mit Schnüren; so erhielt man ein bewegliches Gestell, und war zugleich imstande, den Rock wieder in einige kräftige Falten zu legen. Der Draht fand schliesslich einen Ersaz an elastischen Stahlreifen, die man „Springer“ nannte. Der Rock stiess unten gleichmässig auf den Boden, stand aber hinten weiter vom Körper ab, als vorn. Dem Saume folgte ein Besaz von mehreren Borten oder auch nur aus einer einzigen Borte, die aber von grosser Breite war. Die Borten selbst bestanden aus farbigen Stickereien, nach Vermögen auch in Gold- und Silberarbeit mit Perlen und edlen Steinen.

Rock und Leibchen hatte die vornehme Frauentracht in Nürnberg mit der grossen Mode gemeinsam; den Charakter einer Volkstracht erhielt sie erst durch Mantel und Haube, welche Stücke man, so deutsch sie waren, doch mit den spanischen so gut in Harmonie zu sezen verstand, dass die Tracht eben so stattlich, wie kleidsam erschien. Ueber die Haube siehe S. 47 und Taf. 22.1; 23.2; über den Mantel S. 44 Man

sezte den Mantel aus drei rechteckigen Zeugstücken zusammen, die man in dichte Längsfalten riefelte, oben enger, als unten, und über die Achseln herab zusammennähte. Solch ein Mantel war weit genug um den ganzen Körper bequem damit zu verhüllen. Man trug ihn sowol zum Schuze, namentlich auf kirchlichen Gängen, als auch zum Puze, für den ersten Fall aus schwarzem Stoffe und ungehemmt über den Körper fallend, dem er die Gestalt eines Kegels gab (2), sonst aber auch aus weissem oder farbigem, namentlich rotem und violetten Stoffe, anders-farbig gefüttert oder mit feinem Pelzwerke ausgeschlagen und in Taillenhöhe inwendig mit einer Zugschnur versehen, mittelst welcher er um den Körper zusammengezogen werden konnte.

Taf. 32. Was über das auf Taf. 31 gegebene Kostüm gesagt worden, gilt auch für dieses; nur weniges bleibt noch hinzuzufügen. Die Aermel (1) lagen passend auf dem Arme, und wurden zweinähtig mit eingeschnittenem Ellbogen hergestellt; namentlich hielt man darauf, dass sie vor dem Handgelenke sich gut anschlossen, und legte ihnen hier eine gekrauste Manschette vor. Liess man das Leibchen vorn auseinanderklaffen, so unterlegte man es mit einem Brustlaze, der es gewöhnlich eine Hand breit überragte (2) und überzog ihn mit Schnürsenkeln. Auf die Leiste des Kragentuches sezte man eine schmale Kröse und verdeckte den ganzen Ausschnitt mit einem Brüstlinge, der sich mit pelzgefütterten Klappen auf der Brust öffnete und mit schmalen Achselstücken die Schultern überragte. Ueber die Schürze siehe S. 44, über das Barett S. 56. 4 und S. 47, über das Täschchen S. 49.

Nur bei festlichen Gelegenheiten war noch eine Schleppe gebräuchlich (S. 63. 4). Doch nur der Ueberrock hatte eine Schleppe, so dass man sie, wenn nötig, nach vorn in die Höhe nehmen, unter dem Gürtel durchstecken oder über den Arm werfen konnte (2); man sah es darauf ab, verschiedene Stoffe und verschiedene Farben, nämlich das feine Pelzfutter der Schleppe mit dem prächtigen Besaze des Unterkleides zusammenwirken zu lassen. Der Aufwand an Schmucksachen war so gross, wie der an prächtigen Stoffen. Gerade in Nürnberg hatte sich die Goldschmiedekunst zu hoher Blüte entwickelt und sich siegreich gegen alle Geseze, welche den Luxus einschränken wollten, behauptet. Schmuck erglänzte an der Haube und im Haare, an Hals, Ohren und Händen; Ketten in verschiedenster Arbeit und Gestalt, nicht selten von ungewöhnlicher Grösse, umgaben Hals und Brust, auch wenn sie nur von Kupfer und vergoldet waren.

Fig. 64. Noch in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts machte sich ein starkes Schwanken in den Kostümformen namentlich des weiblichen Geschlechtes bemerklich. Alte Stücke, welche die Mode längst in die Trödelkammer verwiesen hatte, mischten sich mit neuen, die

Fig. 64.

Augsburger Trachten in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. (1—6, 10 nach einem fliegenden Blatte, betitelt: Eigentliche Abbildung Vnderschidlicher Hoch-

teils spanisch, teils französisch waren. Der persönliche Geschmack hatte den weitesten Spielraum, und es war kaum ein Kostüm zu sehen, das dem andern völlig geglichen hätte. Nur im allgemeinen lässt sich sagen, dass der Zug der städtischen Volksmode nach einer geschmeidigeren Taille ging; dies zeigte sich an allen Leibchen; hoch und geschlossen, dabei mehr oder minder gesteift und faltenlos um den Körper gepasst, endigten sie mit einer ziemlich langen, unten rundlich geschnittenen Schneppe (1. 2. 6); die Aermel waren eng, an den Achseln wattiert, hier mit einem wulstigen Achselstücke umgeben und vor dem Handgelenke mit einer Spizenmanschette versehen.

Wie die Männer ihr Lederwams oder Koller über das eigentliche Wams anlegten (58. 3), so zog das weibliche Geschlecht über sein Leibchen die Schobber an (S. 40); diese war jezt zu einem Wamse zugestuzt und wurde auch Wams oder „Wämeslein“ genannt. Auch das Wams hatte eine enge Taille; sein Schoss war in Laschen zerschlizt, die mit ihren Rändern übereinander griffen (4. 7); ebenso waren die Aermel aufgeschnitten, entweder mit nur einem Schlize vornherab, oder rundum in lange Riemen aufgelöst (5), so dass der Hemdärmel oder das Unterfutter hervorschien. Breite Nester, ebenfalls zerschlizt, umgürteten die Aermel obenher; nicht selten waren mit den Aermeln zugleich noch hängende Aermel, welche die Form eines Kahnes hatten, in die Achselnester eingefügt (4). Das Wams stieg so hoch hinauf wie das Leibchen, und wurde über die Brust herab geschlossen. Man begann die Schösse vorn ungeschlossen auseinanderklaffen und die Schneppe des Leibchens zwischen ihnen sehen zu lassen (5), ein Brauch, den die französische Mode aufgriff und mit gutem Geschmacke weiter gestaltete.

Der soldatische Geist, der gleichsam in der Luft steckte, war auch in das weibliche Geschlecht gefahren; Zeugnis davon gab die Schärpe, mit der es seine Taille umgürtete (5), die kurzgehaltene Frisur und der Schlapphut mit der fliegenden Feder, mit dem es die Frisur bedeckte. Damit war es noch nicht genug; die unruhige Zeit hatte einen abenteuerlichen Geist ausgeboren, der unter dem Schlagworte „à la mode“ sich rücksichtslos und allem Spotte trozend an das Tagelicht drängte. Wie der „Monsieur à la mode“ die Karikatur eines verwilderten Soldaten war, so bot die „Maitresse à la mode“ das weibliche Gegenstück; beide, Herr wie Dame, übertrieben ihr Kostüm derart in das Lächerliche, dass sie bald zu stehenden Figuren in den zahlreichen Flugblättern wurden.

---

vnd Niderstands Weibspersohnen u. s. w. Augsburg 1829. 7. 9 nach einem Spottbilde: Chartel Stützerischen vnd halb oder offt gantz Frantzösischen Auffzugs A la Modo Matressen. Ohne Druckort und Jahreszahl. 8 nach einem Monatsbilde des Jahres 1817 von Matth. Karger.)

die sie in Bild und Vers weidlich durchhechelten. Solchen Blättern sind unsere Figuren, die achte ausgenommen, entlehnt; wir wollen zugleich die begleitenden Verse hierhersezen, wenigstens soweit sie kostümlich von Interesse sind.

Zu 2: Das Baretlein ziert mein Kopff wol, Ein schöns Bar zöpff wie es sein soll, Das geflochten Har thut hinab hangen; Kan auch fein Alla modisch prangen Inn aim schönen gefärbten Rockh Auffgemutzt wie ein hüpsche Dockh. Die Silberin Gürtel ist fein lang, Damit sie zwyfach herauff gang Ob dem zahrten gfälteten Schurtz, In summa ich wills machen kurtz. Zwen schneeweiss Schuh ist auch mein u. s. w. Zu 3: Zerschnittens Wammes trag ich an Als ein Schweitzerischer Kriegssmann. Mein Rockh der ist Frantzösisch schier, Huet und Mantel Teutsch Manier u. s. w. Zu 5: Ein braiter Huet vnd Feder drauff, Lange Haarlöckh so für die Ohren hangen, hinden fein kurtz beschoren. Ein langes Kröss steht wol für mich, Hangt auff die Achsslen vnder sich; Das Wammes überall Durchschnitten, Vmb mein Leib herum inn der mitten Ein Feldzeichen (Schärpe) wie ein Capitan, Vnden ein Fraw, oben ein Mann. Trag ein Stilet nach meinem Sinn, Wer mich ficht, waisst nit wer ich bin. Handdätzlein (Handschuhe), das Fürthuch mit fleiss Ist aussgeneht Künstlicher weiss. Zween Röckh, dass wann ich hab kein Brot, Versetz ich einen inn der Nöt. Schuch vnd Strümpff jetziger Manier; Bin eine Dama vnd halb Monsier u. s. w. Zu 6: Mein Vehinshäublein spitzig recht Stehet mir fürwahr nit schlecht; Das Kröss blaw, Niderländisch guet, Wie man es jetzund tragen thuet. Das Wammeslein gar schön geplümbt, wer es ansicht mich gewiss rühmt: Mein Röcklein weit, dz Fürtuch schmal, Auff dass ich meim Schatzhauser gfall; Ein silberin Gürtel, Messer daran, Handschüehlein in der Hand wol stan. Zu 10: Den Kopff ein Böhmische Hauben deckt, Dz hinder sich auff Schwäbisch streckt Mein Kröss gross glocket newer Tracht, Mein Mäntelin nit schlecht gemacht, Sondern aussgefüttert mit fleiss Mit Zobel, dass ich führ den preiss, hat seidin Borten vmb vnd vmb, Ist künstlich verbremet herumb. Hab in der Hand zwey Handschühlein. Dass Röckhlein thut voll Fallten sein; Von seidin gar ein schon Fürtuch, Auf mein manier schön gestöcklet schuch; Zwey gfarbte Strümpflein stehn auch wol; Der tritt fein kurtz, wie er sein sol u. s. w. (Vergl. 51. 1–3.)

Der Frauenmantel hatte sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus der grossen Mode verloren; was jezt davon zu sehen war, gehörte zur städtischen Volkstracht, und war teils dem langen deutschen (3), teils dem kurzen spanischen Mantel nachgebildet (10). Weiteres darüber 54. 1. 2. 4; 65. 2. 5. 6. 8.

Fig. 65. Obgleich die Figuren auf diesem Blatte nur klein und aus der Staffage von zeitgenössischen Bildwerken zusammengelesen

sind, gewähren sie doch ein sehr anschauliches Bild von den Trachten, wie sie um die Mitte des 17. Jahrhunderts in den Gassen von Nürnberg umherwanderten. Der Mantel bildete damals einen ständigen Teil des bürgerlichen Männerkostüms; doch wurde er meist nur zum Schuze gegen Kälte oder übles Wetter angelegt und demgemäss auch eingerichtet. Es gab kürzere Mäntel, die kaum über die Hüften hinabstiegen (2), und längere, welche mindestens die Kniekehlen erreichten (5. 6); doch wie sie auch in der Länge wechseln mochten, im Zuschnitte folgten sie einem Kreisbogen und bildeten entweder einen Halbkreis oder einen Zweidrittel- und selbst einen Dreiviertelskreis. Der kurze Mantel (2) wurde

Fig. 65.

Nürnberger Trachten von 1648. (Nach einem fliegenden Blatte, worauf die Nürnberger Mezgerinnung dargestellt ist, wie sie zur Feier des Westfälischen Friedens mit einer riesigen um lange Stangen geringelten Bratwurst einen Umzug hält.)

vorzugsweis von Fussreisenden benüzt und vorn herunter teils nur ein Stück weit, teils durchaus zum Verschliessen eingerichtet, obenher aber mit einem schmalen Klappkragen für den Hals versehen. Bei dem längeren Mantel (6) formte um diese Zeit der Kragen ein ziemlich kleines Quadrat, das mehr zum Puze, wie zum Schuze in den Rücken fiel, und deshalb auch nicht selten mit Knöpfen und Lizen ausgeschmückt erschien. Ein ähnlicher Mantel (5) war hinten von unten aus bis an den Rücken aufgeschlizt und am Schlize mit Knöpfen und Lizen garniert, sonst aber von so weitem Umfange, dass er bequem mit einem Flügel über die entgegengesezte Schulter zurückgeworfen werden konnte; dies war der eigentliche Reitmantel und nur bei Leuten zu finden, die ihre Reisen zu Pferde machten.

Noch sei bemerkt, dass es auch Mäntel mit Armschlizen gab, um sie wie einen Rock anziehen zu können (vergl. Taf. 23. 1), und solche, die an den Seiten von oben bis unten aufgeschnitten und hier mit Knöpfen und Knopflöchern oder Lizen (Bandösen) versehen waren, um

sie nach Belieben öffnen oder schliessen zu können. Nach französischem Brauche pflegte man dergleichen Mäntel bald mit „Kasake“, bald mit „Kalabreser“ oder „Roupiller“ zu bezeichnen. Verschiedenartig, wie der Schnitt, zeigte sich auch der Stoff; dem jeweiligen Bedürfnisse entsprechend wechselte er zwischen gröberem und feinerem Tuche oder dickerem und dünnerem Filze.

Wie der Mantel war auch der Hut stets seinem Zwecke entsprechend hergerichtet; für die Reise hatte er bei niedrigem Kopfe einen breiten Schirm, der einer umgewendeten Schüssel nicht unähnlich sah (2. 5) und so den Dienst eines Regenschirmes besorgen konnte. Als Puzstück aber war er ein kleines stuzerhaftes Ding (6) mit spizem Kopfe und winziger Krempe, nur gerade gut genug, um auf dem Wirbel zu thronen (vergl. 72. 1. 3).

Der bäuerliche Rock (4. 9) reichte mindestens bis in die halben Oberschenkel und war stets mit seinem Schosse im ganzen zugeschnitten, mochte er auch sonst in der Taille sich verengen und im Schosse wieder erweitern. Das Rückenblatt sezte sich oben in einen niedrigen Stehkragen fort. Die Armlöcher waren gross, vorn rund, hinten aber mehr eckig geschnitten, und demgemäss auch die Aermel sehr weit und einnähtig, sonst aber am Handgelenke mit einem engen Bunde gefasst. Man pflegte diesen offenen Rock, sobald man ihn gürtete, „Kittel“ zu nennen, mit welchem Namen man ehemals nur den hemdförmigen mit einem Brustschlize versehenen Rock bezeichnet hatte (S. 16). Doch war auch dieser Rock, der stets gegürtet wurde, in seiner urtümlichen Form noch vorhanden (9), sowie der enge Scheckenrock (3) mit seinem glatten Leibe und faltigen Schosse.

Die Unterschenkel verwahrte sich der Nürnberger Bauer teils mit den altväterlichen Stiefeln, die noch ledernen Strümpfen ähnlich sahen und oben umgeschlagen waren (vergl. 4. 1–4), oder mit weiteren Leinwandstrümpfen, die faltig am Beine lagen und unter dem Knie verschnürt wurden (vergl. 50. 6). Den Kopf bedeckte er sich mit einer kegeligen Fellmüze oder einer Rundkappe mit breitem Pelzbräme.

In der Bauerntracht, wie sie damals in der Nürnberger Umgegend zu sehen war, muss noch ein nicht überwundener Rest von Slaventum bemerklich gewesen sein; wenigstens gemahnen die Figuren auf unserem Bilde (4. 9) noch an die russischen Bauern von heute.

Das zeitübliche Kostüm der Nürnbergerinnen hatte eine behäbige kurze Taille (7), weite Aermel und einen tiefherabgerückten Ausschnitt, der mit einem breiten Leinwandkragen verdeckt wurde Der Rock war so lang, dass er ringsum die Erde berührte, oben und unten gleichweit geschnitten, rundum in Falten geschoben, doch hinterwärts am dichtesten, und mit umgewendeter Naht an das Leibchen geheftet, ausgenommen auf einer Seite des Vorderteiles; denn das Leibchen wurde

in der Mitte geschlossen, der Rock aber auf der Seite an das Leibchen gehakt. Das Gesagte zu ergänzen können wir hier auf die Bemerkungen zu 64. 4–10 verweisen. Mit dem „Vehinhäublein“ (1. 8) teilte sich der aus der Männergarderobe herübergenommene Hut (7) in den Dienst einer weiblichen Kopfbedeckung. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts pflegte der Hut von den Frauen nicht getragen zu werden; erst um 1640 kam er wieder und zwar ziemlich allgemein in Aufnahme; er war hoch, oben bedeutend enger als unten, in der Krempe, die wie eine umgekehrte Schüssel nach abwärts gestellt war, nicht allzubreit. Ueber seine weitere Umwandlung siehe 72. 1. 3 und Taf. 33. 1. Mit dem männlichen Kostüme teilte das weibliche den quadratischen Kragen, der rücklings über das kurze Mäntelchen fiel; er bestand ganz aus Pelz oder doch im unteren Teile (Taf. 33. 1).

Taf. 33. Nach den Notizen, die wir unter 64. 1–10 und 65. 7. 8 gegeben haben, bleibt uns für dieses Kostüm nur noch wenig zu sagen übrig. Das Mäntelchen, wie es zur Garderobe der Patricierinnen gehörte (2), war gewöhnlich mit Armschlizen oder auch Aermeln versehen, so dass es gleich dem früher üblichen „Schäublein“ oder „Harzkäpplein“ angezogen werden konnte. Man trug es im ganzen nordöstlichen Deutschland, gewöhnlich aus schwarzem Damaste mit braunem Pelzfutter, den Pelz zu einem breiten Kragen verlängert, der in schräger Richtung aufwärts gestellt den Hinterkopf umgab, falls er nicht durch die grosse Mühlsteinkröse gezwungen wurde, sich niederzulegen. Der Hut (1), in seiner Formwandlung dem männlichen folgend (vergl. Taf. 35. 1), nahm seit der Mitte des 17. Jahrhunderts einen niedrigeren Kopf und einen breiteren Schirm an, der sich wagrecht stellte. Er war jezt fast allgemein schwarz gefärbt und zeigte keinen weiteren Schmuck, als ein schmales Band oder eine dicke, meist goldene Schnur um den Kopf untenher. Ueber die weitere Ausgestaltung, die der Hut in Augsburg nahm, siehe 72. 1. 3.

Fig. 66. Die hier zur Darstellung kommenden Trachtenstücke haben bereits an mehreren Stellen dieses Buches ihre Erklärung gefunden. Ueber die Flinderhaube (1) siehe S. 48 u. Taf. 34. 1 (S. 177), die Marderhaube (2) S. 48. Die tschakoförmige Müze, die den umschliessenden Bräm einige Finger breit überragte (3), scheint aus Polen und Ungarn, wo derartige Müzen unter beiden Geschlechtern üblich waren, ihren Weg nach Deutschland gefunden zu haben. Ueber die Frisur (4) siehe S. 49, Taf. 15. 2 (S. 117) und Taf. 26. 2 (S. 143). An die Stelle der grossen platten Nadel, die sonst zum Festhalten der Frisur diente, trat wol auch eine gedrillte Schnur, mit der zuerst jeder Einzelteil umwunden und dann die Frisur im ganzen an den Oberkopf gefesselt wurde.

Ueber die faltig gebrochene Spizengarnitur am Ausschnitte des Leibchens (1) siehe 72. 1. 4. Der hartgesteifte Leinwandkragen von

halbovalem Zuschnitte (3) hatte sich aus dem Gestelle entwickelt, mit dem man die Mühlsteinkröse zu unterstüzen pflegte, und die Kröse von dem Augenblicke an überflüssig gemacht, als man anfing, ihn mit Spizen zu rändern. Als die Tracht der Erstarrung verfiel, liess man seinen Rand ungarniert und verlegte den Schmuck in die Fläche selbst, falls man es nicht vorzog, ihn überhaupt völlig schmucklos zu belassen (67. 3). Die brettartige Steifheit erzielte man durch Stärke, Draht- und Fischbeinstäbe. Die „Kollerkette“ (4), die der bäuerlichen Volkstracht angehörte, war ein viel zu artiges Geschmeide, als dass die vornehmen Augsburgerinnen sich solche nicht hätten aneignen sollen.

Fig. 66.

1 2 3 4

Kragen und Kopftrachten aus Augsburg und Nürnberg; 1. 4 um 1680; 2. 3 um 1650. (Nach Bildnissen in Kupferstich.)

Fig. 67. Ueber das Leibchen (1) und das Schosswams (3) siehe Taf. 24. 2, über das Mäntelchen mit Pelzkragen (2) Taf. 33. 1, den Brüstling (5) S. 36, den starren Leinwandkragen (3) 66. 3, die tschakoförmige Müze mit Pelzbräm ebendort, die Schuhe (4. 6) S. 14 und 41; über diese Kostüme im allgemeinen 64. 1–10.

Fig. 68. Das bürgerliche Kostüm, das etwa um 1660 in dem oberfränkischen Landstriche zu sehen war, bestand aus einer wunderlichen Mischung von alten und neuen Stücken, die die deutschen, spanischen und französischen Moden zurückgelassen hatten. Gar viel des Widersprechenden stand hier in Eintracht neben einander, das nur durch die kahle Steifheit in den gedrechselten Formen ausgeglichen erschien. Zu den alten schlichten Strumpfhosen gesellten sich die spanischen Kniehosen. Die Strumpfhosen (1. 4) waren noch wie in den Zeiten der Urgrossväter zugeschnitten; beide Hosenbeine schlossen sich hinten durch einen dazwischen eingeschobenen Zwickel aneinander, der breit genug war, dem Gewande obenher die nötige Weite zu geben, selbst

für den Fall, dass man es hier nach spanischem Muster auswattierte. Nur der Laz mit der Schamkapsel hatte sich verloren und seine Stelle einem Schlize überlassen. Die Kniehosen (3. 8) glichen zwei weiten zusammenhängenden Säcken, die, nach untenhin sich verengend, bis unter die Knie reichten. Jedes Hosenbein war unten mit einer Zugschnur versehen, mittelst welcher es oberhalb des Knies festgebunden wurde, so dass es sich niedersackte und das Knie verdeckte. Man nähte es nicht mehr wie sonst hinten und vorn zusammen, sondern an seiner Aussen-

Fig. 67

1 2 3 4 5 6

Trachten aus Augsburg und Umgegend aus dem 17. Jahrhundert. (1. 2 nach Wenzel Hollar: Aula Veneris; 3. 4 Staffagefiguren eines Augsburger Strassenbildes um 1650; 5. 6 nach einem fliegenden Blatte von 1652.)

seite, bei schmälerem Stoff auch an der Innenseite, liess aber einen Teil der Aussennaht offen stehen, um aus dem offenen Teile den Eingang zu einer Tasche zu machen. Eine Auspolsterung war gäng und gäbe; man brachte die Polsterung auf den Futterhosen an, die enger und kürzer, als die Oberhosen, mit diesen an allen Rändern zusammengenäht wurden. Die Polsterung bestand aus Werg, Kälberhaar, Federn, Heu, Kleie u. s. w. Durch die Weite der Hosen sah man sich genötigt, die Stulpe an den Strümpfen, die sonst aufrecht stehend das Knie überragt hatte, herunterzuklappen (8), falls man sie nicht mit den Oberhosen überfassen wollte (3).

Auch die Röcke waren in doppeltem Schnitte vorhanden; doch stiegen sie alle nicht über die Mitte der Oberschenkel hinab; der eine wies das bequeme deutsche Muster auf (3, vergl. Taf. 42. 1) und wurde über die Brust herab zugeknöpft; der andere aber zeigte sich im Oberleibe spanisch und im Schosse deutsch zugeschnitten und hergerichtet (4). Der Leib samt den Aermeln war dem spanischen Wamse nachgebildet und schloss sich, wie dieses, glatt und faltenlos an. Die Brustkanten waren gewölbt, um Raum für eine ziemlich starke Polsterung zu geben; der Rücken bestand aus zwei Teilen, welche längs der Rückenmitte zusammenstiessen. Die Aermel waren gerade geschnitten, einnähtig, ziemlich eng und möglichst dick, namentlich an den Achseln, auswattiert. Um das Achselloch ging ein zwei Finger breiter Wulst, der mit seinen Enden spizig unter dem Arme verlief. Zu einem weiten Stehkragen fügten sich kleine Brustklappen. Der Schoss war nach deutschem Muster in Orgelpfeifenfalten gelegt und mit umgewendeter Naht angesezt, so dass er sich trichterförmig nach untenhin öffnete.

Ebenso folgten die Wämser teils dem spanischen Vorbilde und zeigten eine wattierte Brust samt kurzem Schosse, doch weite Halbärmel (1), welche die Bedeckung der Vorderarme einem Unterwamse überliessen; teils wiederholten sie das deutsche Muster und waren tief und eckig ausgeschnitten, dabei seitwärts zum Zuhaken eingerichtet (8). Die Aermel fehlten und das Wams sah einem weiblichen Mieder ähnlich, welcher Eindruck durch die blossen Hemdärmel und die breiten auswattierten Hüften noch verstärkt wurde.

Den Dienst eines Ueberrockes oder Mantels versah die deutsche Schaube (3), jener stattliche Ueberrock, der von der Mode zwar längst aufgegeben worden war, aber in der bürgerlichen Tracht, namentlich in der amtlichen, noch in Ehren weiterlebte. Unter mehrfachem Wechsel in der Benennung, als „Ehrrock“, „Gestaltrock“, wechselte er auch in der Ausstattung, namentlich in der Form der Aermel und in den Besäzen. Da kein Stoff besser, als Pelz, einem Kleide gewichtiges Ansehen zu geben vermag, so ward auch die Schaube an allen passenden Stellen mit Pelz verbrämt und ausgeschlagen. Mit der Schaube hatte noch die runde Kröse einen gesicherten Plaz in der reichsstädtischen Garderobe gefunden (3. 4); aber wie Hosen und Röcke in doppelter Form nebeneinander vorkamen, so sezte sich neben der Kröse der schwedische Leinwandkragen fest (1); rechteckig zugeschnitten senkte er sich vom oberen Halsrande schlicht auf die Schultern herab.

Dagegen gehörten Schuhe und Stiefel der Mode an, die eben herrschte. Beiden Arten von Fusszeug gemeinsam war ein derber Absaz und ein hohes, beträchtlich über die Zehen hinaus verlängertes Vorderteil, das vorn eckig geschnitten war. Die Schuhe hatten eine

Fig. 68.

hohe und breite Spannlasche (1. 4. 8), über welcher die Fersenlaschen verschleift wurden; doch pflegte man, etwa seit 1650, die Fersenlaschen auch unmittelbar auf der Fussbeuge zusammenzulegen, ihre Schnüre durch Einschnitte in der Spannlasche zu stecken und über dieser zu verschleifen. Die Stiefel (3) trug man ziemlich weit; seit Ausgang der zwanziger Jahre hatte man sich gewöhnt, ihre Stulpe zuerst herab und dann wieder in die Höhe zu schlagen, so dass sie die Waden etwa in der Mitte umgab. In der Fussbeuge sezte man ein Spornleder auf, das in Form eines Vierblattes ausgeschnitten war. Die Stulpe versah man vornherab mit einer Kante und vernähte die Stiefel sowol vorn wie hinten der ganzen Länge nach mit der sogenannten Handschuhmachernaht, wobei das Leder nicht ganz durchstochen, sondern nur aussen in der halben Dicke gefasst wird. Vielfach verwendete man das Leder in seiner gelblichen Naturfarbe, färbte aber die Ränder an der Sohle rot. So machte man es auch an den Schuhen; doch schwärzte man hier das Oberleder.

Das Haar trug man gescheitelt und ziemlich lang; doch erlaubte die Kröse nicht, es bis auf die Achseln fallen zu lassen, wie es sonst geschah. Den Bart verschnitt man zu einem kurzen Knebel, den man mit Henri-quatre bezeichnete, obgleich der König dieses Namens seinen Bart nicht in dieser Form getragen hatte. Der Hut mit hohem spizen Kopfe und breitem Schirme, wie er um 1640 aufgekommen war, blieb die gewöhnliche Kopfbedeckung (4. 8); auf vornehmen Köpfen aber erschien der französische Hut (3) mit niedrigem Kopfe und etwas kleinerem Schirme, rings um den Kopf mit Federn besteckt, die sich mit ihren oberen Enden auf den Schirm herabbeugten.

Die weibliche Tracht zeigte grössere Gleichmässigkeit, als die männliche, aber durch rundliche Faltung und Ausfütterung noch mehr, als diese, ein steifes gedrechseltes Aussehen. Der Rock der Bäuerinnen (5) war, wie überall, bedeutend kürzer, als der städtische, aber die Glockenform, die beide gemeinsam hatten, war in der städtischen bedeutender geschwellt. Für diesen Rock und den darüber gelegten Oberrock kam noch das Muster in Betracht, das bereits vor hundert Jahren modisch geworden war (vergl. 63. 2. 3; Taf. 31. 1), nur dass man jezt auch den unteren Rock in gleichmässige schmale Längsfalten schob, während man früher sehr breite und pompöse Falten beliebt hatte.

Der obere Teil des Körpers wurde zunächst mit einem Hemde bedeckt, das bis zum Halse hinaufging; vermutlich war dieses Stück

Trachten aus Oberfranken um 1660. 1 Schulmeister; 2 Frau in Haustracht, 3 vornehmer Mann; 4 Bürger; 5 Beschliesserin; 6 Frau in Kirchentracht; 7 Bauerntochter im Hochzeitshabit; 8 Bauer in Haustracht. (Sammlung von Kupferstichen im Baierischen Nationalmuseum zu München.)

ein kürzeres Ueberhemd oder sogenanntes „falsches Hemd“; da das eigentliche Hemd keine langen Aermel hatte. Darüber lag, mit Fischbeinstäben in einen Kürass verwandelt, das geschlossene Mieder (5. 7); der Ausschnitt war sehr tief, so dass der obere Teil von Brust und Rücken sowie die Schultern unbedeckt blieben und die Achseln nur von einem schmalen Stege überspannt wurden. Das Mieder umfasste wie ein Trichter den Körper nach untenhin auf das Schärfste, während es oben sowol vorn wie hinten vom Körper abstand, was namentlich in dem Falle stark bemerkt werden konnte, wenn das Brust- oder Rückenblatt an seiner oberen Kante mehr, als gewöhnlich, in die Höhe gewölbt war (vergl. 48. 3). Das Mieder wurde nicht vorn in der Mitte, sondern nach der Seite hin zugehakt. Aehnlich zugeschnitten war das offene Mieder oder Leibchen (2); vorn klaffte es sehr weit auseinander und wurde hier über einem Stecker mit hin- und hergezogenen Nesteln verschnürt. Seine Aermel, durchaus denen am männlichen Rocke gleich (4), waren einnähtig und auswattiert. Aus dem Ausschnitte stieg ein Kragen von Spizenzeug oder gekraustem Linnen empor, der rasch an Breite zunehmend die Hinterseite des Halses hochragend umgab.

Deneben behauptete sich noch wie in den Tagen der Grossmütter die runde Kröse, bei den Mädchen von bescheidener, bei den Frauen von nicht übertriebener Breite.

Bei feierlichen Anlässen, namentlich beim Kirchgange, durfte der Mantel nicht fehlen (6); er war ziemlich lang, radförmig zugeschnitten und gleich den Röcken durchaus in Falten geschoben, sonst aber schlicht und ohne jeglichen Auspuz.

Das wellig aus der Stirne zurückgestrichene Haar wurde von Mädchen zu einer einzigen starken Flechte versammelt, die frei über den Rücken fiel (7), bei Frauen dagegen in eine Strähne gedreht, diese in ein Futteral von farbigem Seidenzeuge oder Brokat gesteckt und als Nest über dem Hinterkopfe spiralisch zusammengelegt (2). Zu Hause blieb das Haar unter einer Kalotte verborgen (5), über die beim Gange zur Kirche eine Pelzmüze von mässiger Grösse und obenher abgeplattet zu sizen kam (6); dem Anscheine nach war diese Müze mit den noch gegenwärtig in Schwäbisch Baiern üblichen Otterfellkappen verwandt, deren Wirbel von einem goldenen Deckelchen in Form eines Kreuzes eingenommen wird.

Taf 34. Wir hatten schon mehrfach Gelegenheit, uns über den Zuschnitt des Schossleibchens (1. 2) auszusprechen und können hier auf jene Erläuterungen verweisen. (S. 39. und 60, Taf. 3. 1. 2; 24. 1. 2; 30. 1). Dieses Leibchen, ursprünglich hoch und bis obenhin geschlossen, wurde jezt nach der Mode von 1632 ziemlich tief ausgeschnitten, doch so, dass die Achseln fast ganz bedeckt blieben und der Ausschnitt sich

nach untenhin verjüngte, wo er mit einer geraden Brustkante abschloss. Die Aermel lagen knapp am Oberarm und öffneten sich in der Armbeuge mit grossen hinterwärts aufgeschnittenen Aufschlägen, die andersfarbig gefüttert waren, während die Bedeckung des Unterarmes bauschigen Hemdärmeln überlassen blieb, die unten mit einem farbigen Bändchen gefasst waren und sich dann mit faltiger Manschette über dem Handgelenke öffneten. Die Kanten der Aufschläge, sowie des Ausschnittes und wol auch am ganzen Verschlusse vorn herab waren reich garniert. Den Ausschnitt füllte bis in die Nähe des Halses ein feines weisses Kragentuch, das an den oberen Ecken mit einer kleinen Bandrosette zusammengehalten wurde. Eine weitere Bedeckung bestand in einem den Körper ringsumschliessenden Ueberfall aus Linnen- oder Spizenzeug; weiteres darüber 72. 1. 4. Der Hals blieb unbedeckt und wurde bei hoch und niedrig mit einer einfachen Perlen- oder Korallenschnur umgürtet. Ueber den Rock siehe Taf. 24. 1. 2.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts verstattete die weibliche Mode fast gar keine Kopfbedeckung, weder Haube noch Hut; und als sie solche nach der Mitte dieser Epoche wieder einführte, war es nur der Hut, dem sie ihre Gunst zuwendete. Aber sie liess fast ein ganzes Jahrhundert verstreichen, ehe sie die Haube wieder beachtete; dann freilich suchte sie durch Uebertreibung doppelt einzuholen, was sie früher versäumt hatte. In den deutschen Reichsstädten, namentlich in den süddeutschen, war den Frauen jedoch die Haube sozusagen ans Herz gewachsen, und gerade die sonst haubenlose Zeit war hier die Blütezeit der Hauben; sie wurden zum Kleinode der ganzen Tracht; ihre Grösse und ihr Reichtum forderte den Widerspruch der Stadt- und Landesväter heraus. Meisterstücke von zierlicher und kostbarer Arbeit waren namentlich die Flinderhauben, über die wir bereits weiter oben (S. 48) das Nötigste mitgeteilt haben. Im Baierischen Nationalmuseum zu München befindet sich noch ein Exemplar davon; der Grund dieser Haube, welcher den Ueberzug der jezt nicht mehr vorhandenen festen Polsterung bildete, besteht aus einem feinen Geflechte von gelber Seide und geflochtenem Golddrahte; von diesem Drahte stehen kleine Stücke zwischen den Maschen des Nezes hervor, behängt am äuseren Ende mit kleinen tropfenförmigen Goldblättchen. Es mochte einen hübschen Anblick gewähren, wenn beim Tragen die Blättchen in Bewegung kamen und ein beständiges Flimmern über die Haube dahinlaufen liessen. Minder kostbare Hauben bestanden immerhin noch aus Goldbrokat. Dass selbst Frauen aus niederem Stande die Kosten für solche Hauben nicht scheuten, mag in dem Umstande begründet gewesen sein, dass die Haube zum bräutlichen Anzuge gehörte (1). Sonst war auf den Köpfen der bürgerlichen Bräute ausser dem Neze, worin das Haar eingeschlossen lag,

ein fesähnliches Müzchen zu sehen (2), gefertigt aus einer steifen Einlage und einem Ueberzuge von grüner mit Gold- und Silberfäden bestickter Seide, sowie auf jeder Schläfe eine grosse Rosette aus farbigen Bandschleifen, welche das Ohr bedeckte.

Taf. 35. Ueber das Kostüm, in dem auf dieser Tafel ein bäuerliches Brautpaar aus der Nürnberger Umgebung erscheint, haben wir bereits genügende Andeutungen gemacht, so über den Rock des Bauern S. 20 und 91 (45. 3), den Hemdkragen S. 15, die Pumphosen samt Strümpfen S. 8, die Schuhe S. 14, das Haar S. 33; ferner, was den weiblichen Anzug betrifft, über den Rock S. 38, über das Schossleibchen (Schobber) S. 40, den Hemdkragen S. 42, die Schuhe S. 43. Der hohe Spizhut, der schon die Zeiten des dreissigjährigen Krieges erlebt hatte, jezt aber nur noch gegendweise zu sehen war (68. 4. 8), hatte einem steifen Hute mit niedrigem Kopfe und breitem Schirme Plaz gemacht. Sein einziger Schmuck war ein schmales verschnalltes Band untenher am Kopfe, dem sich zu Zeiten noch ein weiterer Schmuck gesellte, nämlich ein grünes mit rotem Bande durchflochtenes Kränzlein, wenn der Inhaber des Hutes den Gang zum Brautaltare machte. Solch ein Kränzlein stand auch den Gesellen des Bräutigams (vergl. 52. 5. 6) und den Brautjungfern zu. Unser Bauer hat das Kränzlein seiner Braut herübergenommen und mit dem seinigen „gesponselt", während den Kopf der Braut ein diademförmiges, obenher mit Perlen geränderes steifes Band, das „Schapel", umgürtet, das hinterwärts am Zopfe mit Bandrosetten zusammengeschlossen ist.

Fig. 69. Bezüglich dieser Kostüme sind die Erläuterungen massgebend, die zu den Taf. 36 und 43 gehören.

Taf. 36. Das Kostüm, wie es um 1700 auf der Hochebene zwischen Nürnberg, Bamberg und Baireuth, in der sogenannten „Fränkischen Schweiz", von den Bäuerinnen getragen wurde, war mit mancherlei örtlichen Abweichungen im ganzen Nordosten von Deutschland bis in die Altenburger und Lausitzer Gegenden hinein zu finden. Noch vielfach lässt sich aus der heutigen Tracht ein Rückschluss auf die frühere machen und diese durch jene erklären. Demnach scheint es, dass ein dickwollener Unterrock üblich gewesen sei (1), der mit seinem Leibchen zusammengenäht war, ferner, dass der Oberrock sein eigenes Mieder hatte und ringsum in Falten gelegt war, doch in der hinteren Hälfte dichter, als in der vorderen. Beide Röcke bedeckten die Unterschenkel nur halb; diese wurden bis gegen die Knöchel hinab durch „Wadenstrümpfe" oder „Beinhöslein" verwahrt, die untenher mit einer Rüsche gefasst und aussen am Bein herauf mit Nesteln verschliessbar waren. Der Rest des Beines samt dem Füsse fand seinen Schuz in einem Paar Socken und in schweren Knöchelschuhen. Die Schuhe waren nach der

Zeitmode vor den Zehen eckig geschnitten, mit einem derben Absaze unterlegt und mit zwei seitlichen Laschen sowie einer hohen Spannlasche versehen, die über die zusammengeschleiften Seitenlaschen heruntergeklappt werden konnte (S. 43).

Das obere Mieder klaffte weit auseinander und liess den Vorstecker blicken; dieser war von ansehnlicher Grösse, gestreckt dreieckig und an der Spize rundlich abgestumpft; mit diesem gerundeten Ende streckte

Fig. 69.

1 2 3 4 5

Trachten aus Nürnberg und Umgegend um 1700. 1. 2 Frauen im Regentuche; 3—5 Bauersleute. (1—3 Nürnbergische Kleider-Trachten der Manns- und Weibs-Personen 1689. 4. 5 Abraham a St. Clara Neu-eröffnete Welt-Gallerie 1703.)

er sich, die Taille überschreitend, auf den Unterleib hinab, während er mit seiner oberen Kante fast die Höhe der Halsgrube erreichte (69. 5). Sein oberer Teil blieb von den farbigen Wollbändern unbedeckt, die das Mieder über ihm her verschnürten; doch war er mit einem in Herzform ausgeschnittenen Zierstücke aus farbigem Stoffe versehen. Der Janker erreichte kaum die Taille oder war noch kürzer, und schlug sich oben in breite Klappen um, die um den Nacken her einen Kragen bildeten. Er wurde stets offen getragen, jedoch häufig derart angelegt,

dass der Laz ihn mit seinen beiden Seitenkanten obenher verdeckte und festhielt, so dass er erst nach untenhin frei wurde. Ueber die Hemdärmel siehe 68. 5. 7. Die üblichste Verwahrung des Kopfes geschah, wie auch sonst im nordöstlichen Deutschland bis nach Moskau hinein, mit einem Tuche, das man zugleich um den Hals nahm und, wenn das Wetter es verlangte. über den unteren Teil des Gesichtes hinaufziehen konnte; darüber sezte man die runde Kalotte von schwarzem Wollstoffe mit braunem Pelzbräme. Die Schürze war sehr breit und bedeckte die ganze vordere Körperhälfte. doch nur so lang, dass der farbige Rocksaum stets zu sehen blieb. Ueber ihren Bund legte man eine Art Wehrgehenk, einen schmalen mit Metallblech beschlagenen Gürtel, der sich seitwärts zusammenhaken liess: an dem Gürtel hingen, durch eigene Riemen befestigt, die Schlüssel und ein Besteck mit zwei dolchartigen Messern, ein unweibliches Gerät, das jedoch von den Weibern, die viel unterwegs waren, damals nicht entbehrt werden konnte.

Die Frauen und Mädchen in Nürnberg selbst, soweit sie dem wohlhabenden Bürgerstande oder dem Adel angehörten, kleideten sich um 1700 meist nach französischer Weise in Rock und Schnürbrust. Wir haben über das kürassartige Mieder weiter oben das Nötigste mitgeteilt (S. 137). Es war anfangs Brauch, die Schnürbrust im Rücken zu vernesteln und zwar von unten nach obenhin. Um 1700 aber verlegte man den Verschluss nach vorn (2); man schnitt das Leibchen von den Schultern an nach der Schneppe geradelinig ab, so dass eine Lücke entstand, die unten sich zuspizte, und schloss die Oeffnung mit einem dreieckigen reichbestickten Laze oder Stecker. Ueber den oberen Rand des Steckers liess man eine feine aufrechtstehende Spizenkrause hervorragen, die den sehr grossen Ausschnitt etwas verkleinerte. Auch verengte man in der Folge den Ausschnitt, indem man das Leibchen die Achseln bedecken liess und rückte ihn zugleich hinterwärts mehr hinauf, so dass nur noch die obere Brust nächst dem Halse entblösst war. Doch konnte man auch dieses Stück nach Belieben durch das feine Busentuch verhüllen, das locker um die Schultern gelegt und vorn verschlungen wurde.

Dies Tüchlein hatte sich erst Moderecht erworben; während langer Zeit fand keine eigentliche Halsbekleidung statt; man half sich mit einem sogenannten „Regentuche", das gross genug war, fast seine ganze Person damit zu verhüllen. Das Regentuch war quadratförmig geschnitten und wurde, ohne vorher irgendwie gebrochen zu werden, mit der Mitte der einen Seite über den Kopf gelegt, so dass diese Kante zu beiden Seiten des Gesichtes herablief, und dann unter dem Kinne zusammengesteckt. Man beliebte es in Nürnberg durchweg grün gefärbt und schlicht, höchstens den Kanten entlang bestickt, für die Trauer

aber weiss. In Schwäbisch-Hall (S. 120) trug man es überhaupt nur in Weiss. Je nach der Feinheit des Stoffes und der Schönheit der Kante waren die Regentücher von sehr verschiedenem Werte; zur vornehmen Tracht gehörten sie gerade nicht; doch fanden sie sich bis in die Kreise des wohlhabenden Bürgerstandes hinauf. Indes waren sie am wenigsten das, was sie ihrem Namen nach hätten sein sollen; wenn es regnete, nahmen die Marktfrauen ihr Tuch vom Kopfe weg, legten es sorgfältig zusammen und verbargen es in ihrem Korbe.

Fig. 70. Vielleicht kein anderes Blatt ist so, wie das vorliegende, geeignet, uns darüber aufzuklären, dass die Umwandlung der städtischen Volkstracht am Ende des 17. Jahrhunderts durch die Einmischung von Stücken nach französischer Mode von statten ging. Die grössere oder geringere Freiheit, mit der man die Auswahl vornahm, bestimmte den Charakter jedes einzelnen Kostüms und erzeugte eine erstaunliche Mannigfaltigkeit, so dass man bezweifeln könnte, ob diese Kostüme der Zeit nach zusammengehörten. Ueber das gestreckte Leibchen mit seiner Schneppe vorn und hinten (4–6) siehe 59. 8. (S. 137); auch wenn man dieses Leibchen vornherab öffnete, um die Lücke mit einem Stecker zu verschliessen (1), beliess man ihm seine kürassartige Steifheit. Der Halsausschnitt war niemals so unbedeutend, dass man ihn nicht mit einer aufrecht stehenden Spizenkrause am Rande zumteil (2), oder durch ein dem Brüstling verwandtes „Halshemd“ zu verdecken gesucht hätte (1). Namentlich schickte sich der Augsburger Spizenkragen (6) vortrefflich zu dem verschwenderischen Rüschenbesaze, mit dem die französische Mode das Leibchen überlud. Der an das Leibchen mit überschlagener Naht angeheftete „Schurz“ oder „Schweif“ klaffte schon von der Taille an so weit auseinander, dass das untere Kleid in seiner ganzen Breite zu sehen war, während er sonst wol von der Spize der Schneppe aus sich öffnete (Taf. 26.1); immer aber hatte er eine schleppende Länge und musste in die Höhe genommen werden (4); dabei ward er gewöhnlich von beiden Seiten her mit grossen Falten nach hinten übereinander gelegt und so hoch aufgesteckt, dass sein unterer Rand etwa dem Saume des unteren Rockes gleichkam. Man fertigte ihn jederzeit aus dem Stoffe des Leibchens und fütterte ihn auch bisweilen; doch war der ungefütterte Schurz der alltägliche.

Mochte das Kostüm mehr deutsch oder mehr französisch sein, niemals fehlte die Schürze (1–8); sie hatte längst aufgehört, nur ein Notbehelf der dienenden oder tagewerkenden Klassen zu sein. In jedem Falle war sie ein stattliches Gewand, das an Länge dem Rocke gleichkam und an Breite mindestens dessen ganze Vorderseite bedeckte. Ausser durch besseren Stoff unterschieden sich die festtäglichen Schürzen von den werktäglichen durch einen breiten Spizenbesaz untenher und

Fig. 70.

an beiden Längskanten. Beim Anlegen sorgte man dafür, dass die Spizengarnitur am unteren Rande des Leibchens über den Schürzenbund zu liegen kam (4). Inmitten der luftigen Herrlichkeit, welche die welsche Mode brachte, nahmen sich die grossmütterlichen kurzen Pelzmäntel, die Mühlsteinkrösen mit ihren plattgedrückten Rohrfalten und die ungefügen Marderhauben ungefähr so aus, wie inmitten eines blumigen Lustgartens die Reste von truzigplumpen Burgmauern. Eigentümlich war der Ersaz, den die neue Mode für die starren Pelzmäntelchen schaffte; er bestand aus Bälgen von kleinen Pelztieren, an denen man noch Köpfe und Pfoten belassen hatte, und die man mit den Köpfen nach vorn über die Schultern legte (3. 4). Der Gebrauch solcher Bälge stammte aus Italien; schon im 16. Jahrhundert bedienten sich dort die vornehmen Damen solcher Bälge, die oft reich mit Goldschmiedearbeit verziert waren; indes benuzten sie solche nicht als Warmhalter, sondern als wirkliche „Flohfänger" und liessen sie an einem geschmeidigen Kettchen vor dem Leibe herunterbaumeln.

Die nämliche Vermischung hatte in den Kopfbedeckungen statt. Neben den gewichtigen Marder- und Flinderhauben (5–8) gab es leichte Häubchen oder vielmehr haubenförmige Aufsäze von Spizenzeug (4), sowie kleine Hauskäppchen, die hinten die Rundung des Kopfes wiederholten oder sich gleich der alten Stirnhaube wulstig aufblähten (2). Der Stoff zu diesen Käppchen war sehr verschieden und wechselte von dem schlichtesten bis zu dem kostbarsten, denn das Käppchen wurde sowol von den Dienstmägden, als auch von den Töchtern des Hauses getragen, wenn auch von lezteren niemals ausser dem Hause; für die Mägde blieb es eine Zeit lang vorschriftsmässig.

Taf. 37. Bereits um 1700 war die männliche Bauerntracht in der Umgegend von Nürnberg (1) nicht mehr weit von dem Kostüme entfernt, das heute noch in Schwäbisch-Baiern gültig ist; der lederbraunen Joppe (S. 24) mit den grünen Brustklappen fehlte nichts, als der niedrige grüne Stehkragen. Bezüglich der einzelnen Kostümstücke müssen wir auf die früheren Erläuterungen verweisen; über das wollene Hemd siehe S. 14, die Hosenträger S. 9, die Pumphosen S. 8, die Strümpfe S. 10, die Halsbinde S. 16, den Schlapphut S. 51. Dieser Hut gehörte zur Werktagstracht; der festtägliche Hut war ausgesteift, niedrig im Kopfe und glatt im Schirme (Taf. 35. 1). Die Fussbekleidung hatte

---

Nürnberger Trachten gegen Ende des 17. Jahrhunderts. 1 Frau in Halshemd und gulden Pelz; 2 Frau im Camisol; 3 Frau im Justaucorps; 4 Frau im Nachtrocke; 5 Jungfrau in der geflinderten Haube; 6 Frau im Muselbunde zum Gottestische gehend; 7. 8 adlige Frauen in der Marderhaube. (Nürnbergische Kleider-Trachten der Manns- und Weibs-Personen, Neu herausgegeben und verlegt durch Johann Alexander Bäuer Anno 1689.)

die Höhe von Socken und zeigte sich auf der äusseren Beinseite vom Knöchel an bis obenhin geschlizt; der Schliz wurde entweder durchaus zusammengenestelt (Taf. 14.2) oder das Fusszeug über den Knöcheln mit einer Schnur zusammengebunden (vergl. übrigens Taf. 36.1). Die Zeitmode verlangte das Gesicht durchaus glatt rasiert; fast nur bei den Juden war noch ein Bart zu sehen (74.1.3–6; Taf. 38.2). Das Haar liessen die Bauern lang über den Nacken fallen, während die Mode es unter vornehmen Leuten durch eine grosse Perücke ersezte.

Die weibliche Tracht (2) war von der französischen Zeitmode angerührt, aber nicht entdeutscht worden; namentlich stand ihr behäbiges Schossleibchen mit der kurzen, nur ums Merken gespizten Taille im Gegensaze zu dem französischen Panzerleibchen mit seinen spizgestreckten Schneppen vorn und hinten (vergl. 59.8); das war noch die kurze Taille von 1650 (65.7). Aber die Aermel waren französisch; genau betrachtet hatte das Leibchen gar keine Aermel; was so aussah, gehörte zum Hemde; im Oberarme von Stelle zu Stelle bauschig mit farbigen Schnüren unterbunden, fielen sie mit einem mehrfachen manschettenartigen Behange von Spizen über die Armbeuge herab. Der vordere Teil des Armes blieb entblösst. Ein Doppelstreif von rüschenartig gebrochenen Spizen stieg über den Brustschliz und noch ein gutes Stück über den Schoss auf den Unterleib hinab. Der Rock, einfarbig und schmucklos, fiel in senkrechten Falten nicht ganz bis auf den Boden. Unabhängig von aller Mode senkte sich die grosse Radkröse mit plattgedrückten Rohrfalten vom oberen Halsrande an ringsum auf den Oberkörper nieder, und die grosse Flinderhaube (S. 48: Taf. 34.1) lastete, nur das Gesicht freilassend, wie ein goldschimmernder Kürbis auf dem Kopfe.

Taf. 38. In der Garderobe der Nürnberger Juden (2) war um den Anfang des 18. Jahrhunderts der Kaftan nicht mehr zu sehen (vergl. 29.1.2; Taf. 25.2); seine Stelle nahm der Rock nach der Mode, der Justaucorps, mit seinen gewaltigen Aermelaufschlägen ein. Aber der Ueberrock gehörte nicht der Mode an; es war ein ungegürteter Ueberhang nach dem Muster des spätmittelalterlichen „Tapperts“, der an beiden Seiten von den Schultern bis untenhin offen stand. Annäherungsweise wiederholte er dasselbe Schnittmuster, das schon hundert Jahre früher den Heidelberger Juden eigentümlich war (50.2), und erinnerte noch mehr, als dieses, an das alttestamentliche „Schulterkleid“, den „Ephod“. Dass es als Amtskleid gedient habe, ist nicht anzunehmen, sonst würde es sicherlich nicht auf seinem Bruststücke mit dem Judenzeichen behaftet gewesen sein. Dies Zeichen, sonst ein gelber Ring, war hier ein rotes Herz; rot war auch das grosse Faltenbarett (vergl. 74.3–6) und wol auch in dieser Farbe vorgeschrieben. Ein durchgängiges

Charakteristikum der Juden war der Bart, denn sonst trug zu dieser Zeit Niemand einen Bart, nicht einmal der Bauer (Taf. 37. 1). Auch liesen sich die Juden, wol mehr aus Armut oder Sparsamkeit, an ihrem eigenen Haare genügen, das sie über den Nacken fallend trugen, und zwar in derselben Weise, in der es bei den Bauern beliebt wurde. Damals war die Blütezeit der Perücken; die gewaltige Wolkenperücke erstieg soeben die Mittagshöhe ihrer Herrschaft.

Man hatte in Nürnberg ein scharfes Auge auf die Juden, die von auswärts in die Stadt kamen, und zwang sie, statt des Barettes eine Kapuze zu tragen. Auch musste ihnen eine Frau im Regentuche auf Schritt und Tritt nachgehen, während die Belästigten den unerbetenen Dienst aus ihrem eigenen Sacke zu bezahlen gehalten wurden.

Die Stücke, welche die Nürnberger Jüdinnen kennzeichneten, bestanden in einem langen schwarzen Mantel mit einer kragenartigen Frisur aus gekraustem Stoffe und einer schwarzen Stirnhaube mit gelber Borte und rotem Futter (vergl. indes 74. 2); sonst war die Stirnhaube nur ausnahmsweise schwarz (63. 3). Der Mantel hatte einen fast kreisförmigen Zuschnitt, infolgedessen er sich dem Halse gut anschloss, mehr oder minder glatt über die Schultern fiel und erst nach untenhin seine Falten machte. Die grosse Mühlsteinkröse, eng geriefelt oder in grosse plattgedrückte Rohrfalten gelegt, teilte die jüdische mit der christlichen Garderobe.

Taf. 39. Noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Bauerntracht in der Nürnberger Umgebung (1) zum Teil die nämliche, wie vor hundert Jahren; man sah noch jezt (S. 8, 10) das gleiche wollene und linnene Hemd übereinander angelegt (S. 14, 15), und denselben Schlapphut (S. 31). Die Pumphosen erschienen nur wenig und zwar dadurch verändert, dass sie oben einen Bund angenommen hatten, der vorn zusammengeknöpft, hinten aber mit einer durch Löcher gehenden Zugschnur beliebig fest um den Leib gezogen werden konnte. Ueber den Bund kam dann noch der Gurt zu liegen. Völlig verändert zeigte sich nur die Frisur; das Haar war früher kurz und der Bart zu einem Kinn- oder Knebelbarte verschnitten gewesen; jezt sah man nur glatte Gesichter und langes bis auf die Schultern herabhängendes Haar, während auf den Köpfen der vornehmen Leute bereits die gewaltige Perücke thronte. Ueber die Joppe siehe Taf. 37. 1 (S. 183).

Aus den Zunftkleidungen greifen wir, um auch von solchen ein Beispiel zu geben, die der Schornsteinfeger heraus (2). In diesem Kostüme hatte sich ein Stück erhalten, das sonst wol nicht mehr zu sehen war, nämlich ein Exemplar der alten „Schlumperhosen", die oben und unten eine gleiche Breite hatten; sie wurden unter dem Knie gebunden und stiegen mit offener Mündung bis zum unteren Waden-

rande hinab. Am Hute war die Krempe kreisrund geschnitten und steil um den Kopf hinaufgeschlagen, mitten über der Stirne in eine stark vorspringende Falte gebogen, am oberen Rande mit einer Borte und darüber mit einem Streifen aus Flaumfedern garniert, einem Schmucke, der bereits seit der Mitte des 17. Jahrhunderts gebräuchlich war.

Was nun das weibliche Kostüm angeht (3), so machte das Leibchen vorn wie rücklings eine kurze, doch spize Schneppe (12. 1); es bildete den Ueberzug zu einer Schnürbrust (vergl. 59. 8) oder war selbst mit Fischbein ausgesteift, jedoch nicht so bedeutend, wie die Schnürbrust. Im Rücken bestand es aus zwei Teilen von gestreckt dreieckiger Form, die in der halben Höhe der Schulterblätter am breitesten waren. Schmale Zeugsteifen oder „Gimpen", d. h. feine Posamenterien liefen auf den Nähten her, und diese Garnierung wiederholte sich auch auf der Brustseite in der nämlichen Anordnung (12. 2). An dem unteren Rande, der über die Hüften stieg, war das Futterleibchen in Laschen getrennt, die dem Rocke zur Befestigung dienten, aber unter dem angesezten Schosse verborgen blieben. Der Halsausschnitt. trozdem er ziemlich weit war, hielt die Achseln zum Teile bedeckt, und wurde seinerseits durch ein mit Rüschen geräudertes Tüchlein verhüllt, das, aufs Dreieck zusammengelegt und vom Nacken her umgenommen, vor der Brust in einen losen Knoten verschlungen wurde. Eine Rundhaube in gedrückter Kürbisform, auswattiert und abgesteppt, verbarg alles Haar unter sich und hatte nur hinten einen Ausschnitt, um das Nest durchzulassen. Ueber den Rock siehe S. 38 und 59. 8, über die Schuhe S. 14 und 43.

Taf. 40. Der Oberrock, mit dem zu Anfang des 18. Jahrhunderts sich die Nürnbergerinnen gegen das winterliche Wetter verwahrten (1), schien den englischen Ueberzieher vorausgenommen zu haben, der erst gegen Ende dieser Epoche in Mode kam; doch gehörte er von Haus aus zu der grossen Sippschaft der „Kragenröcke", die während des 17. Jahrhunderts eine so grosse Rolle in der deutschen Frauengarderobe spielten (46. 1). Vom Ansaze des Halses an bis zur Taille schloss er sich glatt um den Körper, und erweiterte sich von da an dem unteren Rocke gemäss, ohne dessen Länge zu erreichen. Mit seinen vorderen Kanten stiess er von oben bis unten hin durchaus zusammen; über die Brust herab wurde er mit Knöpfen und Bandösen geschlossen, ausserdem um die Taille mit einer farbigen Binde gegürtet. Von hier ab folgte ein schmaler Pelzstreif den Kanten der Schösse, sowol abwärts wie untenher, wo er zugleich einen Seitenschliz umränderte; ebenso verbrämte er den knappen Ausschnitt am Halse, den Nacken bedeckend und vor der Halsgrube spizig nach unten verlaufend.

Die Frisur verbarg sich unter einer gleichfalls mit Pelzrand garnierten Kalotte. Mitten vor der oberen Stirn breitete sich eine Art von Fächer aus, der in seiner unteren Hälfte aus Bandschleifen, in seiner oberen aus gefälteltem Spizenzeuge bestand. Dieses Puzstück war der letzte Rest der „Fontange", jener berühmten Frisur aus Band und Spizen, die auf dem Vorderkopfe thronend um 1700 eine enorme Höhe erreicht hatte, aber schon um 1704 um die Hälfte zurückgegangen und bis zum Jahre 1715 beinahe gänzlich wieder verschwunden war. Die Fontange hatte sich nur in den vornehmsten Familien einzubürgern vermocht; der schlichte Bürger erlaubte seinen Töchtern höchtens nur, sie im Kleinen nachzuahmen, und auch erst dann, wenn die Obrigkeit ihre Zustimmung dazu gegeben hatte.

Der Reifrock oder „Panier" (42. 1. 2; 59. 8; Taf. 26. 1) hatte um 1700 die Grenzen seiner Anschwellung erreicht und schrumpfte von jezt ab innerhalb zehn bis fünfzehn Jahre allmählig zusammen. Hauptsächlich um die Hüften verengte er sich bedeutend (2). Der Leib des „Nachtrockes" oder „Manteaus" stand vornherab offen und wurde nur am Ende des Steckers mit einer Haftel geschlossen. Ein mit Rüschen gesäumtes Kragentuch verkleinerte die Lücke, indem es, locker um den Nacken gelegt, mit den vorderen Zipfeln an beiden Rändern des Ausschnittes herabstieg. Die Aermel waren stets kurz und bedeckten nur die Achseln, über denen sie sich puffig zusammenzogen. Unter ihnen quollen die gleichfalls gepufften Hemdärmel hervor, die dicht unter der Armbeuge mit einer breiten, in der Mitte gefassten Rüsche abschlossen. Der offene Rock des Manteaus, der „Schweif" oder „Schurz", wurde gänzlich nach hinten geschlagen und so ein grosser Teil seines andersfarbigen Futters nach aussen gekehrt, während zugleich die ganze vordere Hälfte des unteren Rockes oder die Schürze frei ins Auge fiel.

Die Haube war damals nur in der Haustracht bekannt und kam im grossen Puze nicht vor; in der Form blieb sie sich fast überall gleich, aber im Stoffe war sie sehr verschieden. Sie bestand in einem kegeligen Käppchen, das im Boden spizig oder flach, und am Gesichtsrande, beliebig auch über den Oberkopf herab, mit einer Rüschengarnitur verbrämt war (vergl. 70. 3).

Taf. 41. In den süddeutschen Reichsstädten, soweit sie vom Schwäbischen Stamme bevölkert waren, wie in Nördlingen, verhielt sich das weibliche Kostüm weit konservativer, als sonst in Deutschland, und zeigte am ausgehenden 18. Jahrhundert fast noch den nämlichen Charakter, den es gegen die Mitte des 17. angenommen hatte (vergl. Taf. 24. 1. 2; 30. 1. 2; 35. 2). Man sah hier noch denselben geschwellten und in dichte Längsfalten geriefelten Glockenrock und dasselbe faltenlos anliegende Schossleibchen, wie um 1640 (vergl. 59. 5–7, 67. 1.). Die

Grundform beider Gewandstücke war völlig unverändert und die Umgestaltung beschränkte sich auf Einzelteile, auf Schösse, Aermel und namentlich auf die Taille; diese, sonst kurz und behäbig (34. 1–4), war jezt mehr gestreckt und walzenförmig. Was nun die Nördlinger Frauentracht im besonderen angeht, so zeigte sich der Schoss des Leibchens viermal gespalten, nämlich vorn und hinten sowie über beiden Hüften. An den Hüften sehr schmal, über Gesäss und Unterleib aber desto breiter und spiz geschnitten, näherten sich die vier Schossteile, paarweise hinten und vorn beisammen liegend, der Form von Schwalbenschwänzen. Die Aermel gingen eng bis über die Armbeuge hinab und öffneten sich unten mit schmalen, aber sehr weiten Umschlägen. Dergleichen Stücke waren seit 1760 von der Mode aufgegeben und durch Besäze von gekräuselten Spizen, von Band oder auch von dem Stoffe des Leibchens ersezt worden, während für die Unterarme weite Manschetten von Spizen aufgekommen waren, die aus dem Aermel hervorfielen. In Nördlingen aber verwahrte man, wie es auch z. B. in Ulm geschah (Taf. 17. 2), die Unterarme mit langen anliegenden Stauchen, die ein wenig über die Handwurzel vortraten. Den weiten Ausschnitt des Leibchens verdeckte man zunächst mit einem viereckigen Linnenstücke, das den Dienst eines Kollers versah, glatt auflag, mit seiner in den Rücken fallenden Ecke festgesteckt und mit seinen Brustkanten dicht zusammengenommen und verhaftelt wurde. Darüber legte man ein kleineres zum Dreiecke zusammengefaltetes und mit Rüschen garniertes Tüchlein aus feinem Stoffe um den Nacken her nach vorn und verknotete es mit beiden Seitenzipfeln unter der Halsgrube.

Das eigentliche Charakteristikum der Nördlinger Frauentracht bestand in einer grossen Flügelhaube von weissem Linnen. Mit solchen Hauben angethan sahen die Frauen aus, als ob sie jeden Augenblick hätten davonfliegen wollen. Genau betrachtet war die Haube eine Variation der in Strassburg und Basel üblichen Hauben (36. 2; 37. 4; 40. 2), nur dass ihre Flügel, an den Enden scharf gespizt und an der Kalotte zusammengedrückt, der Form von Vogelschwingen näher standen. Man garnierte sie über ein Futterkäppchen, von dessen unterem Rande im Nacken wie unterm Kinn ein Schleifenbündel herabfiel, das, wie es scheint, mit einer Zugschnur in Verbindung stand. Bei Leichenbegängnissen war es üblich, sich in hergebrachter Weise das Gesicht unter der Nase mit einem weissen „Maulbande“ zu verhüllen (vergl. 54. 3; S. 119), und die zusammengelegten Hände unter einem darübergehängten weissen Linnenstücke, das wol die Stelle der früheren „Stürze“ vertrat, zu verbergen (72. 3; 73. 1; Taf. 2. 2).

Taf. 42. Der Geist des Ernstes und der gemessenen Strenge, den die Reformation über alles ausgoss, was sie ergriff, kam kostümlich,

am meisten in denjenigen Städten zum Ausdrucke, die bei den religiösen Veränderungen am nächsten beteiligt waren. Und wenige Städte waren so mit der Reformation verwachsen, wie gerade Augsburg. Man mag dort Sitten, Gebräuche und Trachten anfassen wo man will, überall blickt die „Konfession“ hervor; es ist nicht gespottet, wenn man behauptet, die Konfession mache sich dort von den Kirchen an bis auf die Schweineställe herunter bemerklich; wir werden noch Gelegenheit finden, mehr darüber zu reden.

Das Kostüm bewegte sich während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in spanischer Richtung: das spanische Kostüm aber war von Haus aus nüchtern und ernst; und so geschah es, dass beide Richtungen, die protestantische und die spanische, die innerlich so feindselig sich gegenüberstanden, äusserlich wie für einander geschaffen waren. Demgemäss erhielt die Kleidung in den reformierten Städten durch ihre nüchternen Formen, ihre düsteren Farben und ihre schmucklosen Flächen ein eigenes Gepräge; sie bildete sich wol auch fort, aber nur aus sich selbst heraus.

In Augsburg waren damals noch die altväterlichen Hosen zu bemerken (1), die strumpfartig das ganze Bein samt dem Fusse und dem Unterleibe verhüllten, während die Mode doch die Pluderhosen mit ihren Schlizen und farbigen Puffen, sowie die spanischen Pumphosen mit ihrer faltenlosen Auspolsterung verlangte. In demselben Masse hielt sich das Wams von Uebertreibungen fern; es hatte sehr wenig Aehnlichkeit mit dem spanischen Wamse und diesem nur den hohen steifen Kragen und die sich darüber ausbreitende Kröse, sowie die Krausen am Handgelenke entlehnt. Mit seinen breiten Schössen näherte es sich einem kurzen Rocke; im Leibe war es so eingerichtet, dass es sowol durch Einnähte, wie durch Wattierung beliebig glatt auf den Körper gepasst werden konnte. Die Aermel passten auf den Arm und waren nur an den Achseln ein wenig gepufft, nach Belieben auch wattiert. Aehnlich verhielt es sich mit der Schaube, dem Oberkleide aller Bürger aus den mittleren und höheren Ständen. Von Anfang an hatte die Schaube dem spanischen Oberkleide, dem Mantel, am schroffsten gegenübergestanden. Später aber näherte sie sich ihm allmählich dadurch, dass sie sich im Schosse, wie in den Aermeln bedeutend verkürzte; die Aermel zog sie auf die Oberarme zurück und bauschte sie gleichfalls an den Achseln; ja sie gab die Halbärmel für schmale Achseldecken auf (vergl. Taf. 23. 1), verzichtete schliesslich selbst auf diese schmalen Streifen und begnügte sich mit Armschlizen. Die Schuhe, früher tief ausgeschnitten, vor den Zehen sehr breit, näherten sich jezt mehr der Form des Fusses; nach spanischem Muster bedeckten sie den Spann durchaus, blieben aber an der Ferse niedrig wie bisher; sie hatten noch keinen Absaz; doch war das Leder unter der Ferse gewöhnlich doppelt genommen.

Was aber der Augsburger Männertracht ein durchaus eigenartiges Gepräge gab, war der „Cylinderhut“. Man würde diesen Hut für einen Verstoss gegen die Zeitrechnung halten, wenn sein Vorhandensein nicht durch die lautersten Zeugnisse verbürgt würde, in unserem Falle durch den Thesaurus picturarum auf der Darmstädter Hofbibliothek. Auch in den Stichen von Dürer begegnet uns ab und zu der Cylinderhut; doch steht er hier seinem ganzen Habitus nach unserm modernen Cylinder bei weitem nicht so nahe, wie der Augsburger Hut. Keine andere deutsche Stadt könnte einen mehr gegründeten Beweis der Wahrscheinlickeit dafür beibringen, dass in ihr die Wiege der gloriosen Angströhre gestanden habe, wie Augsburg; ja, wenn wir die gewerbliche Geschichte von Augsburg genauer durchmustern, mögen wir zu der Ansicht gelangen, fast jeder Fortschritt in industriellen Dingen sei früher aus Augsburg gekommen. Im übrigen war es der hohe spanische Hut, der dieser Hochform erst das Moderecht verschaffte.

Der weibliche Anzug verfolgte den nämlicheu Weg nach ernster Schlichtheit; doch machte er weniger Uebergangsformen durch, als der männliche, und nahm die spanische Mode schnell und gleichmässig an. Wir haben unter 63. 1–10 das Nötigste darüber mitgeteilt und können uns durch einen Hinweis auf jene Notizen eine Wiederholung ersparen.

Taf. 43. In dem Kostüme des Fuhrmannes wie des Augsburger „Stadtknechtes“ findet sich nur weniges, das nicht aus dem allgemeinen Teile dieses Buches sich erklären liesse. Ueber die Pumphosen siehe S. 8, das wollene Hemd S. 14, das Wams (2) S. 23 (vergl. Taf. 42. 1 S. 189), über den Rock S. 19, den Hut S. 30, den Kragen S. 15, das Haar S. 33. Die Stiefel, wie man sie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts trug, hatten sich von 1630 ab auf Grund des Schwedischen Stiefels herausgebildet. Dieser Stiefel beachtete nur wenig die Gestalt des Beines (1); sein Schaft bildete einen schlanken abgestumpften, mit der Spize nach unten gewendeten Kegel; eine hier eingeschnittene Oeffnung diente zum Ansaze des Fusses; der Fuss selbst war an den Zehen abgestumpft und breit ausgewalkt. Der Stiefel reichte bis über das Knie; doch erlaubten die Pumphosen nicht, ihn ganz heraufzuziehen, und deshalb stülpte man ihn an seinem oberen Teile nach aussenhin um. Die Sohle war derb, doch ohne Absaz. So hergerichtet behielten Bauern und Fuhrleute den Stiefel auch dann noch bei, als die Mode ihn wieder veränderte (2). Man machte seit 1640 den Schaft bis über die Wade ziemlich anliegend und erweiterte ihn dann mit einer angesezten Stulpe, wobei man ihn hinten- und vornherab vernähte oder nur im unteren Teil hinten, im oberen, namentlich in der Stulpe, aber auf beiden Seiten. Den Fuss an diesem Stiefel machte man vielfach etwas länger, als nötig, und versah ihn mit einem

Absaze. Besonderen Falls richtete man den Fuss nach Art eines Schuhes her und zog ihn auf dem Spanne mit Riemen und Schnallen zusammen: dies geschah, um den Sporen auf der Oberkante des Schuhes einen festeren Siz zu geben und sie am Herabrutschen zu hindern. Gewöhnlich aber sezte man zu diesem Zwecke hinten auf den Stiefel ein dickes Afterleder auf, das stark und wulstig hervortrat.

Der Bart, als Knebel zugeschnitten und an den Backen rasiert, hatte sich in der modischen Tracht nicht über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus erhalten; nur bei Fuhrleuten und ähnlichen Tagewerkern sowie bei den Juden fand sich noch der volle Bart, bei den Angehörigen der unteren Klassen auch noch der Knebel; im allgemeinen aber war es Brauch, das Gesicht glatt rasiert zu tragen. Mehr Gleichmässigkeit herrschte in der Art das Haar zu ordnen; man liess es durchweg lang auf die Schultern fallen. Wie altes Herkommen und neue Moden sich in der Frisur vermischten, so geschah dies auch in der Bedeckung der Frisur, im Hute; der Fuhrmann schüzte sich noch mit dem alten Schlapphute, während Leute von Gewicht, wenn auch nur von geringem, bereits den steifen Hut mit hohem spizigen Kopfe angenommen hatten.

Bezüglich der amtlichen Trachten wollen wir noch einiges hinzufügen. Im ausgehenden Mittelalter war es durchweg Sitte, dass die Personen einer Stadtverwaltung, ob sie hoch oder niedrig standen, die Farben der Stadt auf ihren amtlichen Kleidern trugen, während die Kleider selbst im Zuschnitte nicht von der zeitgenössischen Mode abwichen. Diese hierarchischen Farben fingen im 16. Jahrhundert an zu erlöschen, und zwar von oben an; zwar konnten sie noch gegen Ende dieser Epoche in einzelnen Städten, z. B. in Köln, auf dem Leibe der Bürgermeister bemerkt werden; im allgemeinen aber wurde Schwarz zur amtlichen Farbe, und zum eigentlichen Amtskleide bis zum Throne hinauf rückte die Schaube vor. Dies war der Grund, weshalb die Schaube mit „Ehrrock" bezeichnet wurde, und warum sie den Wechsel der Mode überdauerte. In der schwarzen, mit kastanienbraunem Pelze verbrämten Schaube blicken noch heute die Bildnisse der hohen Magistratur von den Wänden unserer Rathäuser herab, über der Brust eine schwere goldene Kette, oft zwei- oder dreifach umgelegt und mit einem Medaillon, dem „goldenen Pfennig", behängt (68.3). So ging die Schaube in Gesellschaft der grossen Mühlsteinkröse als höhere Amtstracht in das 17. Jahrhundert hinüber. Im Kreise der niederen Beamten, der Stadtknechte, Büttel und Profosen dagegen, behauptete sich noch lange die farbige Teilung des Rockes; und so erscheint auch auf unserem Bilde der Stadtknecht von Augsburg (2) in den Farben seiner Stadt: in Grün, Weiss und Rot.

Fig. 71. Bezüglich dieser Kostüme sind vorzugsweise die Erläuterungen zu 54. 1–4, 72. 1–4 und Taf. 26. 1 nachzulesen. Die Augsburger Leinwandhaube unterschied sich von der, welche in Ulm getragen wurde, nur durch ihren mehr in die Breite gehenden Giebel und ihre kräftigere Stirnschneppe. Die Unterkalotte, hinten sichtbar, schnitt über dem Nacken ab, bedeckte denselben aber mit drei Bandschleifen.

Fig. 71.

1 2 3 4

Augsburger Trachten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1 Hebamme zur Taufe gehend; 2 Dienstmagd; 3 Jungfrau in winterlicher Kirchentracht; 4 vornehme Frau in Trauer. (Jeremias Wolff excudit.)

die nebeneinander an ihrem unteren Rande hingen, und, wie es scheint, die Enden einer Zugschnur bildeten. Falls man bei strengem Wetter sich nicht einer Schuzdecke (3; S. 51) oder eines Muffs (S. 116) bediente, konnte der schurzartige Vorstoss (1. 2. 4) den Dienst eines Handwärmers versehen.

Fig. 72. Die meisten Stücke dieser Kostüme finden sich bereits weiter oben erklärt. In Betreff des Ueberziehleibchens mit seiner walzenförmigen Taille (1. 4) und seiner Unterlage, der Schnürbrust, insbesondere siehe 54. 1–3 (S. 114) und Taf. 24. 1 (S. 133). Die ganze Tracht trieb der Wunderlichkeit entgegen. Seltsam war der Brauch, von den Laschen, in die man den Schoss des Leibchens auflöste, die beiden

Fig. 72.

1 2 3 4

Augsburger Trachten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1 Fremde Jungfrau im Augsburger Habit; 2 Dienstmagd; 3 katholische Geschlechterin im Leichengefolge; 4 vornehme Jungfrau zur Hochzeit gehend. (Jeremias Wolff excudit.)

vorderen zu verlängern und in einen starren Schurz zu verwandeln (4), die übrigen Laschen aber unterzustecken. Diesen Schurz bedeckte man der Länge nach durchaus mit bestickten Bandstreifen und ebenmässig die Brustseite über dem Schurze, indes man sonst das Leibchen glatt beliess. Wie zu dem hohen Leibchen die Mühlsteinkröse (71. 1. 2. 4), so

legte man zu dem ausgeschnittenen einen Kragen aus breitem Spizenzeuge an (1. 4; 71. 3). Dieser Kragen folgte dem Rande des viereckigen Ausschnittes und hatte für seinen Teil ebenfalls einen Ausschnitt, der den des Leibchens im kleinen wiederholte. Sonst eben, wies er nur einige fächerartig angeordnete Faltenbrüche auf, die von den beiden Ecken des inneren Randes aus sich radial nach den beiden Ecken des äusseren Randes hin verbreiteten. Diese Brüche waren ein Charakteristikum des Augsburger Kragens (66. 1); wo man derartige Kragen sonst noch sehen mochte, dürften sie Augsburgisches Fabrikat gewesen sein (vergl. 70. 6; Taf. 34. 1).

Mit der grossen Leinwandhaube (71. 1. 2. 4) teilte sich ein schwarzer Spizhut (1. 3) in den Ruhm der Wunderlichkeit. Um sein Dasein zu begreifen, muss man sich mit der Augsburgischen Geschichte etwas vertrauter machen. Die socialen Zustände Augsburgs waren von den kirchlichen nicht zu scheiden; durch das kirchliche Volksleben erhielt erst das weltliche seine Eigentümlichkeit; aus diesem Grunde stand auch das Kostüm in Augsburg mehr oder minder mit der Kirche in Verbindung. Augsburg war das Muster einer „paritätischen" Stadt, d. h. Gegensaz und Gleichberechtigung der Konfessionen machten sich in allen Lebensäusserungen geltend, und somit auch im Kostüme. Protestanten und Katholiken waren erkennbar an ihrer Tracht; namentlich war es die Kopfbedeckung, der man es sofort ansehen konnte, ob ein katholischer oder protestantischer Schädel daruntersteckte. Bei dem konservativen weiblichen Geschlechte bildete sich diese Unterscheidung bis zum Extreme heraus; die Ehre, den protestantischen Glauben zu vertreten, fiel um diese Zeit der grossen weissen Leinwandhaube zu, und dieser Haube stellte sich der schwarze Spizhut als katholischer Zionswächter gegenüber. Was uns aus der Ferne wie Humor und Komik erscheint, war damals eine ernste Sache. Ist doch selbst in unsern Tagen noch ein Hauch von dieser Absonderung in Augsburg zu spüren; noch heute, da von den alten Kopfbedeckungen kaum noch ein Exemplar in den Glaskasten unserer Museen vorhanden ist, noch heute weigern sich die protestantischen Mädchen aus dem eigentlichen Bürgerstande eine Haube aufzusezen, während die katholischen mit der Baierischen Riegelhaube zur Kirche gehen (S. 202).

Der Spizhut hatte einen grossen kreisrunden Schirm (1. 3. 73. 3) und einen sehr schmalen kegeligen Kopf; der Schirm war aus schwarzem Filze zugeschnitten, der Kopf aber aus einem Stücke soliden Holzes abgedreht, schwarz überzogen und nicht ausgehöhlt. Zwei Bündel von Schnurschleifen rechts und links am Kopfe machten den Auspuz des Hutes aus. Aufgesezt berührte der Hut nur auf einer kleinen Stelle die Mitte des Kopfes, über dem er wie schwebend befestigt war.

Indes, auch von diesem Hute gilt das Wort des weisen Rabbi: „Alles schon dagewesen“; er war in der That schon einmal da und zwar bei einem Volke, bei dem man ihn am wenigsten hätte suchen sollen, bei den Hellenen. Erinnern wir uns der berühmten Thonfigürchen aus den Grabstätten von Tanagra; der Hut, wenn nicht ganz so, doch ähnlich, auch nicht schwarz, sondern buntfarbig, erscheint dort so häufig, dass man ihn als ein nicht ungewöhnliches Kostümstück betrachten muss, wie es zur Zeit Alexanders des Grossen wenigstens von den Damen zu Tanagra mit Vorliebe getragen wurde.

Bis zum Grabe, an dem doch sonst der Hader in Versöhnung umzuschlagen pflegt, sezte sich die „Parität“ in dem Augsburger Kostüme fort. Die Frauen vom protestantischen Adel trauerten in der grossen Linnenhaube (4), das „Maulband“ vor dem Kinne (S. 119) und die ganze Gestalt in den grossen „Florsturz“ gehüllt (vergl. 54. 3). Minder pompös, vielleicht aber sprechender, waren die Trauerabzeichen, deren sich ihre Glaubensverwandten aus den bürgerlichen Kreisen bedienten (73. 1); diese bestanden in einer kleinen weissen Haube, die gleichsam den unteren Teil der grossen Haube ausmachte und einer Stuarthaube nicht unähnlich sah, einem kurzen geschlossenen Mäntelchen (vergl. 54. 2. 4) mit ringsumgehendem glatten Ueberfallkragen und einer kleinen Stürze, die nicht länger war, als das Mäntelchen, und vor dem Kinne an das Maulband festgesteckt wurde. Die katholischen Frauen aber (3) sezten ihren schwarzen Spizhut auf jene Haube und gesellten der Stürze die lange Trauerbinde, die sie mit ihren Enden rechts und links fast bis auf den Boden herabfallen liessen.

Fig. 73. Ueber diese Trachten im allgemeinen siehe 54. 1–4, über das Trauerkostüm (1) 72. 3, über Koller und Leibchen (2) Taf. 45. 2, S. 198, über die Frisur (2) S. 49 und Taf. 26. 2, S. 141; über den spizen Hut (3) 72. 1–3, S. 194.

Taf. 44. Für die männliche Tracht dürfte besonders das über Taf. 37. 1 Gesagte nachzusehen sein, ferner: über die Pumphosen S. 8, die Strümpfe S. 10, die Schuhe S. 14, das wollene Hemd S. 14, die Hosenträger S. 9, die Joppe S. 24, den Hut S. 30; sodann, was das Kostüm der Bäuerin angeht, über den Rock S. 38, die Jacke S. 35 und 37, die Schuhe S. 43, die Pelzmüze S. 48. Die Halsbinde zeigte durch die Art ihrer Anlage, dass sie in der That zum Warmhalten des Halses bestimmt war; sie wurde nämlich zweimal umgewickelt, zuerst von vorn nach hinten, hier gekreuzt und dann wieder nach vorn gelegt, um vor der Halsgrube verschlungen und untergesteckt zu werden. Diese Anlage war bäuerischer Brauch unter beiden Geschlechtern; die vornehme Frauenwelt dagegen liess damals für gewöhnlich den Hals und die obere Brust offen oder legte mehr zum Puze, als zum

Schuze, nur ein dünnes Spizentüchlein, die „Steenkerke“ über, vom Oberkopfe oder vom Nacken her, und verschlang solches locker vor der oberen Brust, so dass der Hals wenigstens vorn immer noch zu sehen blieb.

Fig. 74. Was von diesen Gewändern ritueller Art ist, fällt nicht in den Bereich unserer Aufgabe; über die sonstigen Kostümstücke hatten wir schon mehrfach Gelegenheit uns auszusprechen; vorwiegend

Fig. 73.

Augsburger Frauentrachten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1 Frau in Trauer; 2 Jungfrau im sommerlichen Hauskleide; 3 katholische Jungfrau; 4 Frau in winterlicher Tracht. (Jeremias Wolff excudit.)

kommen hier die Erläuterungen zu Taf. 38. 1. 2 (S. 184) in Betracht, was den Mantel (5) angeht, die zu Taf. 25. 2 (S. 138). Von sonstigen Eigenheiten scheint indes noch manches bemerkenswert. Das Barett (3–6), von ansehnlicher Grösse, hatte etwa die Form eines Pilzhutes angenommen und markierte selbst dessen auf der Unterseite sichtbare geblätterte Einteilung durch die kleinen Falten, mit dem es sich nach

seinem Bunde hin zusammenzog. Die Beffchen (1. 3), sonst ein eigenes Kostümstück (S. 16), das man mit der Halsbinde festhielt und darüber hinabfallen liess (Taf. 17. 1; 18. 2), waren hier oben auf der Innenseite des Rockes festgenäht, an jeder Kante eine Lasche, so dass man nur

Fig. 74.

Jüdische Trachten aus Fürth in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1 Rock und Weste rotbraun, Hosen gelb, Strümpfe graubraun, Brusttuch (Arba Camphos) lederfarbig, Müze, Mantel und Schuhe schwarz, Kopftuch (Schulmantel), Halstuch und Beffchen weiss; 2 Haube und Rock rosa, Mantel schwarz, Schürze und Kragen weiss; 3 Rock und Weste lederbraun, Beffchen weiss. Strümpfe graubraun, Barett und Schuhe schwarz; 4 (Rabbi) Kragen weiss, das übrige schwarz; 5 Barett, Mantel, Strümpfe und Schuhe schwarz, Rock ledergelb; 6 Barett, Ueberrock, Strümpfe und Schuhe schwarz, Rock (Aermel) rotbraun, Manschetten und Kragen weiss; 7 (Braut) Flinderhaube golden, Kragen, Schürze und Manschetten weiss, Rock hochgelb, Leibchen samt Aermel lederfarbig, Vorstecker karminrot, Mantel schwarz. (Paul Christian Kirchner: Jüdisches Ceremoniel oder Beschreibung derjenigen Gebräuche, welche die Juden sowol inn- als ausser dem Tempel etc. in acht zu nehmen pflegen: Nunmehro aber mit accuraten Kupfern versehen von Sebastian Jacob Jungendres. Nürnberg 1730. Ein koloriertes Exemplar, wol das einzige bekannte, im Besize des Bibliophilen Herrn J. Jeidels in Frankfurt am Main.)

den Rock zu schliessen brauchte, um sie beisammen vor der Halsgrube zu haben. Die Strümpfe (3) zeigten noch ganz die nämliche Form, in der sie um die Mitte des 16. Jahrhunderts aufgetreten (S. 10); wie aus ihrer graubraunen Farbe zu ersehen ist, bestanden sie auch noch

wie damals aus Leder: mit einer Stulpe gingen sie über das Knie hinauf, wurden aber unter dem Knie mit einem verschnallbaren Riemchen festgehalten. Die Schuhe hatten kein Fersenstück und die Ferse ruhte, nur vom Strumpfe bedeckt, auf der Sohle; dies dürfte nicht Zufall gewesen sein; wenn auch die Christen sich solcher Schuhe bedienten, so thaten sie es nach Belieben; für die Juden blieben sie mitunter vorgeschrieben.

Auch die weibliche Tracht wies manche Sonderformen auf. Der Mantel (7, vergl. Taf. 38.1) war aus zwei Stücken zusammengesezt, einem glatten Koller und einem in dichte Falten geriefelten Schosse. Die Haube (2) unterschied sich von ihren Geschlechtsverwandten dadurch, dass sie die beiden Bogen des Schirmes, die sonst nach dem Muster der Stuarthaube über die Schläfe gingen, über der Stirne aufpflanzte, und zwar dicht nebeneinander. Ueber die Flinderhaube (7) siehe S. 48.

Taf. 45. Ueber das Schossleibchen und den Rock der ersten Figur s. Taf. 15.1.2 (S. 117), Taf. 17.2 (S. 118) und Taf. 24.1 (S. 133), ferner 54.2 (S. 114); über die Leinwandhaube ausser Taf. 16, 17 und 18 noch 54.2 (S. 116). Was das Kostüm der zweiten Figur angeht, siehe über das spize Mieder S. 39 und 62, den Brüstling S. 36, die Schniepe oder Stirne S. 126. Den festen Anschluss von Mieder, Stecker und Brüstling unterstüzte man durch einen Gürtel, der unter den Achseln her um den Körper gelegt und vorn zusammengehakt wurde; vergl. 47.7 und Taf. 19.1 (S. 120). Ueber den Brüstling, der den grossen Ausschnitt des Mieders unter sich verbarg, kam gelegentlich nach altem Brauche eine Jacke zu liegen, die im Leibe ähnlich, wie das Mieder, zugeschnitten war; vergl. 47.6 Taf. 20.2 (S. 122). An dem Schuhe, der damals vor den Zehen ziemlich spiz, im Absaze hoch und schmal war, verband man die beiden Laschen am Fersenstücke entweder durch eine kleine Schleife oder durch eine Schnalle. Diese Verzierung mangelte selbst am Schuhe der Dienstmägde nicht; der feinere Frauenschuh war gewöhnlich noch oben um das Einschlupfloch herum mit einer überfallenden Spize eingefasst oder auf sonst eine hübsche Weise ausgestattet. Man begnügte sich nicht mit diesem Auspuze allein; statt des Leders verwendete man die schwersten Seidenzeuge, glatt oder gemustert, und verzierte sie mit Stickereien oder Tressen. Den Absaz überzog man mit feinem weissen Leder oder mit Pergament und bestickte solches nicht selten ähnlich wie das Oberleder. Der Schuh ging, soweit er zur vornehmen Tracht gehörte, mit der Mode, mochten auch die übrigen Stücke des Kostüms sich noch so fern von ihr halten.

In allen deutschen Reichsstädten ging das Kostüm mit dem Sondergeiste, der dort regierte, Hand in Hand; doch zeigte sich dies Symptom

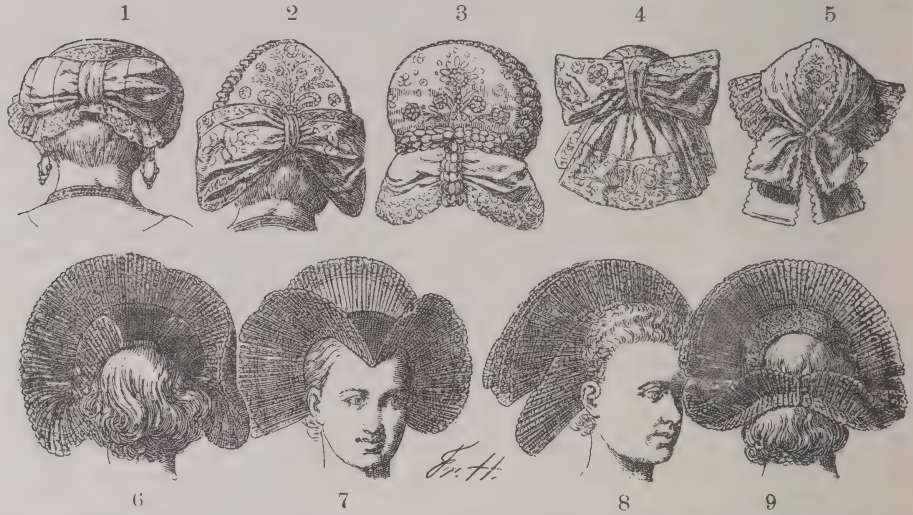
in Augsburg vielleicht stärker, als anderswo. „Augsburger Pracht“ war schon im Mittelalter sprichwörtlich; wenn man es sonst nicht wüsste, wieviel man in dieser Stadt von altersher auf Kostüme hielt, so würde man dies aus dem merkwürdigen Cyklus von Kostümbildern ersehen, den ein dortselbst im 15. Jahrhundert lebender Patricier, namens Matthäus Schwarz, anfertigen liess. Dieser Mann, den man sich gewöhnt hat, als das Muster eines Portraitnarren anzusehen, erkannte mit richtigem Blicke die Bedeutung von anscheinend so kleinen Dingen wie es die alltäglichen Gewänder sind, und das Interesse, das die Nachwelt dafür haben müsste. Er hielt es darum nicht für zu gering, sich in allen Kleidern portraitieren zu lassen, die er von Kindesbeinen an bis in sein hohes Alter jemals auf dem Leibe getragen hatte. Wenn er sich nur das Haar hatte schneiden lassen, zögerte er nicht, dies in einem Bilde festzuhalten: Ja, um sein Dasein bis in den Mutterleib hinein zurückzuverfolgen, liess er seine Mutter in dem nämlichen Kleide malen, das sie getragen hatte, als sie mit ihm schwanger gegangen war. Diese Sammlung ist jezt noch vorhanden; sehr überraschend ist es, darin den grossen Einfluss wahrzunehmen, den Oberitalien damals auf die Augsburger Kleidermoden ausübte, und doch begreiflich; denn der Weg nach Oberitalien war den Augsburgern so altgewohnt, dass es ihnen ebenso leicht fiel, die welschen Kostüme herüberzuholen, wie die welschen Weine.

Die Kriegsläufe brachen die alte Herrlichkeit von Augsburg; es verlor seine Blüte, aber nicht seinen Kunstfleiss; dieser wirkte nachhaltig wie eine Art von Johannistrieb, und die Stadt durfte im 17. und 18. Jahrhundert noch eine Nachblüte erleben, wie nicht leicht eine andere deutsche Stadt. Auf die Dauer freilich entging auch sie nicht dem schleichenden Hauche der Erstarrung; je mehr Augsburg von seiner wirklichen historischen Wichtigkeit verlor, desto fester hielt es an den Aeusserlichkeiten fest, etwa so, wie man eine Schale noch deshalb schäzt, weil sie einen edlen Kern beherbergt hatte. Dieser Geist, immer aristokratisch und konservativ, kam denn auch unentwegt in seinen Trachten zum Vorscheine; diese bildeten sozusagen eine Allegorie des Augsburgischen Geistes, ähnlich wie die Fresken an den Häusern der Stadt; sie machten sich wie Rokokostücke, deren wunderliche Phantasien von den Spätergeborenen nicht mehr so leicht zu enträtseln sind. Steif, doch gediegen, vererbten sich die Röcke von der Grossmutter auf die Enkelin; kostbar und doch alltäglich stiegen sie von den vornehmen zu den niederen Ständen herunter; würdig und doch voller Schrullen währten sie noch als altertümliche Uniform von Hochzeitsladerinnen und Leichenansagerinnen in die neue Zeit hinein, so dass man vor Erstaunen über diese verwegene Mischung nicht dazu kommt, sie lächerlich

zu finden. Wenn in einem weiten Kreise von Süddeutschland, namentlich in Ulm, fast dieselben Kostüme zu sehen waren (vergl. Taf. 15—19), so erklärt sich dies daraus, dass Augsburg eben den Ton in den dortigen Moden angab; wo man sie auch sah, nannte man sie kurzweg „Augsburger Tracht".

Fig. 75. Die vornehmste und vor allen charakteristische Baierische Haube war die „Riegelhaube" (1–3). Im Gegensaze zur Alemannischen Stirnhaube (57. 3; 63. 6. 8), die sich hinten aufschwellte, senkte sich die

Fig. 75.



Hauben vorzugsweise von Patricierinnen im 18. Jahrhundert und Anfange des 19. 1—3 Münchener Riegelhauben; 4 Augsburger Bockelhaube; 5 Baireuther Zughaube; 6—9 Schwäbische Radhauben aus der Augsburger Gegend. (Nach Originalstücken im Bairischen Nationalmuseum zu München.)

Riegelhaube wie ein Haarbeutel nach hinten ab. Mannigfach waren die Wandlungen, die sie im Laufe der Zeit durchmachte. Früher hatte sie eine hohe runde Kappe (76. 1; Taf. 47. 2), der Frisur entsprechend, die mit einem zusammengedrehten Neste den Hinterkopf bekrönte. Sonst lag sie entweder rund am Kopfe an oder schloss hinten mit einem flachen Deckel ab, der sich bald einem Kreisabschnitte (3), bald einem Dreiecke mit gewölbten Kanten näherte (2). Unten liess sie einen gerüschten Schirmkranz hervortreten oder verdeckte wenigstens den Nacken mit einem Schirme, den man in seiner senkrechten Mitte durch eine Borte in Schlingenform zusammenfasste,

so dass er sich in zwei stumpfe Zipfel umbildete (3). Vielleicht, dass diese Einrichtung auf die Idee eines zweiflügeligen grossen Schlupfes führte, den man hinten ziemlich tief auf der Haube anbrachte; denn als der Schlupf aufkam, verschwand der Schirm, so dass hinten die Haarwurzeln zu sehen waren (2). Die Haube wurde nicht blos flacher, sondern auch schmäler, denn wie aus dem Nacken, zog sie sich auch von der Stirne zurück (76. 5; Taf. 47. 1). Doch wie sie auch in der Form sich verändern mochte, in der Ausstattung blieb die Riegelhaube die kostbarste unter allen Hauben. In der Kappe bestand sie meist aus weissem Piqué, im Schlupfe aus andersfarbigem Stoffe, selbst aus Sammet. Die Kappe starrte von federspuldicken Stickereien aus goldenen, silbernen und seidenen Fäden, von Brokatborten und reihenweis zusammengeschobenen Goldflinsern. Da man auch den Brustlaz der Haube entsprechend ausschmückte, so stellte ein derartiger Anzug ein Vermögen dar, und es liess sich begreifen, dass die Behörde solchen Luxus, der gerade in den mittleren Klassen am stärksten wucherte, zu beschränken suchte, ebenso aber auch, dass das weibliche Geschlecht sich diesem Verbote widersezte; denn solche Läze und Hauben in ihrem Metallglanze waren der Stolz ihrer Besizerin, Pracht- und Kabinettsstücke, welche man wenigstens noch im Glasschranke den Fremden zeigte, wenn man sie abgelegt hatte. Im Jahre 1749 erschien ein Erlass, der die schweren goldenen Besäze an den Kleidern, vor allem aber die Riegelhauben und goldenen Brustläze verbot; da er ohne Wirkung blieb, wurde er im nächsten Jahre wiederholt, und endlich, wenigstens in der Hauptstadt, mit Gewalt durchgeführt, indem die Amtsdiener diesen Puz, wo er sich auch zu zeigen wagte, sofort beseitigten. Durch solche Mittel arbeitete die Regierung freilich nur der französischen Mode in die Hand. Der Uebergang von der Riegelhaube zur Schwäbischen Heiliggeisthaube wird durch die Damasthaube der Dachauerinnen vermittelt, die auf der Höhe des Scheitels mit breiten schwarzen Seidenschleifen und am Rande untenher, ausgenommen im Nacken, mit einem Schirme von schwarzem durchzogenem Tülle ausgestattet ist. Ueber die Baireuther „Zughaube“ (5) siehe Taf. 28. 2, die „Rad- oder Florhaube“ (6–9) S. 48, die Augsburger „Bockelhaube“ (4) S. 202.

Taf. 46. Ueber den Rock, mit dem die erste Figur bekleidet ist, findet sich unter Taf. 28. 2 das Nötige mitgeteilt. Das Original, das unserem Bilde zum Muster gedient hat und sich im Nationalmuseum zu München befindet, gehört zu den lezten Exemplaren mit kurzer Taille, und besteht in Rock und Leibchen aus taubengrauem gemusterten Seidenzeuge. Die weissen Kleider waren um 1820 neben den farbigen noch stark in Mode oder doch farbige Leibchen zu weissen Röcken. Das Ballkostüm verlangte ein weisses Leibchen, das hinten und vorn

tief ausgeschnitten sein musste, während das farbige Leibchen bis an den Hals hinauf zu gehen pflegte. Bald nach 1820 begann eine gänzliche Umgestaltung in den Kleiderformen; an die Stelle der kurzen Taille trat eine solche von ansehnlicher Länge, und den engen Rock ersezte ein Rock von ansehnlicher Weite, der durch einen dünnwattierten oder sonstwie gesteiften Unterrock die nötige Ausspannung erhielt. Das Busentuch hatte schon seit der französischen Revolution aufgehört, eine Modestück zu sein; es war überhaupt niemals Gallatracht, sondern immer nur ein intimes Stück für den häuslichen Bezirk; dort hat es sich auch, dank seiner grossen Brauchbarkeit, bis auf den heutigen Tag erhalten, und zwar in der nämlichen Anlage, die es schon von Anfang an, wenn auch nicht ausschliesslich, inne hatte. Unser Tuch, gestickter Battist, ist auf der Brust gekreuzt und im Rücken verknotet. Dabei blieb der Hals unbedeckt und noch Raum genug für einen passenden Schmuck; das Geschmeide, wie es unser Original aufweist, ist aus einer Anzahl silberner Kettchen und einer Filigranschliesse zusammengesezt. Der Schuh, früher ganz absazlos, war jezt unter der Ferse mit verdoppelter Sohle unterlegt, vor den Zehen spizig gerundet und im allgemeinen sehr niedrig; gleichwol trug man ihn ohne irgend welches Befestigungsmittel. So beschaffen war damals die modische Frauentracht durch ganz Deutschland. Das Stück, das sie zu einer Augsburgischen machte, bestand lediglich nur in der Kopfbedeckung; diese sezte sich aus zwei Teilen zusammen: aus einer Unterhaube von Battist und einem Käppchen aus Silberfiligrane. Die Unterhaube trat mit breitem Schirme schräg abwärts über Stirn und Nacken vor; die Kappe sass knapp auf dem Ober- und Hinterkopfe und war rückwärts mit zwei grossen Flügelschleifen aus Filigran garniert, die rechts und links hinausstarrten. Diese Flügel verschafften der Haube den Namen „Heiliggeisthaube", auf den, wie wir oben gesehen haben, auch die Badischen Markgräflerhauben getauft sind (S. 106); ihr eigentlicher Name indes war „Bockelhaube". Sie galt als das paritätische Gegenspiel der Riegelhaube (Taf. 47. 1. 2) und war nur auf protestantischen Frisuren zu Hause, wie jene nur auf katholischen (S. 194). Heutzutage wird sie kaum noch getragen.

Das gleichzeitige Kostüm der Bäuerinnen aus der Umgebung von Augsburg war der Mode viel weniger zugewendet, und hatte fast nichts, als die kurze Taille mit ihr gemein. Das Leibchen glich so ziemlich dem Dachauer Mieder, wie es jezt noch getragen wird (vergl. 21. 9); nur war es im Rücken tiefer ausgeschnitten, als jenes, sonst aber ebenso mit Damastborten eingefasst und im Rücken mit Tressen garniert. Auf der Brust weit offen stehend, liess es den bestickten Brustfleck und ein reiches Geschnür, die „Kollerkette", sehen. Der Brustfleck stieg

über die Höhe des Leibchens nicht hinaus, und unterschied sich hierin von dem Dachauer Laze, der in Form eines Stiefelknechtes mit seinen rechts und links in die Höhe strebenden Hörnern das bunte Damastkoller zum Teile bedeckt. Der Ausschnitt wurde durch den Hemdstoff mit einer liegenden Halsrüsche ausgefüllt. Aus den Armlöchern traten lange, ziemlich enge Aermel vom Leibchen des Rockes; der Rock, schlicht gefaltet, endigte über den Fussknöcheln; samt der Schürze und dem Halstuche bot er als Bauerntracht nichts besonders charakteristisches dar. Das Halstuch wurde, wie auch jezt noch in der Kemptener Gegend, im Nacken geknüpft, so dass es mit den langen Zipfeln über den Rücken fiel. Sonst zeigte sich die Sonderart nur noch in der Kopfbedeckung, einer breiten cylindrischen Pelzbräme mit schwarzer Untermüze. Die Pelzkappe, wie sie heute in Schwäbisch-Baiern getragen wird, hat einen Deckel von Goldstoff in abgestumpfter Kegelform.

Fig. 76. Die um 1780 übliche kürassähnliche Schnürbrust musste vielfach einem leichten und bequemeren Mieder weichen, das, mit eingenähten Fischbeinstäben ausgesteift und über einem weichen Brustflecke weit geöffnet, hier zum Verschnüren eingerichtet war. Die Fischbeine bestimmten die Form der Taille, die faltenlos und ziemlich lang sein musste. Die Aermel waren eng und kurz, aber mit weiten Stulpen versehen, welche die Armbeuge bedeckten. Unter den Stulpen kamen die gebauschten Hemdärmel hervor, um sofort wieder unter kurzen Stauchen zu verschwinden, welche die Vorderarme wie mit einer Hülse einschlossen; diese endigten vor dem Handgelenke und wiesen nicht einmal die dreieckige zurückgeschlagene Patte auf, die sonst den damaligen Stauchen nicht zu fehlen pflegte (Taf. 17.2); ihr Stoff war farbiges, wattiertes und abgenähtes Seidenzeug mit schmalen Belzstreifen an den Oeffnungen. Nicht der grossen Mode, sondern ausschliesslich nur der Münchener Volksmode gehörte ein Kragen aus besticktem Linnenzeuge an, oder aus Linnen mit Spizenrand; oval geschnitten, stark gesteift und der Längsachse nach halbrund gebogen, starrte er wie ein Schild rechts und links über die Schultern hinaus.

Es war der englische Einfluss, der diese Tracht veränderte. Vor allem beseitigte er die auf der Hinterseite des Rockes aufgehäufte Faltenmasse des Schurzes vom Manteau (70.4) und machte den fussfreien Rock, der bisher nur Unterrock gewesen, wieder zum oberen Rocke; er war es ferner, der die engen Halbärmel mit den weiten Stulpen (1.2) durch lange anliegende Aermel ersezte. Diese Aenderungen empfahlen die englische Mode den bürgerlichen Frauen, die sie denn auch williger aufnahmen, als die französische; namentlich der weite Reifrock hatte ihnen niemals recht behagt. Die langen engen Aermel fand man für die winterliche Zeit höchst angemessen und brachte sie

bald an allen Kleidern an, deren man sich bei der häuslichen Arbeit bediente. Zu solchen Hausgewändern zählte besonders die Jacke. Die Jacke sah man überall, bis jezt aber stets nach französischem Schnitte

Fig 76.

1 2 3 4 5 6

Bürger- und Bauerntrachten aus München und Umgegend vom Ende des 18. und Anfange des 19. Jahrhunderts. 1 Bürgersfrau von 1783: Rock karminfarbig mit gelben Borten, Schürze schwarz mit gelbem Saume, Leibchen schwarz, Brustfleck hochrot, Stauchen gelb mit braunen Pelzrändern, Riegelhaube im Schirme hochrot, in der Kappe gelb, Kragen und Hemdärmel weiss, Schuhe samt Absaz hochrot 2 Stubenmädchen von 1784: Rock blau, Jacke samt Stauchen blau mit braunen Pelzrändern, Mieder gelb, Haube im Schirme weiss, in der Kappe gelb, Schuhe schwarz mit rotem Absaze und silberner Schnalle, Fächer rot. 3. 4 Holzhauer und Fuhrmann (ohne Farbenangabe). 5 Bräuerin aus München um 1804: Leibchen rosa, Rock blau, Schürze und Schuhe schwarz, Riegelhaube weiss mit Goldstickerei, Halsflor (Halsbinde) schwarz mit Silberschliesse, Busentuch weiss. 6 Brauer um 1804: Mantel braun mit goldener Spange, Ueberrock stahlgrün, Weste rot, Knöpfe silbern, Hut und Schuhe schwarz, leztere mit silberner Schnalle, Strümpfe weiss. (3—6 nach Anton Baumgartner: Polizey-Uebersicht von München vom Monat Dezember 1804 bis zum Monat April 1805 nebst 52 Kupferstichen. 1805.)

mit engen Halbärmeln und weiten Aermelstulpen, die unten geschlossen oder aufgeschnitten waren (2). An die Stelle dieser Jackenform trat das englische Muster, demzufolge die Jacke lange enge Aermel, einen

kurzen Schoss und einen tiefen Ausschnitt erhielt (5). Diese Jacke musste glatt auf dem Körper sizen; sie wurde deshalb dünn wattiert und der mittleren Rückennaht entlang mit zwei Fischbeinstäben ausgesteift. Ueberdies wurde der Schoss mitten im Rücken in einige kräftige Falten gelegt, die ziemlich hoch über den Rock emporstarrten; es waren diese Falten gewissermassen eine Konzession, die man dem alten Manteau machte, als man ihn zum Tode verurteilte. Vorn wurde die Jacke durch ziemlich grosse Knöpfe geschlossen, der weite Ausschnitt aber durch ein Busenhemdchen ausgefüllt, oder durch ein Tüchlein aus leichtem Stoffe, das man mit seinen Enden in den Busen untersteckte. Ueber das Arbeitshäubchen (2) siehe 70. 2. 4 (S. 183), über die Riegelhaube (1. 5) 75. 1–4 (S. 200).

Unter tagewerkenden Leuten, namentlich Holzhauern und Fuhrleuten, waren noch manche Stücke aus der Urväter Tagen zu finden; so der mit Schnüren umwickelte Schuz für die Unterschenkel (3; vergl. 3. 1. 2), die Fausthandschuhe, bei welchen je vier Finger zusammen und der Daumen für sich allein ein Futteral besassen, vor allem aber der Wettermantel, die „Koze“ oder, nach dem dortigen Sprachgebrauche, der „Kozen“ (4). Schon für die spätrömische Zeit sind dergleichen Ueberhänge an den Ufern des Rheines und durch ganz Gallien nachzuweisen; im Mittelalter waren sie unter dem Namen „Glocke“ in Deutschland allverbreitet und noch im 16. Jahrhundert bediente sich ihrer der Elsässische Bauer (24. 1). Ihr Bezirk verengte sich unaufhaltsam und heute ist der Kozen fast nur noch in den Tiroler und Baierischen Alpen anzutreffen. Es ist nichts weiter, als ein viereckiges Stück von dickem Wollstoffe mit einem Loch in der Mitte, durch das er über den Kopf herabgestürzt wird, so dass er den Mann vom Halse bis unter die Knie ringsum verhüllt.

Der Ueberrock, wie ihn auf unserem Bilde der Münchener Brauherr trägt (6), war unter dem Namen „Capote“ um den Anfang des 19. Jahrhunderts in Mode gekommen; seinen Ursprung verdankte er dem alten Leibrocke, der, durch den Frack verdrängt, sich nur noch auf dem Körper armer Leute behauptet hatte, später aber als warmhaltendes Kleidungsstück wieder zu Ehren gekommen war. Die Schösse im Vorderteile wurden mit den entsprechenden Bruststücken im ganzen zugeschnitten, im Rücken aber besonders angesezt. Der Stehkragen war seit 1780 üblich.

Der Sinn für das Praktische, der sich seit dem Schlusse des 18. Jahrhunderts immer nachdrücklicher geltend machte, kam auch in dem Mantel zum Vorscheine; er wurde nun so lang und weit gemacht (6), dass er den Dienst eines Schuzkleides auch wirklich versehen konnte, doch sein radförmiger Zuschnitt beibehalten, kraft dessen er sich glatt

am Rücken auflegte und erst nach untenhin seine Falten machte; auch sein niedergeschlagener Kragen, der den ganzen Halsausschnitt umsäumte, wurde so belassen, wie er war, und nach Belieben am Rande untenher ausgezackt. Der vordere Verschluss geschah gewöhnlich durch zwei Tuchlappen oben an beiden Brustkanten, von welchen der eine den Knopf, der andere das Knopfloch enthielt; doch ersezte man diese Lappen gelegentlich durch metallene Schliessen.

Der Zopf war damals in Deutschland noch nicht ausser Mode, doch auch keine Forderung der Mode mehr; einen Bart aber trug zu dieser Zeit eigentlich Niemand, nicht einmal der Bauer. Wie dem Zopfe, so erging es dem dreieckigen Hut; er behauptete sich noch, aber nicht mehr als ausschliessliche Kopfbedeckung.

Taf. 47. Das Kostüm der ersten Figur findet sich unter Taf. 28.$_2$ und 46.$_1$ eingehend besprochen, ebenso die Riegelhaube bei 75.$_{1-3}$. Das Regentuch (69.$_{1.2}$, Taf. 36.$_2$) war längst verschwunden, und auch der Mantel seit 1790 durch die englischen Ueberröcke völlig beseitigt worden. Man hatte sich mit verschiedenen grösseren oder kleineren Umschlagetüchern zu helfen gesucht, sowie mit Ueberhängen, unter welchen die „Mantille“ sich am längsten in Mode erhielt, trozdem sie am teuersten war. Um 1800 kam der „Shawl“ in Mode und zwar in zweierlei Form, als langgestrecktes Rechteck oder als grosses Quadrat; in lezter Gestalt wurde der Stoff übereinandergelegt, so dass der übergeschlagene Teil etwas kleiner war, als der unter ihm liegende, und ein Dreieck bildete. Der Shawl fand um so leichteren Eingang, als die Mode ihn nicht mehr lediglich aus kostbaren Stoffen verlangte, sondern auch gröbere Wolle verstattete; sein Wert richtete sich, vom Stoffe abgesehen, besonders nach der Schönheit der Kante.

Wie das erste Kostüm den Beschluss einer Reihe von Kostümformen machte, die mit der französischen Revolution anhub und als Charakteristikum eine kurze runde Taille aufwies, so bildete das zweite den Beschluss einer ähnlichen Reihe, die da endigte, wo jene begann, und durch eine mehr oder minder gestreckte Schneppentaille gekennzeichnet war. Die nötigen Erklärungen finden sich unter 76.$_{1.2}$ (S. 203), Taf. 5.$_{1.2}$ (S. 77) und Taf. 45.$_2$ (S. 198). Das kurze Jäckchen war eigentlich nur ein Ueberrest des alten Manteau oder Schurzes; es bestand mit dem Kleide gewöhnlich aus demselben Stoffe, und verlief von den oberen Ecken an, wo es geschlossen wurde, nach hinten, wo es mit zwei übereinandersizenden Reihen von Bandschleifen endigte.

Fig. 77. Dieses Blatt, sowie das folgende gewähren uns die seltene, vielleicht einzige Gelegenheit, die Entwickelung, die eine Volkstracht in einem beschränkten Bezirke während der lezten Jahrhunderte genommen hat, in ununterbrochener Reihenfolge zu überschauen. Die

Fig. 77.

Kostüme leiten uns schrittweise von Jahrzehnt zu Jahrzehnt; und wenn wir das lezte Kostüm betrachten. mögen wir glauben, noch das erste in ihm zu erkennen, von dem es ausgegangen ist, obgleich es sich grundverschieden von ihm zeigt. Sie spiegeln gleichsam in verjüngtem Bilde die ganze Entwickelungsgeschichte der deutschen Volkstrachten wider, so dass sie bedingungsweise als deren Fundamentalnorm angesehen werden können. Was wir sonst an Trachtenfolgen noch besizen, so umfangreich sie auch sein mögen, nehmen sich, auf den geschichtlichen Entwickelungsgang hin geprüft, fast wie Fibeln aus, die unter die Hände von Kindern geraten sind; ein Teil der Blätter ist herausgerissen, ein anderer zerfezt und nur ein kleiner unversehrt geblieben; hier aber ist noch Alles beisammen.

Betrachten wir uns zuerst den männlichen Rock. Sein Ahn war die alte Bauernschaube des 16. Jahrhunderts (4. 2; 8. 3); bereits vor dem dreissigjährigen Kriege hatte diese eine eingezogene Taille, sowie über die Brust herab einen Verschluss von Knöpfen angenommen (45. 3) und bewegte sich somit in der Richtung nach unsern heutigen Röcken.

Trachten aus dem Baierischen Innthale. 1 Stallöck bei Simbach 1665: Rock dunkellederbraun mit weissem Aermelfutter, Weste gelb, Hosen hellblau, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz mit silberner Schnalle, Kragen weiss. Haar und Bart blond. 2 Stallöck 1665: Kragen, Knöpfe und Schürze weiss, Gürtelschnalle golden, das übrige schwarz. 3 Ering 1668: Jacke schwarz mit weissen Knöpfen, Kragen und Futterärmel weiss, Halsbund schwarz, Rock hellrot, Schürze und Strümpfe weiss, Schuhe schwarz mit rotem Sohlenrande. Haube in Vorderkopfe schwarz, im Hinterkopfe golden mit karminfarbiger Einfassung. 4 Ering 1649: Halskrause weiss, das übrige schwarz. 5 Ering 1692: Rock violett mit weissen Knöpfen, Hosen orangefarbig, Strümpfe blau, Schuhe lederfarbig mit rotem Absaze, Kragen weiss, Hut schwarz. 6 Kirchdorf bei Simbach 1709: Wams rot mit weissen Aermelaufschlägen, Hosen schwarz, Strümpfe bläulich, Schuhe schwarz. 7 Kirchdorf 1748: Rock graublau mit silbernen Knöpfen, Weste tiefrot, Hemd (über der Weste sichtbar) weiss, Halstuch, Hut, Hosen und Schuhe schwarz, Strümpfe weiss. 8 Kirchdorf 1791: Wams schwarzbraun, Weste rot mit silbernen Knöpfen, Hosen tiefledерbraun, Strümpfe hellblau, Hut, Halstuch und Schuhe schwarz. 9 Stubenberg bei Simbach 1793: Jacke schwarzbraun, Brusttuch tiefrot, Hemd (an der oberen Brust sichtbar) weiss, Halsflor schwarz mit Silberschliesse, Schürze blau, Rock grün, Strümpfe weiss. Schuhe schwarz, Haube schwarz mit weissem Schirme. 10 Stubenberg 1796: Hut, Hosen und Schuhe schwarz, Rock dunkelblau mit silbernen Knöpfen, Weste rot mit silbernen Knöpfen. Hosenträger grün, Gürtel tiefledерbraun mit gelber Schnalle, Strümpfe blau. 11 ebendort 1809: Jacke schwarz, Brusttuch tiefkarmin mit weisser Rüsche, Rock braunrot, Schürze weiss mit hellgrünem Bande, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz, Halsflor schwarz mit silberner Schliesse, Haarband dunkelgrün. 12 ebendort 1800: Hut, Halstuch, Hosen und Schuhe schwarz, Wams grau mit grüner Schnurfassung, Weste tiefrot, Hosenträger grün, Strümpfe blau. (Jakob Gross, Hauptzollamtsverwalter in Memmingen: Volkstrachten im Baierischen Innthale. Noch unveröffentlichte Sammlung von Abbildungen nach Votivtafeln in den Kirchen um Simbach am Inn, 1860.)

Unser Bild giebt sein Schnittmuster von 1665 (1); denn der Mann, der ihn trug, ging mit der Mode, weil seine Beschäftigung ihn nötigte, mit der vornehmen Welt zu verkehren. Die Aermel waren nicht besonders eng, gerade geschnitten, zweinähtig und dünn wattiert, dabei in der Naht vor der Armbeuge und hinter dem Ellbogen offen belassen, so dass der bauschige Futterstoff, der aus feinem Linnen und selbst aus Seide bestehen konnte, ins Auge fiel. Um die Hand wurden die Aermel zurückgeschlagen, weshalb man sie hier wol auch mit einem andersfarbigen Futterstoffe versah. Knöpfe und Knopflöcher folgten den beiden Brusträndern von oben bis untenhin.

Neben Röcken dieser Form, die man französisch nennen kann, hatten sich andere von schwedischem Schnitte eingebürgert (4), die einer Jacke oder einem Koller ähnlich sahen. Solch ein Rock sass fest am Leibe und hatte eine ziemlich kurze Taille, sowie halblange Schösse, die hinten ein Schliz getrennt hielt. Die Aermel waren einnähtig und gerade geschnitten; die Naht lag stets auf der Vorderseite und war der grösseren Bequemlichkeit wegen nicht selten zum Zuknöpfen eingerichtet. Oben traten schmale Achselstücke über die Aermel hervor. Der Verschluss vornherab geschah meist mit verdeckt liegenden Haken, doch auch mit Knöpfen oder Nesteln. Dieser Rock verschwand indes bald nach dem dreissigjährigen Kriege.

Die Veränderung, die der eigentliche Rock (1) erfuhr, betraf zunächst die Aermel, indem solche vorn herunter zugenäht wurden (5): dabei ist es auch, soweit es sich um die Volkstracht handelt, bis auf unsere Tage geblieben. Nach 1670 erschienen zum erstenmale Taschen in den Röcken; sie hatten ihren Plaz vorn in den Schössen, und zwar in der halben Höhe derselben; der Einschnitt ging ebensooft senkrecht, als wagrecht, und war wie der Rock selbst verknöpfbar. Auch an die Aermelumschläge kamen Knöpfe.

Welche Umgestaltungen der Rock in der Folge von der grossen Mode erfahren mochte, die Volksmode beharrte im Wesentlichen bei diesem Schnitte noch das ganze folgende Jahrhundert hindurch (7. 10). Die Schösse verlängerte man um so viel, dass sie nahe an die Knie reichten. Bis jezt hatte es keine verschliessbaren Röcke mit Kragen und Brustklappen gegeben. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts erschienen überhaupt nur noch Leute aus dem Bauern- und geringen Bürgerstande im Rocke; der Rock nach der Mode war damals ein Frack. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts kam der eigentliche Rock wieder zu Ehren, aber nicht als Leibrock, sondern als Ueberrock; denn man erkannte jezt erst, wie trefflich er geeignet war, den Körper warm zu halten, und zog ihn deshalb über den Frack an. Dies war die Ursache dass der Rock auf einmal eine viel grössere Länge und Weite zeigte

als er sie jemals besessen hatte (78. 9), und dass ihm auch ein stehender Kragen zu teil wurde, der den Hals umschloss, sowie Brustklappen, die übereinandergeschlagen den Schuz auf der Brust verdoppelten. Die Aufschläge an den Aermeln hatten aufgehört, und nur einige Knöpfe erinnerten noch an ihr früheres Dasein. Auch sonst waren im Schnitte Veränderungen eingetreten, die der Frack veranlasst hatte. Trozdem der Rock weiter geworden, zeigten sich doch seine Rückenteile viel schmäler, als ehemals, und nach oben und unten fast spizig geschnitten. Die nötige Weite musste somit durch vergrösserte Brustteile erzielt werden, und die Nähte, welche Brust- und Rückenstücke verbanden, kamen auf den Rücken zu liegen, während sie früher unter den Armen gelegen hatten. Auf das Ende der beiden Rückennähte wurde je ein Knopf gesezt, und von jedem Knopfe an der Schoss in eine oder mehrere Falten gelegt. Da die Taille ungewöhnlich kurz war, so sassen die Knöpfe ziemlich hoch und die Schossfalten zeigten dementsprechend eine beträchtliche Länge. In diese Falten wurden dann auch die Taschen verlegt.

Das Wams (8. 12; 78. 11) war nichts weiter, als der Oberteil des Rockes, und machte, was Aermel, Kragen, Brustklappen und Verschluss betraf, mit dem Rocke die nämlichen Wandlungen durch; nur die Taschen (8) musste er notgedrungen an der alten Stelle behalten. Ueber die Weste siehe S. 24. Wie sie heutzutage getragen werden, bestehen die Westen aus scharlachrotem Tuche oder schwarzem Sammet und sind mit nur einer Reihe silberner oder messingener Knöpfe ausgestattet.

Wir sind der Umwandlung von Rock und Wams sozusagen auf der Ferse nachgegangen, weil sie typisch ist für das Entstehen von Volkstrachten. Es ist ein Beispiel für viele, das uns beweist, wie wenig die Volkstracht sich dem Banne der grossen Mode zu entziehen vermochte, und wie sie vorzugsweise nur dadurch ihre Eigenheit rettete, dass sie nicht alle Seitensprünge der Mode mitmachte, sondern bei dem, was sie einmal angenommen hatte, mit konservativerem Sinne verblieb.

Im südlichen Baiern fanden die Pumphosen (28. 2. 3) wenig Beachtung; von den mannigfachen Hosenformen, die um 1630 gleichzeitig in Mode waren, erhielten sich hier nur die nicht allzuweiten und nach untenhin sich verjüngenden Hosen, die möglichst dicht unter den Knien abschnitten und hier gebunden wurden (4; vergl. 28. 4. 5). Obgleich die Hosen weiter waren, als das Bein verlangte, machten sie doch fast gar keine Falten, weil die damaligen Stoffe derber und fester waren, als gegenwärtig, und unter den Bauern vielfach Leder, naturfarbig oder geschwärzt, verwendet wurde. Unter Beibehalt dieser Form machte man etwa seit 1636 die Hosen etwas länger und auch enger, band sie

aber unten nicht mehr fest, sondern liess sie offen stehen (1. 5–8. 10. 12). Während man sie früher nicht selten an der äusseren Naht mit Knöpfen garniert hatte, gab man diesen Schmuck jezt völlig auf, höchstens, dass man die Hosen am unteren Teile der Naht mit einer kleinen Schleife verzierte (1), die indes auch bald in Wegfall kam. Und so war man denn bei den Hosen angelangt, die jezt noch in Schwäbisch-Baiern üblich sind, so weit es dort noch Volkstrachten giebt. Gegen früher wies jezt der Hosenschnitt mancherlei Verbesserungen auf; die wichtigste bestand in einem glatten Bunde obenher, den man zuvor nicht gekannt hatte; dieser Bund konnte vorn zusammengeknöpft und hinten mittelst einer Zugschnur, die durch Löcher ging, beliebig fest um den Körper geschlossen werden. Auch vor dem Leibe erhielten die Hosen, um hier jede Spannung aufzuheben, einen Ausschnitt, der durch den viereckigen Laz verdeckt wurde (78. 9. 11).

Ueber die Strümpfe ist kaum etwas zu sagen; so lange die spanische Mode nachwirkte, trug man sie vielfach in Schwarz (4), sonst ber wie heute noch in Weiss oder Blau.

Sehr gering war auch der Wechsel in der Schuhform; im allgemeinen verblieb man bei dem Knöchelschuhe von 1590, der eine dem Fuss entsprechende Gestalt hatte. Der Brauch, die beiden Laschen am Fersenstücke über dem Spannblatte zu schliessen, brachte die Schnalle und die kleine Bandschleife auf den Schuh (1. 4); nach Aufgabe der Laschen verschwand die Bandschleife durchaus, die Schnalle nur zum Teile; und so ist sie, ziemlich breit und von Silber, noch heute vielfach zu sehen.

Ueber den Linnenkragen (1. 5) siehe S. 15, über die Kröse (4) ebendort, die Halsbinde (7. 8. 10. 12) S. 16. Etwa seit 1800 ward es Mode, das Halstuch hinten zu binden (78. 9. 11); seit 1830 aber trat an die Stelle des Tuches eine gesteifte Binde oder „Krawatte“, bestehend aus einer steifen Einlage und einem Ueberzuge von Atlas, Kamelot oder Serge und einer Schnalle oder Strippe, womit die Krawatte im Nacken zusammengefasst wurde. Ueber den Hut siehe S. 30. Der eigentliche Bauernhut, wie er in jener Gegend gegenwärtig noch zu sehen ist, besteht aus schwarzem Filze und hat einen nach obenhin sich verengenden Kopf; doch ist es ein häufig geübter Brauch, den Kopf im oberen Teile niederzudrücken, so dass der Deckel breit über die Hutwandung hervortritt. Auch sezt man den Hut nicht selten über eine schwarzseidene Zipfelkappe auf, deren langer, mit einem Quästchen bekrönter Zipfel alsdann auf der Seite oder im Rücken herabhängt.

Ungefähr ebenso, wie die männliche Tracht, stellte sich die weibliche zur zeitüblichen Mode. Am wenigsten Veränderung erfuhr der Rock, der durchweg seinen altherkömlichen Zuschnitt bewahrte (S. 38);

die kleidähnliche Taille und die Jacke aber waren es vorzugsweis, die die Einwirkung der veränderlichen Mode erfuhren. Im 17. Jahrhundert, als man die ausgesteiften Mannesärmel vorn über einem weissen Unterärmel aufschnitt (1), geschah dies auch im weiblichen Kostüme (3), und ebenso passte man hier die Aermel wieder auf den Arm, als es dort geschah. Das Leibchen blieb stets geschlossen. Das offene Mieder mit dem Stecker kam in dieser Gegend niemals auf. Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein stieg das Leibchen völlig oder doch nahe bis zum Halse hinauf; was sich etwa von Ausschnitt zeigen mochte, wurde unter dem glatten Linnenkragen (2. 3; 78. 3. 5; S. 42) oder einem Busentuche verborgen (78. 6), das die Form des ursprünglichen Kollers wiederholte (S. 35). Ueber die Kröse (78. 1) siehe S. 41. Es scheint, dass erst kurz vor dem Ausbruche der grossen Revolution der grössere Ausschnitt aufkam (9. 11; 78. 7. 8); er war immer rund und legte nicht selten auch die Achseln frei; dem Rande des Ausschnittes folgte ein einfacher Rüschenbesaz; so ist die Rocktaille noch gegenwärtig beschaffen. Zur Verhüllung des Busens diente ein Hemdeinsaz von feinem Linnen mit einem Spizenrande (9. 11) oder auch ein Tuch, das vom Nacken her umgenommen und vorn im Leibchen untergesteckt wurde (9; 78. 7. 8). Doch sorgte man dafür, den Hals und ein kleines Stück vom Busen unter der Halsgrube bloss zu lassen, um so Raum für einen Schmuck zu haben, den man nicht entbehren mochte. Dieser Halsschmuck bestand aus einem rund gewundenen Tüchlein von schwarzem Rips, welches vorn mit einem Stücke von Goldtresse und einer silbernen Schliesse besezt war, mit welcher die Binde zusammengefasst wurde. Auch auf die „Kollerkette“ wollte man nicht verzichten, trozdem das geschlossene Leibchen sie überflüssig machte; mancherorts sezte man sie blind auf einen breiten Laz und befestigte diesen vor der Brust (78. 7).

Ueber den weiblichen Mantel des 17. Jahrhunderts haben wir oben S. 116 das Nötigste mitgeteilt. Dieser Mantel, der eher einem Kragen glich (2; 78. 1–4), wurde unter der bäuerlichen Bevölkerung durchaus schlicht getragen, höchstens auf dem Klappkragen, falls solcher nicht fehlte (78. 1. 2), mit Pelz überzogen. So erhielt sich der Mantel bis in das 18. Jahrhundert hinein.

Die Kopfbedeckungen sezten sich aus Hauben, Hüten und Müzen zusammen. Die Haube erschien in zweierlei Form; einmal war sie ein Rest der alten weissen Stirnhaube (Taf. 31. 1. 2) und umrahmte mit einem glatten Bunde das Gesicht (78. 1), während sie, streifig abgenäht, sich über dem Hinterkopfe aufschwellte. In zweiter Form war sie eine Spizkappe mit Tüllschirm (9; 78. 7); das Käppchen bestand aus schwarzem Damaste und hatte im Nacken ein Zugband, mit dem es an den Kopf geschnürt wurde. An seinem unteren Rande sass der geriefelte weisse

Schirm, der in der Art einer Stuarthaube sich mit einer Schneppe in die Stirn senkte und über beiden Schläfen bogenförmig aufblähte. Dieses Häubchen hatte eine ausserordentliche Verbreitung, namentlich soweit der alemannische Stamm sesshaft war, wenn es auch von Ort zu Ort sich etwas veränderte. Ein Häubchen in dritter Form war ebenfalls aus zwei Stücken zusammengesezt (3); sein vorderer Teil, aus schwarzem Stoffe, legte sich dicht an den Kopf und rahmte das Gesicht mit einem Zackenrande ein; daran schloss sich, den Hinterkopf bedeckend, ein schmales Goldkäppchen, das, von hinten gesehen, einem Näpfchen glich, denn sein Boden lag vertieft auf dem Kopfe. Aus diesem Häubchen hat sich ohne Zweifel das Käppchen entwickelt, das heute noch hie und da in jener Gegend zu finden ist; doch zeigt jezt der hintere Teil die Form eines kranzartig zusammengebogenen Diadems, denn es ist oben am breitesten und unten am schmälsten; von hinten sieht es etwa einem kleinen Teller gleich; auch der vordere Teil hat sich bedeutend verkleinert und lässt den Scheitel frei; nur mittelst breiter Bänder, die unter dem Kinne verschleift werden, kann es seinen festen Siz am Hinterkopfe behaupten.

Der weibliche Hut, wie er im 17. Jahrhundert getragen wurde (2), war dem männlichen Spizhute nachgebildet (68. 4. 8); welche Rolle er in der Garderobe der Augsburgerinnen spielte, haben wir oben (72. 1. 3; S. 194) mitgeteilt. Das Geschlecht der Pelzkappen war äusserst zahlreich vertreten (78. 2–6. 8) und hat sich zum Teile gleichfalls bis in unsere Tage fortgepflanzt. Noch viel getragen wird heute dortselbst eine stumpfkegelige Pelzkappe mit einem kleinen goldenen Deckel in Form eines Kreuzes. Im Werktagsanzuge lässt man sich an einem schwarzen oder roten und mit bunten Blumen bedruckten Kopftuche genügen (78. 10), das mit seinen Zipfeln im Nacken verknüpft wird.

Fig. 78. Diese Kostüme sind in die Erläuterungen mit einbegriffen, die wir zu der vorhergehenden Illustration gegeben haben.

Fig. 79. Vergleicht man diese älteren Kostüme mit den heutzutage in Oberbaiern üblichen, so erneut sich die Bemerkung, dass das Wesen der Volkstrachten kein unbeweglich verharrendes ist, sondern eine stetige, wenn auch nur langsame Entwickelung durchläuft; ferner, dass diese Veränderung sich nicht immer an den einzelnen Gewandstücken selbst vollzieht, sondern zum Teil durch eine Verschiebung der Stücke von einem Orte zum andern erzeugt wird. Heute kann man die Behauptung aufstellen: „Je näher dem Gebirge, desto spizer der Hut“ Der Spizhut ist seit Jahrhunderten der eigentliche Bauernhut; schon Rudolf von Habsburg trug ihn mit Vorliebe; und doch war er im Anfange des 19. Jahrhunderts noch wenig in Oberbaiern zu finden; der landesübliche Hut hatte einen niedrigen Kopf mit breitem am Rande aufgebogenen Schirme (1. 4–6); er bestand aus Stroh und war auf der

Fig. 78.

Trachten im Baierischen Innthale. 1 (1649) Haube, Kröse, Manschetten und Schürze weiss, Mantel, Rock, Leibchen und Gürtel schwarz, Täschchen blau, Gürtelschnalle golden. Kette und Dolchbeschläg silbern. 2 (1669) Mantel, Leibchen, Rock und

Unterseite des Schirmes mit hellgrünem fächerartig in Falten gelegten Seidenzeuge gefüttert. Der Schirm wurde durch Doppelschnüre in der Schwebe gehalten, die an zwei oder drei Stellen vom Deckel des Kopfes herabstiegen (3. 8), und jede Schnur war an ihren beiden Enden spiralisch zusammengerollt. Der Auspuz sezte sich aus den alpenländischen Zeichen zusammen: aus Birkhahnfedern, Gemsbärten und Alpenblumen. Heute sind die gleichen Hüte, ganz aus grünem Filze geschnitten und unterwärts grün überzogen, fast nur noch bei den Tirolern im Sarn- und Wippthale anzutreffen, während in Oberbaiern der Hut mit kegeligem Kopfe vorherrschend ist, wenn er auch je nach den Thälern mannigfach mit dem flachköpfigen Hute (2) wechselt.

Ueberhaupt war von jeher in der Tiroler und Oberbaierischen Tracht viel Gemeinsames; die schwer ersteiglichen Berge und das rauhe Klima machten an alle Bewohner dieser Gegend die gleichen Ansprüche. Diesen Bedingungen angemessen zeigten sich vor allem die Joppen von dickem Loden, die kurzen Hosen, welche den Knien freie Bewegung verstatteten, sowie die schweren Schuhe von dickem Leder und mit unzähligen Nägeln verschiedener Art beschlagen, mit spizen oder breitköpfigen, um in das Gestein besser eingreifen zu können. Wenn auch die Strümpfe gebunden wurden, so geschah dies doch niemals mit den Hosen, selbst wenn sie über das Knie hinabstiegen, so dass bei jeder Bewegung dennoch etwas von der wetterbraunen

---

Gürtel schwarz, Müze schwarz mit braunem Pelz, Kragen Schürze, Manschetten und Strümpfe weiss, Knöpfe am Leibchen silbern, Gürtelschnalle golden, Schuhe schwarz mit roten Absäzen. 3 (1676) Mantel, Leibchen, Schürze und Schuhe schwarz, Kragen weiss, Müze dunkelbraun, Rock schwarzbraun, Gürtel und Taschenriemen lederbraun, Messerbeschläge silbern. 4 (1709) Halstuch, Manschetten und Strümpfe weiss, das übrige schwarz. 5 (1719) Jacke und Rock schwarz, Kragen, Manschetten, Schürze und Strümpfe weiss, Müze schwarzbraun, Schuhe tiefflederbraun mit roten Absäzen. 6 (1739) Jacke dunkelviolett mit weissem Aermelfutter, Rock braunrot, Halstuch und Schuhe schwarz, Schürze und Strümpfe weiss. 7 (1806) Brustlaz braunrot mit silbernem Geschnür und blauen Schleifen an den Achselstegeu, Busentuch, Hemdärmel, Schürze und Strümpfe weiss, Gürtel und Schürzenband blau, Rock braunrot, Haube schwarz mit weissem Schirme, Halsband schwarz mit Silberschliesse, Schuhe schwarz. 8 (1820) Müze, Rock und Schuhe schwarz, Halsband schwarz mit Silberagraffe, Busentuch schwarz mit weissen Rüschen, Leibchen und Gürtel schwarzbraun, Schürze schwarzblau mit rosenrotem Bande. 9 (1820) Hut, Halsbinde, Hosen und Schuhe schwarz, Rock dunkelblau mit schwarzem Futter, Weste dunkelbraun, Knöpfe weiss (Silber oder Zinn), Hemd (zwischen Weste und Hosen sichtbar) und Strümpfe weiss. 10 (1836) Kopftuch, Schürze und Schuhe schwarz, ersteres mit farbigen Blumen, Leibchen mit kurzem Schosse dunkelgrün, Rock rotbraun, Halstuch karminrot, Schuhe schwarz. 11 (1836) Hosen, Hut und Krawatte schwarz, Weste dunkelviolett, Wams schwarzbraun, Knöpfe weiss, Gamaschen braungelb. (Votivbilder in der Umgegend von Memmingen, gesammelt im Jahre 1860 von Herrn Jakob Gross, Hauptzollamtsverwalter in Memmingen.)

Fig. 79.

Haut zum Vorscheine kam; so trägt man seine Hosen und Strümpfe noch heute in der Jachenau. Die Joppen und Röcke, wie sie früher in Oberbaiern üblich waren (2. 5. 6), besassen nur selten Brustklappen und Stehkragen (80.7), wie man solche, aus grünem Stoffe gefertigt, gegenwärtig überall bemerken kann; und ebenso verhielt es sich mit der Weste.

Wie Tiroler und Baiern manche Stücke zum Schuze, so hatten sie auch manche zum Puze gemeinsam; es waren dies namentlich die buntgewirkten oder ledernen Hosenträger (S 9) und der Gürtel. Der Gürtel zeigte eine Breite von mindestens 14 Centimeter; er bestand aus schwarzem Leder und war reich verziert mit Stickereien aus Federkielen, weissen und gefärbten; sein Verschluss geschah mittelst einer

---

Baierische Volkstrachten am Anfange des 19. Jahrhunderts. 1 Mädchen vom Schliersee: Rock schwarz, Saumborte des Rockes rosa mit gelbem Rande, Leibchen rosa mit blauen Tupfen und weissen Aermelrüschen, Mieder schwarz, Brustfleck grün mit gelber Saumborte obenher, Schürze dunkelblau mit hellblauem Saumbesaze, Halsflor schwarz mit Silberschliesse, Hut grün mit gelben Bandfransen, Strümpfe und Beinhöslein weiss, Schuhe schwarz mit roten Spannschleifen. 2 Bauer aus dem Mangfallthale: Rock dunkelgraubraun mit grüner Schnurfassung an Aermelklappen und Taschendeckel, Hut, Halstuch, Hosen und Schuhe schwarz, Strümpfe blau, Gürtel schwarz mit weisser Schnalle. 3 Bäuerin aus dem Mangfallthale: Rock, Mieder, Hut und Schuhe schwarz, Brustfleck rot, Brusthemdchen weiss, Halstuch rosa mit rotem Saume, Halsflor schwarz mit Silberschliesse, Schürze dunkelblau, Strümpfe dunkelblau, Müze blau mit dunkelbraunem Bräme. 4 Bäuerin aus Audorf: Rock, Mieder und Stauchen schwarz, Brustfleck schwarz mit Gold und farbiger Seide bestickt, obenher gelb und rosenfarbig bordiert, Schnürband blau, Halstuch schwarz mit weissen Rüschen, Hut grün, Beinhöslein weiss, Schuhe schwarz mit karminfarbiger Schleife, Schnupftuch weiss mit farbiger Stickerei. 5 Bauer aus Audorf: Rock graubraun, Brusttuch rot mit weissen Knöpfen, Hosen schwarz, Hosenträger grün mit weissen Rändern, Gürtel schwarz mit Silberschnalle, Kniee nackt, Strümpfe blau, Schuhe schwarz mit karminfarbiger Spannlasche, Hut grün mit karminfarbigem Bande. 6 Bauer aus der Jachenau: Joppe grün mit gelben Lizen, Brusttuch grün, Hosen schwarz mit grünem Schnurbesaz am Laze, Hosenträger weiss mit violetten Streifen, Strümpfe weiss mit grünen Schnürbändern, Schuhe schwarz, Gürtel schwarz mit Silberschnalle, Hut gelb, Auspuz und Schirmfutter grün, Halstuch schwarz. 7 Frau aus Rothenbuch: Rock, Schuhe, Hut mit Kinnschnur schwarz, Jacke hochrot mit grüner Fassung, Brustfleck rosa, Schnürsenkel blau, Halstuch und Strümpfe weiss, Schürze dunkelblau. 8 Bäuerin aus der Jachenau: Rock schwarz, Schürze dunkelblau, Jacke samt Lizen grün, Halsflor schwarz mit Silberschliesse, Müze rosa mit schwarzbraunem Bräme, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz, Hut strohgelb mit grünem Auspuze. 9 Mädchen aus Werdenfels: Rock und Schuhe schwarz, Schürze weiss mit roten und blauen Streifen, Leibchen violett mit blauen Randstreifen und Schleifen, Hals- und Aermelrüschen sowie Strümpfe weiss, Halsflor und Schuhe schwarz mit silbernen Schliessen und Schnallen, Müze gelb mit schwarzbraunem Bräme. 10 Mädchen aus Werdenfels: Rock und Halsflor schwarz, Schürze rot, Mieder weiss mit gelben Borten und Sternen, Koller und Hemdärmel weiss, Halsflor schwarz, Müze gelb mit schwarzbraunem Bräme, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz mit Silberschnalle. (J. L. C. Rheinwald: Baierische Volkstrachten. München 1804.)

weissmetallenen Schnalle vor dem Leibe. Heute ist dieser Gürtel am Schliersee und in der Jachenau nicht mehr zu finden und man kennt ihn überhaupt nur noch als „Tiroler Gürtel".

Aehnlich verhielt es sich mit der weiblichen Tracht in Oberbaiern. Vor allem muss bemerkt werden, dass sie noch am Anfange des 19. Jahrhunderts durchweg enger und kürzer getragen wurde, als heutzutage (1. 3. 4); wenn nicht der Rock kürzer war, so waren es wenigstens die Aermel (9. 10); höchstens, dass man an den Ueberziehjacken solche von genügender Länge beliebte (7). Der Grund dieser Veränderung lag bei der Klostergeistlichkeit; diese eiferte unaufhörlich gegen die ungenügende Bedeckung und zögerte nicht, wenn es nicht anders ging, ihren Worten mit kirchlichen Strafen wirksamen Nachdruck zu verschaffen.

Ohne dem Kostüm in allen Einzelnheiten folgen zu können, wollen wir nur bemerken, dass Rock und Leibchen stets aus verschiedenen Stoffen hergestellt wurden und nicht, wie dies heute der Fall ist, aus dem nämlichen. Die Kleidung, wie sie damals am Schliersee gebräuchlich war, stand der Kleidung der heutigen Dachauerinnen ziemlich nahe, und konnte durch ihre kurze Taille und die vielen Rockfalten die Figur auch der bestgewachsenen Bänerin verunstalten (1). Wie mit dem Unterrocke das Aermelleibchen, so war mit dem Oberrocke ein sehr kurzes Mieder verbunden; dies bestand aus dickem Wollstoffe von schwarzer Farbe und war mit gelbem Saume, sowie auf dem Rücken mit goldenen Tressen geschmückt (80. 5). Vorn klaffte es soweit auseinander, dass selbst der grüne Damastlaz nicht breit genug war, die Lücke auszufüllen, während er, länger als die Taille, über diese hinab auf die Schürze stieg. Er wurde von dem silbernen Geschnür des Mieders überspannt, ausserdem zugleich mit dem Mieder noch durch ein Taillenband fest an den Körper geschlossen. Wo das eigentliche Leibchen einen grossen Ausschnitt hatte, wie bei der Werdenfelser Tracht (10), wurde ihm ein Damast- oder Linnenkoller hinzugefügt. Was bei den Männern die Joppe, war bei den Frauen die Jacke; je nach der Gegend kam sie mit und ohne Taille vor. Einen besonderen Schmuck wiesen die weisswollenen Strümpfe der Jachenauerinnen auf, einen Zwickel aus weisser Wolle in Streifmustern, die eine Reihe von Vierecken bildeten. Die Schuhe waren überall weit ausgeschnitten, von schwarzem Leder gefertigt, mit schwarzen Schleifen aus Sammet oder mit einer Schnalle auf dem Spanne besezt. Den Hals umschloss ein Tuch aus schwarzem Rips, das durch eine silberne mit Steinen verzierte Schliesse zusammengehalten wurde. Als Kopfbedeckung war durch ganz Oberbaiern eine kleine Rundkappe mit Pelzbräme und einem Deckel aus Goldbrokat oder farbigem Tuche verbreitet (3. 8–10).

Doch liess das weibliche Geschlecht sich nicht an diesem Käppchen allein genügen. Fast überall benüzte es ausserdem noch den männlichen Hut mit dem grossen grüngefütterten Schirme (1. 4. 8), jedoch mit anderem Auspuze; ein grünes Seidenband umschloss die Wandung des Hutkopfes, senkrecht gefaltet, und fiel in mehreren Schleifen auf den Schirm (8. 80. 5), so dass nur auf dem Deckel und der Oberseite des Schirmes das gelbe Strohgeflecht zu erkennen war.

Als weibliche Bedeckung ist dieser Hut gegenwärtig nur noch im Tiroler Wippthale zu sehen, doch nicht von Stroh, sondern durchaus von grünem Filze. In Rothenbuch aber trug man schon den spizen Hut, (7), und zwar von Stroh mit glattem Seidenbezuge auf der Unterseite des Schirmes. Ueber eine weitere Kopfbedeckung siehe 80. 3.

Fig. 80. Was wir unter 79 1–10 von dem verengten Umkreise gesagt haben, den heutzutage einzelne Kostümstücke gegen früher einnehmen, können wir bei den hier zu besprechenden nur wiederholen. So kommt die Joppe aus hochrotem Loden (1), wie man sie ehemals in Partenkirchen trug, nur noch im Tiroler Sarnthale vor. Dort findet sich auch noch, doch vorzugsweis auf weiblichen Köpfen, der niedrige Hut mit umfangreichem Schirme, der ebenfalls in die bäuerliche Garderobe von Partenkirchen gehörte (2); er besteht aus schwarzem Filz und ist mit schwarzem Seidenband oder roten Schnüren umgürtet, die hinterwärts herabfallen. Bis nach Schwaben hinüber in die Biberacher Gegend verbreitet war der grosse Schirmhut der Rothenbucher Frauen (3. vergl. 55. 4); sein sehr niedriger Kopf bestand aus Stroh oder einer steifen Einlage mit farbigem Stoffüberzuge, der weite Schirm aber, der in flacher Trichterform den Oberkopf umschattete, aus „getolltem“ Tülle, mit einer Drahteinlage, die ihn in seiner Lage festhielt. Von dem grünen Hute, mit dem die Mädchen in Audorf und am Schliersee ihre Frisur bedeckten (4. 5), haben wir bereits gesprochen (79. 1. 4). Die kurze Jacke, sonst ein Teil der Audorfer Mädchenkleidung (4) ist dortselbst nur noch bei älteren Frauen zu finden; sie hat lange enge Aermel und zwei kräftige Falten hinterwärts im Schösschen am Ende der beiden Rückennähte. Ueber das Mieder der Schlierseer Mädchen siehe 79. 1.

Zur männlichen Tracht im Gerichte Aibling gehörten eine braune, schwarze oder blaue Joppe von Loden, die bis gegen die Kniekehle reichte, etwa so, wie sie jezt noch in der Jachenau üblich ist, gegen den Hals zu auf beiden Seiten mit einem handbreiten Streifen von schwarzem Plüsche eingefasst; ferner ein rotes oder grünes „Leibstückel“, offen getragen, jedoch über den Hüften mit einem derben Ledergurte zusammengefasst; schwarze Kniehosen, im Sommer von Leder, im Winter von Loden; „gerollte“ Strümpfe von Schafwolle, mit grünem Bande

festgehalten, das Knie zwischen sich und den Hosen unbedeckt lassend; eine Art von Halbstiefel mit umgeklapptem Rande oder ähnliche Stiefel, sogenannte „Schleifschuhe“, die vorn herauf zugeschnürt wurden; ein

Fig. 80.

Oberbaierische Volkstrachten vom Anfange des 19. Jahrhunderts. 1 Bauer aus Partenkirchen: Rock hochrot, Kniehosen und Halstuch schwarz, Weste blau, Müze rot mit schwarzem Bräme. 2 Bauer aus Partenkirchen oder Werdenfels: Rock graublau mit weissen Knöpfen, Hosen, Halstuch und Hut schwarz, Weste hochrot,

runder schwarzer oder grüner Hut, auf der Unterseite seiner Krempe mit ebenso gefärbtem Seidenzeuge faltig überzogen, ebenso wie es jezt noch unter den Tirolern im Wippthale und bei Sarnen gebräuchlich ist; schliesslich um den Hals ein schwarzes Tuch, der „Flor“. Das weibliche Geschlecht bekleidete sich mit einem schwarzwollenen Rocke, der oben an einem kurzen Mieder festhing. Das Mieder war mit Borten geziert und wurde vorn offen getragen, so dass es den mit Bändern und Spizen geschmückten, jedoch zumteile entblössten Busen sehen liess. Indes legte man nach Bedarf ein kleines Ueberleibchen darüber an, das vorn mit Bändern geschlossen werden konnte. Schuhe, Strümpfe und Hüte waren von den gleichen Stücken in der männlichen Garderobe nicht verschieden. Doch trugen die Mädchen ausserdem noch eine blau oder weiss gestrickte pyramidenförmige Haube, die „Schwazerhaube“. entweder allein oder unter dem grünen Hute.

Hosenträger grün. 3 Frau aus Rothenbuch: Rock grün mit schwarzen Streifen, Schürze mit Schürzenband dunkelblau, Brustfleck hochrot mit gelben Nesteln und silbernen Ketten, Achselbänder rot mit violetten Streifen, Koller weiss mit roten Tupfen und blauer Fassung, Hemdärmel weiss, Halstuch rosa mit schwarzen Streifen, Hut rosa mit blauem Band und weissem Schirme. 4 Mädchen aus Audorf: Rock schwarz, Jacke graubraun mit grünem Futter (am Schosse sichtbar) und grünen Aermellizen, Halstuch schwarz, Mieder (zwischen Halstuch und Jacke sichtbar) rosa, Hut grün mit gelben Bandfransen. 5 Mädchen vom Schliersee: Rock schwarz, Schürze dunkelblau, Unterjacke graugelblich, Mieder grün mit gelben Rückenborten, rosenfarbiger Einfassung und blauen Achselschleifen. 6 Bauer aus Auerburg und Aibling: Hut, Weste und Strumpfbänder grün, Halstuch, Hosen und Stiefel schwarz, Gürtel schwarz mit weissen Rändern, Schnalle gelb, Hemdärmel und Strümpfe weiss. 7 Bauer aus Aibling: Hut, Hosen, Halstuch und Stiefel schwarz, Weste hochrot mit weissen Knöpfen, Joppe graubraun mit weissen Knöpfen, Hosenträger (Bruststeg) und Gürtel schwarz mit grünen Rändern, Schnalle gelb, Strümpfe graublau, Strumpfbänder grün. 8 Bäuerin aus Aibling: Hut, Halsflor, Rock und Schuhe schwarz, Leibchen graublau mit weissen Tupfen und weisser Fassung, Brustfleck und Schürzenband hochrot, Schürze dunkelblau, Strümpfe weiss. 9 Mädchen aus Miesbach: Rock schwarz, Leibchen lederfarbig, Brustfleck (überschnürt) rosa, Unterleibchen grün mit weissem Rande, Hemdeinsaz weiss mit gelbem Rande, Halsflor schwarz mit gelber Schliesse, Schürze dunkelblau, Unterrock rot, Beinhöslein weiss. Schuhe schwarz mit roter niedergeklappter Spannlasche und rotem Absaze, Müze im Käppchen weiss mit blauen Streifen, im Bräme blau. 10 Mädchen vom Tegernsee: Rock schwarz mit roter gestreifter Saumborte, Schürze blau, Schossleibchen dunkelgrün, Unterleibchen samt Aermeln hellrot mit dunkleren Streifen, Unterärmel (Hemdärmel) weiss mit blauen Rüschen, Brustlaz violett mit gelber Borte obenher, Halstuch rosa mit schwarzen Streifen, Halsflor schwarz mit gelber Schliesse, Hut schwarz, Beinhöslein weiss, Schuhe schwarz mit roten Absäzen. 11 Mädchen vom Tegernsee: Rock und Halsflor schwarz, Schürze dunkelblau, Untermieder rot mit weissen Borten, Mieder violett mit rotem Aermelsaume, Halstuch rosa mit roten Streifen, Halsflor schwarz, Hut grün, Strümpfe weiss mit grüngefassten Zwickeln, Strumpfband rot, Schuhe schwarz mit roter Spannlasche und rotem Absaze. (1—5 J. L. C. Rheinwald: Baierische Volkstrachten 1804. 6—11 Josef Hazzi: Statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Baiern, Nürnberg 1801.)

Die weibliche Kleidung in dem gebirgigen Teile des Aiblinger Gerichtes stimmte mit der um Miesbach gebräuchlichen ziemlich überein (8.9). Das Ueberleibel von braunem oder blauem Taffet stand über dem Busen offen; doch spizte sich die Lücke gegen die Taille hin zu, wo das Leibchen mit einer umgelegten Schnur zusammengefasst wurde. In der Lücke war das überschnürte rote Unterleibel oder Mieder mit feinen Silber- und Goldborten zu sehen. Ueber seinen oberen Rand blickte ein aufrechtstehender Spitzenstreif hervor, der das entblösste Stück des Busens verkleinerte; auch sonst war das Mieder noch mit Bändern und silbernen Knöpfen geschmückt. Silberne Uhren, im Mieder untergesteckt, fehlten nur selten. Der Unterrock, von rotem Stoffe und sehr eng, überschritt kaum die Kniekehle; doch war er immer noch etwas länger. als der Oberrock; dieser bestand aus schwarzem Zeuge mit einer blauen Schnurfassung untenher. An den Unterschenkeln sassen doppelte Strümpfe, von denen die oberen, die „Rollstrümpfe", in wagrechten Reihen mit kleinen Schlizen verziert waren, durch welche die weissen Unterstrümpfe blickten. Um den Hals schlang sich ein schwarzer Flor mit silberner Schliesse nebst einigen schwarzen Schnüren. Ueber Stirn und Wangen liessen die Mädchen einige Haarlocken fallen, die nicht selten mit Kunst gekräuselt waren; auf den Kopf sezten sie einen mit Bändern, Federn oder Blumen ausgeschmückten Hut oder ein blaues Müzchen mit flachem Boden (9); die Frauen aber trugen „Barthauben" statt der grünen Hüte. Kurze schwarze Hosen, rote Leibel und blaue Rollstrümpfe bildeten die Hauptstücke der männlichen Tracht (7). Die Hahnenfeder blieb als Hutschmuck verboten, denn sie galt als ein zum Raufen herausforderndes Zeichen; indes fehlte nirgends der Schlagring, denn das Raufen steckte den Miesbachern im Blute; es gab Leute genug, denen Ohren und Nasen beim Raufen abgebissen worden waren.

Die männliche Tracht, wie sie am Tegernsee, wenigstens an Feiertagen, unter den jungen Burschen zu sehen war, sezte sich aus einer braunen Joppe mit weissen Knöpfen, aus ebensolchem Kamisole, schwarzen Kniehosen, weissen oder blauen Strümpfen, aus Schuhen mit Bändern und einem schwarzen Hute zusammen. Im Wirtshause aber und nach dem Tanze waren grüne Hüte mit Federn und scharlachrote „Schalken" (Kamisole) gebräuchlich. Die alte Tracht war und ist heute noch bei Holzknechten, Hirten und Sennen zu finden der grüne Rock mit langen Schössen, und der schmalrandige spiz nach oben verlaufende Hut; beide Stücke haben vielfach vor der uniformen grauen Lodenjoppe mit grüner Egalisierung und einem breitkrempigen niederen Hute das Feld geräumt. Zwischen den hirsch- oder gemsledernen Kniehosen und den kurzen „Losei" oder Wadenstrümpfen kam das wetterbraune Knie zum Vorscheine.

Das weibliche Kostüm wies, mit dem Schlierseer verglichen, nur geringe Abweichungen auf (10.11). Namentlich bei den Mädchen war das „Geschnür" reicher und bestand aus Silberketten mit reichem Anhängsel von silbernen Knöpfen und Ringen. Ueber das Mieder kam häufig noch ein sehr kurzes Uebermieder zu liegen, das den unteren Teil des Mieders unbedeckt liess; die Aermel, ob sie nun am Mieder oder am Uebermieder sassen, schlossen sich knapp an und reichten nur bis gegen den Ellbogen. Der Rock war stets aus verschiedenfarbigem Tuche, wie das Leibchen, gefertigt, und untenher oder in halber Höhe mit einem Querstreifen von anderer Farbe verziert. Er erreichte kaum die Kniekehle und liess schon bei geringer Bewegung mindestens das Strumpfband erblicken. Neben längeren Strümpfen waren noch Wadenstrümpfe üblich; auch die Tegernseer Mädchen fütterten sich die Waden mit weissen Unterstrümpfen, wie die zu Miesbach (3); doch zogen sie statt der Rollstrümpfe sogenannte „Lofel" darüber an, weite Strümpfe ohne „Seckel"; auch bedienten sie sich der nämlichen Hauben, welche, wie für das ganze Gebirg, aus Achenthal oder Schwaz kamen. Die Weiber zeichneten sich vor den Mädchen durch „Spizhauben" aus. An Feiertagen, bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen legten die Mädchen weisse Kragen wie Krösen um den Hals; die Weiber kleideten sich in schwarze kurze Mäntel und sezten kleine platte Hüte auf, die mit Bändern, von denen einige frei herabhingen, eingefasst waren. Gegenwärtig sind nur noch im Bregenzer Walde solche Brautmäntel zu sehen, bestehend aus schwarzer dicker Wolle mit rotem Saum und feiner blauer Steppnaht; auf der oberen Brust werden sie durch Häkchen geschlossen und untenher durch zwei im Futter liegende Zugschnüre festgehalten. Den Hals verwahrten sich die Tegernseerinnen mit einem seidenen Tüchlein, das sie aufs Doppelte legten und von hintenher über die Achseln nahmen. Reichere Mädchen gürteten sich eine mehrreihige silberne Kette mit grosser Schliesse um den Hals; wer eine von den Töchtern des Landes freien wollte, liess die Ketten an ihrem Halse nicht ungezählt. Ueber die Enge und Kürze des weiblichen Kostüms siehe 79 1. 3. 4. 7. 8 (S. 218).

Taf. 48. Nach den Erläuterungen, die wir zu den beiden lezten Abbildungen gegeben haben, bleibt uns in betreff dieser Tafel nichts weiter zu bemerken übrig.

Tafel-Anhang

Lothringen (1550—1600) Elsass

Gegend von Metz — Gegend von Strassburg

Vornehme Frau — Bäuerin

Strassburg, um 1600

Bürgerliche Frauen im Strassen- und Traueranzuge

Strassburg, zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts

Bürgerliche Frauen im Promenaden- und Traueranzuge

Oberelsass, Mitte des 18. Jahrhunderts

Bäuerin und Jungfrau im Promenadenanzuge

Strassburg, um 1780

Bürgerliche Frauen in deutscher und fremder Tracht

Strassburg, um 1800

Bauer und Dienstmagd

Worms, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Juden

Worms, um 1600

Bauer und vornehmer Mann

Heidelberg, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Bäuerin und Dienstmagd

Baden, Honauer Gegend, erste Hälfte des 17. Jahrhunderts

Bauer und Bäuerin als Brautleute

Baden, Gegend von Hornberg, um 1800

Bauersleute

Baden, Anfang des 19. Jahrhunderts

Gegend von Rickesbach und St. Georgen

Bauersleute

Württemberg, Gegend von Hall, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Bürgersfrau und Dienstmagd

Württemberg, Mitte des 17. Jahrhunderts

Bürgerliche Frau und Bäuerin

Ulm, Mitte des 18. Jahrhunderts

Braut und Jungfrau in Wintertracht

Ulm, zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts

Dienstmagd im Traueranzuge und Frau aus niederem Stande

Ulm, zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts

Patrizier und Handwerkersfrau zum Gottestische gehend

Ulm, zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts

Dienstmagd, eine Leiche ansagend, und Leprosen- oder Siechenvater

Brauer und Bräuerin

Zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts

Württemberg, Gegend von Balingen, um 1790

Bauernmädchen

Württemberg, um 1790

Mädchen aus der Gegend von Schwenningen und Freudenstadt

Mädchen von der Steinlach

Frankfurt, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Dienstmagd und vornehme Frau

Frankfurt, Anfang des 17. Jahrhunderts

Juden

Frankfurt, Mitte des 17. Jahrhunderts

Bürgerliche Frauen

Frankfurt, um 1700

Juden

Frankfurt, um 1730

Jungfrau von Stand und bürgerliche Frau

Bamberg, Anfang des 19. Jahrhunderts

Bürgerliche Frau und Bauernmädchen aus dem Spessart

Baireuth, um 1800 und 1820

Bürgerliche Frauen

Nürnberg, erste Hälfte des 16. Jahrhunderts

Bürgerliche Frauen

Nürnberg (1550—1600) Algäu

Dienstmagd Fuhrmann

Nürnberg, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Geschlechtersfrau und Dienerin

Nürnberg, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Kaufmannsfrau und Frau aus vornehmem Stande

Nürnberg, Mitte des 17. Jahrhunderts

Bürgerliche Frauen

Nürnberg, um 1670

Bräute aus bürgerlichem Stande

Gegend von Nürnberg, um 1670

Bauer und Bäuerin als Brautleute

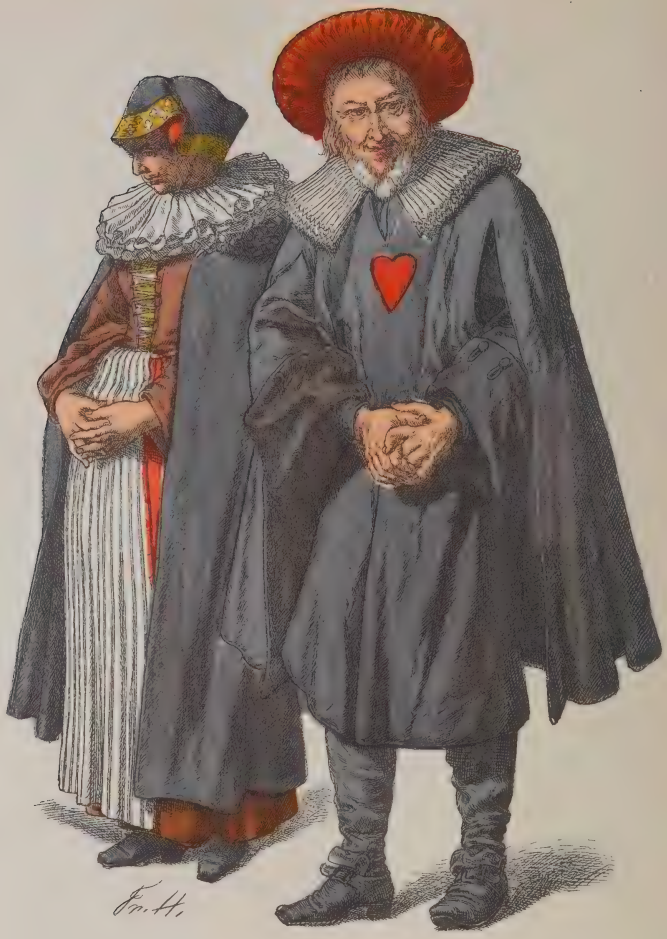
Nürnberg, um 1700

Milchbäuerin und bürgerliche Frau

H. 1

Nürnberg, um 1700

Gärtner und Dienstmagd



Nürnberg, um 1700

Juden

H.

Gegend von Nürnberg, erste Hälfte des 18. Jahrhunderts

Bauer, Schornsteinfeger und Frau aus dem Volke

Nürnberg, erste Hälfte des 18. Jahrhunderts

Frau von Adel und Jungfrau aus bürgerlichem Stande

Nördlingen, um 1780

Bürgerliche Frauen im Traueranzuge

Augsburg, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Handwerker und Handwerkersfrau

Augsburg, zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts

Fuhrmann und Stadtknecht

Gegend von Augsburg, um 1700

Bauer und Bäuerin

Augsburg, erste Hälfte des 18. Jahrhunderts

Bürgerliche Frau und Dienstmagd

Augsburg, um 1820

Bürgersfrau und Bauernmädchen

München, um 1820 und 1780

Bürgerliche Frauen

H. 1

Tegernsee, um 1800

Bauersleute

Zweiter Band

West- und Nordwest-Deutschland

Mit 52 Textabbildungen
und 48 handkolorierten Tafeln

Vorwort

Noch gehört die Kenntnis unserer alten Trachten nicht zu den selbstverständlichen Voraussezungen der deutschen Kultur, und man behandelt sie als ein Nebenkind der historischen Wissenschaft; doch mehren sich die Anzeichen, daß man sich einmal um das, was unsere Vorfahren auf dem Leibe getragen haben, nicht minder kümmern wird, wie um das, was sie sonst geschaffen und bewirkt haben. Wir Menschen werden nicht bekleidet, wie die Lilien auf dem Felde; die Natur nötigte uns eine Schuzhülle auf; aber wir gingen weit über das Notwendige hinaus und machten die Schuzhülle zugleich zu einer Puzhülle, ja zu einem Teile unserer selbst, dem wir unseres Geistes Stempel ebenso aufdrückten, wie der Architektur, der Malerei usw. Und das ist bei den Volkstrachten noch in weit höherem Maße der Fall gewesen, als bei den Modetrachten; diese entwickelten sich nach allgemeinen Grundsäzen, die Volkstrachten nach persönlichen. Auch kam in der Modetracht stets nur der Geist der Gegenwart zum Ausdruck, der eben auch nur für die Gegenwart schafft, trotz all seiner Raffiniertheit sich mit der Mitwelt begnügt und sein heutiges Erzeugnis schon morgen dem Verderben überläßt. Die Volkstrachten aber mit ihrem individuellen Gepräge haben sich auf Generationen fortgeerbt; noch heute sind sie ein Teil des persönlichen Vermögens und die Erben behandeln sie wie Gut und Geld. Sie sind ein Teil unserer Vergangenheit und somit ein Charakteristikum derselben; sie sind ein brauchbarer Wertmesser für die Lebensgewohnheiten unserer Vorfahren, und es ist nicht möglich, sich ein lebhaftes Bild von ihnen zu machen, wenn wir nicht wissen, wie sie sich bekleidet und getragen haben. Man hat bei dem Anblicke dieser alten Gewänder das erfrischende Gefühl, daß ihre Träger eins waren mit ihrer Hülle, daß sie sich kleideten, wie sie dachten. Man bewundert den komprimierten Reichtum ihrer naiven Ideen und möchte

nur wünschen, ihn mit ihren eigenen Augen anschauen zu können. Für alles, was wir für schön halten, haben wir auch heute noch ein naives Empfinden, ebensogut, wie man es im Mittelalter hatte; die Naivität vergeht nicht; ist auch unsere Naivität keine kindliche mehr, so ist sie doch eine natürliche und nur insofern anders wie jene, als sie eine Verlezung der Zweckmäßigkeit, der Vernunft und der Wahrheit nicht gern übersieht; doch sonst mögen Form und Farbe sich entfalten, wie sie können. Unsere sozusagen geschulte Naivität befähigt uns zugleich, die Volkstrachten auf ihren natürlichen Wert zu reduzieren; wir erkennen, daß man aus dem Kostüm allein niemals den Charakter eines Volkes herauszulesen oder mittels eines Kostüms allein seinen Träger zu kennzeichnen vermag, so wenig, wie wir etwa durch das Porträt eines Schriftstellers auch dessen Gedanken in ein würdiges Abbild kleiden können. Wollten wir uns auf das Kostüm beschränken und nur durch die Kleider Leute machen, um vergangene Zeiten wenigstens scheinbar wieder in wirkliche zu verwandeln, so würden wir etwas hervorbringen, was den sogenannten lebenden Bildern gleichwertig ist, auch nur lebende Bilder mit der ganzen Unechtheit ihrer Echtheit, Wachsfiguren mit der ganzen Würde ihrer Gemeinheit. Das Kostümbild würde auf das Niveau eines Plakates herabsinken. Zu einer geschichtlichen Darstellung gehört eben noch mehr, als das Kostüm der Personen; wie es ein Ausdruck des menschlichen Geistes ist, so muß auch der Geist wieder in das Kostüm gebracht werden, um es menschlich zu machen. Das ist nun Sache des Künstlers.

Es hat lange gedauert, bis wir den Wert der Kostüme erkannten; unsere Vorfahren hatten überhaupt keine Ahnung davon und steckten die Leute der Vergangenheit in ihr eigenes Kostüm. Es ist jetzt schon zu spät, die Reste der Volkstrachten zu sammeln; vieles ist verschwunden und kein menschliches Wollen kann es wieder zurückrufen, so wenig es den Hort der Nibelungen aus den Fluten des alten Rheines wieder heben kann. An dem noch Vorhandenen läßt sich erkennen, welche Fülle von Material verloren gegangen ist; wir haben z. B. noch eine große Anzahl von Namen übrig, ohne daß wir ergründen könnten, was sie bedeuten und welchen Stücken sie ehemals angehört haben. Dies ist auch der Grund, weshalb das vorliegende Werk aus ungleichen Teilen besteht; es konnte nicht aus gleichmäßigen heranwachsen und mußte eine ungleiche Arbeit

bleiben, die neben skizzenhaften Andeutungen ausführlichere und den Gegenstand erschöpfende Kapitel bringt. Beim Suchen nach Material hat oft der Zufall das Beste gethan, während umgekehrt alle Mühe ohne Erfolg geblieben ist. Namentlich die Rheingegenden, ob sie nun unmittelbar am Strome oder entfernter liegen, haben dem Verfasser nur eine kärgliche Ausbeute geliefert. Um die Lücke nicht gar zu groß erscheinen zu lassen, mußte er sich hie und da mit Quellen begnügen, die ihm selber wenig Vertrauen einflößten; er hat dies jedoch, wo es geschah, stets ausdrücklich bemerkt, um wenigstens für das, was andere etwa gefehlt haben, nicht die Verantwortung übernehmen zu müssen. Aus faulem Holz kann man nichts schnitzen. An solchen Stellen ward er erst gewahr, wie wenig wir Menschen eigentlich von einander wissen; da scheint es, als ob jeder nur in seiner Zelle lebe und sich um die ganze Welt nichts, als höchstens nur um seinen Nachbarn kümmere. Wir sprechen wohl mit ihm, duzen ihn vielleicht auch, jedenfalls aber sezen wir ihn herunter und kritisieren seinen Anzug; uns jedoch mit allem, was ihn angeht, vertraut zu machen, dazu haben wir mit uns selbst genug zu tun. Die auf den Tafeln 11, 13—16 dargestellten Kostüme hat der Verfasser nach der Natur gezeichnet. Sie sind indes nicht mehr auf dem Leibe der Bauern, sondern nur noch in ihren Schränken und Truhen zu finden.

Man wird dem Verfasser ein wenig Lokalpatriotismus zugute halten, kommt er doch dem Buche zustatten. Auf zwei Blättern hat er einige Persönlichkeiten dargestellt, ohne die er sich die Gesellschaft seines heimatlichen Dorfes während seiner Jugendzeit nicht denken kann. Jedes Dorf hat seine Originale, und diese alten Leute, die er hier vorgeführt hat, waren die Originale von Johannisberg am Rhein, jedoch nicht so sehr wegen ihres Charakters als wegen ihrer Kleidung. Sie ließen ihr Leben lang nicht von den Trachten ab, die sie in ihrer Jugend vorgefunden hatten, und so wurden sie zu Originalen, ohne es zu sein. Diese Trachten schienen ihm, dem damals noch halbflüggen Knaben, besonders merkwürdig, und den Eindruck von Absonderlichkeit hat er auch in späteren Jahren nicht überwinden können, da er doch längst wußte, daß die Substanz derselben nahezu nichts weiter als veraltete Mode war. Es ist der starke, belebende Anschlag der heimatlichen Natur, der es ihm zu einer Art von Pflicht machte, ihrer in diesem Buche zu gedenken.

Bei dieser Arbeit kam der Verfasser immer wieder in die Lage, aus der untrennbaren Einheit des Ganzen Stücke herausnehmen und für sich behandeln zu müssen. Dabei konnten Wiederholungen nicht vermieden werden; indes hat er das, was zu sagen notwendig war, stets aneinandergereiht, und was schon gesagt war, soweit es nur anging, durch darauf bezügliche Hinweise wieder in den Kreis der Besprechung eingerückt. Dadurch ging wohl der Darstellung die äußerliche Geschlossenheit ab, aber ihre Brauchbarkeit wurde nicht verringert, sondern nur der Umfang des Buches und dessen Preis.

Zu seinen Studien bedurfte er häufig kostbarer, umfassender Werke oder solcher, deren Ankauf nicht immer im Interesse der Bibliothek am Orte selbst lag, an dem er arbeitete; aber wo nur irgendeine Aussicht war, ihrer habhaft zu werden, hat die Verwaltung derselben niemals gezögert, ihren besten Willen einzusetzen. Der Verfasser hält sich für verpflichtet, ihr an dieser Stelle seinen lebhaften Dank dafür auszusprechen; nicht überall rechnet man wie sie so weitsinnig mit der Tatsache, daß die Schätze von Archiven erst durch Abgabe an die Hilfesuchenden zu Schätzen werden.

Zusatz

Zu Fig. $30._8$ und $45._4$. Erwähnt wird der lange Witwenschleier in einer Beschreibung Ostfrieslands aus dem Jahre 1658 mit den Worten: „Under den Edelen hatte es diesen Brauch, dass die Wittib ihren hochzeitlichen Schmuck anlegte und also dem Körper dess Verstorbenen Ehemanns folgete, doch hatte sie daneben zum Zeichen der Trauer ein schwarten und biss auf die Schuh langenden Schleyer." An einzelnen Orten Ostfrieslands, z. B. im Oberledingerland, in Rhaude und Rhauderfehn, haben sich diese langen, den ganzen Körper verhüllenden Trauerschleier noch erhalten. An anderen Orten, wie auf der Insel Föhr, trat an dessen Stelle der kurze, geriefelte schwarze Mantel, die „Surregkapp" (Fig. $45._4$); auch diese ist jetzt verschwunden und als Trauerzeichen gilt das sogenannte „koppenhagener Tuch", ein dunkelblau karriertes Zeugstück, das über das Kopftuch geschlungen wird. Manche Witwen bedecken die die Frau kennzeichnende rote Haube mit einem dunklen Lappen oder einem Neze.

Das westliche Mitteldeutschland.

Wenn man von Mitteldeutschland spricht, ist man mit sich selbst uneins über die Grenzen, die man ihm geben soll; bald ist man versucht, es zum Norden, bald zum Süden zu rechnen. Und wie mit dem Lande, so verhält es sich auch mit dem Volke; während in der niederdeutschen Tiefebene ebenso, wie in den oberdeutschen Hochthälern, die Bevölkerung troz aller Verschiedenheit im Einzelnen, dennoch einen gemeinsamen Grundton in Sitten und Trachten aufweist, eine unbewusste Einheit, die hier von dem schluchtenreichen Hochgebirge, dort von Meer und Marschen bedingt wird, fehlt in dem mitteldeutschen Volkstume dieser geschlossene Grundcharakter durchaus. Hier treffen, sich zusammendrängend und vermischend, die widersprechendsten Charakterzüge aufeinander; schon dem oberflächlichen Beobachter offenbart sich dies in der Sprache, wie in der Tracht. Ein Bewohner in den weltvergessenen Schluchten der Alpen, der vielleicht seinen nächsten nur wenige Stunden entfernt wohnenden Nachbar niemals zu Gesicht bekommen hat, würde ihn sofort als solchen erkennen, wenn er ihm zufällig begegnete; er würde ihn erkennen an der Mundart wie an der Kleidung, denn troz der vielfachen Abstufungen in der einen wie in der anderen ist doch dem Schwäbischen, Baierischen und Oesterreichischen ein gemeinsamer Charakter eigentümlich. Und in dieser inneren Zusammengehörigkeit troz äusserlicher Vereinsamung gleicht das Volk der Marschen und der Nordseeinseln durchaus den Bewohnern der Alpen. Das ist bei der mitteldeutschen Volksgruppe nicht der Fall; schon um seines Dialektes willen könnte ein Mitteldeutscher im Norden für einen Baiern, Schwaben oder Oesterreicher, im Süden für einen Norddeutschen gehalten werden.

Diese Mischung deutet auf eine Zerrissenheit von altersher, auf einen verschiedenartigen Ursprung; und dass sie noch heutzutage so deutlich auf der Oberfläche zu erkennen ist, hat seinen Grund in dem engen politischen Kleinleben, in dem die Bevölkerung seit Jahrhunderten sizen geblieben ist. Es ist hier nicht der Ort, dies geschichtlich nachzuweisen. Bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts ging der Weg der Kultur durch Sachsen und Thüringen bis zum Rheine. Aber schon die Kreuz-

züge hatten das südliche Donau- und Alpenland in den Bereich des Weltverkehres vorgeschoben und mit Habsburg verlegte sich auch der Schwerpunkt der politischen Macht in den hochgebirgigen Süden, während in der norddeutschen Tiefebene der Hansabund sich zu einer Grossmacht im Weltverkehre entwickelte. Die eigentliche Basis des Binnenverkehres blieb der Rhein. Nun hatte das östliche Mitteldeutschland aufgehört, bei den Welthändeln mitzusprechen; seine Bevölkerung spann sich in ihr heimisches Kleinleben ein, während umgekehrt ihre rheinischen Nachbarn nicht mehr dazu kamen, sich selber anzugehören. So wurde Mitteldeutschland zum Size eines von Grund aus zersplitterten Volkstums. An dem einen Orte sizt noch ein altertümliches festgeschlossenes, an dem andern ein modernisiertes Bauerntum, dort noch voll strenger Kirchengläubigkeit, hier gleichgültig gegen religiöse Ansichten, dort in Kleidern von grosselterlichem Zuschnitte, hier in Kleidern von städtischem Zuschnitte, die schon in der nächsten Zeit gegen andersgeschnittene weggeworfen werden.

Im allgemeinen kann man sagen, dass die echte Bauerntracht, soweit sie gegenwärtig noch üblich ist, sich einesteils aus Stücken von persönlichem Belieben, andernteils aus stehengebliebenen Resten des 18. Jahrhunderts zusammensezt, von denen manches indes ebenfalls die Veränderungen der Mode erfahren hat. Hie und da reicht ein Stück in noch ältere Zeit zurück, bis in die Zeit des dreissigjährigen Krieges und selbst bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es waren die dauerhaften meist im Hause selbst verfertigten Stoffe, die notwendige Sparsamkeit und schliesslich der konservative Sinn des Bauerntums überhaupt, dass man das alte Gewand nicht so schnell gegen ein neues vertauschte. Die Garderobe war wegen der Güte ihrer Stoffe ein Erbstück, das von den Eltern auf die Kinder überging und mit zum Vermögen gerechnet wurde. Beiderwand, Leinwand, Wolltuch, bei den Wohlhabenden auch Seide und Sammet, glatt oder in geblümten Mustern, wie namentlich die Mode des 18. Jahrhunderts sie beliebte, waren durchgängig in Gebrauch, ja oft über Vermögen hinaus, so dass die landesherrlichen Gewalten sich veranlasst sahen, dagegen aufzutreten. Blieben diese auch ohne Erfolg, so besorgten doch die Zeitläufte selbst ihre Forderungen. Die moderne Fabrikware in Tuch und Kattun empfahl sich vielzusehr durch Billigkeit und schmuckes Aussehen, als dass sie nicht schliesslich Eingang in die Bauerngarderobe gefunden hätte. Und langsam, wie die alten Stoffe, verschwanden auch die alten Formen.

Lassen sich nun auch von Mitteldeutschland die Grenzen nicht mathematisch genau bestimmen, so kann man doch das mittelgebirgige Deutschland darunter begreifen, jenen Landstrich, der ostwärts in Schlesien schmal anhebt, sich auf seinem westlichen Zuge über Sachsen

und Thüringen hin verbreitert und hinunter bis gegen Köln zieht. Der östliche Teil fällt nicht in den Bereich unserer Aufgabe, die sich nur mit dem Westen zu beschäftigen hat; ohne indes nach Nordosten eine Grenze festlegen zu wollen, greifen wir, um einen Anfang zu gewinnen, von dorther einige Gruppen heraus und wenden uns dann über Hessen, Westfalen und den Westerwald dem Rheine zu, um an dessen Ufern hinunter bis nach Köln zu wandern und Friesland zu erreichen.

Tafel 1. Ueber braunschweigische Volkstrachten aus früheren Jahrhunderten scheint es weder schriftliches, noch abbildliches Material zu geben; wenigstens ist es dem Spezialforscher Andree, der eine Schrift über diesen Gegenstand herausgegeben hat, nicht gelungen, solches aufzutreiben. Die dem Anscheine nach ältesten Abbildungen gehören den vierziger Jahren an und befinden sich in dem Buche: „Deutschland und das deutsche Volk" von Edward Duller. Das Buch selbst ist ein zusammengestoppeltes Werk ohne Durcharbeitung; seine Abbildungen von Volkstrachten könnten der dauernde Teil an demselben sein, wenn sie nur nicht ab und zu der nötigen Genauigkeit, der Achtung vor dem Kleinen, entbehrten; doch gehören die braunschweigischen Darstellungen zu den besten darunter und können im grossen und ganzen als probehaltig bezeichnet werden.

Fehlt es nun auch an älteren Zeugnissen, so sprechen doch zwei Stücke in der braunschweigischen Bauerntracht selbst für ihr hohes Alter; dies sind das rote Brusttuch und der weisse Rock. Der Rock ist sicherlich, das Brusttuch wahrscheinlich slavischen Ursprungs. Man trifft noch gegenwärtig beide Stücke überall, soweit im frühen Mittelalter die slavische Einwanderung nach dem Herzen Deutschlands hin vordrang. Selbst die Schwaben kennen sie noch und wir wissen, dass diese in der geschichtlichen Frühzeit von der Elbmündung her in ihre heutigen Size eingewandert sind; ja gerade die gewissenhaftesten Forscher haben sie im Verdachte, dass sie von Haus aus Slaven seien. Bereits in den Abbildungen des Sachsenspiegels, der dem 13. Jahrhundert angehört, begegnen uns die Slaven in langen weissen Röcken. Das rote wollene Hemd war seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und ohne Zweifel schon längst zuvor ein übliches Stück in der Bauern- und Fuhrmannsgarderobe Wol gleichen die heutigen Stücke nicht mehr durchaus den früheren; sie blieben von der Zeitmode nicht verschont; aber sie verhalten sich doch zu jenen, wie ihre Träger selbst sich zu ihren Vorfahren verhalten. Sonst aber kann man sagen, dass die braunschweigische Bauerntracht, wie man sie heute kennt, im 18. Jahrhundert festgelegt wurde; Kniehosen, Strümpfe, Schnallenschuhe und Dreispiz deuten auf das Zeitalter Lessings (vergl. Fig. 2. 4). Die sonst übliche lange Schossweste mit kugeligen Knöpfen ist einer kurzen Weste nach heutiger Art gewichen.

Das Brusttuch oder „Bostdauk“ war früher ohne Zweifel unter den Bauern das, was die Schossweste bei den Leuten nach der Mode war; doch ist es heutzutage nur noch in dem Dorfe Bortfeld bei älteren Leuten zu finden (vergl. Fig. 2. 4). Es besteht aus rotem Tuche oder Friese und hat die Form eines kurzen weiten Hemdes, das bis auf den halben Unterleib hinabreicht; auf der einen Seite ist es oben mit einem Loche für den rechten Arm versehen, auf der linken Seite aber seiner Länge nach aufgeschlizt und mit Knöpfen oder Bändern verschliessbar gemacht. Ein grüner Bandbesaz zieht sich um das weite Halsloch herum und sezt sich mitten auf die obere Brust herab mit einem kurzen Stücke fort. In die weissen Lederhosen untergesteckt, verdeckt das Bostdauk deren oberen Rand mit einem überfallendem Bausche. Man findet es sonst nur noch im Badischen und zwar im Dorfe Rickesbach bei Säckingen, und dann noch im Zillerthale. Im Braunschweigischen ist eine kurze Weste an seine Stelle getreten; man trägt solche aus schwarzem Tuche oder geblümtem Sammet mit übersponnenen Knöpfen, bei festlichen Anlässen auch aus rotem Tuche mit metallenen Knöpfen. Die Knöpfe sind in zwei Reihen aufgesezt und zwar derart, dass die Reihen unten eng beisammen stehen und nach dem Halse hinauf auseinandergehen.

Das eigentliche Charakterstikum dieser Tracht aber ist der lange weisse Leinwandrock mit hellrotem Futter und zahlreichen thalergrossen Metallknöpfen an dem einen Brustrande. Sein Name ist „Kittel“; dieser Name erinnert an das allerälteste Muster des Rockes im Sachsenspiegel, wo es thatsächlich die Form eines Kittels oder Hemdes aufweist. Der Kittel hat bei kurzer Taille sehr lange Schösse und steigt bis an den unteren Wadenrand hinab. Von Gegend zu Gegend lässt er kleine Unterschiede bemerken; entweder ist er hinten völlig geschlossen, wie in Bortfeld, oder mit einem langen bis zur hohen Taille durchgehenden Schlize oder „Knep“ versehen, und dann an der Stelle, die sonst nur einen Knopfbesaz aufweist, mit einem Zierstücke aus roten Tuchstreifen in Form eines M besezt; so geschmückt findet er sich in Rautheim, Cremlingen und Kleinschöppenstedt. Bald ist der Kittel kragenlos, bald mit einem kleinen Stehkragen ausgestattet, an einigen Orten mit eingeschnittenen Schosstaschen, die offen stehen, an andern mit Taschenpatten versehen, gleichgültig, ob diese einen Taschenschliz zu verdecken haben oder nicht. Und so zeigt sich auch der Kittel bald schmucklos mit kahlen Rändern, bald an allen Rändern, selbst an denen der Taschendeckel, rot eingefasst. Indes, welcher Art die Veränderungen auch sein mögen, immer bleibt sein Aussehen das nämliche und überall erscheint er mit rotem Friese gefüttert; doch selbst im Futter hat er seinen Wechsel, indem solches bald bis an den unteren Rand herabgeht, bald zwei Hand breit über demselben endigt. Die Knöpfe, mittelst welcher

der Kittel über die Brust herab geschlossen werden kann, sind von Silber oder Messing; sie sizen jedoch nicht angenäht auf dem Rocke, sondern sind mit ihrer Oese durch den Stoff gesteckt, und durch die ganze Reihe der Oesen ist ein dünner Lederstreif gezogen, der sie auf der Innenseite festhält.

Der weisse Rock findet sich in allen Teilen des Landes; nur in den Dörfern nördlich von Braunschweig, nach Gifhorn zu, ist ein Rock von schwarzem oder dunkelblauem Tuche üblich, der mit silbernen, hörnenen oder übersponnenen Knöpfen besezt, sonst aber ganz nach dem Muster des weissen Rockes zugeschnitten und gefüttert ist.

Zur Burschentracht indes gehört ein kurzes schossloses Wams ohne Taille, aus Tuch, Sammet oder festem Leinen, oft bunt geblümt, selbst bestickt und mit vielen Knöpfen aus Metall oder Glasfluss besezt. Dieses Wams ist jedoch nur für die kalte Jahreszeit mit Aermeln versehen, für die wärmere aber ärmellos wie eine Weste. Sonst trägt der Bauer im Hause eine Schossjacke aus blauem Flanell und solche im Winter auch ausser dem Hause unter dem weissen Rocke.

Die Kniehosen oder „Büxen" sind von weissem Leder, in Bortfeld von gelbem; sie werden ohne Hosenträger nur auf den Hüften getragen. Zu ihnen gehören lange weisse oder auch blaue Strümpfe und Knöchelschuhe von schwarzem Leder. Die Werktagsschuhe sind mit einer höheren über die Fussbeuge heraufgehenden Spannlasche und zwei seitlichen Laschen versehen, die unter die Spannlasche zu liegen kommen und mit zwei schwarzledernen Bändern besezt sind, die durch Schlize in der Spannlasche gesteckt und über derselben verknotet werden. Statt mit Bändern geschieht der Verschluss auch mit einer Schnalle (vergl. 2. 4). Die für die Festtage bestimmten Schuhe sind tief ausgeschnitten und mit einer breiten Silberschnalle geschmückt. Auch Stiefel haben sich wenigstens für die winterliche Zeit in der Volkstracht eingefunden; sie gehen wol bis zum Knie hinauf; doch pflegt man sie soweit herunter zu streifen, dass ein Teil vom Strumpfe sichtbar bleibt.

Den Hals umgiebt fast in ganzer Höhe ein dickes schwarzes Tuch von Baumwolle, Sonntags von Seide, das vorn mit zwei Schleifen verknotet ist. Dorfschulzen pflegten in früheren Tagen zwei solcher Tücher übereinander zu tragen, wodurch der Hals eine unnatürliche Dicke erhielt; sie glaubten damit ihr würdiges Aussehen zu erhöhen. Das Hemd wurde an Hals und Aermeln mit zwei Metallknöpfen geschlossen, die mittelst eines kurzen Kettchens aneinanderhingen. Heutzutage ist der Hemdkragen mit einer schmalen Kante geschmückt, die sich oben über den Rand des Halstuches legt.

Das Haar wird in einer Länge getragen, dass es den Nacken deckt. Früher trug man es in der Mitte gescheitelt und von Ohr zu Ohr gerade

abgeschnitten; auch hatte man den eigentümlichen Brauch, es mit einem halbrundem Messingkamme aus der Stirne zu halten. Der Kamm verschwand in den dreissiger Jahren. Noch heute pflegt der Bauer sein Gesicht glatt rasiert zu tragen; doch verhalf das Jahr 48 auch dem Barte zu seinem Rechte.

Die gewöhnlichste Kopfbedeckung war sonst eine Zipfelmüze; heute ist es ein abgestepptes oder aus Leder gefertigtes Käppchen, das „Dips“ oder „Peckel“ genannt wird, und sich dem Kopf in seiner Rundung passend anschliesst; man pflegt dies Kappchen auch dann aufzubehalten, wenn man seinen Hut aufsezt. Dieser Hut ist gewöhnlich ein breitkrempiger Filz, ein Dreispiz oder „Dreitimpenhot“, der auch so genannt wird, wenn er nicht aufgekrempt ist. Neben dem Dreispize, der in früheren Tagen wol die verbreitetste Kopfbedeckung war, kommen noch anders geformte Hüte vor. Viel zu sehen ist ein Hut, dessen breite Krempe im hinteren Teile zweimal aufgeschlagen ist, so dass sie mit einer Spize über den Nacken hervorragt, indes sie über das Gesicht als breiter Schirm in die Schräge hinabsteigt. Die Klappen werden durch Schnüre in ihrer aufrechten Stellung am Hutkopfe festgehalten und der Hutkopf selbst wird von einem schwarzseidenen Bande umgürtet, das vorn mit einer Schnalle verziert und seitlich in eine Schleife gesteckt ist, die über die aufgerichtete Krempe herabfällt. Bei den Schäfern in der Elmgegend sieht man einen kleinen rundköpfigen schwarzen Filzhut mit Krempe, der nahezu unsern modernen Filzhüten gleicht (vergl. Fig. 2. 1)

Zur Burschentracht jedoch gehört notwendig im Sommer wie im Winter eine runde Müze, die „Brägenmütse“, aus rotem, braunem oder grünem Sammet, die mit einem hohen Otterfellrande umgeben, häufig auf den Nähten mit Goldschnüren und auf dem Wirbel mit einem Goldquästchen geschmückt ist. Der Pelzbesaz erscheint an manchen Orten in seiner vorderen Hälfte breiter geschnitten, als in seiner hinteren, oder umgekehrt (vergl. Fig. 2. 4); niemals aber ist er mit seinen beiden Enden zusammengenäht, sondern stets auseinanderklaffend belassen. Man sezt die Müze derart auf, dass die Lücke bald mitten über die Stirn, bald über eine Schläfe zu stehen kommt.

Zum weiblichen Anzuge übergehend müssen wir unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Rocke zuwenden. Man zieht viele Kleider übereinander an; doch sind die verhüllten keineswegs aus minderwertigen Stoffen, sondern von derselben Güte, wie das oberste Kleid. Der Rock lässt selbst da, wo man dem modernen Geschmacke nachgegeben hat, den Fuss frei und steigt auch sonst nur knapp über den unteren Wadenrand hinab. Hinten und an den Seiten ist er in enge Falten geriefelt, vorn aber, wo er von der Schürze verdeckt wird, glatt belassen. Man

beliebt ihn von dickem Wollstoffe und vorzugsweise von roter Farbe in allen Abstufungen, dabei untenher mit einem oder zwei breiten Streifen von hellgrüner Seide garniert. Schwarze Röcke, auch grüne mit schwarzem Besaze, sowie rotgrün gestreifte mit gleichfalls schwarzem Besaze waren früher häufiger zu sehen, als jezt. Der Rock besizt keinen Schluss über den Hüften, sondern hängt an hosenträgerartigen Gurten, die über die Schultern laufen. Der Mangel einer Taille ist ein Charakteristikum dieser Tracht.

Zunächst auf den Oberkörper, doch über die Rockträger, kommt das „Halshemd" zu liegen, ein kurzes Jäckchen von weissem Linnen oder Battiste, das nur wenig unter den Busen hinabreicht. Dieses Unterhemdchen ist mit einem weissen Kragen im ganzen geschnitten, der sich, regelmässig geriefelt oder locker gefaltet, breit auf die Schultern auseinanderlegt und mit einem Säumchen oder einer feinen Stickerei, nach Vermögen selbst mit kostbaren Spizen verziert ist. Auch ist das Jäckchen mit bauschigen Halbärmeln besezt, die nur knapp bis an den Ellbogen reichen, wo sie den Arm mit einem verzierten Bündchen umfassen. Früher war es Brauch, an diesen Bund zwei weisse oder farbig gemusterte und an den Rändern ausgezackte Bänder von Seide anzuheften, die zwei bis drei Finger breit und etwa einen halben Meter lang waren.

Ein besonders kostbares Stück, auf das viel gehalten wird, ist das Busentuch, gewöhnlich „Bussendauk", auch kurzweg das „Tuch" genannt. Selbst bei ärmeren Frauen besteht solch ein Tuch aus schwarzer Seide oder schwarzem Sammet, sonst wol auch aus Kattun oder Halbseide, und misst etwa anderthalb Meter im Geviert, bei armen Leuten auch weniger. Den Rändern entlang ist es aussenher befranst, auf dem dunklen Grunde aber mit besonders schönen Stickereien in Plattstich, Blumen in den buntesten Farben und allerlei Rankenwerk darstellend, und nach Belieben auch mit Metallflittern verziert. Soll das Tuch jedoch zur Trauer dienen, so trägt man es schmucklos oder mit Mustern in Silber bestickt und mit silbernen Fransen garniert. Bei reichen Leuten kommt solch ein Tuch aus schwerem Sammet mit reicher Metallstickerei an Starrheit den Stoffen gleich, aus denen man die Messgewänder zu verfertigen pflegt. Man legt es in seiner Diagonale zum Dreiecke zusammen und ordnet es über dem Halshemde dergestalt um den Körper, dass die Frese über es zu liegen kommt und der obere Teil des Rückens, sowie Schultern und Brust bedeckt werden; vorn steckt man es mit einer Nadel oder Spange zusammen und lässt die Zipfel herabfallen, um sie schliesslich mit der Schürze zu überbinden. Man lässt das Tuch nicht blos in einfacher Dreiecksform über den Rücken fallen, sondern fasst es hier beliebig auch oben in der Mitte derart zusammen, dass es

gardinenähnlich sich in einen Mittelzipfel und zwei bauschige Seitenteile gliedert, die über die Schultern fallen. Vielfach ist es Brauch, die Tücher für Freud und Leid in einem einzigen Tuche dergestalt zu vereinigen, dass man je eine seiner dreieckigen Hälften der Freude oder dem Leide gemäss ausstattet und dann beim Anlegen diejenige Seite, die von der Gelegenheit gefordert wird, nach oben kehrt. Sonst trägt man das Tuch gern in Stoff und Farbe übereinstimmend mit der Schürze.

Man überfasst das Busentuch mit einem kurztailligen Leibchen, dem „Wams"; dies hat einen tiefen bogenförmigen Ausschnitt und nur schmale Achselstreifen, die für Ansäze von Aermeln gelten können, so dass der weisse Kragen des Halshemdes ungehindert über das Tuch und die bauschigen Aermel fallen kann. Vornherab ist das Wams mit vielen Knöpfchen verschliessbar. Man trägt es gewöhnlich von schwarzem Tuch, aus Wolle, Baumwolle oder auch von Seide, und mit einem Besaze von ebenso gefärbtem Seidenbande verziert; auch pflegt man eine Schleife von solchem Bande unter der Frese an das Halshemd zu heften, so dass ihre beiden Endstücke über das Wams fallen und seinen Verschluss unter sich verhüllen. Früher war ein schwarzer Stoff mit kleinen farbigen Blümchen oder Punkten beliebt, feingemusterter Sammetmanchester, sowie ein rosenfarbiger Besaz.

Bei kühlerem Wetter, das eine bessere Bedeckung namentlich der Arme notwendig macht, zieht man statt des Wamses eine Jacke mit langen engen Aermeln an. Man trägt sie vorwiegend aus schwarzem oder doch dunkelfarbigen Tuche mit rotem Futter und am Rande des Ausschnittes mit seidenem Bande besezt, das mitten vor der Brust in eine Schleife geschürzt herabfällt. Sonst beliebt man die Jacke in Stoff und Farbe so verschieden, wie den Rock, und in Uebereinstimmung mit diesem zu tragen. Im Ausschnitte überragt sie das Wams um ein weniges; untenher ist sie mit einem kurzen Schosse versehen, aber nicht vorn, sondern erst von den Hüften ab über den Rücken hin, und dieser Schoss ist mit Einschnitten geteilt, die etwa eine Hand breit von einander entfernt sind.

Die Schürze geht in ihrer Breite niemals über die Hüften hinaus; gewöhnlich aber ist sie etwas schmäler, und dabei auch kürzer, als der Rock, nach Gebrauch von geringerem oder besserem Stoffe, für die Festtage aus geblümter Seide, bei älteren Frauen durchgängig schwarz. Bei Gelegenheit treibt man einen grossen Luxus mit den Schürzen; nicht blos, dass man sie an den Seitenrändern und untenher mit bunten Stickereien in Seide verziert und den unteren Saum mit einem gerüschten Besaze verbrämt, man heftet auch vorn an ihrem Bund ein verschleiftes und mit beiden Enden so tief wie die Schürze herab-

fallendes Band aus Seide oder Sammet an, das mit Stickereien in Gold und Silber verziert ist.

Die Strümpfe sind weiss oder auch blau, und dann mit ungewöhnlich grossen weissen Zwickeln ausgestattet, die Schuhe von schwarzem Leder, niedrig, weit ausgeschnitten und nicht selten am vorderen Teile des Ausschnittes mit einem kleinen gerüschten Besaze geschmückt.

Bei festlichen Anlässen umgürten die Mädchen ihren Hals mit einem sehr breiten Bande aus schwarzem gepressten Sammet, das den Hals noch fester, als eine Soldatenkrawatte einschnürt. Dieses Band ist reihenweis mit sogenannten „Bohnen“ besezt, länglichrunden Zierraten aus Silber in Walnussgrösse, die mit eingravierten Ornamenten bedeckt sind. Oder sie legen statt dieses Bandes eine drei- bis fünfreihige Halskette aus Bernsteinperlen an; die oberste Kette umschliesst den Hals so fest wie möglich; die folgenden Ketten aber erweitern sich allmählig nach Art eines Colliers. Zuweilen sind die Bernsteinperlen so gross wie Tauben-, ja wie Hühnereier, und dann beschränkt sich der ganze Schmuck auf eine einzige Kette, die an anderthalb Pfund Schwere hat. Dieser Schmuck wird im Nacken geschlossen und an seinem Verschlusse werden zwei stattliche Bänder von Seide oder Sammet angeheftet, die mit Lizen oder Fransen endigen.

Ueber die Frisur, die Kopfbedeckung und was sonst noch zur weiblichen Ausstattung gehört, darüber s. Fig. 1 1–5, 8–11.

Die braunschweiger Tracht ist typisch für die Trachten einer grossen Landstrecke, die im Westen bis Schaumburg und Minden, nach Norden bis Gifhorn und Celle und nach Süden sich bis zum Harze und der halberstadter Gegend erstreckt.

Fig. 1. Alles Haar wird auf den Scheitel zusammengestrichen und hier mit einem Käppchen, der „Bendmütse“, bedeckt. Die Bandmüzen gehen nachweislich in das vorige Jahrhundert zurück; in ihrer heutigen so stark zusammengeschnittenen Form indes dürften sie erst um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert aufgekommen sein. Noch vorhanden sind aus der früheren Epoche einige Hauben von wesentlich anderer Form (4), die in der That den Namen „Haube“ verdienen und offenbar von den Stirnhauben des 16. Jahrhunderts herrühren, die sich über dem Hinterkopfe aufblähten und hier über Draht gespannt oder ausgestopft waren. Diese Hauben kleideten sehr artig und gaben den Frauen ein hauswirtliches Aussehen, was die Ursache sein mag, dass sie sich, wenn auch mit einigem Wechsel, in manchen Gegenden so lang erhielten. Was noch davon vorhanden, ist meist aus schweren geblümten Seidenstoffen hergestellt und mit Mustern in Gold- und Silberstickerei durchaus bedeckt. Die Anschwellung über dem Hinterkopfe ist durch einen breiten, vielfach auf sich selbst zurückgelegten Bandbesaz markiert und

Fig. 1.

Braunschweiger Volkstrachtenstücke. 1 grüne Seidenmüze; 2 Tornmütse (Turmmüze); 3 Müze mit Eitopf; 4 Haube aus Goldbrokat mit Seidenbändern (aus Liedingen, 18. Jahrhundert); 5 Frese; 6 Bostdauk (Weste) aus Bortfeld, rot mit grünem Besaze; 7 Knabenwams, blau mit weisser Stickerei; 8 Ohrgehäng von Silber; 9. 11 Fingerringe mit einem Mittelstücke aus Glasfluss oder Hirschzahn; 10 Halsschmuck, silbervergoldet mit rotem Glasflusse. (Richard Andree: Braunschweiger Volkskunde 1896.)

der Gesichtsrand mit einer schmalen Kante verbrämt. Die beiden Kinnbänder sind im hinteren Teile des eigentlichen Kopfes befestigt und jedes Band ist zu einer Schleife eingenäht, woraus sich erkennen lässt, dass die Bänder unter dem Kinne nicht verknotet, sondern einfach zusammengesteckt wurden, wie es auch heute noch vielfach geschieht.

Die Frauenmüzen in ihren verschiedenen Formen, wie sie in unseren Tagen zu sehen sind, werden wol durchgängig ihres Reichtums an Bändern wegen „Bendmütsen“ genannt; doch tritt jede Form auch unter ihrem eigenen Namen auf; nur die grösste darunter, die nachweislich auch die älteste ist, führt ausschliesslich den Namen „Bendmütse“. Abbildlich ist sie schon für das erste Drittel 18. Jahrhunderts nachzuweisen (Taf. 2. 1) und ein vergleichender Blick lässt sofort erkennen, in welcher Richtung sich die Aenderung bewegte; der Haubenkopf wurde kleiner, der Bandbesaz aber grösser. Während die Bandmüze früher den

Oberkopf ausgiebig bedeckte, ist sie heute ein spizes Müzchen (Fig. 2 $_5$), etwa 10 Centimeter hoch, unten 8 bis 10 Centimeter weit, und mehr einer Röhre als einer Müze ähnlich; oder sie ist noch etwas niedriger und dann oben abgerundet ($_1$). Eine Bedeckung kann man sie kaum nennen, denn sie schüzt den Vorderkopf gar nicht, den Mittelkopf wenig und den Hinterkopf nur mittelst ihrer schweren Bandmasse. Ihre Farbe ist immer schwarz; nur an älteren Exemplaren zeigt sich ein geringer Ansaz von bunter Seiden- und Goldstickerei; doch kommen in einzelnen Dörfern des Amtes Vechelde auch jezt noch farbige und von grösserem Umfange vor, so in Vallstedt solche, die in Kopf und Bändern aus grüner Seide gefertigt sind; derartige Müzen stehen den grossmütterlichen Bandmüzen näher, als alle übrigen, denn diese waren ebenfalls farbig, wol auch am oberen Rande her mit einem goldbestickten Streifchen umgürtet. Unter den sonstigen Bandmüzen ist der „Eidop“ und die „Tornmütse“ zu nennen. Die kleinste davon ist der Eidop, nur 7 bis 8 Centimeter hoch, und in der That nicht grösser, als ein tüchiges Ei ($_3$). Die Tornmütse hat eine Höhe von 12 bis 14 Centimeter ($_{2.5}$); ihr Kopf sezt sich in schräger Richtung nach hinten und oben in ein mehr oder minder zugespiztes Röhrchen fort. Sie wird besonders nördlich von der Stadt Braunschweig nach den Büttels zu getragen. Greift die Müze auf dem Scheitel weiter vor, wie dies namentlich bei älteren Frauen der Fall ist, die ihr Haar infolge des straffen Zurückkämmens verloren haben, so wird sie mit „Spurle“ bezeichnet. Mit der eben genannten Ausnahme sind die Bänder wie auch die Hauben selbst von schwerem schwarzen, nicht selten gemusterten Seidenstoffe; die Bänder, namentlich die auf dem Hinterkopfe, haben eine Länge, dass sie den Boden erreichen und selbst nachschleppen würden, wenn man sie nicht zu grossen Schlupfen auffaffte und zusammensteckte; solches geschieht auch mit den Kinnbändern und diese werden unter dem Kinne nicht weiter gebunden, sondern nur zusammengesteckt. Als Trauerzeichen wird ein Band von roter Farbe, das eben so lang und breit ist, wie die schwarzen, an der Müze befestigt; auch dieser Brauch ist von hohem Alter. Die Bandmüze ist wol die üblichste Kopfbedeckung an Werk- und Feiertagen; bei der sommerlichen Feldarbeit indes vertauscht man sie gegen die „Kiepe“, einen gelblichen Strohhut, der den ganzen Kopf umhüllt, nur das Gesicht freilässt und in seiner hinteren Hälfte mit einem kornblumenblauen Bande geschmückt ist. Diese Kiepe, eine Art Kapote, ist ohne Zweifel ein Nachkomme des sogenannten „geschlossenen Hutes“, der um 1840 in Mode kam.

Auch die „Frese“ wechselt je nach dem örtlichen Schönheitssinne in der Grösse sowol, wie in der Art ihrer Fältelung; bald ist sie schmal und nur locker gefaltet, bald breiter und in dichte und regelmässige Falten

gebrochen (5); in lezter Form wird sie vor der Halsgrube zusammengebunden. Während sich die Frese im allgemeinen auf den Körper niedersenkt, trug man sie in Olper bis gegen die Mitte des Jahrhunderts in schräger Richtung aufwärts stehend.

Ueber das männliche Brusttuch oder „Bostdauk“ (6) haben wir bereits die nötige Erklärung gegeben. (S. 4.) Die Weste, sonst übereinanderschlagbar und mit zwei Knopfreihen besezt (S. 4), erscheint hier als Knabenweste durchaus knopflos, aber mitten über die Brust bis zur Halsgrube hinauf mit Hafteln verschliessbar gemacht und zugleich den Hals mit einem hohen stehenden Kragen durchaus umfassend.

Das weibliche Geschlecht zeigte sich in früheren Zeiten dem Schmucke weit mehr zugethan, als heute; Ohrgehänge (8), Halsketten (10), Fingerringe (9. 11) und Brustschnallen mochte so leicht keine Frau von einigem Wohlstande an den Feiertagen entbehren. Der Schmuck wurde zwar in den Städten hergestellt, aber nach altüberlieferten Mustern, wie sie dem Bauerngeschmacke zusagten. Die Fingerringe wurden von Silber aus freier Hand getrieben, das Mittelstück aus Glasfluss oder Hirschzahn eingesezt und die Ornamente aufgelötet. Selbst die Männer trugen ihre Finger mit Ringen besteckt und ausserdem noch silberne Filigranknöpfe, die sie, paarweise aneinandergekoppelt, zum Verschluss des Hemdes an Hals und Aermeln benuzten. Als weiblicher Halsschmuck beliebt waren ausser den schon besprochenen Ketten aus Bernstein sogenannte Mondsteinperlen oder Magdalenenthränen.

Fig. 2. In den ersten Figuren begegnet uns ein Paar „Gevattern“. Der Mann erscheint in schwarzem mit rotem Futter ausgeschlagenen Kirchenrocke, der zu diesem festlichen Anlasse oben auf der linken Brustseite sowie auf der rechten Achsel mit bunten Bändern oder „Dutzen“, an der Achsel ausserdem noch mit einem grünen Sträusschen geschmückt ist; auch der Hut, der in Form und Stoff unsern heutigen Filzhüten gleicht, ist grün besteckt. Die grosse silberne Schuhschnalle ist mit einem gerüschten viereckigen Futterstücke unterlegt. Die Gevatterin kennzeichnet sich als solche durch ein Krönchen auf dem Oberkopfe; verglichen mit den sonst üblichen Brautkronen erscheint dieser Ehrenschmuck als ein winziges Ding, das man eigentlich vorn an der Bandmüze zu befestigen pflegte. Es besteht aus einem kleinen, mit grüner Seide umwickelten Drahtgestelle und winzig kleinen bunten Seidenblümchen oder goldenen Kantillenröllchen und Spiralen aus Zitterdraht, die aus den Maschen des Geflechtes hervorschauen. Zuweilen ist in die Lücke zwischen den vordersten Röllchen ein goldenes Mantelschlösschen oder sonst ein Anhängsel eingeschoben, dessen Wert meist noch durch einen farbigen Schmuckstein erhöht ist. Bei dieser Gelegenheit wird der Bänderschmuck der Müze durch ein anderthalb Meter langes und

Fig. 2.

1 2 3 4 5

Braunschweigische Volkstrachten aus den vierziger Jahren. 1—4 Gevattersleute; 5 Frau auf dem Kirchgange. (Richard Andree: Braunschweiger Volkskunde 1896.)

reich mit Stickereien bedecktes Sammetband von roter Farbe vermehrt, das, hinten angebracht, mit seinen beiden Endstücken in den Nacken fällt. Mit solchen Krönchen erscheinen die Mädchen zum erstenmale bei ihrer Konfirmation, dann, wann sie Gevatter stehen, und zum leztenmale bei ihrer Hochzeit. Man pflegt sie sorgfältig aufzubewahren und so haben sich noch viele Exemplare aus grossmütterlicher Zeit bis auf unsere Tage erhalten; man nennt sie „Crantz und Binden".

Wie zu jedem festlichen Anzuge, so gehören auch zum gevatterlichen hellfarbige lange Handschuhe ohne Finger.

Die nächste Gruppe, die sich aus der dritten und vierten Figur zusammensezt, zeigt ein jung verheiratetes Paar bei seinem Abzuge aus dem Elternhause. Das mit Pelz verbrämte Jäckchen, wie es die junge Frau über ihrem „Wamse" trägt, gehörte nicht zur bäuerlichen Garderobe; es war ein städtisches Modestück, das um 1800 aufkam, zur Zeit, als man die Taille von höchster Kürze und fast dicht unter dem Busen trug. Man pflegte damals den Busen mehr, als anständig

war, zu entblössen und auch mehr, als unser nordisches Klima erlaubte; man sah sich deshalb genötigt, zu einem warmhaltenden Jäckchen seine Zuflucht zu nehmen und solches über die luftige Kleidung anzulegen. Dergleichen Jäckchen wurden meist aus farbigem Atlas oder Sammet gefertigt und mit Band oder Pelzwerk, gewöhnlich mit Schwan, garniert. Sie waren nicht unkleidsam und zeigten eine dem Körper angemessene Form. Das in ein rechtes und linkes Stück zerfallende Vorderteil war so zugeschnitten, dass es nicht nur die Brust bedeckte, sondern das ganze Armloch von oben und unten umfassend bis auf die Schulterblätter reichte. Demgemäss bestand das Rückenteil nur aus einem kleinen fast viereckigen Zeugstücke, das jedes der beiden sehr weiten Armlöcher nur mit einer Spize berührte. Solch ein Jäckchen gewährte keinen Raum für die breitausladende Frese, und diese musste zu einem knappen Kräglein verschnitten werden. Der junge Ehemann trägt unter seinem dunklen rotgefütterten Rocke das Brusttuch oder „Bostdauk", von dem wir oben S. 4 eine Erklärung gegeben haben, ferner die Otterfellmüze oder „Brägenmütse", deren Verbrämung vorn etwas niedriger geschnitten ist, als hinten. Die Schuhe bei beiden Personen zeigen Spann- und Seitenlaschen, die letzteren über der ersten, bei der Frau mit einem Bandschlupfe, bei dem Manne mit einer Silberschnalle befestigt.

Die bandgeschmückte Kopfbedeckung, in der die fünfte Figur, eine junge Frau auf dem Kirchgange, erscheint, gehört zu dem abwechslungsreichen Geschlechte der „Bendmütsen" (s. den Text zu Fig. 1, 1-3). Das Brusttuch ist hier, was früher häufig der Fall war, von schlichtem Weiss und ungeblümt. Ein besonders charakteristisches Kleidungsstück sind die Handschuhe oder Stuzärmel aus Pelz, die „Pelzmauen", die auch im Sommer angelegt wurden, wenn eine festliche Gelegenheit es forderte. Sie bestehen aus weissem mit schwarzen Tupfen hermelinartig verzierten Kaninchenfelle, und reichen oben fast bis an den Ellbogen, bedecken unten aber nur den Handrücken und lassen die Handfläche frei; angezogen werden sie um das Gelenk her mit bunten langen Seidenbändern umschnürt und festgehalten.

Tafel 2. Diese Abbildung ist bei der Seltenheit an alten Kostümbildern aus den nördlichen Strichen unseres Vaterlandes als ein sehr wertvolles Stück zu betrachten; es stellt eine Nordhäuser Bürgersfrau aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts dar. Nordhausen, an der Zorge und goldenen Aue liegend und bekannt durch seinen Kornschnaps, war früher eine freie Reichsstadt. Ein Zug von behäbiger Stattlichkeit geht durch das Kostüm; so wenig nach der damaligen Mode zugeschnitten es auf den ersten Blick erscheint, so ist es doch zum guten Teil ein Geschöpf derselben; dies zeigt sich namentlich an Rock und Leibchen; diese verraten aufs Deutlichste, dass man den Rock zwar tüchtig aus-

einanderspannen, dabei aber eine enge Taille haben wollte. Das Mieder zeigt schon im Aeusseren den Charakter der berüchtigten „Schnürbrust“. Die Schnürbrust war ein den Oberkörper bis in den halben Busen hinauf umgebender Panzer von dicht aneinander gesezten Fischbeinstäben, die sich von unten nach oben fächerförmig ausbreiteten; sie hatte Achselbänder und war im Rücken zum Schnüren eingerichtet. Im unteren Teile, der unter den Rock zu liegen kam, war sie in schmale Lappen zerschlizt, um die Hüften nicht in ihrer Bewegung zu hindern, und im Kreuze mit Oesen versehen, in die der Rock eingehakt werden konnte. Da man meist kein weiteres Gewand darüber anlegte, so hielt man darauf, sie mit einem Ueberzuge von gutem farbigen Stoffe zu versehen, und wählte dazu gewöhnlich schwere Seide. Die Streifen in dem Stoffe, wie ihn unsere Abbildung darstellt, scheinen die darunter liegenden Fischbeinstäbe markieren zu wollen.

Die Schnürbrust lief, soweit sie der französischen Mode folgte, vorn in eine spize ansehnliche Schneppe aus; unsere Nordhäuserin indes trug nach dem alten heimischen Brauche ihr Mieder untenher gerade abgeschnitten; auch die Art, wie sie den grossen Ausschnitt durch das Busentuch ausfüllte, war heimisch. Die Mode selbst benuzte damals das Busentuch nicht; wol hatte sie ein Jahrhundert früher den Ausschnitt durch ein Tüchlein verkleinert, das sie unter das Mieder anlegte und nur wenig über dessen oberen Rand hervorblicken liess; doch hatte sie solches bald wieder aufgegeben und auch seitdem nicht wieder benuzt. Dagegen hatten die bürgerlichen Frauen in den Städten es beibehalten; sie bedeckten die Achseln völlig damit und legten es derart über den Busen herab zusammen, dass von diesem nur ein schmales, spiz nach unten verlaufendes Stück unbedeckt blieb; dicht über der Schnürbrust fassten sie es mit einem farbigen Bandschlupfe zusammen.

Der Rock gehörte zur alten Familie der Reifröcke und war erst seit Kurzem wieder in Mode gekommen, nachdem er bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts begonnen hatte, die Welt in Erstaunen zu sezen. Man bezeichnete ihn jezt seiner Form nach mit „Glockenrock“. Zur Unterlage hatte er ein Gestell von Fischbeinreifen verschiedener Grösse, die durch Bänder, nach älterem Brauche ebenfalls durch Fischbeinstäbe, mit einander verbunden waren, derart, dass der grösste Reif am tiefsten und der kleinste zu oberst lag. Dieses Gestell, so leicht und bequem, als man es nur wünschen konnte, wurde mit einem Gurte um den Leib befestigt. Im allgemeinen beliess man den glatt und faltenlos darüber ausgebreiteten Rock völlig ohne Besaz; unsere Glockenträgerin indes markierte einen solchen am unteren Saume dadurch, dass sie zwei Röcke übereinander tragend den oberen etwas in die Höhe zog und von dem längsgestreiften Unterrocke eine Handbreit den

Augen freigab. Die Mode forderte damals zwar auch ein Oberkleid, aber hinten zu einer schweren Schleppe verlängert, vornherab durchaus geöffnet und nach rechts und links weit zurückgeschlagen; dies Oberkleid wurde „Manteau“ genannt.

Die Schuhe lassen an ihrem hohen, schmalen, ziemlich weit unter der Ferse vorgeschobenen Absaze erkennen, dass sie zu den „Stöckelschuhen“ gehörten; die Spannlasche, die diesen Schuhen sonst eigen war, fehlt und die schmalen Seitenlaschen wurden durch eine grosse viereckige Schnalle gezogen.

Soweit zeigt sich unser Kostüm in Rock, Mieder und Schuhen von der Zeitmode abhängig; aber nur ihm selbst eigen waren der Mantel und die Kopfbedeckung; an diesen Stücken hatte die Mode keinen Anteil. Die Mode kannte damals den Mantel überhaupt nicht; schon vom Ende des 16. Jahrhunderts an war der modische Frauenmantel ins Verschwinden gekommen und im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts gänzlich verloren gegangen; selbst als Trauerkleidung wurde er nicht mehr gebraucht. Aber die Bürgersfrauen in den Städten hatten ihn unentwegt beibehalten; namentlich beim Kirchgange war er ihnen unentbehrlich. Sein radförmiger Schnitt und sein weites Halsloch machten es ihm möglich, sich auf den Schultern glatt aufzulegen, und nach untenhin allmählich in schwere Falten überzugehen. In Nordhausen trug man den Mantel lang und weit, dabei mit einem überfallenden Kragen ausgestattet; dieser Kragen war entweder durchaus von gleicher Breite und machte vorn seine Ecken, oder er verschmälerte sich in gebrochenem Bogen über die Achseln hin, um erst in der Rückenmitte wieder seine alte Breite zu gewinnen. Der einzige Schmuck des Mantels bestand in einer schmalen Goldborte an allen Säumen, ausgenommen untenher. Noch heute tragen die Weiber in der Harzgegend dergleichen Mäntel aus dickem Stoffe von schwarzblauer oder trübroter Farbe, doch mit weissen Streifen und ohne Kragen.

Was unser Interesse am meisten fesselt, ist die Kopfbedeckung; sie erklärt manches, was heute noch üblich ist. Alles Haar lag darunter verborgen. Zunächst um das Haar schloss sich ein weisses Häubchen mit einem Rüschenbesaze um das Gesicht her; dergleichen Häubchen waren seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in den deutschen Städten ein alltäglicher Anblick; in der Form fast gleich, aber im Stoffe sehr verschieden, wurden sie ebensogut von den Töchtern des Hauses, wenn auch nur innerhalb der vier Wände, wie von den Dienstmädchen getragen; für diese waren sie sogar ein stehendes Abzeichen. Ueber dieses Häubchen wurde eine geschlossene Müze gesezt, so dass nur der die Ohren verhüllende Rüschenbesaz frei blieb. Diese Müze war untenher gerade geschnitten und obenher am Boden flach gehalten; aufgesezt

stand sie etwas nach hinten, so dass der Boden schräg über den Hinterkopf wegging. Sie war aus blauem Stoffe verfertigt, ohne Zweifel aus Seide, vielleicht auch aus Sammet, und unter dem Rande des Deckels her mit einem schmalen Goldbörtchen bestickt. Ein breites Band von schwarzem mit Spizen geränderten Stoffe schloss sich dergestalt um die Müze, dass von dieser nur die Kuppe sichtbar blieb; dieser Besaz wurde im Nacken mit inem schmäleren schlichten Bande von gleicher Farbe zusammengefasst und lezteres mit zwei Schleifen verknotet. Ein schmales rotes Band, das darunter zum Vorscheine kam, war vermutlich ein Trauerabzeichen; so sehr dies unserer überlieferten Sitte zu widersprechen scheint, so gilt hie und da ein so gefärbtes Band doch heute noch dafür; wir finden es noch im Braunschweigischen und zwar in Gesellschaft der nämlichen Müze. (Seite 11 hatten wir Gelegenheit, davon zu sprechen).

Ueber diese doppelte Kopfhülle kam ein Strohhut zu sizen, der gross genug war, seiner Trägerin den Dienst eines Regenschirmes zu erweisen, denn er gab an Umfang und Hohe einem mässigen Mühlsteine nichts nach. Die ungeheuere Krempe stieg rings um den Hutkopf schräg in die Höhe, so dass dieser wie mitten in einer grossen Schüssel sass, und schlug sich dann plözlich senkrecht herunter, wobei sein unterer Rand noch ein weniges unter die Augenhöhe zu liegen kam. Ueber seinen Kopf lief ein Band und ging rechts und links durch die Krempe; es diente dazu, den Hut unter dem Kinne zu befestigen. Dieser Hut ist der Urahn von jenem, dem wir noch heutzutag auf den Köpfen der Vierländerinnen bei Hamburg begegnen; nur dass der Enkel sich auf eine bescheidenere Grösse zusammengezogen hat (vergl. Taf. 47).

Tafel 3. Die männliche Bauerntracht auf diesem Blatte erscheint noch vielzusehr mit der Modetracht verwandt, als dass sie als Volkstracht gelten könnte; sie legte sich aber als solche fest, da die Bauernschaft bei ihr beharrte und sie in das 19. Jahrhundert hinüberbrachte. Die ältesten Stücke waren die Kniehosen mit den Strümpfen; schon vor mehr als hundert Jahren hatte man dergleichen Hosen getragen, jedoch sie im Laufe der Zeit mannigfach verbessert; man hatte sie obenher mit einem Bunde ausgestattet und diesen vorn zum Zuknöpfen, hinten aber zum Verschnüren eingerichtet, so dass die Hosen beliebig fest um den Leib geschlossen werden konnten. Auch der im Vorderteile übliche Schliz kam ab und wurde durch einen breiten Laz ersezt. Strümpfe waren bei diesen kurzen Hosen unentbehrlich; sie wurden von 1700 an gegen zwanzig Jahre lang, bei den Bauern das ganze Jahrhundert hindurch, über die Hosen heraufgezogen und mit diesen zugleich unter den Knien mit einem verschnallbaren Riemen gebunden, so dass sie das Knie mit einer offenen Stulpe umfassten. Die Strümpfe waren gewöhnlich

von Leder und versahen den Dienst von Gamaschen. Der Schuh war mit einem breiten, doch nicht besonders hohen Absaze versehen und vor den Zehen breit und gerade abgeschnitten; die Laschen des Fersenstückes wurden über dem die Fussbeuge etwas überragenden Spannstücke mit einer grossen viereckigen Schnalle geschlossen. Die Weste war von Haus aus ein kürzerer mit Aermeln versehener und über die Brust herab verknöpfbarer Rock, den Soldaten und Bauern vielfach für sich allein trugen. Seit 1700 zog man ihre Schösse allmählig über die Oberschenkel zurück, so dass sie um 1770 nur noch gerade den Leib bedeckten, und versah sie mit bedeckelten Seitentaschen, das Kleid auch sonst noch mit kleinen Brustklappen und niedrigem Stehkragen. Doch hörte man seit jener Zeit auf, die Westen ausschliesslich aus Leder herzustellen und wählte nach Vermögen und Laune jeden beliebigen Stoff dafür; geblümte und streifige Zeuge waren sehr beliebt. Der eigentliche Rock aber reichte mit seinem Schosse fast bis an das Knie; er hatte eine langgezogene Taille, einige leichte freie Falten an den Seiten der Schösse, senkrecht oder wagrecht in das Vorderteil der Schösse eingeschnittene und mit verknöpfbaren Deckeln versehene Taschen, einen kleinen Stehkragen und mässige Aufschläge an den Aermeln, die kaum weiter waren, als diese selbst. Die Halsbinde, ein schwarzes oder farbiges Tuch, knüpfte man vor der Halsgrube zusammen und steckte die Zipfel in die Weste unter; doch war es damals auch Brauch, sie im Nacken zu binden (Fig. 3.5). Einen Bart trug zu dieser Zeit fast Niemand, nicht einmal der Bauer; doch war bei diesem ziemlich langes offenes Haar üblich, das er gewöhnlich nach hinten strich. Der Hut hatte eine rundgeschnittene Krempe, die an einer Stelle zur Hälfte aufgeschlizt und ringsum in die Höhe gestellt war, an der geschlizten Seite am steilsten, an der entgegengesezten mehr in eine Spize gezogen.

Der Bauer hatte es nicht nötig, sich so weit von der Mode zu entfernen, da diese Tracht überhaupt bequem war und ihn in seinen Geschäften nirgends behinderte. Ganz anders aber lag die Sache bei der Bäuerin; was die Mode dieser brachte, war fast in allen Stücken das Gegenteil von dem, was die Arbeit in Haus und Feld verlangte; es war eine Tracht für die vornehme Welt, deren Arbeit nur im Puze bestand. Das weibliche Geschlecht ist niemals unempfindlich für die Mode gewesen; aber die Bäuerin gehorchte mehr der Not, als dem eigenen Triebe, wenn sie von der Mode nur das annahm, was für sie verwendbar war; dass sie es that, ist unschwer aus allen bildlichen Ueberlieferungen, sowie überhaupt in dem Wechsel ihrer ganzen kostümlichen Erscheinung zu erkennen, der geradezu durch die Mode veranlasst wurde. Von den Reifröcken, Cüls, Manteaus, Fontangen konnte sie wahrlich keinen Gebrauch machen; schon durch den Mangel an solchen

Fig. 3.

Sachen entfernte sie sich von der Mode; einmal auf sich selbst angewiesen, konnte sie ihrem eigenen Geschmacke um so williger Gehör schenken. Was wir zur Erklärung der Müze, wie sie unsere Bäuerin trägt, zu sagen haben, findet sich in dem Texte zu Fig. 4 $_{1-8}$ angegeben (S. 21).

Fig. 3. Die zu Tafel 3 gegebenen Erläuterungen sind auch für diese Abbildung massgebend; ergänzt seien sie hier jedoch noch durch einige Bemerkungen.

Ein Gewandstück, das man durchgängig bis nach Westfalen hinüber und über den Westerwald hinunter anlegte, war der Kittel (3. 4. 7); es war ein schlichtes blaues Hemd von Leinwand, dessen Aermel sich der Aufschläge an den Rockärmeln wegen nach der Hand hin etwas verbreiterten, nicht selten indes auch von gleicher Weite blieben und dann unten mit einem durch Knöpfchen verschliessbaren Schlize versehen waren. Von den aus rotem Garne gefertigten Achselstreifen mit ihren uralten spiralischen Ornamenten, wie man sie heutzutage nach Süden hinunter antrifft, war auf den Kitteln der Göttinger Bauern nichts zu bemerken Indes waren es nicht Bauern und Fuhrleute allein, die den Kittel trugen; wie es heute noch Brauch ist, hatten ihn auch gewerbetreibende Leute sich zugelegt, namentlich Mezger, Samen- und Vogelhändler; selbst in der Kirche sah man den Kittel.

Statt der Strümpfe, die selbst den Dienst von Gamaschen versehen konnten, legte man auch wirkliche Gamaschen an (5), die, wenn auch ohne Füsse, doch ganz wie die Strümpfe geformt und an der äusseren Seite mit vielen kleinen Knöpfchen verschliessbar gemacht waren; ein unter der Sohle hindurchgehender Steg hinderte sie am Hinaufrutschen. Für Fuhrleute, die den Warenverkehr über grosse Landstrecken vermittelten, erwiesen sich die Gamaschen nicht in dem Grade brauchbar, wie ein paar schwere hohe Stiefel mit breitem Absaze (4); dergleichen plumpe Ungetüme waren einmal der schlechten, bei Regenwetter grundlosen Wege nötig, und dann auch, um auf dem Gaule einen festeren Siz zu haben.

Der Bauer trug die kreisrund geschnittene Krempe seines Hutes entweder ringsum ziemlich gleichmässig aufgeschlagen oder nur hinten und vorn; doch folgte er auch insoweit der Mode, als er die Krempe an drei Stellen etwas fester an den Hutkopf zog, wodurch der sogenannte Dreispiz entstand; nur stellte er alle drei Spizen gleichmässig hoch und

---

Landleute aus der Umgegend von Göttingen um 1780. 1 Händlerin mit jungen Tauben; 2 Händler mit Strohstühlen; 3 Obsthändler; 4 Fuhrmann; 5 Händler mit „Ziepollen“ (Zwiebeln); 6 Händlerin mit Handkörben; 7 Händler mit Singvögeln; 8 Lumpensammler (Dei in Göttingen herüm schriende Lühe oder der Göttingische Ausruff, zu finden bey Georg Daniel Heumann in Nürnberg). Ohne Jahresangabe. Sehr seltenes, dem Anscheine nach nur noch in zwei Exemplaren vorhandenes Werk.

nicht, wie die Modeherren, die vordere Spize etwas tiefer, als die seitlichen. Eine Rundmüze mit breitem Pelzbesaze war namentlich unter Burschen die üblichste Bedeckung. Der Besaz zeigte indes nicht durchweg die gleiche Breite; wie es heute noch vorkommt, war er an einer Stelle breiter geschnitten, die, je nachdem man die Müze aufsezte, bald über die Stirn, bald über eine Schläfe, bald über den Nacken zu stehen kam. Das Halstuch verknotete man ebensowol vorn, wie im Nacken; gewöhnlich waren die vorn verknüpften Tücher von rechteckiger Form, die hinten verknüpften von viereckiger; doch wurden letztere in der Diagonale zu einem Dreiecke zusammengelegt.

Von dem um diese Zeit aufgekommenen Brauche, wonach nur verheiratete Frauen sich der Haube bedienten, stammt der Ausdruck: „ein Mädchen unter die Haube bringen", was so viel heisst, wie es verheiraten. Die Haube, wie sie damals unter den Bäuerinnen um Göttingen herum allgemein war, ist vermutlich als die Aeltermutter jener zierlichen Häubchen anzusehen, die heute in der Gegend von Osnabrück das schönste Schmuckstück im weiblichen Kostüme ausmachen. Der Haubenkopf war von gemustertem Kattun und gerade gross genug, um den Haarknoten auf dem Hinterkopfe und die Schläfe samt den Ohren zu bedecken (1); rings am Gesichtsrande trat ein weisser in Falten gelegter Strich hervor, der über der Stirne sich schirmartig aufrichtete und hier am breitesten war. An den unteren Ecken des Haubenkopfes sassen zwei Bänder, oder breitere, unten abgerundete Laschen, die zur Befestigung der Haube unter dem Kinn dienten, falls man es nicht vorzog, sie frei herabhängen zu lassen. Es scheint, dass die Haube am Nackenrande mit einer Zugschnur versehen war. Sonst kam sie in mancherlei Variationen vor, bald im Kopfe mehr spiz und aufrecht stehend (6), bald mehr niedrig und abgerundet (Fig. 4. 3), bald mit schmaler Gesichtsrüsche verbrämt oder ohne solche, dabei aber untenher mit einem zu einer Binde zusammengelegten Tüchlein umgeben, das hinten mit einem schmalen Bande zusammengefasst wurde. Dieser Brauch wirkte ohne Zweifel bestimmend auf jenen Kopfpuz ein, der in Hannover im sogenannten „alten Lande" noch gegenwärtig zur weiblichen Garderobe gehört. Bäuerinnen, die handeltreibend viel unterwegs waren, verwahrten sich vor den Unbilden des Wetters durch grosse Tücher, die sie über den Kopf herab umnahmen.

Tafel 4 u. 5. Wenn wir auf beiden Tafeln etwas weiter nach Norden ausbiegen, als unsere Aufgabe es verlangt, so geschieht dies einmal, weil die vorhergehenden Abbildungen unsere Aufmerksamkeit auf die Gegend von Osnabrück gerichtet haben, dann auch, weil das dortige Kostüm thatsächlich in den Bannkreis des braunschweigischen fällt. Die Abbildungen sind demselben Werke von Duller entnommen, das wir bei

Besprechung der ersten Tafel erwähnt haben. Die Trachten gehören etwa dem Jahre 1840 an. Das männliche Kostüm hat nichts eigenartiges an sich, wenn man nicht sein etwas norddeutsches Aussehen als solches gelten lassen will Trägt auch heute noch der Landmann zuweilen die kurzen Kniehosen, die kurze Jacke, den blauen Leinenkittel und den eckig aufgeschlagenen breitkrempigen Filzhut, so war solch ein Anzug

Fig. 4.

1 2 3 4

Landleute aus der Umgegend von Göttingen um 1780. 1 Scherenschleifer, 2 Händler mit Kleinkram, 3 Händlerin mit Flaschen (Potelgen), 4 Eierhändlerin. (Daniel Heumann: Dei in Göttingen herümschrieende Lühe oder der Göttingische Ausruff.)

Fig. 4. Die Erklärung zu dieser Abbildung befindet sich S. 17—21.

doch bereits um 1840 stark in der Minderheit gegen den langen blauen Tuchrock, die Weste, die langen Pantalons und den niedrigen Cylinderhut mit schmaler Krempe. Der Backenbart galt bis zum Jahre 1848 als der üblichste Wangenschmuck des ehrbaren Bürgers; er blieb es auch noch nach der genannten Zeit und selbst bis auf unsere Tage bei den norddeutschen Küsten- und Inselbewohnern.

Die weibliche Tracht gleicht noch heute in manchen Stücken der braunschweigischen; namentlich hat sie mit dieser die „Frese“ und das

Brusttuch gemeinsam; gleichwol erscheint sie selbst in diesen Stücken nicht ohne Eigenheiten. Wie heute noch, so war es schon um 1840 Brauch, die Frese, ein Stück von bescheidener Grösse und eng gefältelt, über beiden Achseln emporzurichten, vorn und hinten aber herabzusenken. Dicht über ihr, den Hals fest umschliessend, sass ein gewöhnlich schwarz gefärbtes Sammetband, das im Nacken mit einer Agraffe zusammengefasst wurde und mit seinen beiden Enden über den Rücken fiel. Unter der Frese lag ein zweites, doch schmäleres Band, an dem ein goldenes Brustkreuzchen aufgehängt war. Mit der Zeit wurde das Kreuzchen dem oberen Bande, das sich verschmälert hatte, überlassen, und das untere kam in Wegfall. Das Brusttuch, weiss oder auch farbig, schlicht oder mit gemusterter Randborte und Fransen versehen, wurde vom Rücken her nach vorn genommen, vor der Brust übereinander festgesteckt und dann mit der Schürze überbunden. Häufig drapierte man es im Nacken auf besondere Weise und steckte es in einer oberen Mitte derart zusammen, dass es sich in einen dreieckigen Mittelzipfel und zwei seitliche Achseldecken gliederte, wobei sämtliche Falten sich strahlenförmig von dem Befestigungspunkte aus verbreiteten. Diese Anordnung wurde mit der Zeit zur herrschenden; sie wird in Braunschweig ebenso vorgenommen, wie in Westfalen in der Mindener Gegend; und hier wie dort waren damals auch die weissen Brusttücher üblich, die man heute nicht mehr kennt.

Das Kleid reichte bis zu den Knöcheln; seine Aermel waren in der Armbeuge am weitesten, schlossen sich aber vor dem Handgelenke an. Es war die Zeit, da man gegen die Schinkenärmel reagierte, aber noch nicht recht wusste, was man an ihre Stelle sezen sollte. Der Schmuck des Kleides beschränkte sich auf eine mehr oder minder breite Falbel vom nämlichen Stoffe am unteren Saume. Die Schürze, so lang wie der Rock, griff weit um die Hüften herum nach hinten; zuweilen zeigte sie noch oben an ihren beiden Rändern die bereits im 16. Jahrhundert übliche Verbreiterung, die nicht mit an den Bund genäht war, sondern als freier Zipfel herabhing. Auch an Farbe war die Schürze verschieden und ebenso im Stoffe; es scheint, dass Leinen, Wolle und Halbseide zugleich üblich waren.

Als eigenartigstes Stück, das überaus zierlich kleidete, konnte die Haube gelten; sie sezte sich aus Kopf und Schirm zusammen. Der Kopf war entweder rund oder an beiden Seiten abgekantet und stets gross genug, um den Hinterkopf mit seinem Haarknoten auf dem Wirbel zu bedecken; er bestand aus Goldstoff oder sonst einem Stoffe mit reicher Gold- und Seidenstickerei; in seinem Nackenrande war er mit einer goldenen Zugschnur versehen. Hier trat auch ein schmaler, weisser Linnenstreif hervor; an diesen schloss sich, dem Rande um das ganze

Gesicht folgend, ein in schmale Falten gerüschter Schirm von dem nämlichen Stoffe, der sich nach der Stirne hinauf verbreiterte, so dass er über dieser am weitesten hervorstand; er legte sich entweder ringsum gleichmässig schräg auseinander oder senkte sich oben mit einer leichten Einbiegung gegen die Stirne. An den Ecken der Haube rechts und links sassen zwei schwarze oder farbige Bänder von Seide, die unter dem Kinne in Schleifen geschürzt wurden.

Dieses Häubchen war nur zum Puze gut genug, doch nicht zum Schuze; beide Forderungen wurden damals durch den sogenannten „Schirmhut“ erfüllt, der indes nicht im Bereiche der Volkstracht ent-

Fig. 5.

1 2 3 4 5 6

Trachten aus Westfalen, Nassau und Hessen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 aus Nassau an der Lahn, 2 aus Solms, 3 aus Landau im Waldeckischen, 4. 6 aus Minden, 5 aus Dortmund. (Daniel Meisner: Cosmographia cosmica 1606.)

standen, sondern aus der Modetracht herübergenommen worden war. In seiner Grundgestalt hatte er sich bereits um 1818 festgesezt, und seitdem war er lange Jahre hindurch eine bevorzugte Kopfbedeckung der mit der Mode gehenden Welt geblieben, hatte sich unterdessen auch in mehrfacher Weise umgestaltet. Zusammengesezt war er aus einem festen Untergestelle von Spahn, einem Ueberzuge von Sammet, Plüsch, Atlas, Kamelot in weisser, schwarzer, blauer, grüner, gelber und roter Farbe, auch aus zweifarbig gestreiften Stoffen, und schliesslich aus einem Aufpuze von Band, Blumen und Federn.

Fig. 5. Wenn man von der politischen Eintheilung absieht, so muss zu Westfalen auch der Westerwald gerechnet werden, denn der Westerwald ist ein ins Rheinfranken- und Hessenland vorgeschobenes Stück von Westfalen, auch zeigt seine Bevölkerung in Art und Sitte bereits die Züge des westfälischen Charakters, wie sie sonst westwärts an Orten im Rheinthale, die viel weiter nördlich liegen, nicht hervortreten.

Wie überall, so waren auch in Westfalen während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch keine eigentlichen Volkstrachten zu bemerken; aber der Bauer liess sich bereits von dem gewerbetreibenden Bürger unterscheiden; es war vornehmlich sein Rock, der ihn als Bauer kenntlich machte, und da dieser Rock ein Charakteristikum der Bauern durch ganz Deutschland war, so kann er für das urtümlichste Stück in den deutschen Volkstrachten gelten. Er hatte bei ziemlich gestrecktem Leibe einen kurzen, ringsum in gleichmässigen Falten und mit überschlagener Naht angesezten Schoss, sowie einen Pelzbesaz an den Brusträndern, der breit um den Nacken gehend sich nach der Taille hin zuspizte (1). Dieser Rock wurde nur an einer Stelle, und zwar vorn in der Taille, zusammengehaftelt. In seiner Brustöffnung kam ein Unterwams oder ein gefältelter Hemdeinsaz zum Vorscheine. Auch bürgerliche Leute trugen wol Röcke in solcher Form, gewöhnlich aber nur hinten unterm Kreuze mit Schossfalten ausgestattet und vorn in den Brustblättern durchaus zusammengehend. In der Gilde der Fuhrleute war er mit einigen Abänderungen, namentlich mit einem stehenden Kragen statt des Pelzes, anzutreffen; indes machte ihm hier ein Rock anderer Form das Feld streitig. Dieser Rock bestand aus starkem Stoffe wie der slavische Rock (Fig. 6. 3) und machte keine Falten, als nur in der Armbeuge. Mit seinen Schössen war er im ganzen geschnitten (5. 2) und überhaupt nur aus zwei Stücken zusammengesezt, einem Hinterteile und einem völlig gleichgeformten Vorderteile, das sei er Länge nach in der Mitte auseinandergeschnitten war. In der Taille war er leicht eingezogen, oben mit einem kleinen Stehkragen und im Schosse rechts und links, ziemlich nahe an den Vorderrändern, mit einer wagrecht eingeschnittenen und bedeckelten Tasche versehen. Man benuzte festes Leder für diesen Rock, wie denn das Leder damals anfing, eine grosse Rolle in der Garderobe selbst der vornehmen Leute, hauptsächlich aber der Soldaten zu spielen; man kennt die lederbraunen Kostüme aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges. Weitere Röcke gehörten zum Geschlechte der Kittel (3); sie wurden über den Kopf herab angezogen und mit einer Zugschnur über den Hüften festgehalten.

Nicht minder mannigfaltig waren die Formen der Hosen; die altüberlieferen, in Hosen und Strümpfe zerlegten und unter dem Knie

zusammengebundenen Beinkleider blieben zwar auch ferner noch zu sehen (1); immer mehr aber bürgerten sich die sogenannten Pumphosen ein (5. 2) und wurden in weit höherem Grade, als dies bei dem eigentlichen Bauernrocke (5. 1) der Fall war, zur landesüblichen Tracht, denn sie ging in alle Stände über. Ihre Heimat ist, wie es scheint, in den Niederlanden zu suchen. Oben von ansehnlicher Weite, stiegen sie sich verengend wenigstens bis in die Mitte der Unterschenkel herab (5. 2), wurden aber durch Strümpfe, die über das Knie heraufstiegen, unterfasst und mit diesen unter dem Knie gebunden. Gleichzeitig mit den Pumphosen waren die Schlumperhosen aufgekommen (5. 3); obgleich diese in den Niederlanden grosse Verbreitung gewannen und sich namentlich in der Matrosentracht bis auf die neueste Zeit behaupteten, konnten sie doch in Deutschland nicht recht durchdringen; sie unterschieden sich von den Pumphosen nur dadurch, dass sie unten so weit waren, wie oben, und unter den Knieen offen belassen wurden.

Unter den Schuhen waren die mit einer Spannlasche und zwei Fersenlaschen, die über der Spannlasche zusammengebunden wurden, im Begriffe, den Vorrang zu gewinnen (5. 3). Zu den bäuerlichen Kopfbedeckungen zählten Hüte und Müzen. Die Müzen waren entweder einfache Rundkäppchen mit Pelzbräme (5. 1), oder Mitteldinge zwischen Hut und Müze von abgestumpft kegeliger Form; sie wurden unten entweder ringsum oder nur hinten oder auch vorn aufgeschlagen, an der entgegengesezten Seite des Aufschlages aber mehr geradeaus gestellt (5. 2.) Zur üblichsten Bauernmüze rückte mit der Zeit jene vor, die mit ihrem Schirme über das Gesicht vortrat. Die Hüte verschiedener Form hatten zwar den runden Kopf und den abstehenden Schirm gemeinsam; indes gelang es dem weichen Hute mit breitem geschwungenem Schirme (5. 5) seinen Rivalen mit schmalem, ringsum wagrecht abstehendem Schirme (5. 3) allmählig zu verdrängen und sich zur soldatisch herrschenden Kopfbedeckung aufzuschwingen; selbst in unseren Tagen ist der „Schwedenhut“ oder „Wallensteiner“ aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges noch nicht vergessen.

Im weiblichen Anzuge erfreuten sich die geriefelten und mit Filz glockenförmig ausgesteiften Röcke einer grossen Beliebtheit (5. 4. 6); man trug sie zusammen mit einem ebenfalls geriefelten Ueberrocke, dem sogenannten „engen Rocke“, der vor dem Leibe auseinanderklaffte, und einer schmalen Schürze, die die Lücke bedeckte. Ueber das vorn geöffnete und im Zickzack verschnürte Mieder legte man einen gleichfalls geriefelten Schulterkragen, der mit einem glatten Stehkragen zugleich den Hals umschloss (5. 4) oder ein kürzeres „Koller“ (5. 6). Das Koller, das so wohlkleidete, war aus der Modetracht nahezu verschwunden, hatte aber in der Volkstracht eine bleibende Stätte gefunden. Sein Zuschnitt

war verschieden; wie es auf unserem Bilde sich darstellt, näherte es sich der Kreisform; der den Hals umgebende Teil war mit angeschnitten und wurde dadurch in die Höhe gerichtet, dass man an seinem unteren Rande kleine Doppelzwickel einsezte oder auch ausschnitt, und die Ränder der Oeffnungen zusammennähte.

Als Kopfbedeckung allgemein üblich war ein Nez, das die ganze Haarmasse wie in einem Sacke auffing, und am vorderen Rande mit einem Streifen aus Goldstoff gegürtet war, der nach den Enden hin spizig verlaufend das Gesicht umrahmte. Der Gürtel, durch den Zuschnitt der Kleider überflüssig gemacht, blieb trozdem als Prunkstück noch weiter in Gebrauch; man legte ihn schräg von der Höhe einer Hüfte nach der anderen Hüfte hinab und hängte hier mittelst langer Schnüre Täschchen samt Besteck daran auf, falls man beide Stücke nicht an einem Sonderriemen befestigte (5. 6).

Tafel 6. Alle städtische Volkstrachten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatten einen gemeinsamen Charakter, der sich in einer gewissen puritanischen Strenge und Steifheit offenbarte. Der neue schlichte Glaube hatte um seine Existenz gerungen und gesiegt, aber mit Opfern, die ihn des Sieges nicht froh werden liessen; der deutsche Genius ging in Trauer einher und die Farben der Trauer, Schwarz, Weiss und Grau, kamen namentlich in der weiblichen Gewandung in bisher nicht gekanntem Masse zur Verwendung; dazu gesellte sich eine kräftige Komplementärfarbe in Rot, Grau oder Braun. In dem ganzen Wesen der Tracht lag etwas bürgerlich Schlichtes, das ihr auch in den vornehmsten Kreisen blieb, wo mit schmückenden Besäzen an Pelz und Borten nicht gespart wurde.

Die Mode ging darauf aus, den Rock in geradlinigen Falten herabfallen zu lassen, was nicht ohne eine Unterlage von Kissen auf den Hüften zu ermöglichen war; doch übertrieb man diese Polsterung in bürgerlichen Kreisen nicht und trug seinen Rock unten noch immer weiter, als oben. Der Rock liess den Fuss frei; sein ganzer Schmuck beschränkte sich auf einen streifigen Bandbesaz untenher, der nach Belieben sich zehnmal und noch öfter wiederholen konnte. Das Leibchen war gleichfalls ausgesteift und lag gut an der Büste; die Taille war ziemlich kurz, was das behäbige Aussehen ihrer Besizerin nur vermehrte, und unten entweder rundum gerade abgeschnitten oder vorn zu einer rundlichen Schneppe verlängert. Auch sonst war das Leibchen auf zweierlei Weise hergerichtet, entweder hoch und vornherab durchaus mit Haken und Oesen verschliessbar, oder tief ausgeschnitten, vorn auseinanderklaffend und über einem untergelegten Laze verschnürbar. Den oberen Ausschnitt verdeckte ein Brüstling, der unter den Achseln zusammengehakt wurde. Die Aermel passten auf den Arm, waren aber

dem zeitüblichen Brauche entsprechend auf den Achseln mehr oder minder stark ausgepolstert; vor dem Handgelenke schlossen sie mit einer glatten oder gerüschten Manschette. Eine eigentümliche Sitte, die schon seit der letzten Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts bis zum Niederrheine hinab beachtet wurde, war es, die Aermel aus andersfarbigem, namentlich aus weissem Stoffe herzustellen. Zu beiden Arten von Leibchen liess man niemals den breiten sich ringsum gleichmässig auf den Oberkörper niedersenkenden Leinwandkragen fehlen: er war charakteristisch für dieses Kostüm; man trug ihn meist mit Spizen gerändert, auf seiner

Fig. 6.

1 2 3 4 5

Hessische Trachten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1—3 aus Fritzlar, 4 aus Löwenstein, 5 aus Frankenberg (1, 5 nach Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt 1572—1618; 2—4 nach Daniel Meisner: Sciographia cosmica 1606).

Fläche entweder glatt oder in enge strahlige Fältchen gepresst, und am Rande, der um den Hals zu liegen kam, mit einem liegenden oder aufrecht stehenden Spizenstreifen verbrämt. Die Schuhe wichen im allgemeinen von denen des Bauers nicht ab; sie waren vorn stumpf und auf dem Oberleder mit einigen quergesezten glatten oder gerüschten Streifen verziert. Der üblichste Schuh hatte eine Spannlasche und zwei Seitenlaschen, die über der ersten zusammengeschnürt wurden. Anderen Schuhen fehlten diese Laschen.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und noch weit darüber hinaus pflegten sich die mit der Mode gehenden Frauen gar keiner Kopfbedeckung zu bedienen; in den deutschen Städten indes konnten sich die Bürgerinnen nicht überwinden, mit blossem Kopfe einherzugehen; sie nahmen ihre Zuflucht zu Pelzmüzen, grossen und kleinen. Selbst die Bäuerinnen machten sich solche Müzen zu eigen, und es war besonders die kleine, die ein sehr artiges Aussehen gab. Einfache Tücher, mehr oder minder lang und weit, wie man sie von altersher kannte, behielt man nicht allein bei, sondern wandelte sie zu einem Gewandstücke um, das unter dem Namen „Huike" noch eine grosse Rolle in dem Kostüme der nordwestdeutschen Frauen spielen sollte (Fig. 9. 5, 13. 2–4).

Fig. 6. Die althessische Ländergruppe entsprach in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts etwa dem Gebiete, das in unserer Zeit mit „Hessen-Kassel" bezeichnet wird; Kassel, Marburg, Frankenberg, Fritzlar u. s. w. zusamt den Stammsizen der niederhessischen Ritterschaften lagen in seinen Grenzen. Es ist ein zähes Volk, dieses althessische, ein störrisches Volk, das sich aus seinem mitteldeutschen Wesen selbst bis heute noch nicht recht herausbringen liess, und bis in die sechziger Jahre durch ein patriarchalisches Regiment auch geflissentlich darin erhalten wurde. Am treuesten ist es sich geblieben in der Bauernschaft im Schwalmgrunde, an der oberen Lahn und auch sonst noch in einzelnen Bezirken.

Wie überall so hatte sich auch in Althessen die Bauerntracht so ziemlich in Uebereinstimmung mit der zeitgültigen Modetracht entwickelt; die leichten Absonderungen, die bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auftauchten, waren die nämlichen, die man auch im südlichen Deutschland, in Schwaben, bemerken konnte.

Von Anfang an machte sich die Umwandlung im ganzen und grossen bei den Männern an Hosen und Wams, bei den Frauen am Leibchen bemerklich. Die Hosen teilten sich in Hosen und Strümpfe und das Wams verlängerte sich zu einem rockförmigen Kittel, der vornherab geöffnet war, über der Brust völlig verhaftelt und um die Taille her mit einem Gürtel gefasst wurde (5. 5). Der urtümlichste Rock war noch immer die alte, auf ihre einfachste Grundform zurückgeführte Schaube (6. 4), die man vor der Halsgrube zusammenfasste. Indes war die Schaube immer mehr ein Ueberrock, als Leibrock; der zeitübliche Bauernrock hatte eine ganz andere Form; wir haben bereits davon gesprochen (Fig. 5. 1). So machte sich schon ganz von Anfang an eine Ungleichheit in der Umwandlung bemerklich. Namentlich waren es die Fuhrleute, die den Warenverkehr durch das ganze Reich vermittelten und oft wochenlang unterwegs blieben, die noch Jahrzehnte lang bei den alten langen Strumpfhosen mit dem dreieckigen Laze und der aus-

gestopften Schamkapsel verharrten (6. 4); diese Hosen wurden obenher mit Nesteln an das wollene Hemd oder ein Unterwams festgebunden. Bei den schlechten Strassen und den Unbilden der Witterung gegenüber konnten Beinkleider dieser Art nicht genügen, und so trug man sie von altersher in Verbindung mit ledernen Ueberstrümpfen. Schon eine Chronik aus dem 14. Jahrhundert gedenkt dieser Strümpfe und nennt sie „Ledersen" oder „Lersen". Sie hatten verschiedene Länge; manche gingen bis gegen die Hüften hinauf und wurden mittels einer Strupfe auf ihrer inneren Seite an den Gurt befestigt; andere waren kürzer und wurden entweder unter den Knieen gebunden und umgekrempt oder überhaupt unbefestigt getragen. Neben dem Fuhrmanne ging der Bauer bereits in weiten Kniehosen einher (6. 2) und, wenn das Tagewerk es erlaubte, mit nackten Unterschenkeln. Dafür aber hatte er, und dies war namentlich in den weinbautreibenden Gegenden der Fall, für den Oberkörper eine besondere Schuzhülle, die gleichfalls im Zuschnitte nicht überall die nämliche war; bald war sie lang und wurde wie eine Kinderschürze über den Kopf herab angezogen und gegürtet; bald war sie kurz wie ein Wams und wurde völlig offen getragen; ihr Stoff jedoch bestand durchweg in festem Leder.

Von Osten her machten sich fremde Einflüsse bemerklich; die östliche Hälfte Deutschlands war reichlich mit slavischen Elementen durchsezt, die ihre lezten Ausläufer bis in das Herz von Deutschland hinein, ja selbst bis an den Rhein vorgeschoben hatten. Das machte sich auch kostümlich bemerkbar. Die vornehmen Slaven, darunter namentlich die Böhmen, hatten zwar infolge ihrer Verbindung mit Deutschland ihre heimische Tracht gegen die deutsche vertauscht; das Volk im grossen und ganzen aber war ihr treu geblieben. Wenn auch nicht angenommen werden darf, dass ihre Tracht noch die nämliche, wie zu Urväterzeiten gewesen sei, so hatte sie doch einen eigentümlichen Charakter, der sie von der deutschen unterschied. Namentlich den Rock und die Müze sah man südwärts bis an den Bodensee und nordwärts bis in die hansischen Gebiete hinein. Der Rock (6. 3 war aus dickem Stoffe hergestellt und mit Pelz gefüttert oder an den Rändern damit verbrämt; er ging fast bis an die Knie herab und hatte keine Taille, sondern erweiterte sich schon von den Schultern aus; seine Aermel waren lang und passend. Der Pelzrand verbreiterte sich um den Hals herum zu einem in die Schräge gestellten Kragen. Vornherab stand der Rock durchaus offen und wurde mit einer langen Gürtelschärpe um die Taille zusammengefasst. Wurde ein Schwert getragen, so kam die Koppel unter die Schärpe zu liegen. Die Müze, von abgestumpfter Kegelform, hatte einen dicken Pelzbräm untenher. Diese Müze wurde damals auf den Köpfen der vornehmsten Personen in

Deutschland gesehen und diesen war auch der slavische langwallende Vollbart nicht fremd; die Mode selbst verschmähte ihn; sie verlangte den zugespizten Kinnbart oder nur den Schnurrbart allein.

Die nämliche Scheidung machte sich im weiblichen Anzuge bemerklich. Die Röcke, bei Vornehm und Gering noch durchweg geriefelt, blieben in der Volkstracht ihrem schlichten Falle überlassen (6. 1), während die modischen, durch sogenannte Steifröcke unterfüttert, sich mehr und mehr auszuspreizen begannen (6. 5). So geformt erschien der Rock in Gesellschaft des Harzkäppleins, der schlichte aber einem geriefelten Kopftuche zugesellt, das auf einer Stirnhaube befestigt über die Schultern herabfiel. Diesem enggefältelten Kopfmäntelchen blieb gerade im Hessenlande eine lange Zukunft und eine grosse Rolle vorbehalten; seine Nachkommen sind noch heute um Biedenkopf herum zu sehen (Fig. 7. 1-4).

Tafel 7. Die hier abgebildeten Bauersleute waren in derselben Gegend zu Haus, wie die, von denen wir soeben gesprochen haben, und auch ihr Kostüm war ein zeitgenössisches. Nur bemerken wir hier auf dem Leibe des Bauern statt des sonst üblichen wollenen Hemdes ein Wams und darüber einen kurzen mantelförmigen Umhang, der unter dem Namen „Bauernschaube" auch anderwärts in Deutschland bekannt war. Das Wams reichte knapp bis über die Hüften und war wie ein Frauenmieder tief und viereckig ausgeschnitten; mit den Brustblättern wurde es übereinandergeschlagen und an der Seite geschlossen. Das überschlagene Stück reichte über die ganze Breite der Brust hinweg, das untere aber war schmäler geschnitten. Das Rückenstück konnte aus einem ganzen Stücke, wie auch aus zwei Hälften bestehen. In den Aermeln herrschte eine grosse Mannigfaltigkeit; man trug sie ebensowol sehr weit und nur vor der Handwurzel anschliessend, als auch durchweg enger und mehr der Form des Armes entsprechend; darnach richteten sich auch die Armlöcher. Nicht blos, dass man das Wams auf der Seite mit Haken, Knöpfen oder Nestelschnüren verschloss, man umfasste es auch noch mit der breiten Schwertkoppel, die man vor dem Leibe verschnallte. In dem weiten Ausschnitte kam ein Hemdeinsaz zum Vorschein; trozdem dieser seinen Brustschliz in der Mitte hatte, pflegte man doch sein Bündchen ebenfalls an der Seite verschliessbar zu machen.

Die Bauernschauben bildeten im Zuschnitte einen Halbkreis, die Aermel der Hauptsache nach ein Rechteck, das oben sich auf einer Seite mit einem schräggeschnittenen Zipfel verlängerte, unten aber sich im Bogen verengend in ein schmäleres Rechteck überging. Troz seiner Weite fügte man den Aermel in ein verhältnismässig enges Armloch ein und zwar glatt und faltenlos, was nur dadurch geschehen konnte, dass man den überschüssigen Zipfel nicht mit einfügte, sondern vor der Achselgrube frei herabhängen liess und überdies den Aermel hier noch wattierte.

Den unteren schmäler geschnittenen Teil versah man mit vielen gleichmässigen Längsschlizen und schlug ihn auf sich selbst zurück, so dass die Schlize sich aufblähten. Eine ähnliche Garnitur sezte man über die Achselnaht, fütterte auch den Aermel mit andersfarbigem Stoffe und liess diesen aus einem in der Ellbogengegend angebrachten Längsschlize hervortreten.

Die Stiefel hatten weder Sohle noch Absaz; es waren eigentlich Strümpfe aus einem weichen, doch dicken Leder und ihr nach oben sich erweiternder Schaft hing schlotterig um die Unterschenkel; man pflegte ihn wol auch nach aussenhin umzukrempen. Die Kopfbedeckung gehörte so wenig, als sonst ein Stück dieser Tracht, ausschliesslich der marburger Bauerngarderobe an; es war die hohe, sehr schwere Slavenmüze mit ihrem Pelzbräme, der sich auf der Stirnseite zu einem halbrunden Schilde überhöhte.

Unsere Bauersleute sind ohne Zweifel im Begriffe, auf den Markt in die Stadt zu wandern und zwar bei üblem Wetter; auf solches deutet wenigstens manches im Kostüme der Bäuerin, der rundum aufgeschürzte obere Rock und das Kopftuch, das mit einem Zipfel um das Kinn herum vor den Mund genommen ist. Wenn man will, kann man auch das kurze Ueberziehjäckchen und die sockenförmige, unter den Knöcheln umschnürte Fussbekleidung sich als nötigen Schuz gegen Nässe und Kälte erklären. Wir haben in dem Jäckchen, das nur oben vor der Halsgrube geschlossen ist, das älteste Muster von der heute noch in der Gegend um Marburg und Biedenkopf üblichen „Mütsche“ zu sehen, die fast noch ebenso geformt ist (Tafel 11).

Tafel 8. Die bürgerliche Frauentracht um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert erscheint auf diesem Blatte in ihrer charakteristischen Form, in der Ehrbarkeit, Behagen und Wohlstand zum schönsten Ausdrucke kommen. Der Rock liess nicht einmal die Fussspizen blicken, doch machte er keine Schleppe; er wurde als völliger Kreis und in überflüssiger Weite zugeschnitten, die Weite aber dadurch, dass man den Rock ringsum in dichte Längsfalten zusammenschob, wieder mehr auf den Körper reduciert. Der Auspuz beschränkte sich meist auf einen einfachen Bandbesaz untenher, häufig indes sezte man den Rock auch aus zwei Stoffen von verschiedener Farbe zusammen, in unserem Falle aus rotem und grünem, und zwar derart, dass die Streifen in die Quere gingen.

Das Leibchen stieg fast bis unter das Kinn empor und hatte, falls man mit der Mode ging, was bei den bürgerlichen Frauen damals noch meist der Fall war, unten eine kurze Schniepe; sonst aber war es in der nämlichen Weise zugeschnitten, wie das hohe bäuerliche Leibchen (Taf. 22). Vornherab wurde es mit Knöpfchen geschlossen; beliebte

man es indes offen stehend, so füllte man mit einem glattaufliegenden Hemdeinsaze die Lücke aus und schloss solchen ebenso um den Hals, wie das Leibchen. Die Aermel waren anliegend und zweinähtig, ohne Fältchen in das Armloch eingesezt, und die Achselnähte mit einem wulstig ausgestopften Streifen garniert. Zum stehenden Auspuze gehörte eine kleine Kröse unterm Kinne und vor jedem Handgelenke.

Unter den Ueberröcken war es vorzugsweise der sogenannte „enge Rock", der in der bürgerlichen Frauengarderobe willkommene Aufnahme fand. Zusammen mit diesem Rocke getragen, hatte der eigentliche Rock nur ein niedriges Futterleibchen mit Achselstegen, denn der enge Rock war stets mit einem hohen Leibchen ausgestattet; er unterschied sich von dem unteren Rocke nur durch seine Faltenlosigkeit und durch den Schliz, der ihn vor dem Leibe von der Taille an bis untenhin auseinanderklaffen liess. Manchmal indes kam er auch mit Falten vor; doch waren solche dann nur in geringer Anzahl vorhanden und gegeneinandergelegt.

Als ein sehr gefälliges und wohlkleidendes Garderobestück präsentierte sich das „Harzkäpplein", das die Frauen beim Ausgehen anlegten, ein kurzes Gewand, das nur knapp die Taille überschritt und stets offen über dem Leibchen getragen wurde (6. 5). Das Harzkäpplein war der jüngte Sprössling der altehrwürdigen Schaube und durch starkes Verkürzen und Verengen derselben entstanden. Manchmal behielt es noch die Hängeärmel der Schaube bei, die natürlich gleichfalls entsprechend verkleinert waren; meist aber hatte es nur ganz kurze Bauschärmel, die kaum über den unteren Achselrand hinabstiegen, zuweilen aber auch gar keine Aermel. Nach obenhin lief es in einen kurzen Stehkragen aus, der mitangeschnitten war. Ein Pelzbesaz an allen Rändern blieb sein stehender Schmuck.

Zum täglichen Auspuze gehörte auch die Schürze, ohne die man nicht das Haus verliess. Zum Unterschiede von den bäuerlichen Schürzen, die durchaus glatt waren, hatten die bürgerlichen ein glattes Leibstück, das den Dienst eines Bundes versah; im übrigen Teile aber waren sie eng geriefelt. Auch fehlte niemals beim Ausgange der Hüftgürtel mit dem an langen Schnüren daran aufgehängten Täschchen und dem Bestecke.

Die üblichste Kopfbedeckung war eine weisse Haube, die mehr oder minder über die Stirne herabstieg und sich hinten über dem Haarknoten aufblähte. Darüber legte man noch bei schlechtem Wetter ein Tuch, das den Dienst eines Regenschirmes versah und unter dem Kinne zusammengesteckt werden konnte; wir werden über dieses Tuch unter Fig. 7. 1–4 noch manches zu melden haben. Indes war damals neben Kopftuch und Haube noch eine weitere Bedeckung sehr verbreitet, die sogenannte „Stürze", ein Garderobestück, das Haube und Kopftuch in sich vereinigte und mit einem eigens angeschnittenen Streifen, der sonst

an die Haube angesezt war, zugleich das Kinn verhüllte. Ihr Anblick rief die Erinnerung an die spätmittelalterliche „Hulle“ zurück, jenes höchst ehrbare Trachtenstück, das ebenso das Gesicht von obenherab bis zu den Augenbrauen und von untenherauf bis zur Nase vermummte, so dass die Frauen aussahen, als ob sie jeden Augenblick sich in den Sarg hätten legen wollen. Diesen Eindruck machte auch die Stürze; in der That liess man sie in den Tagen der Trauer nicht fehlen und fügte, wann die Stunde es verlangte, eine schmale, doch sehr lange weisse Binde hinzu, die über den Kopf genommen und vor der Brust herabfallend mit ihren Enden nahezu den Boden berührte. Sonst aber galt nur Schwarz als Trauerfarbe; doch hatten wir schon weiter oben (S. 11) Gelegenheit, von einem roten Trauerbande zu sprechen.

Tafel 9. Bezüglich der ersten Figur kann hier auf die Erläuterungen zur vorhergehenden Tafel verwiesen werden; nur dem Mantel sind wir ein paar Worte schuldig. Man beliebte damals den Mantel so gross, dass man seine ganze Gestalt (1) damit verhüllen konnte und trug ihn nicht blos als Schuz gegen üles Wetter; er war ein unerlässliches Garderobestück beim Gange zur Kirche, sowie bei Begräbnissen. Seine Eigenheit bestand in dem dichten Faltengeriefel, mit dem er ringsum von oben bis unten durchzogen war. Man pflegte ihn kreisförmig zuzuschneiden oder auch aus zwei rechteckigen Stücken zusammenzusezen, die man bis weit über die Schultern hinaus in enge Falten legte und dann über die Achseln her zusammennähte. Festgehalten wurde der Mantel vor der Halsgrube mittelst zweier Knöpfe an seinen Rändern und einer Schlinge aus drillierter Schnur.

Die zweite Figur begegnet uns in bräutlichem Anzuge; die kurze runde Taille, sowie der gänzliche Mangel an Achselwülsten verraten noch den Schnitt, der im Anfange des 16. Jahrhunderts üblich gewesen, und lassen bereits den Anfang in der Entwickelung zur Volkstracht erkennen. Man fand die Kleidung aus den mütterlichen Zeiten bequemer, als die jezige, die steif und ausgestopft war, und sträubte sich, jene gegen diese zu vertauschen; es war nun notwendig, passende Vermittlungsformen ausfindig zu machen. Das Leibchen wurde auf der Seite geschlossen und sein tiefer viereckiger Ausschnitt durch ein Brusthemdchen vom feinsten Linnen ausgefüllt, das den Hals mit einem bestickten Streifen umfasste, sodann über den Streifen eine schmale Kröse gesezt. Dies geschlossene Hemdchen wurde den Mädchen aus dem niederen Bürgerstande gesezlich vorgeschrieben, während Töchter aus dem Handwerkerstande nur in hohem Leibchen, Töchter aus vornehmen Häusern aber an Hals und Schultern entblösst erscheinen durften.

Ein Zugeständnis an die Zeitmode war das Auseinanderspreizen der Röcke nach untenhin und die Verlängerung des Obergewandes in

eine Schleppe. Die Ausspreizung wurde durch Steif- und Reifröcke bewirkt; als sie anfing modisch zu werden, fütterte man die Röcke am unteren Rande mit einem Filzstreifen; diesen nahm man allmählig immer breiter, bis endlich der Rock durchaus mit Filz gefüttert war. Aber daran liess man sich noch nicht genügen; man begann den Filz mit Reifen aus Draht zu unterlegen und ging dann zu elastischen Stahlreifen über, die man unter sich mit Schnüren verband; so wurde der Filz überflüssig und der Reifrock war fertig. Von obenher wurden vielfach Verordnungen gegen diese „Springer“ oder „Leibeisen“, wie man die Rockreife nannte, erlassen, doch mit wenig Erfolg. Es war die Mode selbst, die sie beseitigte; ja sie gab sie früher auf, als den bürgerlichen Frauen lieb war; diese und, was man am wenigsten glauben sollte, die Klosterfrauen, behielten sie noch lange über die Zeit des Mode-

Fig. 7.

1 2 3 4

Hessische Trauermäntelchen in der Gegend um Marburg und Biedenkopf.

wechsels hinaus bei. Und ebenmässig war auch die Schleppe ein Verstoss gegen die Zeitrechnung: sie gehörte nur noch hie und da zur hochzeitlichen Tracht und stand nicht blos der Braut, sondern auch den Tischjungfrauen zu. Der Gürtel behauptete noch als Schmuckstück seinen Plaz, obgleich ihn der Rockschnitt überflüssig gemacht hatte.

Die Schürze, wie sie die Marburgerinnen an ihrem hochzeitlichen Tage beliebten, widersprach den üblichen Staatsschürzen durch ihre nach obenhin sich zuspizende Form; man riefelte sie oben, wo man sie ohne Bund in der Taille feststeckte, aufs engste und überliess dann die Falten ihrem natürlichen Zuge, sich nach untenhin auszubreiten. Unter

den Ornamenten, mit denen die Schürze bestickt war, fiel besonders das Symbol der Liebe, ein von einem Pfeile durchschossenes Herz, in die Augen.

Die Kopfbedeckung sezte sich aus einer glattanliegenden Unterhaube oder Kalotte von weissem Stoffe und einem dichten Neze von Goldschnüren zusammen, das derart über die Kalotte ausgespannt war, dass diese mit einem weissen Streifen das Gesicht umrahmte. Vor allem war es das grüne Kränzlein auf dem Kopfe, das die Braut als solche kennzeichnete; die roten Beeren zwischen den Blättern lassen jedoch erkennen, dass es nicht aus Myrtenzweigen geflochten war.

Fig. 7. Die Veränderungen in der Volkstracht fanden naturgemäss einmal durch völliges Aufgeben alter Stücke gegen neue, sodann durch Umänderung der beibehaltenen Stücke und schliesslich noch durch Annahme sonstiger Zuthaten statt. Vorstehende Abbildung liefert uns ein Beispiel für die Umwandlung eines Stückes; es handelt sich hier um das sogenannte „Trauermäntelchen", wie es noch heutzutage um Biedenkopf und Marburg herum, namentlich im breidenbacher Grunde, zu sehen ist. Zweifellos haben wir in diesem Mäntelchen einen Abkömmling von jenem Tuche zu erkennen, dem wir schon unter Fig. 6. 1 wie auch auf Tafel 8 begegnet sind; beidemal sind es hessische Frauen, die es tragen. Das Tuch selbst reicht in die tiefste Vergangenheit zurück und war überhaupt die älteste Art von weiblichem Kopfschuze, ja selbst von männlichem, falls nur das Wetter in Frage kam. Seine grosse Brauchbarkeit liess das Kopftuch sogar die im 14. Jahrhundert allmächtige Kapuze und im 15. all die zahlreichen Kopfhüllen überdauern, die man nicht müde ward zu erfinden. Genau betrachtet war es erst der Regenschirm, der diesen Ueberhang aus dem alltäglichen Verkehre beseitigte. Aber es hatte sich seit Jahrhunderten auch als Trauerzeichen eingebürgert, und als solches gelang es ihm an manchen Orten unentwegt bis auf unsere Tage in Geltung zu bleiben. So benüzt finden wir es noch in der Gegend um Marburg und Biedenkopf, doch auf eigene Weise hergerichtet. Das Mäntelchen ist in seinem mittleren Teile enggeriefelt und mit diesem an eine Art von niedrigem mit Pappdeckel ausgesteiften Stehkragen befestigt (1. 2); oder es ist in seiner ganzen Breite obenher mit einem glatten Querbunde benäht (3. 4). der breit genug ist, um weit über das Gesicht vorzufallen und solches in Schatten zu hüllen, wodurch seine Trägerin ein nahezu schreckhaftes Aussehen erhält. In lezterer Form hat das Mäntelchen einen Hut von Pappdeckel zur Unterlage, an den es mittelst einer Nadel mit blauem Glasknopfe festgesteckt wird. Im erstern Falle aber wird es mit einem weissen Leinentuche unterlegt, dem sogenannten „Schleier", der seiner Trägerin etwas Nonnenartiges giebt. Man nimmt das Mäntelchen einfach unten mit den Händen zusammen; doch ist es hierbei im unteren breiden-

bacher Grunde nicht erlaubt, die Hände sehen zu lassen. Genau so, wie die Frau sich den Kopf damit verhüllt, wenn sie ihrem Nachbar die lezte Ehre erweist, wird ihr selbst das Tuch umgelegt, wenn man sie zu Grabe trägt.

Tafel 10. Vorstehende Abbildung ist einer Illustration in Dullers: „Deutschland und das deutsche Volk" nachgebildet und stellt zwei Bauernmädchen aus der Umgegend von Kassel in der Tracht der vierziger Jahre dar. Bei dem Mangel anderweitiger Darstellungen aus jener Zeit ist dem Verfasser jenes Buch die einzige Quelle für dieses Kostüm geblieben und muss er ihm somit auch die Verantwortung dafür überlassen.

Es scheint damals für die Hauptstücke des Kostüms ein der Lederfarbe sich mehr oder minder näherndes Braun bevorzugt worden zu sein. Der faltenreiche Rock von dickem Wollstoffe überschritt nicht den unteren Wadenrand und war am unteren Saume einfach oder in mehreren Reihen mit schwarzem Bande eingefasst. An ihn schloss sich die Jacke mit kurzem faltig angesezten Schösschen, bald bis zum Halse hinaufsteigend und mit kurzen engen Aermeln besezt, bald ziemlich weit ausgeschnitten und dann mit Aermeln ausgestattet, die schon oben ziemlich weit, in der Armbeuge am weitesten wurden um sich dann vor dem Handgelenke anzuschliessen, wo sie mit einem gerüschten Vorstosse endigten. Die Zeit der Schinkenärmel war damals noch nicht lang vorüber und man befand sich eben auf der Suche nach einer neuen Form, ohne solche bis jezt gefunden zu haben. Die Jacke war wie der Rock von Wollstoff und von derselben oder einer nahestehenden Farbe; sie lag gut am Körper und wurde vornherab mit verdeckt liegenden Haken und Oesen geschlossen. Ein Tuch von Wollstoff, schwarz oder mit farbigen Streifen und Mustern, aber nicht, wie anderwärts, dreizipfelig, sondern zu einer Binde zusammengefaltet, wurde vom Nacken her um den Hals gelegt, vor demselben verschlungen, dann mit beiden Zipfeln rechts und links nach hinten genommen und im Kreuze verknotet; es war von grosser Länge und fiel noch ein beträchtliches Stück über den Rock herab. Die Schürze war fast immer von dunkelblauer Leinwand, ziemlich schmal und etwas kürzer, als der Rock; sie wurde unter dem Schösschen der Jacke angelegt und vorn gebunden. Die Strümpfe zeigten ebensowol eine rote, als blaue Farbe und aussen an der Stelle des Zwickels einen hälftig schwarz und weiss karrierten Streifen. Das Eigenartigste an der Tracht war die Haube, die man sowol in schwarzer als in hochroter Farbe trug; dieser Brauch war fast nur in Niederkurhessen anzutreffen; noch heute pflegen sich z. B. in Nenndorf die Frauen und reifere Mädchen der schwarzen, junge Mädchen aber der roten Haube zu bedienen. Die rote Haube griff mit einer spizen Schniepe tief über die Stirne hinab; solche Schniepen waren der Rest eines alten

Brauches, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts namentlich in den deutschen Reichsstädten in höchster Blüte stand, die damaligen Hauben, die man indes nur als Unterhauben zu tragen pflegte und aus schwarzem Taffet verfertigte, griffen mit einer unglaublich scharfen Schniepe, die an eine Geierkralle erinnerte, nicht blos in die Stirne herab, sondern auch von beiden Seiten her in die Wangen hinein.

Tafel 11. Auf dem Westerwalde sind die Volkstrachten heutzutage entweder ganz verschwunden oder, wo sie sich noch finden, in starker Verwitterung begriffen; nur greise Frauen gehen noch darin umher; so sind sie noch auf dem nordöstlichen Abhange des Westerwaldes, namentlich in dem Dorfe Eibach bei Dillenburg anzutreffen; aber auch dort wollen die jungen Mädchen nichts mehr von ihr wissen. Rock und Leibchen waren früher nicht mit einander verbunden; der Rock wurde über einem dicken Hüftwulste festgehalten, der an dem Leibchen sass; er stieg knapp bis über den unteren Wadenrand hinab und war, ausgenommen an der von der Schürze bedeckten Vorderseite, in seiner ganzen Länge enggeriefelt und bei Mädchen stets hochrot gefärbt. Gegenwärtig sizt der Rock fest am Leibchen und ist nur obenher dicht gefältelt, während er nach untenhin in seinen natürlichen Faltenfluss übergeht; seine üblichste Farbe ist ein tiefes Dunkelgrün. Das Leibchen ohne Aermel ist in seinen Armlöchern sehr weit nach hintenhin ausgeschnitten, um auch bei der stärksten Bewegung keine Spannung aufkommen zu lassen; vorn lässt es die Brust unter der Halsgrube unbedeckt und sein Ausschnitt verläuft im Bogen. Früher hatte es bis untenhin bogenförmig geschnittene Brustklappen, die übereinandergeschlagen wurden und mit achtzehn vergoldeten Knöpfen garniert waren; die Hälfte der Knöpfe war auf einer Seite nur zum Scheine aufgesezt und besorgte weiter keinen Dienst. Das Leibchen kam ebensowol farbig, grün oder braun, als auch schwarz, aber dann immer mit blumigen Mustern vor. Jezt sieht man es nur noch in schlichtem Schwarz, mitten über die Brust herab mit drei Knöpfen verschliessbar gemacht und in der Rückenmitte herunter sowie um das Halsloch her mit einer schwarzen Schnur verziert, die wellig oder zackig aufgesezt ist; bei Mädchen findet sich dieser Besaz ausserdem noch auf allen Nähten. Sonst teilt das Leibchen mit dem Ueberleibchen oder der „Mütse“ denselben Zuschnitt und dieses hat vor jenem nur den kurzen Schoss, die Aermel und ein Gürtelband voraus. Der Rücken hat keine Mittelnaht; sein im ganzen geschnittenes Stück spizt sich nach oben und unten zu und stösst seitlich oben an die Armlöcher, die hier nicht soweit, wie bei dem Leibchen, über die Schulterblätter her ausgeschnitten sind. Der kurze Schoss ist eigens angesezt und macht im Kreuze vier Fältchen, sowie jederseits, etwas davon entfernt, noch einmal zwei Fältchen. Das Gürtelband, nur an

einigen Stellen angeheftet, sizt lose auf der Mütse und ist im Kreuze mit drei kleinen in Triangelform aufgesezten Knöpfchen verziert. Bis zu diesem Bunde herab ist die Mütse an ihren beiden Brusträndern mit Fischbein ausgelegt, auch nur soweit herab mit Flanelle gefüttert und zum Verschlusse mit Krapfen versehen; doch trägt man sie so lang es angeht offenstehend. Die Aermel sind Schinkenärmel, hochgebauscht an den Achseln, unten aber nur mit einem Schlizchen passierbar gemacht, das mit einem Krapfen verschlossen werden kann. Am Einsazloche sind sie in enge Fältchen gestrupft, doch nur auf, nicht unter der Achsel; ihre Naht liegt unten und stösst auf die Seitennaht der Mütse. Man beliebt dieses Kostümstück in Schwarz oder Dunkelblau und oben am Halsausschnitte, sowie an den beiden Rändern des Bundes mit schwarzer Schnur eingefasst, den Bund sonst aber dunkelblau, auch bei schwarzen Mütsen. Den Hals verwahrt ein vor der Halsgrube zusammengefasstes und in das Leibchen untergestecktes Tüchlein, das bei Alten von schwarzer, bei Jungen von roter Farbe ist. Darüber kommt ein vielreihiges Perlenhalsband zum Vorscheine, das im Nacken zusammengebunden ist. Die Schürze, mit engen Fältchen an den Bund gesezt, geht in ihrer Breite über die Hüften hinaus, ist aber etwas kürzer, als der Rock, und wird vorn gebunden; man trägt sie nur in Dunkelblau, wol auch mit einem helleren Streifen an jeder Seitenkante und stets in den durch das Plätteisen bewirkten Bruchfalten so scharf wie möglich ausgeprägt. Unter den Strümpfen haben sich nur die blaugefärbten bis heute behauptet; früher kamen auch weisse vor, besonders unter den in roten Röcken einhergehenden Mädchen. Die Schuhe sind Knöchelschuhe, vor den Zehen eckig geschnitten, unter der Ferse mit einem breiten, doch nicht besonders hohen Absaze versehen und auf dem Spanne zum Verschnüren eingerichtet.

Alles Haar wird auf den Scheitel in die Höhe gestrichen und in einen Knoten gebunden; darüber kommt die „Mütsche“ zu sizen, ein Häubchen, das zum Geschlechte der Kamoden gehört und gerade gross genug ist, den Knoten zu bedecken. Die Mütsche tritt mit einer kleinen Schniepe in die Stirne vor und ist am hinteren Rande mit einer Zugschnur versehen. Ihr Stoff ist weisser oder bläulicher Piqué, der einesteils mit durchbrochenen, andernteils mit schwarzen eingesteppten Blumenmustern verziert ist. Ihr weiterer Schmuck besteht in schwarzen gemusterten Seidenbändern; eins davon umgürtet sie in ihrer oberen Hälfte; ein zweites ist als zweiflügeliger Schlupf am Nackenrande festgenäht; dem Gesichtsrande folgte eine gleichfalls schwarze schmale Einfassung. Nur im Traueranzuge lässt man die Schniepe weiss unter der schwarzen Einfassung hervortreten, in welchem Falle die Einfassung in ungebrochenem Bogen aufgesezt ist. In früheren Tagen beliebte

man die Mütschenbänder nicht durchweg in Schwarz; die junge Welt zog ihnen himmelblaue und ebenso den eingesteppten schwarzen Blumen solche in Rot vor; heute geht sie gewöhnlich ohne Kopfbedeckung einher.

Tafel 12. In der Gegend von Wetzlar ist aus der männlichen Tracht schon längst jede Spur von volkstümlicher Besonderheit gewichen; der Bauer geht, wenn nicht völlig nach der Tagesmode gekleidet, im blauen Leinwandkittel, in langen Hosen, dunkler Tuchmüze oder rundem Filzhute einher. Es ist dies die nämliche Tracht, die man überall in Deutschland findet, wo das Volk dem eigentlichen Bauerntume entwachsen, aber noch nicht völlig verstädtert ist, am Harz, in Hessen, am Rhein und in Schwaben. Es ist eben ein Anzug, der sich für die alltäglichen Zwecke am brauchbarsten erwiesen hat; namentlich der blaue Kittel besizt, weil er nicht nur als eigentliches Kleid, sondern auch als Schuzhülle vor Staub und Regen über dem Rocke getragen werden kann, eine ausgleichende Wirkung, die jeden kostümlichen Zwang beseitigt. Man trifft ihn selbst bei solchen Stadtleuten an, die ihres Geschäftes halber viel unterwegs sein müssen, namentlich bei Mezgern; bei diesen ist er geradezu ein Gildezeichen.

Die weibliche Tracht, wie sie in den vierziger Jahren um Wetzlar üblich war, liess gegen die heutige manchen Unterschied bemerken; vor allem erreichte sie nicht ganz die Länge der heutigen. Doch war es die Kopfbedeckung, die „Mütsche“ oder „Mütse“, die den Unterschied am augenfälligsten machte; und auch bei dieser geschah es weniger durch das eigentliche Häubchen selbst, als durch seinen Bandschmuck. Wir haben auf der vorhergehenden Tafel ein Beispiel von der Mütsche gegeben, wie sie heute einige Stunden nördlich von Wetzlar getragen wird; in der folgenden Tafel werden wir ein solches von der südlich um Wetzlar üblichen geben; wir können somit hier unsere Bemerkungen abkürzen, da ein vergleichender Blick genügt, um sie zu ersezen.

Tafel 13. Eine der schönsten nassauischen Volkstrachten hat sich im östlichen Taunusgebiete, südlich von Wetzlar, in Kleeberg, Vollnkirchen und Volpertshausen noch bis heute erhalten, doch auch nur unter dem bejahrten Teile des weiblichen Geschlechtes. Sie ist vergleichsweise kurz, doch immerhin nicht ganz so kurz, wie die hessische Tracht um Biedenkopf und an der Schwalm. Das Futterleibchen, durchweg von schwarzem Stoffe, besteht aus einem breiten Rückenstücke und zwei Brustblättern, die mit jenem etwas hinter den Armen und auf den Achseln zusammenstossen; die Achselnähte sind nicht geschlossen, sondern durch Schnürsenkel zum Enger- und Weiterstellen eingerichtet. Die Armlöcher sind weit über die Schulterblätter zurück ausgeschnitten, um alles Spannende zu vermeiden, und die Brustblätter am untern

Rande über den Hüften in die Höhe geschweift, derart, dass die Einbucht mehr nach vorn liegt und jedes Brustteil hier eine auf den Leib fallende Schniepe macht. Das Rückenstück aber schliesst mit geradem Schnitte ab. Diesem Rande folgt ein ausgestopftes Polster, das „Wilster", fest aufgenäht, um den Röcken zum Size zu dienen. Der obere Ausschnitt ist nur mässig und das Leibchen vorn herab mit Nesteln durchaus verschliessbar.

Das eigentliche Leibchen ist mit Aermeln und gleich dem Futterleibchen unten an seinen Brustblättern mit einer Schniepe ausgestattet, die unter die Schürze zu liegen kommt. Das Rückenstück geht in einen schmalen niedrigen Stehkragen über, dem ein bescheidener spiz nach unten zusammengehender Brustausschnitt gegenüber steht. Ungewöhnlich an diesem Leibchen ist der Zuschnitt. Rücken- wie Brustblätter bestehen nämlich aus einer oberen und unteren Hälfte, also dass ihre verbindende Naht rings um den ganzen Körper läuft; ausserdem ist die obere Hälfte samt den Aermeln im ganzen geschnitten. Die Aermel selbst verjüngen sich gleichmässig nach der Handwurzel hin. Auch dieses Leibchen beliebte man in Schwarz, höchstens mit kleinen farbigen Tupfen oder Blümchen gemustert. Doch besezte man es oben am Kragenrande bis über die Achseln herab, sowie am unteren Saume bis in die Nähe der Schniepe mit einem schmalen, andersfarbigen, meist violetten Streifen.

Ausserdem kommt noch ein Schossleibchen, die „Schössemütse", zur Verwendung, das keinen angeschnittenen Kragen, unten an den Brustblättern aber gleichfalls eine Schniepe hat. Das Schösschen ist besonders angesezt, verläuft jedoch an der Schniepe, die also ohne weiteren Vorstoss bleibt. Das Rückenteil besteht aus zwei Blättern, deren verbindende Naht mitten in den Rücken fällt, während die beiden seitlichen Nähte von den Schulterblättern bogig nach dem Kreuze hinabsteigen; an der Stelle, wo sie auf das Schösschen stossen, macht dieses eine Falte. Die Naht wird durch ein schmales Band verdeckt und auf dem Bande, genau über jeder Falte, sizt ein Knopf. Obgleich an den Aermeln der Ellbogen mit eingeschnitten ist, sind solche doch nur aus einem einzigen Stücke hergerichtet, indem sie vom Ellbogen ab nach untenhin durch Einnähte verengt werden. Eine ähnliche Mütse zeigt sich vorn am Schosse eckig zugeschnitten und in dieser Form lässt man den Schoss ringsum frei über Rock und Schürze fallen. Man bindet die Mütse vor der Brust an zwei Stellen zusammen und steckt eigens noch an jede Haftstelle ein grünes oder violettes in Schleifenform gelegtes Band.

Die Mütse, wie sie in grossmütterlichen Zeiten getragen wurde, hatte übereinanderschlagbare Brustblätter, wovon das obenhin fallende Blatt im Bogen abgekantet war. Diesem Bogen folgten acht Knopflöcher, zu denen ebensoviele auf dem unterschlagenen Blatte sizende

Knöpfe gehörten. Diesen Knöpfen entsprach eine gleiche Anzahl blind aufgesezter Knöpfe auf dem Oberblatte. Nach dem sternigen Muster, das sie verzierte, nannte man die Knöpfe „Sternknöpfe“; es gab graue mit weissen und braune mit andersfarbigen Sternen.

Solche übereinanderschlagbare Leibchen sind jezt nicht mehr zu sehen; im Gegenteil, junge Leute tragen ihr Leibchen vorn weit auseinanderklaffend und über einem untergelegten Kragen mit hin- und hergezogenen Nesteln verschnürt. Dieser Kragen ist ein Nachkomme des alten Kollers, denn man bediente sich seiner schon zur Zeit des übereinandergeschlagenen Leibchens, wo er im Halsausschnitte sowol, wie in den Armlöch rn zumteile hervortrat.

Sämtliche Leibchen sind kurz in der Taille und der dicke Hüftwulst trägt noch das seinige dazu bei, der Gestalt ein etwas schweres Aussehen zu geben. Ueberdies pflegt man bis zu sechs Röcke übereinander anzulegen. Die Röcke sind oben auf der Hinterseite in enge Falten gelegt, vorn aber glatt; man trägt den oberen immer in düsteren Farben, meist in Blau oder Grau, die Unterröcke aber lebhafter gefärbt, weiss, grün, violett u. s. w.

Die Schürze, etwas kürzer, als der Rock, geht ein wenig um die Hüften herum und ist mit feinen Fältchen an den Bund gesezt; dieser verlängert sich jederseits um so viel, dass seine beiden Enden im Kreuze mit Haken zusammengefasst werden können. Befestigt man die Schürze unter dem Randstreife der Mütse, so heftet man vorn an ihren Bund lange, breite, aufs doppelte zusammengelegte Bänder, die zumteile fast so tief herabfallen, wie die Schürze selbst. Diese Bänder sind stets von gemustertem Sammet und an den Enden mit silbernen Fransen verbrämt; Frauen tragen sie in Schwarz, Mädchen in Grün, Blau oder sonst einer Farbe.

Die Strümpfe sind gewöhnlich schwarz, bei jungen Leuten auch hellblau oder weiss, die Schuhe niedrig, tief ausgeschnitten, mit einem derben, doch nicht hohen Absaze, sowie mit zwei Laschen an den Ausschnitten versehen, die über dem Spanne mit zwei kugeligen Knöpfen zusammengefasst werden. Der Festtagsschuh hat sein eigenes Zierstück, das auf dem Oberleder befestigt ist; in der feinsten Ausstattung sezt sich dieser Schmuck aus einer grossen Silberschnalle, einer rosettförmigen Unterlage von schwarzem Sammet und zwei unter dieser Rosette kreuzweis gelegten Bändern von gleichem Stoffe zusammen, die mit ihren Enden rechts und links zwischen Oberleder und Sohle miteingenäht sind; ferner aus zwei weissen Kugelknöpfchen im inneren Raume der Schnalle. Ein Schmuck einfacherer Form besteht in einem gemusterten Bande, das zu zwei über dem Spanne hinausstarrenden Schleifen zusammengelegt ist.

Dem Kragen bleibt die Verwahrung des Halses nicht allein überlassen; man bedient sich dazu auch eines schwarzen, mit bunten Blumen und Blättern durchwirkten und mit Fransen verbrämten Tuches, und zwar in der Weise, dass man das viereckige Tuch zum Dreiecke zusammenlegt, von hintenher um den Hals nimmt und mit den Zipfeln wieder in den Nacken, wo man solche mit Schnürchen zusammenbindet. In anderer Anlage steckt man das Tuch vorn zusammen und überbindet die herabfallenden Zipfel mit der Schürze.

Alles Haar streicht man nach dem Wirbel hin zusammen und unterbindet die Masse dicht am Kopfe mit einer Schnur; dann flicht man das Haar in zwei Zöpfe, die je nach der Fülle des Haares aus drei und mehr Strähnen bestehen können. Vor dem Ansaze der Zöpfe steckt man eine Nadel in Form einer platten Dolchklinge quer durch das Haar und nimmt die beiden Zöpfe, den einen rechts, den andern links, unter den hervorstehenden Enden der Nadel her nach vorn auf den Oberkopf, kreuzt sie und legt sie zum Neste zusammen, indem man schliesslich ihre Enden hinten mit einem Faden zusammenbindet oder sonstwie feststeckt; so thront das Nest mitten auf dem Oberkopfe. Seine gewöhnliche Bedeckung ist ein nach obenhin sich zuspizendes Stülpchen, das man der Quere nach auf das Nest sezt, so dass seine breiten Flächen nach vorn und hinten schauen. Es ist ein kleines weisses oder bläuliches, besticktes oder unbesticktes Ding von glattem weissen oder doch hellen Kattune. Ein breites Band von schwarzer gemusterter Seide ist derart um das Stülpchen herum gelegt, dass kaum mehr als dessen Deckel und beide Seitenteile über den Schläfen sichtbar bleiben. Das Band stösst hinten zusammen und fällt mit zwei grossen Schleifen in den Nacken, mit seinen beiden Endstücken aber über den Rücken hinab. Zwei ähnliche Bänder sind an den Seitenteilen des Käppchens befestigt; diese werden über die Ohren herabgenommen und unter dem Kinne verschleift.

In der Zeit der Trauer kommt über das Stülpchen eine doppelte Bedeckung zu sizen. Die erste ist eine Haube von weissem Tülle und einer Form, dass man glauben sollte, sie habe sich einen von den spätmittelalterlichen Eisenhüten, den sogenannten „Schaller“, zum Muster genommen; denn ähnlich diesem zieht sich ihr sonst runder Kopf oben in einen Grat zusammen und ihr ringsumlaufender abstehender Schirm senkt sich einem Regenschirme ähnlich über den Kopf herunter. Dieses Müzchen wird mit Nadeln an das Unterhäubchen festgesteckt. Aber über seinen Kopf wird schliesslich noch ein schwarzes, durchaus schlichtes und randloses Käppchen gesezt, sodass von dem Müzchen weiter nichts zu sehen ist, als der Schirm. In seiner unteren Hälfte ist das Käppchen von einem schwarzen Bande umschlossen, das nur gerade lang genug

ist, um mit seinen Enden hinterwärts zusammenzustossen. Die weisse Tüllhaube kommt noch in zweiter Gestalt vor; um einen stattlichen Kopf, der oben abgeflacht und hinten nach dem Nacken hinab faltig zusammengezogen ist, schliesst sich ein breites Band, das hinten nur mit den oberen Ecken aneinanderstösst, nach den unteren Ecken hin aber auseinanderklafft. Unter diesem Bande kommt der Schirm hervor, der gleichfalls über dem Nacken eine Lücke zwischen seinen beiden Enden lässt, sich aber, nachdem er mit seiner halben Breite abwärts gestiegen ist, schräg nach aussen hin in die Höhe richtet und so den Haubenkopf in einiger Entfernung umgiebt.

Die kennzeichnenden Stücke im bräutlichen Anzuge sind das „Aufgebind“ oder auch „Aufgesez“ und der „Brauthang“. Das Aufgebinde vertritt die Stelle des Myrtenkranzes; es ist ein käppchenförmiger Kranz aus silbergrauen und buntfarbigen Glasperlen, grünen Blättern und sonstigen Flittern. An dieses Aufgebinde wird der Brauthang festgesteckt und zwar hinten am Kopfe, sodass er über den Rücken fallend noch über das Wilster reicht. Er hat die Form eines abgestumpften Dreieckes; seine Unterlage besteht aus Pappdeckel und sein Ueberzug aus den nämlichen gemusterten Sammetbändern mit silbernen Fransen, die man im festlichen Anzuge vor der Schürze aufzuhängen pflegt. Die Bandstreifen sind nebeneinander aufgelegt und die Fugen zwischen ihnen mit einer Guirlande verdeckt, die aus farbigen Glasperlen und grünen Blättchen, aufgereiht an wellig gebogenem Silberdrahte, besteht. Und ebenmässig sind auch die Streifen selbst mit künstlichem Blumenwerke bedeckt. Solch ein Brautschmuck gilt als eine Art von Heiligtum und wird sorgfältig im Hause aufbewahrt, das Aufgebinde in einer Schachtel, der Brauthang unter Glas und Rahmen an der Wand. Ausserdem gehört zum bräutlichen Anzuge ein Halstuch von weissem Tülle, das um den Leib gebunden wird.

Tafel 14. In der Gegend zwischen dem höchsten Taunusgipfel und der Lahn sind die Volkstrachten bereits aus dem öffentlichen Verkehre verschwunden; aber in den bäuerlichen Truhen und Schränken modern noch Reste davon ihrem jüngsten Tage entgegen; sämmtliche Stücke gehören zur weiblichen Garderobe; von der männlichen ist überhaupt nichts mehr vorhanden.

Das Leibchen oder die „Mütse“ ist ungewöhnlich kurz; sein Rücken hat keine Mittelnaht und besteht aus einem einzigen Stücke, das an die Armlöcher stösst und sich nach oben und untenhin verschmälert. Von den Bruststücken ist jedes durch eine Einnaht auf den Körper gepasst. Die Nähte sind paspoiliert, ausgenommen die unter den Armen. Der Halsausschnitt, rund oder viereckig, ist von mässigem Umfange. Der rechten Brustkante entlang sizt auf der Innenseite

eine Reihe von Haken oder Krapfen und ebenso eine Reihe von Oesen oder Schlingen auf der linken Kante. Ausserdem wird das Leibchen noch durch einen Bund geschlossen, der an seinem unteren Rande glatt aufgenäht ist und mit einer Zunge über sich selbst hinweggreift, die ebenfalls mit Krapfen festgehakt wird. Dieser Gurt besteht aus einem seiner Längsmitte nach aufs Doppelte gelegten Zeugstreifen. Die Aermel haben die Form von Schinkenärmeln; sie erweitern sich bauschig über den Achseln und verengen sich nach untenhin dergestalt, dass nur ein Schlizchen der Hand es möglich macht, hindurchzuschlüpfen. Oben am Einsaze ist der Aermel in kleine Fältchen eingelesen oder gestrupft, doch nur auf, nicht unter der Achsel, untenher mit einem schwarzen Sammetstreifen gefasst und mit Haken oder Knöpfchen und Lizen verschliessbar gemacht. Die Naht liegt unter dem Arme.

Der Rock ist lang und lässt nur gerade noch die Fussspizen blicken; er besteht aus geraden Bahnen ohne Einsazzwickel und ist mit dem Leibchen durch einen glatten Bund vereinigt, der einen Finger breit unter dem Gürtelbunde hervorschaut. An der Befestigungsstelle ist der Rock in enge Fältchen eingelesen, die sich in natürliche Falten verlaufen. Der Schliz liegt vor der Mitte des Leibes und bildet die Fortsezung des Brustschlizes in der Mütse. Man trug den Rock ohne viele Unterröcke.

Ein weiterer Schuz für den Oberkörper bestand in einem Halstuche und einer Mütse mit kurzem Schosse. Das Halstuch, dunkelfarbig mit hellem Blumenmuster, auch karriert oder gestreift und fast immer mit Fransen versehen, wurde zuerst aufs Dreieck, dann an der Bruchfalte noch zwei- oder dreimal hin und her auf sich selbst zusammengelegt, vom Nacken her nach der Brust genommen, vor der Herzgrube zusammengesteckt und schliesslich an den Zipfeln mit dem Schürzenbunde überfasst. Bei dieser Anlage blieb der Hals mit seiner doppelten Korallenschnur sowie der nächste Teil der Mütse unbedeckt. Die Schossmütse trug man genau so hergerichtet, wie die eigentliche Mütse, und gefüttert, ausgenommen im Schosse; dieser, nur ein kurzer Vorstoss, ist hinten in der Breite des Rückenstückes leicht gefältelt und macht überdies auch unter jeder Seitennaht eine Falte; sonst aber sezt er sich glatt an sein Oberteil.

Die Schürze ist ein wenig kürzer, als der Rock, aber sehr breit, so dass sie um die Hüften herumging und vom Rocke hinterwärts nur einen schmalen Streifen unbedeckt liess; sie wurde vorn gebunden. Die Schuhe sind ausgeschnitten, flach und an Stelle des Absazes mit einem breiten „Fleck“ versehen.

Das Haar wurde über der Stirne glatt gescheitelt, zurückgestrichen und seine ganze Masse über dem Hinterkopfe in einen nestförmigen

Knoten zusammengedreht. Es war nur die Haube, die dem Anzuge den Charakter einer Volkstracht verlieh. Man nannte diese Kopfbedeckung „Kannettchen“. So lange sie nicht aufgesezt war, glich sie etwa einem Pilzhute, der an einer Seite mit geradem Schnitte abgestuzt ist, oder einer über dem Hinterkopfe gerade abgeschnittenen Küchenmüze, wie sie die Köche in unseren Gasthäusern tragen. Denn ebenso, wie diese Müze, sezt sie sich aus einem glatten Bunde und einem weiten, mit engen Fältchen angehefteten Kopfstücke zusammen. Die Fältchen greifen nicht über den weitesten Umfang des Müzendeckels hinüber, so dass der Deckel eine völlig ebene Fläche bildet. Auch gehen die Fältchen nicht bis an die Enden des Bundes, indem das Kopfteil hier glatt angesezt ist. In dem hinteren Rande des Kopfteiles liegt eine Zugschnur. Man sezte die Karnette in der Weise auf, dass sie mit diesem Rande auf den Haarknoten stiess; zog man nun die Schnur an, um sie unter dem Knoten zu verschleifen, so richtete sich der Haubenkopf nach vorn in die Höhe und stellte sich schräg über den Scheitel empor, so dass seine gefältelte Unterseite wie ein Heiligenschein das Gesicht umrahmte. Ihr Schmuck beschränkte sich meist auf ein grosses durchbrochenes Blumenmuster oben auf dem Deckel. Der Name „Karnette“ hängt mit dem französischen „Cornette“ zusammen, und so weist dieser allein schon auf einen französischen Ursprung der Haube. Ueberdies findet diese Annahme ihre beste Stüze in dem Umstande, dass vor Zeiten eine Kolonie französischer Flüchtlinge sich in der Gegend ansiedelte.

Das Kannettchen war Staatshaube und wurde nur zum Kirchgange oder sonst bei feierlichen Anlässen aufgesezt. Für die Sonntagnachmittage hatte man andere Hauben, die sich mehr der Form von gewöhnlichen Hauben näherten und in den dreissiger Jahren modern gewesen waren; sie umgaben den Kopf derart, dass nur das Gesicht frei blieb; der Boden schloss sie hinterwärts senkrecht ab. Dies war die Grundform. An manchen Hauben dieser Art war der Boden grösser, als die Haube verlangte, aber auf den Umfang der Haube zusammengezogen und so angeheftet, dass er wulstig um die Haube her vortrat. Auf der Verbindungsnaht sass ein glattes Band, das am Nackenrande in einen Schlupf gelegt war, und am Haubenrande vorn und untenher ein schmaler Vorstoss, der in den Wangenteilen gerüscht, auf dem Oberkopfe aber glatt und bestickt war. Zwei kurze Bandansäze an den unteren Ecken ermöglichten ihren Verschluss unter dem Kinne. Dergleichen Hauben wurden aus weissem Pique hergestellt, andere, deren Boden die Haube nicht überragte, aus schwarzem oder schwarzblauem Stoffe mit einem handbreiten Besaze aus schwarzem Sammet und Spizenstreifen, der die Haube um das Gesicht her fast ganz verdeckte und sich nach innen noch um einen halben Centimeter um-

schlug. Zur Trauer wurde diese Haube mit einem weissen Schleierstücke überzogen.

Tafel 15 und 16. Von nassauischen Volkstrachten haben sich in dem sogenannten „blauen Ländchen", einem Landstriche am rechten Mainufer zwischen Frankfurt und Wiesbaden, noch die lezten Muster erhalten, jedoch auch nur in den Schränken und Truhen; aus dem Alltagsverkehr ist die männliche Tracht völlig verschwunden und von der weiblichen fast nur noch die „Mütsche" auf den Köpfen bejahrter Frauen zurückgeblieben.

Der männliche Anzug hatte seine Kniehosen mit breitem Laze wie überall im deutschen Vaterlande; ihr Stoff bestand in Hirschleder von weisslichgrauer Farbe mit einem leisen Stiche ins Gelbe. Sie wurden mit schwarzen Strümpfen zusammen getragen und diese mit einem verschnallbaren Bande festgehalten, jedoch nicht ganz am oberen Rande, sondern etwas weiter unten, so dass man die Strümpfe hier samt dem unteren Hosenende mehrmals umkrempen konnte, und das Band mit seiner Schnalle ganz oder zumteil unter den Krempelwulst zu liegen kam. Die Weste von dunkel- oder hellblauem Tuche hatte einen kleinen Stehkragen, der mit dem Rückenstücke im ganzen geschnitten war, denn dieses selbst bestand aus dem nämlichen Stoffe, wie die Brustseite. Ein grünes Paspoil lief allen Rändern entlang, an den Taschenrändern doppelt und verschlang sich an beiden Enden der Taschenschlize zu einem blumigen Muster. Entgegen dem heutigen Brauche waren früher die Westen durchweg mit zwei Knopfreihen ausgestattet. Die Knöpfe, von Zinn oder Messing, sassen so dicht bei einander, dass ihrer zwei Duzend in einer einzigen Reihe Plaz finden konnten; sie waren denn auch nicht grösser, als eine Haselnuss, und von etwas plattgedrückter Kugelform. Indes verwendete man auch grössere Knöpfe in minderer Anzahl, die glatt und auf der oberen Fläche tellerartig vertieft waren.

Unmittelbar über die Weste kam, auch wenn man den langen Rock anlegen wollte, ein Wams zu liegen, das um ein weniges länger, als die Weste, sonst aber mit Knöpfen an beiden Rändern ebenso ausgestattet war, wie diese; nur hatte es einen kurzen Schoss, der im Kreuze mit drei Einschnitten versehen, hier in zwei schmale Laschen aufgelöst war. Seine Aermel lagen bequem am Arme und öffneten sich vor der Handwurzel mit einem kurzen Schlize, der mit zwei Knöpfen geschlossen werden konnte.

Der Rock war von Haus aus ein Ueberzieher; lange Zeit hatte der Frack die Stelle des Leibrockes vertreten und der Rock wurde, da man ihn als warmhaltendes Kleidungsstück für zweckmässig erkannt hatte, im Notfalle über den Frack angezogen. Dass man den Rock vorzugsweise für diesen Zweck benuzte, lässt sich einesteils an seinem Namen

„Ueberrock“ erkennen, der ihm fast bis auf die Gegenwart, da er längst nicht mehr als solcher diente, beigelegt wurde, teils an seiner grossen Länge und Weite, die für einen Leibrock nicht erforderlich war. Der Rock, von dem wir sprechen, stieg bis unter das Knie hinab und hatte eine kurze Taille, dabei weder Brustklappen noch Kragen, jedoch in der Hüftgegend zwei quereingeschnittene Taschen mit Klappdeckeln. Seine Aermel waren bequem, vorn geschlizt und mit vier Knöpfen verschliessbar. Man pflegte den Rock nicht zuzuknöpfen, trozdem seine Garnitur es erlaubt hätte; aber man fasste ihn in der Brustgegend mit einer Schlinge aus gedrehter Schnur zusammen.

Der Schuh war ein derber Knöchelschuh mit grosser, viereckiger, ornamentirter Silberschnalle und einer entsprechend breiten Riemzunge; an der Stelle des Schnallendorns sass eine kurze zweizinkige Gabel. Bei der Arbeit in Feld und Wiese schüzte man die Unterschenkel ausserdem noch durch kurze Gamaschen von derber Leinwand, die man über die schwarzen Strümpfe zog und aussenherab verknöpfte. Heutzutage sind sie durch längere Gamaschen ersezt, wie man sie überall trägt. Den Hals verwahrte man sich dick mit einer schwarzen Binde, die man vorn mit zwei Schleifen verknotete. und liess nur den schmalen Streifen eines weissen Kragens darüber hervorschauen; dieser Kragen sass nicht am Hemde, sondern wurde eigens miteingebunden.

Im alltäglichen Verkehre benuzte man eine Zipfelmüze als Kopfbedeckung. Diese konnte auch bei winterlichem Wetter in vollstem Masse genügen, denn es war ein schweres dickgefüttertes Exemplar von Wollstoff, gegen dessen Last nur die Gewohnheit unempfindlich machen konnte. Untenher wurde sie aufgekrempt und beim Aufsezen ihr mit einer Quaste versehener Zipfel auf die linke Seite geworfen. Ihre Grundfarbe war das geliebte Schwarzblau und ihre Verzierung ein Muster in breiten rotbraunen und schmalen weissen Querstreifen. An festlichen Tagen aber bekrönte ein gewaltiger Dreimaster das bäuerliche Haupt und zwar so, dass die Breitseite nach vorn, die Spize aber nach hinten gerichtet war. Dieser Hut führte den Namen „Sewek“; vielleicht, dass dieser Name als ein humoristischer Ausdruck für „Sieh weg“ aufzufassen ist.

Der weibliche Rock, immer blau, schwarzblau oder auch heller, stieg nur bis an den unteren Wadenrand hinab und liess die Füsse samt dem nächsten Teile des Beines unverhüllt. Er war in enge Falten geriefelt, ausgenommen vorn, wo er von der Schürze bedeckt wurde, und untenher mit weisser Kordel eingefasst. Von mehreren Unterröcken unterstüzt, sass er stattlich, doch nicht übertrieben aufgeschwellt am Körper. Das Leibchen oder die „Mütse“ war unten rund und oben so weit ausgeschnitten, dass es die Achseln nur zur Hälfte bedeckte; vor

der Brust klaffte es auseinander. Die Aermel lagen glatt auf dem Arm, auch oben an der Achsel, und endigten vor dem Handgelenke; sie waren zweinähtig geschnitten, doch in der nach hinten fallenden Naht unten ein Stück weit offen belassen und mit zwei Knöpfchen verschliessbar gemacht, überdies hier mit schwarzem Bande eingefasst. Bestand die Mütse aus Tuch, dann war sie stets dunkelblau, wenn aus Seide, auch hellblau oder andersfarbig und stets kleingeblümelt. In der vorderen Lücke, die sich in der Gegend der Magengrube spiz zusammenschloss, wurde sie im Zickzacke, nicht übers Kreuz, mit hin- und hergezogenen Nesteln verschnürt und zwar über einem Brustlaze. Dieser Laz sezte sich aus zwei Stücken zusammen, einer steifen Unterlage und einem Ueberzuge von vergissmeinichtblauem und geblümeltem Stoffe.

Diese Mütse stiess unvermittelt auf den Rock; ausser ihr aber waren noch sogenannte „Schössemütsen“ in Gebrauch, die ihren Namen einem kurzen Vorstosse oder Schosse verdankten. Dieser Schoss zeigte sich verschieden geformt. Einmal war er etwa drei Finger breit und durchweg in eckige Laschen zerschlizt, die nicht ganz so breit, wie lang, und an den Rändern mit schwarzem Bande eingefasst waren, eine Einfassung, die auch sonst an allen Rändern der Mütse zu sehen war. Zwei von den Laschen, die die Mitte des Rückens einnahmen, hatten ein brettartig steifes Futter als Unterlage; es war Brauch, sie mit einem Fingerdrucke in die Scharniergegend halb in die Höhe zu stellen. An einer anderen Mütse, der „Trollmütse“, war der Schoss in der Rückenmitte in eine Anzahl dicht beieinandersizender Fältchen gelegt und ebenso unterhalb jeder der beiden Rückennähte noch einmal in ein besonderes Fältchen. Dieses Schösschen war gleichfalls mit schwarzem Bande gefasst, doch nur hinterwärts, soweit es von der Schürze nicht verdeckt werden konnte. In dritter Art hatte die Mütse einen mindestens doppelt so breiten Schoss und dieser war unterhalb ihrer Rückennähte rechts und links in eine sehr energische breite Falte gelegt, so dass das Stück zwischen beiden Falten einen stattlichen Schoss für sich allein ausmachte, der sich nach seinem unteren Rande hin ansehnlich verbreiterte. Auch dieser Schossteil wurde in die Höhe geklappt und deshalb stark gefüttert; indes schlug man den Oberstoff etwa zwei Finger breit nach innen zu um und das Futter blieb umsoviel von dem Rande im Abstande. Während sonst die Schössemütsen im Zuschnitte, auch was die Aermel anbetrifft, völlig mit der schosslosen Mütse übereinstimmten, führte diese Mütse kurze Halbärmel, die hinten am Ellbogen etwas länger zugeschnitten, als vorn, und ausserdem mit stattlichen paspoilierten Aufschlägen ausgestattet waren. Sonst zeigten sich die Mütsen durchweg vorn herab an jedem Rande mit Fischbein ausgesteift und zum Verschnüren über dem Brustlaze oder zum völligen Verschlusse mit Haken

und Oesen eingerichtet. Während sonst die blaue Farbe, hell oder dunkel, für die Mützen jeder Art massgebend blieb, beliebte man jene Mütse mit den kleinen viereckigen Schosslaschen ausnahmsweise, doch auch nicht durchweg, ungefärbt im reinsten Weiss, jedoch wie sonst mit schwarzer Schnur gefasst.

Oben im Ausschnitte kam ein aus feinem weissen Linnen gefertigter Hemdeinsaz zum Vorschein, der mit einem schmalen Stehkräglein oder Bündchen den Hals untenher umfasste. Hier war dieser Einsaz mit einem Steppmuster und dicht unter dem Bunde, in den Ecken am Brustschlize, mit einigen Blümchen in farbiger Seide verziert. Auch verschloss man hier das Hemd mit zwei kugeligen Knöpfchen aus Silberfiligran, die mittelst eines Kettchens zusammengekoppelt waren.

Zu einer weiteren Bedeckung des Oberkörpers gehörten Brusttuch und Kragen; der Kragen wurde nur bei kühlem Wetter und dann selbst zur Feldarbeit angelegt, das Brusttuch aber im Alltagsverkehre. Dieses Tuch war quadratisch, dunkelfarbig mit hellen Blumen an seinen Rändern und wol auch mit einer ausgezackten Garnitur verbrämt; es wurde aufs Dreieck zusammengelegt, dann an der Bruchkante noch einmal mit zwei oder drei grossen Falten vor- und zurückgelegt, und schliesslich von hintenher in weitem Bogen dergestalt um die Achseln genommen, dass das Hemd samt dem oberen Teile des Lazes und den anstossenden Ecken der Mütse unbedeckt blieben. Vor der Brust wurde es gekreuzt, mit den Zipfeln unter die Arme genommen und hier mit Nadeln festgesteckt, aber niemals im Rücken verknotet; bis dorthin reichten die Zipfel nicht. Der Kragen, von Haus aus ein Ableger des alten Kollers, war nicht völlig rund, sondern auf Brust und Rücken etwas spizig geschnitten, obenher mit einem schmalen Stehkragen besezt und vornherab mit Haken und Oesen verschliessbar gemacht. Neben der Schössemütse und dem Häubchen war er das einzige Stück, das man, wenn auch nicht durchweg, in Weiss beliebte, sowie dem Rande entlang mit einem schwarzen Blumenmuster bestickt. Sonst kam er auch in tiefer Färbung vor, namentlich in Grauviolett, dabei über seine ganze Fläche her abgesteppt.

Die Schürze war so lang, wie der Rock, und umfasste ihn um beide Hüften herum, ohne ihn jedoch auf der Hinterseite zu bedecken. Schürzen gewöhnlicher Art waren, wie auch anderwärts, obenher mit Bündchen und Bindeschnüren versehen, die man vor dem Leibe verschleifte. Im festlichen Anzuge aber erschien man mit einer Staatsschürze, die obenher in enge Fältchen eingelesen und mit einem handbreitem Bunde besezt war; dieser legte sich wie ein niedriges Mieder um den Oberkörper und seine glatte Fläche bot ein willkommenes Feld für mancherlei Zierrat. Genau in seiner vorderen Mitte zeigte er drei helle,

mit kleinen Dreiblättern geranderte Streifen, von denen der mittlere senkrecht stand und die seitlichen sich im Winkel von unten aus abzweigten. Die senkrechten Streifen wiederholten sich auf dem Bunde in grösseren Abständen und sämtliche Streifen hatten eine Unterlage von Fischbein. Der Bund verlängerte sich in gleicher Breite über die Schürzenränder hinaus, so dass er mit seinen Enden hinterwärts beinahe zusammenstiess. Hier sassen an jedem Rande zwei silberne Zierstücke in Rosenform, jedes mit einem behakten Kettchen versehen; mit diesen Kettchen verkoppelte man bei der Anlage je zwei sich gegenübersizende Rosetten und hielt so die Schürze selbst um den Körper fest. Nach diesem eigentümlichen Verschlusse bezeichnete man die Schürze mit „Krappenschürze"; sie war stets von schwarzblauer Farbe und nur in den Mustern von lichtblauer. Die Schürzen gewöhnlicher Art hatten einen hellblauen Bund; durchweg aber glaubte man ihr schmuckes Aussehen noch dadurch, dass man die beim Zusammenlegen entstandenen Bruchfalten aufs schärfste plättete, zu erhöhen. Während man die Alltagsschürzen zu jeder Art von Mütsen anlegte, trug man die Krappenschürze einzig nur im Vereine mit jener Mütse, die im Rücken mit der Kolonie von kleinen Fältchen ausgestattet war.

Die Strümpfe zeigten auf der inneren Knöchelseite einen verzierten Zwickel. Die Schuhe wiederholten noch das alte Muster aus dem 17. Jahrhundert; sie stiegen mit ihrem breiten Spannstücke ein wenig über die Fussbeuge hinauf und sezten sich mit dem Fersenstücke in zwei Laschen fort, die über dem Spannstücke mit einer silbernen Schnalle zusammengefasst wurden. Zwischen Sohle und Oberleder war in der hinteren Hälfte des Schuhes ein keiliges Stück eingeschoben und daran sass der Absaz; dieser war hoch, ziemlich spiz und soweit es nur anging, unter der Ferse nach vorn geschoben. Die Sohle selbst bedeckte den Absaz auf seiner vorderen und unteren Fläche und wurde stets in der Naturfarbe belassen, der Schuh aber geschwärzt.

Die Frisur war einfach und doch charakteristisch. Alles Haar wurde rings um den Kopf nach dem Wirbel gestrichen und der ganze Busch dicht am Kopfe mit einem zwei Finger breiten Bande zusammengefasst, dann nach dem Nacken herab genommen, wieder in die Höhe zurückgeschlagen und zum zweitenmale gebunden. So formte sich über dem Nacken, der durchaus frei blieb, ein sehr breiter, doch kurzer Chignon, den man mit „Haarank" bezeichnete. Darüber kam das Häubchen zu sizen, ein knappes Ding, das den Chignon und das Vorderhaar über dem Oberkopfe durchaus unbedeckt liess. In einem seltsamen Zufalle von Gleichklang wurde dieses Häubchen nahezu, wie das Leibchen, mit „Mütsche" bezeichnet; indes, wie der Name für das Leibchen von Mieder, so stammte der für das Häubchen von Müze ab. In seinem hinteren Rande,

der auf die Haarank zu sizen kam, war die Mütsche mit einer eingelegten Zugschnur versehen; doch wurde diese Schnur nicht um die Haarank herum gebunden, sondern unter das Häubchen selbst geschoben. Die Mütsche bestand aus Piqué; für die Werktage trug man sie vergissmeinnichtblau mit einigen schwarzen Blumen (Blohaube), an Sonn- und Feiertagen weiss mit blauen Blumen; in solchen Mütschen gingen namentlich die jungen Mädchen zum Tanze. Die Trauer verlangte eine schwarze Mütsche, der Gang zum Abendmahle über der blauen Mütsche ein weisses Futteral aus feinem Linnen. Die Kinnbänder der Mütsche waren schwarz oder lichtblau und so breit, dass sie jederseits die ganze Wangenlasche einschlossen; nach dem Kinne hin wurden sie schmal zusammengefasst, in Schleifen gelegt und dann zusammengesteckt, aber niemals gebunden. Das weisse Haubenfutteral führte den Namen „Ziehhaube"; es hatte einen flachen Kopf mit hufeisenförmigem Boden und ging am Gesichtsrande in einen etwa handbreiten ungefältelten und ungesteiften Schirm über, der sich auseinanderlegte und an der unteren Ecke seiner beiden Wangenteile sich flügelartig zurückstellte. Im Kopfe wäre diese Haube nicht so besonders klein erschienen, wenn man nicht die seltsame Gewohnheit gehabt hätte, sie hier mit ihrem oberen Rande nach vorn zu ziehen, sie also gleichsam auf sich selbs zusammenzulegen und mit einer Nadel festzuheften. Der Boden dieses Häubchens war nach seinem unteren Rande hin, der auf die Haarank zu sizen kam, etwas faltig zusammengezogen, doch ohne Zugschnur. Aber eine weisse Schnur umgab seinen Kopf selbst und diese wurde unter den Chignon hergenommen und gebunden. Die Blohaube sass festeingenäht in der Ziehhaube.

An Festtagen wurde der Hals mit einem Korallenbande umgürtet, das aus einer Anzahl von Schnüren zusammengesezt und so breit war, dass es den Hals über dem Hemdkragen bis unter das Kinn bedeckte; sein Verschluss geschah im Nacken.

Die vorschlagende Farbe in dem Kostüme beider Geschlechter war Blau, Blau in allen Abstufungen vom tiefsten Schwarzblau an bis zum weisslichen Vergissmeinnichtblau; lezteres wurde besonders in der weiblichen Tracht bei Brustläzen, Mütschen und Verzierungen, in der männlichen bei der Weste verwendet. Nach Blau wurde Schwarz bevorzugt; Rot aber, sonst eine Lieblingsfarbe in der deutschen Volkstracht, namentlich in der weiblichen, wurde fast gar nicht berücksichtigt und höchstens nur zu Streifen und kleinen Ornamenten gebraucht; es ist dies um so auffallender, als Rot die gefälligste Ergänzungsfarbe zu Blau ist. Es scheint somit begründet, dass der Name „blaues Ländchen", mit dem man das Gebiet, in dem diese Tracht herrschend war, auf deren Farbe zurückzuführen ist.

Fig. 8. Wir nähern uns der Gegend, in der seit tausend Jahren das Leben seiner Bewohner gleichsam in Wein getränkt und „weingrün“ geworden ist, dem Mittelrheine; hier stiessen die drei geistlichen Fürstentümer: Würzburg, Kurmainz und Kurtrier, zusammen und die Main-, Rhein- und Moselgaue mit ihrem köstlichen Gewächse fielen in sein Gebiet. Dieser Länderkomplex streicht von Südost nach Nordwest; er ist der eigentliche Kern des westlichen Mitteldeutschlands und mitten in seinen Grenzen liegt der Rheingau. Dies ist ein reiches Land mit einer armen Bevölkerung, die von altersher ihr ganzes Heil im Weinbaue suchte, Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe gegen dessen ungewisses

Fig. 8.

Trachten aus dem Rheingau (1. 2), von der Mosel (3), vom Niederrhein (4—6) um die Wende des 16. Jahrhunderts zum 17. (Daniel Meisner: Sciographia cosmica 1606.)

Produkt zurücksezte und wenig um das Stück Brot besorgt war, das man selbst beim besten Weine doch nicht entbehren kann. Obgleich seit dem Zeitalter der Kreuzzüge der Rhein eine Strasse für den Weltverkehr geworden war, siedelte sich doch keine Industrie in dem Rheingaue an; dieser Zustand hat sich erst seit den fünfziger Jahren zum Besseren gewendet.

Für das Gedeihen von Volkstrachten war der Rheingau kein geeigneter Boden; das Ein- und Ausströmen eines grossen Verkehres

liess sie, die der Abgeschlossenheit bedürfen, nicht aufkommen; in den Fürsten- und Adelssizen, die den ganzen Gau überdeckten und ihn schier in ein grosses Hoflager verwandelten, machten sich die jezeitigen Moden mit einem Glanze und Nachdrucke geltend, dass auch das Volkstum davon ergriffen wurde und sein ganzer Charakter sich gründlicher, als irgendwo anders, in die sociale Ausgleichung auflöste; der Bauer kleidete sich wie ein Bürger und der Bürger wie ein Städter.

Für das 16. Jahrhundert ist diese Bemerkung noch gegenstandslos, da die eigentlichen Volkstrachten ein Produkt aus späteren Tagen sind. Wenden wir den Blick auf unser Bild, das der zweiten Hälfte jenes Zeitraumes angehört, so erkennen wir, wie sehr damals die spanische Mode ausschlaggebend für alle Formen der bürgerlichen Kleidung war; kaum ein untergeordnetes Stück, wie die Kopfbedeckung, das nicht spanisch war. Unter den Kniehosen waren die weiten sackförmigen Pumphosen die älteren (8. 1); sie wurden zwischen Futter und Oberstoff mehr oder minder wattiert, was in früheren Jahren bis zur Faltenlosigkeit geschah. Die nachkommenden Hosen aber verjüngten sich bis unter das Knie herab und wurden gleichfalls, doch nur wenig, wattiert; in ihrem unteren Rande lag eine Zugschnur. Sie konnten ebenfalls bauschig gemacht werden, wenn man sie, was gelegentlich vorkam, über das Knie herauf zusammenstreifelte und hier verschnürte. Das alte spanische Wams sonst kurz und mit einem Stehkragen versehen, hatte sich zu einem Rocke verlängert, der faltenlos am Körper sass, und über sich einen Klappkragen ausbreitete, der über die Schultern hinausstarrte. In seinen Achselnähten sassen Hängeärmel und seine Schösse zeigten den schrägen Einschnitt einer Tasche. Die Aermel gehörten zu einem Unterwamse (8. 2), das mittelst eines Brustschlizes über den Kopf herab angezogen und unten von den Hosen überfasst wurde. Nicht mehr so durchweg nach spanischem Muster hergerichtet zeigte sich der Schuh; der spanische Schuh (8. 2) bedeckte den Rist völlig und war an den Knöcheln etwas tiefer geschnitten, sonst aber der Form des Fusses entsprechend gestaltet. Der Schuh neuerer Form (8. 1) war mit einem Spannblatte über die Fussbeuge herauf und an dem Fersenteile in zwei schmale Laschen verlängert, die über der Spannlasche zusammengebunden wurden. Dies war der Schuh der Zukunft; er währte bis über das nächste Jahrhundert hinaus und hat sich, wenn auch mit einigen Abänderungen, hie und da in den Volkstrachten bis auf den heutigen Tag behauptet.

Der Hut mochte aus dem spanischen Hute hervorgegangen sein, hatte indes von seinem Kopfe den faltigen Ueberzug verloren und eine breitere Krempe angenommen wie die ehemaligen deutschen Bauernhüte; indes war er auf dem Wege zum „Schwedenhute“ zu werden. Für den

Altagsverkehr liess man sich an einer Art von Zipfelmüze mit vorüberfallender Kuppe genügen.

Wie sehr Deutschland schon damals der Tummelplaz fremder Einflüsse war, ist auch an dem Mischmasch von Kostümen zu bemerken, das am Rheine weiter unten und in der Moselgegend sich eingenistet hatte. Es war hauptsächlich der französische Einfluss, der den spanischen zu verdrängen begann; selbst die aus dem slavischen Osten zugewanderten Garderobestücke (vergl. 6. 3) bekamen ihn zu verspüren; der slavische Rock, sonst taillenlos sich von den Schultern nach abwärts erweiternd, erhielt seine eingezogene Taille, seine hinterwärts aufgeschlizten Aermel, seine Hängeärmel und seine zerschlizten Achselstreifen. Die mitten in den Rücken fallende Naht blieb vom Kreuze abwärts offen stehen, wodurch der Rock namentlich zum Reiten ebenso bequem wurde, wie er es als weiter Rock auch ohne Schlizung gewesen war. So geformt näherte sich der Rock bedeutend dem langschössigen Wamse, in das die Mode das spanische Wams verwandelt hatte. Die Pelzränder, die Kegelmüze mit Pelzbräm und den langen Bart nach slavischem Brauche liess die Mode vorläufig noch unberührt. Neben den Knöchelschuhen (8.1.2) brachte sie die „Galosche“ ins Land, eine Art von Halbpantoffel, der nur aus einer dicken Sohle und einer Vorderkappe zusammengesezt war (8.4).

Wie man über diesen Vorgang auch urteilen mag, eins wird man zugeben müssen, dass Deutschland damals immer noch insofern sich selbst angehörte, als es keiner fremden Mode den Vorrang verstattete. Was es unter spanischem Einflusse geschaffen hatte, bewahrte es wol noch weiter fort, bildete es aber nach eigenem Geschmacke zur Nationaltracht um. Noch mehr, wie im männlichen Anzuge offenbarte sich dieser Vorgang im weiblichen; hier liess sich bereits eine entschiedene Richtung zur Volkstracht bemerken. In den Städten und verkehrsreichen Gegenden sonderte er sich mehr durch konservativen Beibehalt der spanischen Formen in schlichter, fast schmuckloser, Ausstattung von der zeitläufigen Mode ab, in den einsameren Gegenden durch beliebige Zuthaten von eigener oder fremder Erfindung. Hier blieb das Kostüm lebendiger, während es in den Städten mehr erstarrte und etwas ehrbar Matronenhaftes annahm. Seine kennzeichnenden Stücke waren hier ein hochhinaufgehendes und mit einer Schneppe hinabsteigendes geschlossenes Leibchen (8. 5. 6), aufgepolsterte Achseln und Hüften, eine enggefältelte Radkröse und eine Haube, die sich über beiden Schläfen aufblähte, in die Stirne niederdrückte und über dem Haarknoten auf dem Hinterkopfe wieder erweiterte, schliesslich die niemals fehlende Schürze. Auf dem Lande behielt man das kurze runde Leibchen bei, das vorn auseinanderklaffte und seine über einem Laze oder feingefältelten Brusthemdchen hin- und hergezogenen Nesteln zeigte (8. 3). In dieser Form wiederholte

sich das Leibchen, man kann wol sagen, durch ganz Deutschland. Reich an Formen aber waren die Hauben. Die sogenannte „Stuarthaube“ (8. 5), eine niedliche, meist aus Sammet gefertigte und reich mit Gold verbrämte Bedeckung, gab auch für die altheimischen Hauben insofern das Muster ab, als diese sich ebenfalls mehr oder minder über der Stirne einsenkten und über den Schläfen aufblähten. Die ihnen eigentümliche Anschwellung über dem Hinterkopfe, die den Haarknoten beherbergte, war auf dem Wege, sich gar verschiedentlich zu gestalten; an der Mosel steckte man ein Tüchlein, das frei über den Nacken fiel, daran fest.

Tafel 17. Wenn auch im Rheingaue keine eigentlichen Volkstrachten aufkamen, so hatte die Kleidung dortselbst doch ihr örtliches Kolorit; wie in den Sitten sich nicht alles ausglich und mancher sinnige Brauch, namentlich wenn er mit dem Herbst in Verbindung stand, sich durch die Zeiten forterbte, um erst in der jüngsten zu verschwinden, so geschah es auch in der Tracht. Es fehlt jedoch allzusehr an abbildlichem Materiale, um dies im Einzelnen nachweisen zu können; wenigstens soweit es dem Verfasser bekannt ist, beschränkt sich das Material auf zufällige Staffagefiguren in landschaftlichen Prospecten, die ihres kleinen Massstabes wegen nicht geeignet sind, auch die Einzelnheiten zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Die Gruppe, die auf Tafel 26 zur Ansicht gebracht ist, gehört indes der Nachbarschaft des Rheingaues an und ist sehr geeignet, uns darüber aufzuklären, bis zu welchem Grade die heimische Tracht selbständig innerhalb der Zeitmode einherging. Die männliche Tracht hatte es nicht notwendig, sich von der Mode zu entfernen, denn diese brachte nichts mit sich, was bei der Arbeit in Haus und Feld sich hinderlich erwiesen hätte. Anders bei der weiblichen Tracht; die Schnürleiber, Cüls, Reifröcke und hohe Frisuren des 18. Jahrhunderts waren nicht für das Geschlecht der harten Arbeit; schon durch das Vermeiden solcher Sachen musste sich ein Unterschied zwischen Volks- und Modetracht herausbilden.

Was an Volkstrachten im Rheingaue entstand, sezte sich aus den Resten von veralteten Moden zusammen; die Figuren auf unserer Tafel geben Zeugnis davon; es ist das jüngste Beispiel seiner Art, aber deshalb nicht minder beweiskräftig, als es auch ältere sind, z. B. die auf Tafel 3 gegebenen Figuren für die Volkstrachten ihrer Zeit. Obgleich also alle Stücke unseres Kostüms bis auf ein einziges, die Kopfbedeckung der Frau, von Haus aus Erzeugnisse der Mode waren, standen sie seiner Zeit doch bereits so sehr im Gegensaze zur Tagesmode, dass sie allgemein für Volkstrachten gehalten wurden; und in der That fehlte ihnen dazu nichts, als die Reife eines hundertjährigen Alters; sie waren so zu sagen noch „grün“, als sie verschwanden; dies geschah in den sechziger Jahren. Aber noch wandeln ihre Träger lebensfrisch in der Erinnerung des Ver-

fassers einher; es waren Johannisberger Dorfleute. Der Verfasser, selber ein Johannisberger Kind, hatte sie noch in seiner Jugend gesehen und war damals, durch ihr hohes Alter und ihre seltsame Kleidung verführt, der Meinung gewesen, sie hätten schon mit dem Erzvater Noah in der Arche gesessen. Indem er sie hier, wenn auch nur abbildlich, noch einmal an die sonnige Oberwelt zurückruft, ist dies zugleich ein Akt persönlicher Teilnahme, der durch die Sache selbst sich rechtfertigt. Er hatte das Glück, seinen Erinnerungen durch einzelne Gewandstücke aus der ehemaligen Garderobe der Verstorbenen selbst zuhilfe kommen zu können. Der alte Mann war ein Küfermeister namens Hahn; die Frau aber, die Witwe des ehemaligen Dorfschmiedes, hiess Klem; sie wurde im Dorfe jedoch nur kurzweg die „Schmiedsbas" genannt.

Das älteste Stück in der männlichen Tracht waren die Kniehosen mit ihrem breiten fast von einer Hüfte bis zur andern reichenden Laze, der oben an seinen beiden Ecken angeknöpft wurde. Sie waren in dieser Form um das Jahr 1700 in Mode gekommen und hatten sich bis in die Tage der französischen Revolution darin erhalten, um dann den langen Hosen oder „Pantalons" Plaz zu machen. Es war üblich, sie aus Tuch, Sammet, Plüsch oder Seide zu verfertigen und sie aussen am Knie mit einigen Knöpfchen verschliessbar zu machen; hierbei wurden die unentbehrlichen Strümpfe oben von den Hosen überfasst. Unser Küfermeister jedoch hatte die Gewohnheit, vermutlich, weil die Hosen sonst gespannt hätten, sie über das Knie herauf zusammen zu streifeln, wodurch sich hier eine Anzahl von Querfältchen aufhäufte, und dann erst mit einem verschnallbaren Zugbande, das in ihren unteren Rand eingenäht war, zu verschliessen.

Die Weste war weit jüngeren Ursprungs. Was man im vorigen Jahrhundert „Weste" genannt hatte, waren Schossröcke, die bis in die halben Oberschenkel reichten und oft nur einige Finger breit kürzer waren, als der eigentliche Rock; mit dem Aufkommen des Frackes hatte man die Schossweste verkürzt und sie an den Vorderrändern schief nach hinten geschnitten, um sie mit dem Fracke in Einklang zu bringen. Erst um 1790 brachte die französische Mode die kürzere, ärmellose, im Rücken aus geringerem Futterstoffe hergestellte Weste, die man damals aber „Gilet" nannte, ins Land. Um 1793 versah man das Gilet mit zwei Knopfreihen, später mit einem kurzen an die Brustblätter angeschnittenen Stehkragen und veränderte es in weiteren Kleinigkeiten, bis es um 1812 die Form erhielt, in welcher es als Weste in die Garderobe unseres Freundes überging.

Die Halsbinde wurde aus einem grösseren Tuche hergestellt und vorn mit zwei grossen Schleifen gebunden; das war eine Mode, die bis in das vorige Jahrhundert, wenn auch nicht genau in der nämlichen

Form, zurückreichte. Darüber blickte ein schmaler Leinwandstreifen, der sogenannte „Vatermörder", hervor und stach mit seinen vorderen Ecken steif in das Kinn hinein; dieser Kragen wurde vorn mit zwei unter die Halsbinde fallenden Schnüren zusammengebunden.

Die Schuhe hatten etwa um 1800 ihre Gestalt angenommen; sie waren sehr niedrig, so dass der halbe Rist unbedeckt blieb, und anstelle des Absazes mit einem breiten „Fleck", auf dem Oberleder aber mit einer Schnalle und einer schmalen, kurzen Riemzunge ausgestattet. Stiefel wurden niemals an den Beinen des alten Mannes gesehen.

Der Frack in seinem allgemeinen Zuschnitte reichte ungefähr bis 1812 zurück; um diese Zeit stiegen seine Brustkanten zum erstenmale bis in den halben Leib herab und sezten sich, eckig zurückgeschnitten, in die Schossränder fort, die ihre Richtung etwas in die Schräge nach hinten nahmen. Die kleineren Veränderungen folgten sich später. Das Rückenteil in seiner bedeutenden Breite stiess bis an die Armlöcher; die Aermel waren zweinähtig und gebogen, nach den Achseln hin ziemlich weit, unten aber anschliessend, und reichten bis in die halbe Handwurzel, wo sie mittelst eines hinterwärts angebrachten, mit zwei Tuchknöpfen besezten Schlizes sich wieder etwas erweiterten. Die Brustklappen folgten den Bruströndern in ihrer ganzen Länge; spizig nach untenhin verlaufend, erweiterten sie sich nach obenhin und gingen, eine Einbucht machend, in einen breiten Kragen über, der hoch am Kopfe hinaufstieg, aber nach aussen um- und herabgeschlagen die Form eines Pferdekummets nachzuahmen schien, das vom Halse ein wenig abstand. Dieser Frack war völlig taschenlos und von grüner oder dunkelblauer Farbe. Sonst aber zeigte der ganze Anzug, die Vatermörder ausgenommen, das tiefste Schwarz.

Der Hut war ein Cylinder, eher niedrig als hoch, oben etwas breiter, als unten, und seine steife Krempe an den Seiten leicht in die Höhe gebogen; schon vor 1800 war diese Hutform bekannt.

Was nun die weibliche Tracht anbelangt, so können wir uns hier auf einige erklärende Worte zu dem Mantel beschränken, da die nächste Tafel uns Gelegenheit giebt, von den übrigen Stücken zu reden. Der Mantel war in dieser Form um 1830 in Mode gekommen; die früheren Mäntel hatten Aermel und wurden angezogen; dieser aber war ärmellos und wurde nur umgehängt; man nannte ihn deshalb auch eine Zeit lang nicht Mantel, sondern „Hülle". Im Zuschnitte war er radförmig, dabei von solcher Fülle, dass er mit beiden Armen aufgenommen werden musste, wodurch sich an den Seiten grosse Faltenmassen bildeten. Oben zeigte er einen kleinen liegenden Kragen, der vorn eckig geschnitten war, und jederseits in der Schultergegend zwei kurze gerüschte Streifen von gleichem Stoffe. Dieser bestand aus rötlichbraunem, grossblumigen

Zizkattune, einer guten, doch leichten Ware, die den Mantel mehr für das Frühjahr und den Herbst, als für den Winter geeignet machte.

Tafel 18. Das männliche Kostüm auf dieser Tafel steht dem Andenken der jezigen Generation noch ziemlich nahe; das Tuchwams, die bis zum Halse verknöpfte zweireihige Weste, die langen weiten Hosen mit dem viereckigen Laze und die Tuchmüze mit dem hohen Bunde und breiten Deckel waren eine sehr bequeme und aus diesem Grunde auch sehr verbreitete Tracht. Heute ist das Wams dem taillenlosen Jackette und die Müze (Kappe) dem runden Filzhute gewichen. Die hier dargestellte Person war im Dorfe unter dem Name „Bäckerlipps" bekannt; genau so, wie auf unserem Bilde pflegte der Genannte, wenn er über Feld ging, seinen blaukarierten Schirm unter dem Arme und sein „Klöbchen" im Munde zu halten.

In der weiblichen Figur wiederholt sich das auf der vorigen Tafel gegebene Kostüm ohne den verhüllenden Mantel. Das zum sonntäglichen Anzuge gehörige „Miezchen" (Mieder) war ziemlich kurz, unten gerade abgeschnitten und hier auf der Innenseite mit einem Bunde von derber Leinwand gefüttert. Sein Rücken war im ganzen geschnitten; die Nähte lagen auf den Achseln und unter den Armen, hier wie dort etwas nach hinten. Oben zeigte das Miezchen auf der Brust, doch nicht im Rücken, einen dreieckigen mit der Spize nach unten gewendeten Ausschnitt, und auf jeder Seite drei Falten, die ihre Richtung von den Achseln her nach der Taillenmitte nahmen; jede der mittleren Falten hatte eine Einlage von Fischbein und alle Ränder und Nähte, mit Ausnahme der Nähte unter den Armen, hatten einen Lizenbesaz. Vornherab war das Miezchen mit Haken und Oesen oder, wie der volkstümliche Ausdruck dafür lautet, mit „Krappen" (Krapfen) verschliessbar gemacht. Die Aermel gehörten zum Geschlechte der „Schinkenärmel"; doch zeigten sie nicht deren übertriebene Form. Oben hatten sie eine ansehnliche Weite; nach untenhin aber verengten sie sich dergestalt, dass mit der Hand nicht durchzukommen gewesen wäre, wenn hier nicht die Naht auf eine Länge von 10 bis 12 Ctm. offen geblieben wäre. Der Schliz war mit Knöpfchen oder Krappen zum Verschliessen eingerichtet. Die Aermel hatten nur eine Naht, die unter dem Arme genau auf die Seitennähte des Miezchens stiess. Da für die obere Weite der Stoff nicht breit genug war, so musste hier ein Spittel eingesezt werden, der gegen den Ellbogen hinunter sich verlief. Um die Stoffmasse oben im Armloche unterbringen zu können, war es nötig, sie aussen auf der Achsel, aber niemals unter derselben, in einige grössere Falten zu legen, oder sie in kleinere Fältchen „einzustrupfen" d. h. einzulesen. Diese Fältchen kamen in eine Linie dicht nebeneinander zu liegen und stiegen in vier bis sechs Reihen bis in den halben Oberarm hinab. Bei dieser Herrichtung erhielt

der Aermel oben eine dünne Wattierung, was bei den Aermeln mit grossen Falten nicht geschah; auch die Achselstücke des Miezchens selbst erhielten durch Absteppung einen ähnlichen Charakter.

Der Rock war aus geraden Stoffbahnen ohne eingeschobene Spittel zusammengesezt und mit kleinen Fältchen an das Miezchen geheftet, jedoch nicht rundum; sein Schliz lag nämlich auf der rechten Seite und der breite Flügel des Rockes, der von links nach rechts über den Leib hinübergriff, um dort mit seiner oberen Ecke an das Miezchen angehakt zu werden, war nicht mit den Bruststücken des Oberteils vernäht. Die Fältchen lagen dicht beisammen und waren an zwei Stellen mit Stichen befestigt oder eingelesen; doch blieb der Rock sonst seinem natürlichen Faltenflusse überlassen; bei seiner Enge fand sich kein Plaz für eine Tasche; den Fuss liess er frei. Zum Schuze des Halses diente ein zum Dreiecke zusammengelegtes Tüchlein, das vorn in den Brustausschnitt des Miezchens untergesteckt wurde. Die Schürze war etwas kürzer, als der Rock, ging aber in ihrer Breite um die Hüften herum, so dass sie im Rücken nur einen schmalen Streifen von dem Rocke sehen liess; oben war sie in kleine Fältchen zweimal eingelesen, genau so, wie dies auch an dem Rocke der Fall war, und so an den Bund genäht. Der Bund war aufs Doppelte zusammengelegt und mit seinen beiden Rändern angenäht, so dass also seine Bruchfalte den oberen Rand bildete. Hinterwärts griff der Bund übereinander und seine beiden Enden sezten sich in Schnüre fort, die nach vorn genommen und vor dem Leibe verschleift wurden. Die Schürze war stets farbig, aber niemals schwarz, ausgenommen zur Trauer.

Die Strümpfe waren für den Sonntag im Sommer weiss, im Winter schwarz, für die Werktage aber weiss mit blauem Einschlage. Die Schuhe zeigten fast noch die nämliche Form, die um 1800 in Mode kam; sie waren sehr niedrig und tief ausgeschnitten, so dass das Oberleder nur den halben Rist bedeckte, dabei gänzlich ohne Absaz.

Im werktäglichen Anzuge machten sich mancherlei Abweichungen bemerkbar. Der Rock sass fest an einem Futterleibchen aus Tuch, das, ärmellos und tief ausgeschnitten, mit zwei Trägern über die Achseln ging und am unteren Rande mit einer wurstförmigen Auspolsterung versehen war, die dem Rocke zur Stüze diente. Diese Untertaille wurde vorn zusammengehaftelt und ein besonderes Miezchen darüber angelegt; dies ging bis zum Halse hinauf und wurde vorn mit kleinen schwarzen Hornknöpfen geschlossen. Im Rücken war es dreiteilig zugeschnitten, auf der Brust faltenlos und untenher mit einem kurzen Schösschen versehen, das indes den Körper nicht völlig umfasste, sondern nur wenig über die Hüften hinaus nach vorn ging, da es hier ja doch von der Schürze verdeckt worden wäre. Die Aermel passten auf den Arm und

waren zweinähtig zugeschnitten, oben am Einsaze etwas gestrupft, unten aber ohne Schliz und Band belassen. Bei der geringen Weite des Halsloches konnte das Halstuch nicht untergesteckt werden; es wurde also über dem Miezchen ziemlich nah unter der Halsgrube zusammengesteckt.

Alles Haar wurde rings um den Kopf zurückgestrichen, etwas hinter dem Wirbel in einen Knoten geschlagen und mit einem kleinen Kamme, der nur drei Zinken hatte, festgesteckt, an Festtagen ausserdem noch mit einer weissen Schnur zusammengebunden.

Das eigenartigste Stück, das dem ganzen Anzuge erst den Charakter einer Volkstracht verlieh, war das „Kommodchen". Dieses, ein Häubchen von weissem Piqué, auf dem Boden und in den Ecken der Wangenlaschen mit Blümchen aus farbiger Seide, Goldfäden und Glasperlen verziert sowie in dem über den Haarknoten fallenden Rande des Bodens mit einer Zugschnur versehen, war überhaupt in früheren Tagen das kennzeichnende Stück, wodurch die Frauen in katholischen Landstrichen sich von denen in protestantischen unterschieden, denn leztere bedienten sich ebenso allgemein eines zierlichen mit Sammet überzogenen und mit langen Bandschleifen ausgestatteten schwarzen Käppchens. So fand man denn auch das Kommodchen nicht blos im Rheingaue, sondern in allen Teilen des Herzogtums Nassau, die ehemals zu Kurmainz oder Kurtrier gehört hatten, am Main, im Amte Kamberg und am westlichen Rande des Herzogtums. Bei Trauer war das Kommodchen schwarz oder schwarz bestickt und mit schwarzem Bande eingefasst. Man sezte es derart auf den Kopf, dass vom Stirnhaare nur der Ansaz, hinten aber der Haarknoten völlig unbedeckt blieben, und verschleifte einesteils die hintere Zugschnur unter diesem Knoten, andernteils die an den Ecken der beiden Wangenteile angenähten Schnüre unter dem Kinne miteinander. Durch das Anziehen der Nackenschnur wurde der Boden des Häubchens gezwungen, sich hinten ein wenig zu falten und aufzublähen.

Tafel 19. Die preussische Rheinprovinz gehört ihrem grössten Teile nach geographisch, ethnographisch und social zu Mitteldeutschland. Ihre Bevölkerung ist das bunteste Gemisch von Resten aus mittelalterlichen Gebieten, das man sich denken kann, aus Reichsstädten, Reichsstiftern, Reichsgrafschaften und Reichsritterschaften, die sich ehemals in die Gegend geteilt hatten. Es ist der centralisierende preussische Geist, der sie von Tag zu Tag mehr zusammenschweisst und als ein einziges Volk sich fühlen lässt. Auch der Rhein, der über alle, die an seinen Ufern oder nur in seinem Stromgebiete wohnen, einen mächtigen Zauber ausübt, giebt ihr das Gefühl einer einzigen Heimat, wie verschieden auch die Arbeit sein mag, der sie nachgeht, und der religiöse Grundzug, der sie scheidet.

Die alte Zersplitterung trat früher deutlicher, als jezt, in den Volkskostümen zutage; während die Tracht im unteren Teile der Provinz teils einen holländischen, teils einen französischen Grundzug erkennen liess, kam in der des oberen Teiles noch der Charakter des westfälischen Kostüms zum Vorschein, wie es in der Gegend von Osnabrück zu Hause ist. Unsere Abbildung hat eine Illustration aus dem schon mehrfach erwähnten Duller'schen Buche: „Deutschland und das deutsche Volk" zur Grundlage. Wir geben sie nur unter dem nämlichen Vorbehalte, den wir schon gelegentlich der ersten Tafel gemacht haben. Die Tracht ist im Ahrthale bei Koblenz zu Hause und gehört dem Anfange der vierziger Jahre an. Es ist besonders das Käppchen, das von dieser westfälischen Verwandtschaft Zeugnis giebt; ein auf das kleinste Mass zusammengeschrumpftes Ding, bedeckt es kaum mehr, als den Wirbel; an beiden Seiten ist es abgekantet und die beiden Hälften seiner oberen Fläche stossen leicht gewölbt unter einem stumpfen Winkel zusammen. Das Käppchen wird jedoch nicht, wie bei Osnabrück, aus Goldstoff oder buntem Kattune hergestellt, sondern aus weissem Piqué. Bald trägt man es allein und unmittelbar auf das Haar gesezt, bald mit einem in enge Falten gerüschten weissen Striche, der es rings an seinem unteren Rande in gleicher Breite umgiebt. Das Haar ist über der Stirne gescheitelt und im Nacken meistenteils als Chignon zurückgelegt. Der Hauptteil des Anzuges ist ein Kleid, das bis zu den Knöcheln reicht, und Aermel in der Form von Schinkenärmeln hat, die den Arm bis zur Handwurzel bedecken. Man trägt es im Ober- wie Unterteile von demselben Stoffe oder aus verschiedenem. Das Brusttuch, weiss oder farbig, wird vom Nacken her umgenommen, vorn zusammengesteckt und über den herabfallenden Zipfeln mit der Schürze überbunden. Auf unserem Bilde zeigt es nicht die Anordnung der westfälischen Tücher, der zufolge es im Nacken zusammengesteckt wird, so dass es einen Mittelzipfel mit zwei seitlichen Achseldecken bildet und sämtliche Falten strahlenartig nach dem Befestigungspunkte hinlaufen. Dieser Brauch war weit verbreitet und vermutlich auch im Ahrthale früher nicht unbekannt.

Tafel 20. Man pflegt das Gebirgsland zwischen Rhein, Mosel, Saar und Nahe, einen südwestlichen Ausläufer des rheinischen Schiefergebirges, mit dem Namen „Hunsrück" oder „Hundsrücken" (hoher Rücken) zu bezeichnen. Es beherbergt nur eine dünn gesäte Bevölkerung, die sich vorzugsweise mit Viehzucht und Ackerbau, an den Mosel- und Naherändern auch mit Weinbau ernährt. Wie überhaupt die preussischen Rheinlande, ist auch diese Gegend arm an eigentlichen Volkstrachten; einige Reste davon haben sich noch in einem kleinen zum Regierungsbezirke Koblenz gehörenden Gebiete erhalten. Abbildungen davon aus älterer Zeit sind entweder gar nicht vorhanden oder eine grosse Selten-

heit; wenigstens ist es dem Verfasser nicht gelungen, mehr als ein einziges Blatt davon (Tafel 26. 1) aufzutreiben, und auch dieses trägt die Kennzeichen der Zeitmode mehr, als einer volkstümlichen Tracht geziemt. Eine dem Buche von Duller beigeheftete Abbildung aus dem Anfange der vierziger Jahre muss daher, troz ihrer geringen Zuverlässigkeit, immer noch als ein guter Fund betrachtet werden. Noch heute bildet unter dem männlichen Teile der Bevölkerung der Kittel aus blauer Leinwand eine ständige Bekleidung, die statt des Rockes oder über demselben getragen wird. Dieses Ueberhemd dürfen wir auch für das 18. Jahrhundert voraussezen; denn es war damals schon so allgemein verbreitet, wie heute; und so können umgekehrt die übrigen Gewandstücke, die wir anderwärts in seiner Gesellschaft finden (Fig. 3. 1–4. 5; Fig. 4. 1. 2), auch für die koblenzer Gegend in Anspruch genommen werden; denn einige davon sind noch gegenwärtig dort vorhanden, so die Kniehosen aus Sammet oder Tuch und die Strümpfe, die mit den Hosen durch ein Band mit Messingschnalle unter den Knien zusammengehalten werden; nur die Stulpe ist verschwunden, mit der die Strümpfe sonst das Knie umfassten. Die Schuhe, von schwarzem Leder und tief ausgeschnitten, wurden mit einer grossen viereckigen Schnalle, die ebenfalls aus Messing, geschlossen. Eine bis zum Halse verschliessbare Weste, die mit einem niedrigen Stehkragen und zwei Reihen von Messingknöpfen besezt und gleich den Hosen aus Tuch oder Sammet gefertigt war, ein Tuchrock von mässiger Länge, eine vor dem Halse zweiflügelig verschleifte Binde, über die sich der schmale Hemdkragen legte, und ein niedriger Filzhut mit breiter Krempe, bildeten die übrigen Teile des männlichen Anzuges. Das Haar fiel schlicht in den Nacken.

Die weibliche Tracht, wie sie gegenwärtig üblich ist, geht, den Kopfpuz ausgenommen, mit der Zeitmode; in früheren Jahren scheint sie gegen die Mode augenfällig zurückgeblieben zu sein, denn das Kleid, wie es um 1840 getragen wurde, stand der Mode von 1820 näher, als der zeitgenössischen; die kurze Taille, die engen Aermel und der schmale Gürtel oder die Gürtelbinde um den Leib gehörten der Vergangenheit an. Das ärmellose Mieder zeigte bei schmalen Achselstegen vorn wie hinten einen ziemlich tiefen Ausschnitt; vor der Brust klaffte es auseinander und die Füllung des Ausschnittes blieb dem Hemde überlassen. Aehnlich geformt war das mit Aermeln und einem kurzen Schosse besezte Leibchen; dem Ausschnitte folgte in dreifacher Reihe ein Besaz von Paspoil, der einen kurzen überfallenden Kragen markierte; vermutlich war dieser Kragen früher thatsächlich vorhanden gewesen, denn dergleichen Kragenleibchen sind noch gegenwärtig in manchen Gegenden zu finden. Ein farbiges Tuch, dem Anscheine nach von Kattun oder Seide, bedeckte den oberen Teil des Rückens wie der Brust

samt den Achseln und verschwand vorn im Mieder. Der Rock blieb, soweit die Abbildung es erkennen lässt, seinem natürlichen Faltenflusse überlassen; die Schürze ging in ihrer Breite bis an die Hüften, doch nicht über dieselben hinaus. Die Schuhe hatten denselben Zuschnitt, wie die männlichen; nur wurden ihre Laschen statt mit einer Schnalle mit schmalen Bandschnüren zusammengefasst. Die Haube war sicherlich das eigenartigste Stück in dieser Tracht; man findet sie, wenn auch mit einigen Abweichungen, noch jezt in der Moselgegend, doch nur bei älteren Frauen; sie ist von weissem Piqué, im Nacken mit weissseidenen Schleifen garniert und an den vorderen Ecken mit Kinnbändern ausgestattet. Möglich, dass die Abweichungen, wie sie die Haube auf unserem Bilde zeigt, auf Rechnung des Künstlers selbst, der sie seiner Zeit aufgenommen hat, zu sezen sind; anderseits haben wir Beispiele genug, die uns von den raschen Veränderungen in dem so stabil erscheinenden Kopfpuze Zeugnis geben (vergl. Fig. 1. 1-3 mit Taf. 2. 1). Das Haar wurde über der Stirne gescheitelt und im Nacken als Chignon zurück- und aufwärts genommen.

Fig. 9. Vergleicht man diese Trachten mit den zeitgenössischen Modetrachten, so fällt bereits ein Unterschied in die Augen; es sind nicht so sehr die neuen, nicht zur grossen Mode gehörigen Stücke, die diesen Unterschied erzeugen, denn diese sind nur von untergeordnetem Range; es ist ein gewisses Stehenbleiben, ein Beharren auf dem Alten, was sie von der Zeitmode trennt. Da dieser Stillstand nicht überall zu gleicher Zeit stattfand, sondern hier früher, dort später, so konnte man schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts von augsburger, frankfurter oder kölnischer Kleidung reden, ohne dass die eine viel von der anderen abgewichen wäre. Auch tritt diese Erscheinung mehr an der weiblichen, als an der männlichen Kleidung zutage; der Bürger und Bauer entsagte nur insoweit den modischen Formen, als sie für seine Beschäftigung nicht geeignet erschienen.

Die weibliche Tracht verblieb im allgemeinen bei den knappanschliessenden Leibchen und den nach untenhin etwas ausgespannten „Steifröcken". Das Leibchen war von natürlicher Länge, unten rund geschnitten, oben mit einem viereckigen Ausschnitte versehen, mit langen anliegenden Aermeln und an den Achseln mit Streifen besezt. Der Ausschnitt verbarg sich unter einem wohlanliegenden Koller oder „Brüstling"; dieser umfasste zugleich den Hals, wurde vorn zusammengehakt und war lang genug, um unter den Armen her zusammengebunden werden zu können (1, 3), oder etwas länger, so dass er völlige Armlöcher bildete und demgemäss zur Aufnahme von Aermeln sich tauglich erwies; die Aermel waren kurz und an den Achseln durch Wattierung mehr oder minder aufgetrieben (2.). Schon trat eine Eigenheit auf,

Fig. 9.

die für die bürgerliche Frauenkleidung in der unteren Rheingegend charakteristisch wurde; es waren dies lange, nach untenhin sich trichterförmig öffnende Aermel, die man über die engen Aermel anlegte und auf der Achsel feststeckte (7). Eine andere Eigenheit bestand in engen Aermeln von weissem Stoffe, die man mit einem farbigen Mieder zusammentrug. Mit der Mode teilte die niederrheinische Frauentracht das mit Filz oder Reifen unterlegte und glockenförmig ausgespannte Unterkleid, das darüber liegende Oberkleid, den sogenannten „engen Rock“, der vorn von der Taille an auseinanderklaffte (7) und sein eigenes Leibchen besass, in welchem Falle das Unterkleid sich mit einem Futterleibchen begnügen musste; ferner den „weiten Rock“, der nur obenher bis unter die Achseln anlag, sich von da an taillenlos erweiterte und mit den nämlichen aufgepolsterten Halbärmeln, wie der Brüstling, versehen war (4). Sämtliche Röcke stiessen ringsum gleichmässig auf den Boden. Die Schürze war ein unerlässliches Stück in jeder bürgerlichen Frauengarderobe; für das Tagewerk bestimmt, bedeckte sie das Kleid von einer Hüfte bis zur anderen (3); als Staatsschürze aber war sie etwas schmäler, etwa 50 Ctm. breit, nahm jedoch im oberen Viertel rechts und links allmählig zu, so dass sie am Bunde nahezu das Doppelte ihrer sonstigen Breite mass. Diese beiden Flügel wurden nicht mit an den Bund genäht, sondern blieben frei über dem Rocke hängen (1). Der Kragen des Brüstlings teilte sich auseinander und über ihm kam eine kleine unterm Kinn sich ebenfalls auseinanderlegende Kröse (1. 3) oder ein geriefelter Steifkragen (2) zum Vorscheine.

Ein nur den Kölnerinnen zugehöriges Trachtenstück war eine Haube von besonderer Form (1. 2. 4); diese, offenbar ein Abkömmling der grossmütterlichen „Stirnhaube“, blähte sich vorn über den Schläfen in leichten

Kölnische Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 bürgerliche Frau: Haube und Kröse weiss, Brüstling schwarz, Leibchen mit Aermeln (leztere nur an den Achseln sichtbar) und Rock braunkarmin, Ueberärmel dunkelblaugrün, Schürze hellblaugrün. 2 junge Frau: Haube weiss, Ueberleibchen und Rock orange mit schwarzen Borten, Unterleibchen violett mit grünen Borten, Aermel weiss, Gürtel golden. 3 Dienstmagd: Zöpfe grün mit rotem Bande, Brüstling schwarz, Leibchen rotbraun mit grünen Borten und gelben über weissem Brusttuche verschnürten Nesteln. Rock und Aermel (nur an den Achseln sichtbar) rotbraun, Ueberärmel blau, Schürze grünlich. 4 vornehme Frau: Haube, Hals- und Handkröse weiss, Oberrock schwarz, Unterkleid rotbraun mit gelben Borten. 5 vornehme Frau: Haube weiss, Brüstling violett mit schwarzem Besaze, Aermel und Rock orangefarbig mit schwarzem Besaze, Huike und Schuhe schwarz. 6 Schankwirt: Barett und Schuhe schwarz, Puffjacke schwarz mit weissen Schlössern, Schurzrock weiss, Hosen gelb mit rosenrotem Futter und ebensolchen Kniebändern. 7 vornehme Brautjungfer: ganzer Anzug rosenrot mit weissem Pelze und schwarzem Besaze, Gürtel, Brusteinsaz und Kopfschmuck golden. 8 Arzt: ganzer Anzug schwarz. (1—4 nach H. Weigel: Trachtenbuch. Nürnberg 1577. Kolorirtes Exemplar auf der Stadtbibliothek in Frankfurt. 5—8 nach Abraham De Bruyn: Costumes civils et militaires.)

Bogen auf, und ging hinten rechts und links in hornförmige Erweiterungen über, die als Futterale einer seltsamen Frisur keiner Auswattierung bedurften. So war denn alles am Körper bis auf das Gesicht und die Hände dergestalt verhüllt, dass auch der strengste Sittenrichter, falls diese Art von Leuten überhaupt jemals zum Schweigen gebracht werden könnte, nichts daran hätte auszusezen gehabt. Eine gewisse Simplicität kam darin zum Vorscheine, die mit dem physischen und klimatischen Naturelle der niederrheinischen Bevölkerung in wohlthuendem Einklange stand. Gerade aus diesem Grunde ist es bemerkenswert dass den Bräuten aus besseren Häusern an ihrem Hochzeitstage erlaubt war, den Hals entblösst zu tragen (7); es war freilich wenig genug im Vergleiche zu anderen deutschen Bezirken, wo die Braut auch ihre Schultern und obere Brust den Blicken freigeben durfte.

Ein eigenartiges Stück, das nur in Niederdeutschland und den angrenzenden holländischen und vlämischen Gebieten, aber sonst nirgends in Deutschland gefunden werden konnte, war die „Huike". Dies Gewand erschien als ein weiter, faltenreicher, gewöhnlich schwarzer oder dunkelgrauer, an manchen Orten auch mit anders gefärbem Futter ausgeschlagener Ueberhang, der seinen Dienst als Mantel und Kopftuch zugleich besorgte. Derartige Kopfmäntel hatten eine lange Vergangenheit hinter sich; schon in der Zeit Karls des Kahlen findet man sie abbildlich dargestellt; sie überdauerten jedoch das Mittelalter nur in den nordwestlichen Niederungen, wo sie bei dem feuchten und kühlen Klima sich als besonders zweckmässige Schuzhüllen erwiesen. Ihre Blütezeit war im zweiten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts; damals wurden sie durchweg von allen Ständen getragen; nach der Mitte dieser Epoche verblieben sie fast nur noch dem mittleren Bürgerstande. Je nach der Gegend war die Huike verschieden gestaltet, bald so lang, dass sie fast den Boden berührte, bald so kurz, dass sie nur knapp die Ellbogen erreichte, und jedesmal von entsprechender Weite. In dem Bestreben, sie gegen Sonne und Regen so brauchbar wie möglich zu machen, geriet man in der kölner Gegend darauf, ihr oberes Teil besonders zu behandeln; durch einen schräg von unten nach oben gehenden Einschnitt an jedem Rande trennte man es zumteile vom übrigen Stoffe und fütterte es am Rande mit Fischbein, dass es wie ein Kutschenverdeck sich über den Kopf vorstellte und diesen samt den Achseln in seinem Schatten verbarg. Da man zugleich die Gewohnheit hatte, den Rest des Mantels mit den Armen zusammenzunehmen, so waren die Seitenzipfel des Verdeckes völlig freigegeben und stiegen ungehindert vor den Achseln hinab. Doch machte man es auch umgekehrt und hielt die Huike an den beiden Zipfeln fest, wobei dann der Mantel selbst seinem natürlichen Falle überlassen blieb. (Fig. 12. 4.)

In der männlichen Kleidung, insoweit sie zur alltäglichen gehörte, machte sich kaum ein von der Mode abweichendes Stück bemerklich, falls dieses selbst nicht durch die dienstliche Stellung der Person gefordert wurde; da sah man die kurzen Pluderhosen (6), die sich mit der Ueberfülle ihres Futterstoffes zwischen dem in Riemen zerschlizten Oberstoffe bauschig hervordrängten und kleine Säcke bildeten, die der Volkshumor als „Diebssäcke“ bezeichnete; ferner die kurze Puffjacke, die mit ihren Vorderteilen auf der Brust übereinandergriff, in Taillenhöhe aber rechts und links ein Stück zurückgeschnitten war, so dass sie hier statt übereinander zu greifen, eine Lücke sehen liess. Ein kurzes Hemd, das unter der Jacke hervortrat und die Hosen nahezu ganz verdeckte, gehörte zum geschäftlichen Berufe und versah die Stelle einer Schürze, denn diese hatte sich damals in der Männergarderobe noch nicht eingebürgert. Die grosse Schlichtheit, mit der die Aerzte in Köln aufzutreten liebten, gab ihrer Gewandung einen befremdlichen Ausdruck, trozdem sie durchaus in dem Bereiche der Mode stand (8). Der lange

Fig. 10.

1 2 3 4

Kölnische Frisuren und Hauben in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Mantel war sonst wenig zu sehen, da die Schaube mit all ihren Abarten sowie der kurze spanische Mantel seinen Dienst besorgten. Auch der hohe Hut mit schmaler Krempe stand dem allgemein üblichen spanischen Hute nicht entgegen; aber durch den Mangel eines faltigen Ueberzuges unterschied er sich dennoch augenfällig von ihm. Als ärztliche Kopfbedeckung kennzeichnete ihn ein schmales Band, das ihn dicht über seiner Krempe umgab, rechts und links im Bogen herabstieg und sich unter dem Kinne seines Trägers zusammenschloss.

Fig. 10. Aufgelöstes Haar war von altersher ein festliches Abzeichen, das den Bräuten und Brautjungfern wie ein Vorrecht allein zustand; doch war dies seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nicht mehr so durchgängig der Fall, und manche von diesen Jungfrauen zog es vor, ihr Haar entweder unter der Brautkrone kurz aufzunehmen oder in Flechten rings um den Kopf zu legen. In Köln war man damals

in einem Uebergange begriffen; man flocht das Schläfenhaar in zwei kurze Zöpfe und band diese auf dem Scheitel über dem freiliegenden Teile des Haares zusammen (Fig. 9. 7). Die alltägliche Frisur verlangte den ganzen Haarwuchs in Zöpfe geflochten, diese auf sich selbst zurückgelegt und mit breiten Windungen dergestalt um den Hinterkopf geordnet, dass ihre Masse rechts und links in Schläfenhöhe bedeutend hervortrat. Bei solcher Frisur bedurfte es einer grossen Haarfülle; somit war es nur natürlich, dass die Eitelkeit sich einstellte und das mangelnde Haar durch falsches ersezte: in ganz Deutschland waren damals Klagen über „geborgte Zöpfe" zu hören. Immer raffinierter wurden die Mittel der Frisur; die falschen Zöpfe waren immerhin noch aus natürlichem Haare verfertigt; jezt griff man zu künstlichen Zöpfen, deren einzelne Strähnen aus einem Ueberzuge von farbigem Stoffe und einem passenden Füllsel bestanden; um die Grenze zwischen natürlichem und falschem Haare unbemerkbar zu machen, liess man auch die natürlichen Flechten in den Futteralen der falschen verschwinden; grüne oder sonstwie gefärbte Frisuren waren selbst unter den Dienstmägden alltäglich (Fig. 9. 3). Sonst hatte man damals eine besondere Vorliebe für gelbblondes Haar; man scheute sich auch in diesem Falle nicht, der Natur durch künstliche Mittel nachzuhelfen; Güsse von geschmolzener Butter in das Haar sollen am schnellsten die erwünschte Umwandlung bewirkt haben; mochte die Frisur auch farbig erscheinen, um das Gesicht her, wo das Haar sich ansezte, war sie stets von hohem Blond.

Die Haube musste, um die Frisur aufnehmen zu können, entsprechend geformt sein, und so blähte sie sich denn auch im Hinterkopfe nach beiden Seiten hin in Form von dicken Hornstumpfen auf; vorn aber machte sie nach Art fast aller damaligen Hauben über den Schläfen ihre Bogen und drückte sich zwischen den Bogen in die offene Stirne herab. So geformt liess die Haube immer noch erkennen, dass sie zu den Stirnhauben gehörte; auch war sie, wie diese, stets aus weissem Linnen gefertigt. In einer andern Form fehlten ihr die Aufblähungen über den Schläfen und sie schloss sich, die Stirne im Bogen umfassend, dicht und faltenlos an den Kopf. Ohne Zweifel war diese Art von Hauben ein Nachkomme der alten, schon im 15. Jahrhundert selbst vom männlichen Geschlechte vielfach getragenen Unterkappe. Man fertigte solche Kappen teils als Nez von starken Gold- und Silberschnüren mit Flittern, Steinen oder Perlen in den Maschen, teils von Seide, Sammet oder Tuch mit Stickereien und Besäzen, oder aus Gold- und Silberbrokat. In früheren Zeiten legte insbesondere der Adel grossen Wert auf ihre Ausstattung; aber, wie es immer geht, der reiche Bürgerstand blieb gerade hierin nicht zurück, und in der Folge

konnte man dergleichen Hauben auf den Köpfen aller gemeinbürgerlicher Frauen sehen. Von Haus aus nur eine Unterkappe, über die man das Barett seitlich aufs Ohr sezte, war sie jezt eine selbständige Kopfbedeckung. Man pflegte alles Haar bis auf die Wurzeln sorgfältig unter ihr zu verbergen, an ihrem Schläfenrande aber jederseits eine kleine Flechte im Bogen hervortreten zu lassen und beide mit ihren Enden entweder im Sattel der Haube zu verbinden oder unter deren Nackenrand wieder zu verbergen.

Tafel 21. Die amtlichen Trachten fallen zwar nicht in den Bereich unserer Aufgabe; indes wird ein Muster davon willkommen sein, denn auch sie sind, wie die Volkstrachten, ein Charakteristikum von Land und Leuten. Auf unserer Tafel begegnet uns der Bürgermeister und der Stadtknecht von Köln in der Kleidung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Köln, „die heilige Stadt", stand damals auf imposanter Höhe; die grossen Seeschiffe gingen bis zu seinem Hafen und der Reichtum, den es entfaltete, liess damals noch nicht ahnen, dass eine Zeit kommen könne, in der es „das grosse Bettelheim am Rheine" genannt werde.

Es hat sicherlich zu keiner Zeit an unterscheidenden Merkmalen zwischen den einzelnen Ständen gefehlt; doch waren diese vor dem fünfzehnten Jahrhundert mehr in den Kleidern selbst, als in sonstigen Abzeichen zu suchen. Man braucht nur die Abbildungen in dem sogenannten „Totentanze von Lübeck" zu betrachten, der im Jahre 1463 gemalt wurde, um sich davon zu überzeugen. Hier lag es geradezu in der Aufgabe des Künstlers, die einzelnen Stände auf das Deutlichste zu kennzeichnen; und er hat in der That die grösste Sorgfalt darauf verwendet, jeden Rang uud Stand, ob geistlich oder weltlich, ja selbst jedes Alter auf eine Weise zu charakterisieren, die nicht missverstanden werden konnte. Gleichwol stand ihm dafür kein anderes Mittel zu Gebot, als die Kleidung selbst, wie sie bei jedem Stande im alltäglichen Verkehre üblich war. Die einzigen wirklichen Abzeichen beschränkten sich auf die der fürstlichen Würden, auf Kronen, Kronenhüte und Barette. Indes soll es schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts in einigen grösseren Städten für die Ratsherren eine bestimmte Amtskleidung gegeben haben; so soll der Rat von Augsburg um 1368 sich durch weite mit dunkelem Pelzwerke verbrämte schwarze Ueberröcke, schwarze Müzen oder flache Hüte nebst Schuhen und Strümpfen aus einem einzigen Stücke gekennzeichnet haben. Sicherlich sind derartige Trachten nur als Vorläufer der eigentlichen Amtstrachten anzusehen, wie solche im 15. Jahrhundert immer allgemeiner wurden und im 16. stehend waren. Indes blieb diese ganze Zeit hindurch wenigstens die weltliche Behörde bei der zeitüblichen Kleidung, die nur nach den Wappenfarben der Stadt buntfarbig geteilt wurde; diese Farbenteilung

wurde durch Vorschriften geregelt und ging bis auf die niedersten Stadtbeamten, die Boten, Büttel und Profose, herunter; ja es ist als ziemlich sicher anzunehmen, dass sie gerade bei den untersten Beamten am frühesten begann. Für die Ratsherrn von Köln wird seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ein durch Schwarz und Rot halbierter Rock als Amtskleidung angegeben. Die folgende Epoche gesellte noch Violett hinzu; man muss also in den Farben geschwankt haben, und es war vielleicht mehr Zufall, als Absicht, dass man in Rot, Schwarz und Violett dieselben Farben wählte, die in Frankreich als bezeichnend für sämtliche Würden galten. Das Schwarz war in Deutschland allerorts die Grundfarbe, soweit es sich um ratsherrliche Gewänder handelte, und ebenso stehend war eine Verbrämung mit braunem Pelzwerke.

Das amtliche Obergewand in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war durchweg die lange weite Schaube in ihrer ältesten Form; sie reichte gewöhnlich bis an oder unter das Knie und hatte ziemlich weite überlange Aermel, die zum Durchstecken der Arme auf der Vorderseite aufgeschlizt waren. Von Anfang an war sie das Ober- und Ehrenkleid aller reiferen Männer aus vornehmen Häusern, und stand in der Folgezeit dem spanischen Mantel, der anfing, weltherrschend zu werden, am schroffsten gegenüber. In dem Masse, als der Mantel auch in die gutbürgerlichen Kreise Eingang fand, rückte die Schaube zur amtlichen Würde vor, und schliesslich konnte man sich einen Bürgermeister oder Ratsherrn nicht mehr anders, als einen Mann in langer Schaube vorstellen. Die Schaube führte damals denn auch den Namen „Ehrrock". Von Haus aus war dieselbe an ihren vorderen Rändern nach aussen umgeschlagen und zwar so, dass der Umschlag nach obenhin sich verbreiterte; die Stelle dieses Umschlages wurde an der Ratsschaube für die amtlichen Farben benuzt und solche in einem stattlichen breiten Zeugstreifen aufgesezt.

Auch die Beamten niederen Ranges trugen ihre Schaube, aber wesentlich nach dem Muster des spanischen Mantels umgestaltet; es war ein Mittelding zwischen kurzer Schaube und Mantel, das sowol umgehängt, als angezogen werden konnte. Das Gewand war mit Aermeln ausgestattet und solche oben etwas bauschig gestaltet, jedenfalls aber weiter, als unten, und an der Achselnaht mit einem wulstigen geschlizten oder mit einem einfachen gezackten Streifen garniert. Den Umschlag an dem vorderen Rande hatte es von dem spanischen Mantel; derselbe ging, unten spizig beginnend und nach obenhin sich verbreiternd, in einen Kragen über, der sich um den Nacken her in die Schräge aufrichtete; gewöhnlich schob sich zwischen Kragen und Aufschlag jederseits ein mehr oder minder grosser Ausschnitt ein. In dieser Form führte das Kleid den Namen „Gestaltrock":

Der eigentliche Leibrock aber war ein langschössiges Wams und in dieser Form während der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein in bürgerlichen Kreisen sehr beliebtes Gewandstück; sein faltenlos passender Siz auf dem Oberkörper wurde sowol durch Einnähen als Wattieren erzielt; sein Verschluss geschah bis zum Schosse herab und über die Halsgrube hinauf mit kugeligen Knöpfen aus Stein, Koralien, Glas oder Horn; über seinem Halsrande blickte eine kleine Kröse hervor. Die Aermel waren von ziemlicher Weite, vorn aber eingefältelt, und auch hier trat ein gekröster Streif hervor. Der Stiefel bediente man sich damals fast nur zum Reiten und darum gehörten solche auch zum Anzuge der Stadtboten; ihre Länge richtete sich nach ihrer Bestimmung; oft stiegen sie über das ganze Bein hinauf, so dass sie am Gürtel befestigt werden konnten; ein andermal reichten sie nur bis auf oder an die Knie und wurden oben zumteile herabgekrempt. Im Schafte waren sie so eng, dass sie sich den Beinen anschlossen, ohne geschnürt oder zusammengeschnallt werden zu müssen, was früher gewöhnlich der Fall war. Die Sohlen hatten eine ziemliche Dicke und gewöhnlich unter der Ferse noch eine keilige Zwischenlage.

Das Barett erhielt sich etwa bis zum Jahre 1570, insoweit es zur Modetracht gehörte, in der bürgerlichen Garderobe etwa zwanzig Jahre länger. Es hatte einen niedrigen, breiten, mit einem faltigen Ueberzuge versehenen Kopf und eine schmale Krempe. Die frühere Buntheit war einem einfachen Schwarz gewichen und sein Schmuck bestand einzig nur in einer drillierten Goldschnur oder einer glatten Schnur mit goldenen Knöpfen; so geformt und ausgestattet bildete das Barett einen Teil der ratsherrlichen Garderobe. In dem Masse, als es verschwand, tauchte der Hut auf; gegen Ende des 16. Jahrhunderts trug nicht nur der Bürger in der Stadt, sondern auch der Bauer auf dem Lande seinen Hut. Man hatte den Hut in zwei Formen, einmal in spanischer mit hohem cylindrischen Kopfe und schmaler Krempe, und dann in französischer mit niedrigem rundlichen Kopfe und breiter, etwas schlapper Krempe. Es war vielfach Sitte, diese Krempe mit einem schrägen Schnitte gegen den Kopf hin zu trennen, den so entstandenen Zipfel nach oben zu schlagen und unter der Hutschnur durchzustecken.

Während sonst die niederen Stadtbeamten sich durch eine in den Wappenfarben geteilte Kleidung oder einen kleinen Wappenschild links auf der Brust oder Achsel kenntlich machten, führte der kölner Stadtknecht ein Instrument in Gestalt eines kleinen Streithammers mit sich, das er im Notfalle auch als Waffe benuzen konnte.

Tafel 22. Diese beiden Kostüme sind den auf der folgenden Tafel dargestellten so nahe verwandt, dass wir auf die dort gegebenen Erläuterungen verweisen können und hier nur das, was sie von jenen

unterscheidet, genauer ins Auge fassen wollen. Unser Bauer trug nicht mehr die alten Strumpfhosen, sondern solche in Kniehosen und Strümpfe zerlegt und unterhalb der Knie wieder zusammengebunden, ausserdem seinen Leibrock vorn im Schosse aufgeschnitten. Der Rock, den er darüber anlegte, war nicht länger, als der untere, doch vornherab durchaus geöffnet; nötigenfalls aber konnte er mit Nestelschnüren an den unteren Ecken seiner Brustteile um die Taille zusammengefasst werden. Der Schoss, dicht in Falten geriefelt und auf der inneren Seite des Rockleibes angenäht, ging nicht bis an die Ränder der Brustteile vor, sondern liess diese etwa eine Hand breit über sich vortreten. Bei breiten Achselstücken waren die Armlöcher ziemlich gross und dementsprechend auch die Aermel von bequemer Weite. Röcke dieser Art zeigten bei gleicher Grundform sich in den Einzelnheiten von Gegend zu Gegend mehr oder minder andersgestaltet (vergl. Taf. 28. 2). Der Stiefel bestand aus weichem, doch starkem Leder, dem Anscheine nach aus Wildleder; er hatte einen hohen schlotterigen Schaft, der in seinem oberen Teile nach aussen umgeschlagen wurde; auf seiner inneren Seite befand sich eine grosse Schlinge oder Strupfe, sodass man nach Belieben den Schaft in die Höhe ziehen und mit dem Strumpfbande am Beine befestigen konnte. Der Gebrauch derartiger Schlingen war uralt; schon im frühen Mittelalter bediente man sich solcher angenähten Schlingen, um die einzelnen Hosenbeine oben an dem Leibgurte zu befestigen. Diese Hosen, vielfach von Leder, wurden ihrem Stoffe nach „Ledersen“ oder „Lersen“ genannt; schon längst von der Mode aufgegeben, wurden sie namentlich von der Klasse der fuhrwerkenden und handeltreibenden Leute als höchst zweckmässiges Schuzkleid weitergetragen; ob lang oder kurz, stets bildeten sie ein charakteristisches Stück ihrer Garderobe.

Unser bäuerlicher Händler führte einen gestachelten Stab, den er gelegentlich als Stüze für seinen Hühnerkorb oder als Sprungstab benuzen konnte, sowie ein Schwert. Im grossen Bauernkriege hatte der Bauer das Recht, ein Schwert oder ein Schlachtmesser zu tragen, eingebüsst; er sollte es nicht zum zweitenmale gegen seine ihm „von Gott vorgesezte Obrigkeit“ wenden. Wo es indes nicht anging, einen Mann; der viel unterwegs war, ohne jegliches Mittel zu seiner Vertheidigung zu lassen, wurde ihm wenigstens ein Schwert mit abgebrochener Spize verstattet.

Der Rock, wie ihn die Bäuerin auf unserem Bilde trägt, war derselbe, den uns die nächste Tafel zu beschreiben noch Gelegenheit giebt; vielfach war der Name „Schaube“ auf ihn übergegangen. Selbst ringsum in enge Falten geriefelt, behielt er immer noch eine stattliche Fülle. Vorn war er mit einem Schlize versehen, der durch die Schürze verdeckt wurde. Der Rockleib war unten rund geschnitten und bestand dem

Anscheine nach aus zwei sehr breiten Vorderteilen und einem schmalen rechteckigen Rückenstücke, sowie aus Achselstegen, die an den oberen Rand des Rückenstückes angenäht waren. Man pflegte dem Leibchen dadurch einen passenden Siz auf den Körper zu geben, dass man den überflüssigen Stoff in den Nähten einschlug. Sein Verschluss vornherab geschah mit Haken und Oesen. Das Leibchen wurde stets mit dem Rocke zusammengehängt und sowol mit Aermeln, als ohne solche getragen; in lezterem Falle kam an festlichen Tagen, namentlich beim Kirchgange, eine Jacke, die „Schobber", darüber zu liegen. Zu dieser Zeit fingen die Bäuerinnen an, möglichst viele Röcke übereinander anzuziehen, ein folgenreicher Brauch, der sich namentlich in den niederrheinischen Gegenden bis zum Uebermasse steigerte und bis auf den heutigen Tag herrschend geblieben ist. Die Strümpfe waren noch vielfach zugeschnitten und genäht, dabei ziemlich kurz und ohne Haftmittel, sodass sie leicht am oberen Rande sich nach aussenhin umschlugen. Erst seit dem Ende der siebziger Jahre wurden die langen gestrickten Strümpfe bekannt; doch fingen die Bäuerinnen erst gegen Ende des Jahrhunderts an, sich derselben häufiger zu bedienen. Bei strenger Witterung pflegten sie sich die Beine durch eine Art von Gamaschen zu schüzen. Diese bestanden aus Tuch mit einem Futter von Barchent, reichten von den Knöcheln bis an die Waden und wurden an der äusseren Seite zugehakt. Sonst verwahrten sie sich die Füsse noch durch starke Lederschuhe, die nach der Zeitmode tief ausgeschnitten und mit einem breiten niedrigen Flecke unterlegt waren. Ihr alltäglichster Kopfschuz war ein weisses Tuch, mit dem sie nötigenfalls zugleich das Kinn verhüllen konnten. Darüber sezten sie die männliche Müze oder einen breitrandigen Hut aus Stroh oder Filz. Das Messerbesteck, das im Anfange des Jahrhunderts ein stehender Begleiter der Frauen gewesen, scheinen die Bäuerinnen gleichfalls durch die Wirkung des Bauernkrieges eingebüsst zu haben und der Schlüsselbund nahm nun wieder dessen Stelle ein. Den Sprungstab hatte die Bäuerin so nötig, wie der Bauer.

Tafel 23. Die hier dargestellten Kostüme haben für uns eine hohe Bedeutung; nur an wenigen zeitgenössischen Bildwerken kommt die Art und Weise, wie die Volkstrachten entstanden, so augenfällig zur Erscheinung, wie hier, denn sämtliche Stücke, die wir hier sehen, waren von Haus aus Erzeugnisse der Mode, und doch standen beide Kostüme in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bereits als Volkstrachten der Mode gegenüber. Der Beweis, dass die Volkstrachten sich aus Resten von stehengebliebenen Moden entwickelten, könnte nicht durchschlagender geführt werden.

Mustern wir zuerst das Kostüm des Bauern. Die niedrigen tiefausgeschnittenen Schuhe mit ihrer überbreiten Vorderkappe gehörten zur

Klasse der sogenannten „Kuhmäuler“, die bald nach Beginn des 16. Jahrhunderts in allen Ständen gebräuchlich wurde (Fig. 11.1-6). Die strumpfartigen Hosen hatten eine noch längere Vergangenheit hinter sich, denn schon das 15. Jahrhundert hatte sie mit geringer Veränderung in dieser Form gesehen. Sie bestanden aus zwei langen Strümpfen, die hinten durch einen langen, mit der Spize nach unten gewendeten Zwickel verbunden waren, vorn aber ein kurzes Stück weit herab zusammengehaftelt wurden, indes der Rest der Oeffnung mit einem dreieckigen Laze, der eine eingesezte Schamkapsel hatte, verschliessbar war. Man hielt die Hosen oben mit einem Gurte fest oder nestelte sie an ein Unterwams.

Der Rock teilte mit dem sogenannten „wollenen Hemde“ denselben Zuschnitt. Die Brustteile des Rockes waren um den Leib bedeutend breiter geschnitten, als oben, so dass sie sich nach untenhin übereinanderlegten; der Rand des überschlagenen Teiles lief von der Halsgrube aus schräg über die Brust nach einer Hüfte hin, und hier wurde das Brustteil festgehakt. Je ein halbes Brust- und Rückenteil bildeten ein Ganzes; die Naht lag demgemäss in der Mitte des Rückens. Die wachsende Verbreiterung sezte sich in den Schoss fort; dieser war kreisförmig geschnitten, ringsum in gleiche Falten geriefelt und mit überschlagener Naht oder auf der Unterseite des Rockleibes befestigt. Die Aermel waren nach der Form des Armes zugeschnitten; doch zeigten sie nirgends etwas Spannendes und gingen, sich ein wenig öffnend, über die Handwurzel hinab.

Die ständige Kopfbedeckung des Bauern sezte sich aus Kragenkapuze und Müze zusammen; bei besserem Wetter genügte wol auch die Müze allein. Die Kapuze war aus zwei gleichgestalteten Stücken gefertigt, deren Naht nach vorn und hinten fiel; der Kragen erhielt seine Weite durch eingeschobene Zwickel. Im Halsteile war die Kapuze auf einer Seite ein Stück weit zum Zuknöpfen eingerichtet. Die Müze glich in ihrer Grundform mehr einem Hute von etwas nach obenhin sich verengender Form; nach Belieben konnte sie unten rundum oder nur vorn oder, wie auf unserm Bilde, nur hinten aufgeklappt werden; jenachdem dies geschah, bildete sich am entgegengesezten Ende des Aufschlages ein kleiner vortretender Schirm.

Wenden wir unsern Blick nun auf die Bäuerin. Der Rock liess die Fussknöchel frei, hatte aber einen ziemlichen Umfang; er wurde als völliger Kreis zugeschnitten und durch einen kreisförmigen Ausschnitt in seiner Mitte auch am oberen Rande von überflüssiger Weite gemacht, schliesslich aber durch dichte Fältelung, die sich gleichmässig rund um den Körper verteilte, passend auf den Körper verengt. Sein Auspuz bestand in einem einfachen Bandbesaze untenher. In dieser Art wurde der Frauenrock schon in der ersten Hälfte des 16. Jahr-

hunderts hergerichtet. Das Leibchen, wie es unsere Bäuerin trägt, war minder alt, denn es hatte sich aus der spanischen Tracht entwickelt, die der deutschen gefolgt war; nach oben reichte es bis zum Ansaze des Halses, den es nicht selten noch mit einem niedrigen Kragen umfasste; nach unten dehnte es sich, wenn nicht rund geschnitten, in eine kurze Schniepe aus. Zusammengesezt war es aus zwei Stücken, derart, dass die Naht in die Mitte des Rückens sowie oben auf die Achseln fiel; auf den Leib gepasst wurde es durch zwei Einnähte im Rücken, von denen jede auf einer Seite vom Armloche aus im Bogen über das Schulterblatt nach dem Kreuze hinunterstieg. Die Aermel sind auf unserm Bilde nicht zu sehen; man kann indes annehmen, dass sie auf den Achseln etwas puffig zugeschnitten waren, sonst aber passend am Arme lagen (Tafel 22. 2). Ein schlichter Bandbesaz an den Rändern machte den Auspuz des Leibchens aus. Ueber dem Kragen kam eine kleine Kröse zum Vorscheine.

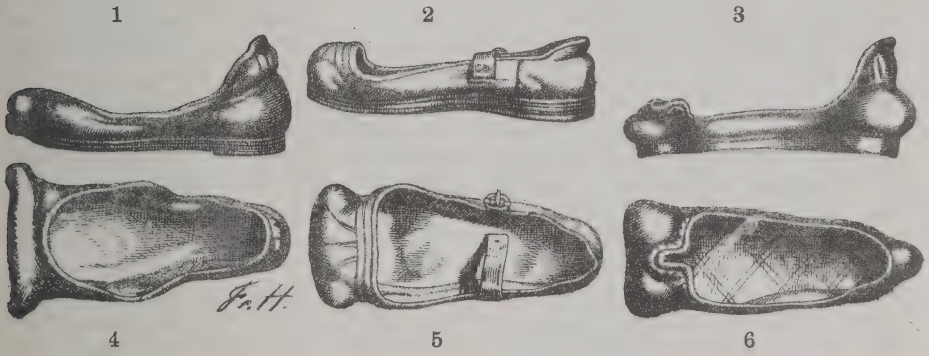
Was bei dem Manne die Kapuze, das war bei der Frau das Kopftuch. Man entwickelte damals in ganz Deutschland eine ausserordentliche Erfindungsgabe, das Kopftuch herzurichten; ja man kann sagen, dass in der Ausgestaltung des Kopfpuzes die ersten charakteristischen Anzeichen von beginnenden Volkstrachten hervortraten, wie denn bei verschwindenden Volkstrachten ebenfalls der Kopfpuz das am längsten zurückbleibende Stück zu sein pflegt. Das Kopftuch, wie es die kölnischen Bäuerinnen trugen, verlängerte sich seitlich in zwei bandartige eckig geschnittene Zipfel, von denen der eine, nachdem das Tuch über den Kopf herabgelegt worden war, vor dem Kinne um das Gesicht genommen und seitwärts über dem anderen Zipfel, der auf die Brust herabfiel, festgesteckt wurde. Der Brauch, über das Kopftuch noch die männliche Müze aufzusezen, scheint in der kölner Gegend stehend gewesen zu sein.

Der Mantel gehörte schon seit Jahren der Mode nicht mehr an, hatte aber in der bürgerlichen Frauengarderobe eine bleibende Stätte gefunden. Und dies nicht blos, weil er sich als zweckmässiges Schuzmittel gegen übles Wetter bewährte; beim Kirchgange war der verhüllende Mantel ein unentbehrliches Gewand und nicht minder bei Begräbnissen. Er reichte bis auf die Füsse und war ringsum in dichte Falten geriefelt. Es scheint, dass er in der kölner Gegend von kreisförmigem Zuschnitte beliebt wurde; doch sezte man ihn gegendweise auch aus mehreren rechteckigen Stücken zusammen, die über die Achseln her zusammengenäht wurden.

Fig. 11. Wir haben soeben der Schuhe gedacht, wie sie in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts aufkamen. Der Bauer trug das ganze Mittelalter hindurch dasselbe Schuhwerk, wie der vornehme Mann, und so auch noch im 16. Jahrhundert. Mit spizen Schuhen hatte er

sich dem Ausgange des 15. Jahrhunderts genähert und mit breiten Schuhen durchwanderte er einen grossen Teil der nächsten Epoche. Den Uebergang von den spizen Schuhen zu den breiten hatte er zwar schnell, doch nicht unvermittelt gemacht; den schnabeligen Schuhspizen waren stumpfere gefolgt, die man „Entenschnäbel“ nannte, und diese waren bei dem Bauern und allen, die nur beiläufig, doch nicht völlig gleichen Schritt mit der Mode hielten, noch in den zwanziger Jahren zu sehen. Die Mode aber, einmal in der Richtung zum Abstumpfen begriffen, ging bald über die vernünftigen Grenzen hinaus und machte den Schuh vor den Zehen mehr als handbreit; ja sie trieb sogar die beiden vorderen Ecken zu stumpfen Hörnern aus (1.4). Je nachdem die Schuhe vorn gerade abgeschnitten oder in der Mitte mehr oder minder eingebogen waren,

Fig. 11.



Schuhe aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts. (Hefner-Alteneck: Trachten und Geräthschaften des christlichen Mittelalters und der Renaissance.)

verglich man sie mit Bärentazen und Ochsen- oder Kuhmäulern und benannte sie auch so. Aber gleichmässig, wie die Vorderkappe wuchs, schrumpfte der übrige Teil des Schuhes zusammen; nur an der Ferse hielt er sich noch hoch; an den Seitenteilen aber wurde er so niedrig, dass er nur knapp den äussersten Rand des Fusses umsäumte; er musste, um nicht vom Fusse zu fallen, dicht hinter den Zehen sowie um die Ferse her auf das engste anschliessen. Das Fersenstück wurde denn auch mit besonderer Sorgfalt behandelt und das Vorderteil an beiden Seiten ausgestopft, so dass nur so viel Raum blieb, als der Fuss bedurfte. Die Polsterung kam zwischen das Oberleder und das nach dem Fusse zugeschnittene Futterzeug zu liegen. Trozdem wurde es mit der Zeit für praktischer befunden, den Schuh mit einem Spannbande zu ver-

sehen, das sich an der Aussenseite des Fusses verschnallen liess (2. 5). Auch die Sohle erhielt eine Verstärkung; sie wurde entweder aus einem dicken Stücke Holz hergestellt, oder aus mehreren Lagen von Sohlleder, zwischen die unter der Ferse noch besondere Keile eingeschoben wurden, falls nicht die unterste Sohlschichte eine eigene Verdoppelung erhielt. Dies kleine Lederstück, das hier aufgesezt wurde, war der Anfang zu dem Absaze an dem späteren Fusszeuge. Noch eine weitere Veränderung nahm um diese Zeit ihren Anfang; man hatte das Oberzeug des Schuhes bisher aus einem einzigen Stücke gefertigt (1. 3); jezt sezte man es ab und zu aus zwei Stücken, einem Vorder- und einem Hinterteile, zusammen und vernähte beide Teile an den Seiten unterhalb der Knöchel miteinander (2).

Tafel 24. Wir können bei dieser Tafel auf die zu Fig. 9. 1-5, 7 gegebenen Erläuterungen verweisen; doch bleibt uns noch folgendes zu bemerken übrig. Gewöhnlich war der Verschluss des Leibchens nach spanischem Vorgange ein völliger; indes hatte sich auch der deutsche Brauch, der in den Trachten auf dem Lande stehend blieb, in den Städten noch nicht ganz verloren, demzufolge man das Leibchen vorn auseinander klaffen liess und seine Ränder mit Schnürsenkeln über einem feinen weissen „Halshemde“ oder einem steifen farbigen Brustlaze festhielt. Der Laz war fast dreieckig zugeschnitten und bestand aus einer Unterlage von Pappdeckel und einem straffen Ueberzuge von gutem Stoffe, gewöhnlich von Seide, der immer eine andere Farbe zeigte, als das Leibchen. Während auf dem Lande der Brustlaz an Bedeutung gewann, war es in der Stadt das Halshemd, das den Vorrang behauptete. An seinem oberen Rande sass ein schmales mit Stickereien verziertes Bündchen und darüber eine schmale Krause; mit beiden Stücken umfasste es den Hals bis dicht unter das Kinn hinauf. Allmählig fing das Hemdchen im oberen Teile an, sich auseinanderzulegen (Fig. 10. 1-3), den Hals vorn freizugeben, nach hinten aber ansteigend ihn desto höher zu umschliessen. Seine Unterlage wurde von dem Kragen des Brüstlings gebildet, der sich in derselben Form auseinanderstellte. Das weisse Band, das man in Schleifenform quer über die Haube legte, scheint ausschliesslich nur der kölner Tracht angehört zu haben; eine Trauerbinde war es, nach den Farben der Kleidung zu schliessen, nicht, obgleich sie als solche an manchen Orten, z. B. unter dem Adel in Meissen, benüzt wurde; vielleicht, dass die Binde beim Gange zum Abendmahle oder sonst einem feierlichen Anlasse einen ceremoniellen Dienst zu verrichten hatte.

Tafel 25. Wenn wir auf vorliegender Tafel zwei Kostüme bringen, die aus so weit von einander liegenden Städten herstammen, so geschieht es, weil diese Kostüme überhaupt nicht auf jene Städte beschränkt,

sondern für die ganze Landschaft, die zwischen ihnen lag, typisch waren; sie zählten mit zu den Kostümen, von denen wir unter Fig. 9. 1–5, 7, sowie auf den Tafeln 8, 9 u. 24 einige Muster gegeben haben (S. 33, 35); wir können somit an dieser Stelle auf die dort mitgeteilten Erklärungen verweisen. Was sie von jenen Kostümen unterscheidet, ist der zurückgeschlagene obere Rock und der Kopfpuz. Der Brauch, den „engen Rock" zurückzuschlagen und aufzustecken, war damals noch eine Ausnahme und fand nur wenig Nachahmung. Aber die französische Mode griff ihn auf; sie erkannte in der Art, den farbigen Futterstoff nach oben zu wenden, ein treffliches Mittel, die Pracht des Anzuges zu erhöhen, und brachte ihn bald nach dem Anfange des nächsten Jahrhunderts zur allgemeinen Geltung; ja sie liess ihn unter wechselnden Formen und Namen gegen den Schluss derselben Epoche zum zweitenmale aufleben.

Das Eigenartigste an diesem Kostüme war die Kopfbedeckung; sie gehörte zu jener zahlreichen Familie von Hauben, die bald mit „Schleier", bald mit „Stürze" bezeichnet werden, aber ohne dass uns eine zuverlässige Beschreibung davon hinterlassen worden wäre. So schreibt um 1498 Geiler von Kaisersberg von den Hauben der Strassburgerinnen, dass sie solche „aufgespriezt neben mit zwo Ecken oder Spitzen gleich einem Ochsenkopf mit den Hörnern" hätten. Thatsächlich waren noch im 17. Jahrhundert in Strassburg sowol wie in Basel Leinwandhauben zu sehen, welche den Kopf bis auf die Augenbrauen herab umschlossen und mit zwei starken mit Stärkemehl gesteiften Flügeln sich nach beiden Seiten hin ausdehnten; von diesen Hauben wird uns ausdrücklich berichtet, dass sie den Namen „Schleier" geführt hätten; wir haben uns also unter diesem Worte keinen Schleier im heutigen Sinne vorzustellen. Auf unserem Bilde erscheinen die Haubenflügel ungesteift über die Achseln herab vor die Brust genommen. Wir werden diesem Kopfpuze noch einmal begegnen (Fig. 16. 2). In anderer Weise sezte sich die Haube hinterwärts in einen gleichbreiten Streifen fort, der in seiner Länge bis über das Kreuz hinabreichte; wie die meisten damaligen Hauben drückte sie am vorderen Rande sich in die Stirne herab und blähte sich über den Schläfen auf, um dann fest an die Wangen zu schliessen. Solche Hauben oder „Stürzen" galten als Zeichen der Ehrbarkeit und wurden vorzugsweise von Matronen getragen. (S. 33, 36.)

Fig. 12. Vergleichen wir die Trachten auf diesem Blatte mit den unter Fig. 9. 1–5, 7 dargestellten, so kann uns eine Veränderung im Sinne des niederländischen Kostümes nicht entgehen; dieses Kostüm fing im zweiten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts an, seine eigene Wege zu gehen und mustergültig für die benachbarten Lande zu werden; wie das kam, darüber finden wir weiter unten Gelegenheit, das Nähere

mitzuteilen (S. 89); es möge deshalb an dieser Stelle ein Hinweis auf jene Erläuterung genügen.

Unsere Abbildung beschränkt sich auf den weiblichen Anzug. In der abgelaufenen Epoche wurde das Charakteristikum der Tracht durch den Reifrock, das Hüftkissen und die Taillenkrause über dem Hüftkissen bestimmt; alle diese Behelfe waren durch die französische Mode gebracht worden und kamen nun ins Verschwinden. Man trug zwar auch jezt noch wie früher zwei Kleider übereinander; das untere überliess man seinem natürlichen Falle; das obere aber raffte man etwa um die Hälfte

Fig. 12.

1 2 3 4

Kölnische Frauentrachten in der Mitte des 17. Jahrhunderts. (Wenzel Hollar: Aula veneris sive varietas Foemini etc. 1644.)

seiner Länge auf oder schlug es nach aussen um, so dass sein Futter nach oben zu liegen kam, und befestigte es um die Taille (12. 1. 3). Vereinzelt war solche Schürzung schon im vorigen Jahrhundert geübt worden (Taf. 25, Text S. 78). In dieser Form ging das Kleid in den holländischen Anzug über und somit auch in den der niederrheinischen Grossstädte. Daneben gab es noch eine zweite Anlageform, die meist

für Prachtanzüge gültig blieb. Hier stand der Rock von der Taille an vorn herunter mehr oder minder weit auseinander, und zwar so, dass die Lücke unten wie oben von gleicher Breite war. An dieser Stelle beliebte man denn auch das Unterkleid aus kostbarem Stoffe hergestellt, während man für seinen verdeckten Teil sich mit minderwertigem begnügte. Wie das Kleid in erster Form bei den nüchternen Holländern, so fand in der heissblütigen vlämischen Welt das Kleid in lezter Form eine bevorzugte Aufnahme.

Das französische Leibchen hatte anfangs eine langgezogene Taille, die sich überdies noch vorn mit einer spizen Schneppe verlängerte, einen tiefen viereckigen Ausschnitt und eine dichte Einlage von Fischbein, dabei weite, von Stelle zu Stelle bauschig unterbundene Aermel. Doch bald nach 1620 verkürzte man das Leibchen und schnitt es unten rund. Seinen Halsausschnitt aber liess man das ganze 17. Jahrhundert beständig weit und dabei vor dem Busen immer so tief, dass mindestens dessen obere Hälfte völlig unbedeckt blieb. Aus diesem Ausschnitte stieg ein feiner, häufig mit breiten Spizen geränderter Leinwandkragen empor, der sich in der ersten Zeit in die Schräge auseinanderlegte und schliesslich glatt auf die Achseln herabsenkte. So geformt gingen Leibchen und Kragen allmählig in das vlämische Kostüm über; das üppige junge Frauenvolk liess sich die Gelegenheit nicht entgehen, seine gesunden Reize auf diesem sozusagen gesezlichen Wege zur Geltung zu bringen. Die Männer sahen nicht schlecht dazu, und Künstler, wie Rubens und Van Dyk, verliehen ihm durch die hohe Kraft ihrer Darstellung einen gewissen Adel. Die holländischen Frauen aber verhielten sich geradezu ablehnend gegen diese Neuerung; Sprödigkeit und Enthaltsamkeit gehörten zu ihrer Natur; sie würden sich ein Gewissen daraus gemacht haben, das, was ihren Männern gehörte, auch nur platonisch einem fremden Auge preiszugeben. Wenigstens bis zur Mitte des Jahrhunderts verblieben sie bei ihrem hohen wohlanliegenden Leibchen von mässig gestreckter Form, den straffanliegenden Aermeln, den Achselbesäzen oben und den glatten Manschetten unten (12 1-2); darüber legten sie ein weisses, viereckig geschnittenes Kragentuch, das entweder nur am Halse mit einem Knopfe oder einer Nadel zusammengehalten oder an seinen Brustkanten durchaus geschlossen wurde. Dieser Kragen war entweder schlicht und glatt oder in feine Fältchen gepresst, in beiden Formen mit Kanten verbrämt und wol auch um den Hals mit einem niedrigen gerüschten Stehkragen garniert. Ja selbst das kurze runde Laibchen von älterer Form wurde nicht einmal aufgegeben, jenes Leibchen, das vorn auseinanderklaffte, mit hin- und hergezogenen Senkeln über einem Brustlaze verschnürt und über seinem grossen Ausschnitte mit dem Brüstlinge gänzlich verdeckt wurde (12. 4). Und

so blieb auch die enggefältelte Mühlsteinkröse noch durchweg in Gunst; sie behauptete sich namentlich in dem älteren Matronenkostüme und wurde für die weiblichen Portraits eines Rembrandt ebenso charakteristisch, wie der steile Spizenkragen für die eines Rubens.

Das volkstümlichste Stück indes war die „Huike“ (12. 5); wir haben uns bereits mit diesem Kopfmantel beschäftigt (S. 67). Dazu gesellte sich ein pilzförmiger Stirnschmuck (12. 3), zu welchem uns, wie auch zu dem sonstigen Kopfpuze die nachfolgenden Figuren (13 und 14) zu weiteren Bemerkungen noch Anlass geben werden.

Fig. 13.

Kölnische Trachten nach der Mitte des 17. Jahrhunderts. (Wenzel Hollar: Aula veneris sive varietas Foemini etc. 1694.)

Fig. 13. In der Gegend von Köln kreuzten sich französische mit niederländischen Modeformen und vermischten sich mit deutschen, um so eine ganz eigenartige Tracht zu erzeugen, die sich anderwärts in Deutschland nicht wiederholte. Deutsch waren der auf den Hüften unterpolsterte geradeabfallende Rock (13. 2), das hohe, wol auf den Ober-

körper gepasste und auswattierte Leibchen mit seinem grossen schurzförmigen Vorstosse über dem Unterleibe und seinen engen Aermeln mit Achselstreifen sowie die grosse aufs engste gefältelte Radkröse, französisch die ringsum aufgeschürzte und vor dem Leibe festgesteckte Robe (13. 1), das scharf zusammengezogene Leibchen, das mit langer Spize in den Unterleib hinabstieg, die obere Brust aber entblösst liess, und die geschlizten aufgeblähten Oberarmärmel über engeren Unterärmeln. Dem Ganzen aber drückte die holländische Mode ihren Charakter auf; sie brachte den glatten Leinwandkragen, der, vor dem Halse geschlossen, den tiefen Ausschnitt des Leibchens verdeckte, die breiten, häufig mit Spizen geränderten Manschetten, vor allem aber den grossen Kopfmantel, die „Huike", der die ganze Gestalt verhüllte und sich als wirksamen Schuz bei schlechtem Wetter gegen den Regen, bei heissem gegen den Staub erwies, und schliesslich den pilzförmigen Stirnschmuck.

Man fand die Huike am ganzen Niederrhein, in Holland und den friesischen Nordseeküsten entlang bis nach Hamburg und Holstein hinauf; wo man ihr sonst noch in einer deutschen Stadt, wie in Frankfurt, begegnete, war sie durch die aus den Niederlanden zugewanderten Reformierten hingebracht worden. Sie vertrat die Stelle der in Baiern und Schwaben üblichen „Regentücher", die über den Kopf genommen und unter dem Kinne zusammengesteckt wurden; doch hatte sie einen grösseren Umfang, der vielleicht durch das feuchtere Klima nötig gemacht wurde, und erschien vorwiegend in schwarzer oder grauer Farbe, an den friesischen Küsten auch in brauner, roter und grüner; doch räumten die lezten Farben nach und nach vor der schwarzen das Feld. Zusammengesezt wurde der Mantel aus mehreren Bahnen in langgestreckter, an der Spitze abgestumpfter Dreiecksform und entweder glatt belassen oder der Länge nach auf das dichteste geriefelt. Ueber den Stirnschmuck s. Fig. 14. 6–9.

Fig. 14. Die Frisur in älterer Form, die das Haar glatt oder wellig aus dem Gesichte nach hinten strich und zu einem Neste zusammendrehte, währte zwar noch fort (2. 3), aber sie war nicht mehr die allein gültige. Die Tendenz ging, wie bei dem Kragen, so auch bei dem Haare, nach abwärts, wenn man so sagen will, nach Befreiung; man löste das Haar auf und liess es herabfallen. Die Radkröse hätte solch eine Frisur nicht zugelassen; doch folgte man selbst nach ihrem Falle nur zögernd der Richtung nach untenhin; man liess die beiden Seitenpartieen vorläufig den Kinnrand nicht überschreiten und sonderte zwischen ihnen mittelst eines kleinen Querscheitels eine Partie davon ab, die man in die Stirne strich und mit einem geraden Schnitte verkürzte (4); dies war die Frisur „à l'enfant". Als der Kragen nun völlig über die Schultern herabfiel, liess man ihm das Haar folgen; die Stirnpartie

gab man auf, scheitelte das Haar und liess seine Massen wellig oder gekraust gleichfalls auf die Schultern herunterwallen (5). Dies war die Hauptform, der sich fast schon von Anfang an mancherlei Varianten anschlossen, darunter eine, die das Haar auf dem Oberkopfe ungescheitelt und durchaus glatt zurückstrich und nur die Seitenpartien in ein lockiges

Fig. 14.

Niederrheinische Kopftrachten in der Mitte des 17. Jahrhunderts. (1—5, 9 nach Wenzel Holler, 6—8 nach Hefner-Alteneck.)

Gekräusel verwandelte (1). Oben im Haare befestigte man ein rückwärts fallendes Tüchlein, wie es die Mode beliebte, oder die grosse „Huike“ (1. 9). In Gesellschaft der Huike erschien ein eigenartiges Zierstück, das man unerklärlich finden würde, wenn es nicht von Haus aus als ein Mittel, die Huike auf dem Kopfe festzuhalten, angewendet worden wäre (Fig. 13. 2–4).

Es bestand aus einem schalenförmig gedrechselten Holzstücke mit einer pilzförmigen Handhabe auf dessen Scheitel; diese selbst sezte sich aus einem nach obenhin sich verdickenden Stiele und einem geballten Büschel von schwarzer Wolle zusammen. Dies Gerät befestigte man mit der Huike zusammen dergestalt auf dem Vorderkopfe, dass es zugleich die Stirne bis gegen die Augenbrauen herab mitbedeckte. Einmal daran gewöhnt, sezte man es auch für sich allein auf (Fig. 13. 1), in welchem Falle die Stelle der schweren Huike durch das leichtere Tuch vertreten wurde. Es mag hierbei bemerkt werden, dass dieses Tuch, eine Art von Schleier, in der französischen Mode nicht vorkam, aber in Holland sowie in England ein beliebtes Puzstück war.

Die üblichste Kopfbedeckung unter den bürgerlichen Frauen und auch die kleidsamste war immer noch ein Rest der alten Stirnhaube; diese umschloss festanliegend das Nest, dessen Form es wiederholte, und den unteren Teil des Hinterkopfes; ihrem vorderen Rande folgte ein eigens angesezter Linnenstreif, der sich oben auf den Haubenkopf zurückschlug, an den Schläfen aber nach vorn stellte (2. 3); die Mode mit all ihrem Raffinement konnte nichts artigeres ersinnen. Daneben blieb noch die grössere kapuzenförmige Haube üblich (5), von der wir gelegentlich der nächsten Figur noch weiter sprechen werden. Der alte Brauch, demzufolge die Kapuze mit dem Hute oder der Müze bedeckt wurde, war noch nicht erloschen; auch jezt noch pflegte man über die Haube in lezter Form den Hut aufzusezen. Der Hut war, wenn auch aus der weiblichen Volkstracht, doch weniger aus der Modetracht verschwunden; während des abgelaufenen Jahrhunderts im Kopfe hoch, eng, beinahe spiz, in der Krempe aber schmal, war er umgekehrt jezt im Kopfe niedriger und in der Krempe breiter geworden; die Stelle der hohen seitlich aufgesteckten Feder hatte ein ringsumlaufender Kranz von kurzem flaumigem Gefieder eingenommen, der jedoch seinerseits nicht selten wieder durch Blumen und grüne Zweige ersezt wurde. Doch lagen zwischen beiden Hutformen etwa dreissig Jahre, während dessen ein Hut im Frauenanzuge nicht Mode war.

Fig. 15. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts war sehr reich an Hauben jeder Art, die meist auch artig kleideten; wir brauchen hier nur an die sogenannte Stuarthaube zu erinnern. Viele davon gingen noch in das 17. Jahrhundert hinüber, um hier jedoch nach etwa zwei Jahrzehnten mit auffallender Schnelligkeit zu verschwinden. In einigen schwäbischen Städten, wie in Augsburg, tauchte die sogenannte „Flinderhaube“ auf, eine grosse Polsterung, die zwischen den Maschen eines Nezüberzuges hervorquoll und an jeder Erhöhung ein Goldplättchen schimmern liess. Doch das war eine Ausnahme. In den Reichsstädten erschienen Pelzmüzen auf den Häuptern namentlich der bürgerlichen

Frauen von niederem Stande, während die grosse Mode fast das ganze Jahrhundert verstreichen liess, bevor sie der Haube wieder ihre Gunst zuwendete. Wol bediente sie sich haubenartiger Aufsäze von Spizen und Bändern, doch konnten diese keinen Anspruch auf den Namen Haube machen. Die Töchter des Hauses gingen in kleinem Hauskäppchen einher; doch erschienen sie damit nicht auf der Strasse. (Weiteres darüber Tafel 26, S. 87).

Wenn nun auch das Geschlecht der Hauben während des 17. Jahrhunderts von der grossen Mode nicht sehr beachtet wurde, so fehlte es ihm namentlich in den niederrheinischen Städten doch nicht an Vertretern. Es waren dies, wie die eben erwähnten, noch Reste der grossmütterlichen „Stirnhaube", jener echt deutschen Bundhaube von Weiss-

Fig. 15.

1 2 3 4

Niederrheinische Kopftrachten und Kragen in der Mitte des 17. Jahrhunderts. (Nach Wenzel Hollar.)

zeug, die sich hinten über dem Haarknoten mehr oder weniger aufblähte und die so hausmütterlich kleidete. Der hintere Teil liess noch ihre Abstammung erkennen (1. 2); der vordere aber, der eigentliche Haubenkopf, hatte sich Veränderungen gefallen lassen müssen. Entweder zeigte er sich derart beschnitten, dass er nur noch den Hinterkopf und die Ohren bedeckte, das Stirnhaar jedoch und auch ein wenig vom Nackenhaare unbedeckt liess, oder er hatte sich kapuzenartig vergrössert, so dass er den Nacken völlig, doch ohne dichten Anschluss verdeckte, über der Stirne aber zurückgeschlagen werden musste; in dieser Form schien die Haube der alten „Gugel" näher zu stehen, als der Stirnhaube. In der grösseren, oft auch in der kleineren Form folgte ein

Spizenbesaz seinem Rande namentlich vorn herab. Leztere Art von Hauben war eine Konzession, die die niederrheinische und holländische Frauenwelt der englischen Mode gemacht hatte; man fand sie stets in Gesellschaft der holländischen aus weissem Linnen gefertigten Kragen und Kragentücher. Das Kragentuch, einfach oder doppelt mit Spizen gerändert (1), fiel ungesteift über Brust, Schultern und Rücken und wurde vor der Halsgrube zusammengesteckt. So wurde es auch von den Engländerinnen gern getragen; bei diesen bildete es, völlig schmucklos belassen, ein charakteristisches Stück der puritanischen Frauenkleidung. Der Kragen zweiter Form, rechteckig und mit einem runden Halsloche in der Mitte, war ein wenig gesteift, so dass sich nicht das geringste Fältchen an ihm zeigen konnte, am äusseren wie inneren Rande mit Spizen garniert und über die Brust herab völlig verschliessbar; die Achselstreifen an den Armlöchern liess er unbedeckt, was bei dem Kragentuche nicht der Fall war.

Was sonst noch als Kopfbedeckung diente, war lediglich nur noch ein Stück zum Puze, aber nicht zum Schuze, und konnte auf den Namen „Haube" keinen Anspruch machen. Einmal war es nichts weiter, als der untere Teil des kleinen Haubenkopfes, ein Stück von Gold- oder Silberstoff, wenn nicht sonst ein reichbesticktes Stück, das halb vom Neste bedeckt wurde und sich vom Hinterkopfe über die Ohren legte (3), ein andermal ein aufs Doppelte zusammengelegter und mit Spizen verbrämter gesteifter Linnenstreif, der mit seiner Bruchfalte von der Scheitelmitte herab sich über die Schläfen senkte, wo er vor den Ohren, die er bedeckte, festgesteckt wurde. Die ungeheure aufs engste gefältelte Mühlsteinkröse war der älteste Begleiter dieser Art von Kopfpuz.

Tafel 26. Diese Tracht war im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts bei dem dienenden Personale in der Gegend zwischen Koblenz und Köln und wol auch noch weiter den Rhein auf und ab zu finden. Beim ersten Anblicke könnte man geneigt sein, sie der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zuzuschreiben, wenn nicht einige kleinere Stücke, wie Halstuch und Häubchen, die Merkmale einer späteren Zeit erkennen liessen. Das Mieder (2) bedeckte die Achseln gar nicht und ebensowenig die obere Brust; sein Verschluss lag an der Seite, wo er mit Haken und Oesen bewerkstelligt wurde. Was das Mieder unbedeckt liess, wurde unter einem Kragentuche verborgen; es war dies ein Ableger des alten „Brüstlings" (Fig. 9. 1) aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wenigstens ein Ersaz dafür. Der Brüstling hatte den Ausschnitt des Leibchens verdeckt und war mit seinen Ecken vorn und hinten unter den Achseln her zusammengehakt worden; sein Verschluss ging mitten über die Brust herab. Bei dem jezt üblichen Brusttuche lag der Verschluss im Rücken und der untere Rand wurde vom Mieder überfasst; sein Stoff war Weisszeug.

Zur weiteren Bedeckung des Oberkörpers gehörte ein Kamisol, das sich von der eigentlichen Jacke durch seine ausgeschnittene Brust unterschied. Sein Ursprung ging ebenfalls in das 16. Jahrhundert zurück; doch hatte es sich stets nach der jeweils herrschenden Mode verändert. Es empfahl sich besonders für die Uebergangsjahreszeiten und war hauptsächlich in bürgerlichen Kreisen beliebt, wo man es allgemein bei den häuslichen Arbeiten trug, gewöhnlich nicht, ohne ihm noch ein leichtes Umknüpftüchlein für den Hals hinzuzufügen. Das Kamisol hatte lange Aermel mit hinterwärts offenen Umschlägen, am Ausschnitte schmale Brustklappen, die sich nach obenhin zuspizten und denselben Futterstoff, wie die Aufschläge, blicken liessen, schliesslich einen kurzen in Falten gelegten Schoss. Sein Verschluss geschah mit Knöpfen vorn herab. Wollte man ihm im Leibe einen recht glatten Anschluss geben, so wattierte man es dünn und steifte es längs der mittleren Rückennaht durch zwei Fischbeinstäbe aus. Die Schürze, von Haus aus ein Puzstück, war zu einem bei der Arbeit in Haus und Feld unentbehrlichen Schuzkleide geworden. Als solches kam sie dem Rock an Länge gleich, war aber nicht besonders breit; jedenfalls erreichte sie nicht die Hüften; ihr Bund sezte sich in Bänder fort, die man ebensowol hinten wie vorn verschleifen konnte.

Der Schuh war dem Modewechsel zum Troze fast noch der nämliche, wie ihn das Jahr 1600 gesehen hatte. Jezt noch, wie damals, bedeckte das Oberleder den ganzen Rist und stieg noch ein wenig über die Fussbeuge hinauf; das Fersenstück verlängerte sich in zwei schmale Laschen, die man über dem Spannblatte verschnallte. Neu war eigentlich nur die gewöhnlich aus Stahl gefertigte Schnalle; früher hatte man die Laschen zusammen gebunden.

Die Kopfbedeckung war eine kleine anliegende Haube, die überall in der Form fast gleich, im Stoffe aber sehr verschieden war; sie zeigte entweder einen Randbesaz aus Rüschen oder einen glatten Bund, der mit einer Schneppe sich in die Stirne herablegte. Auch die Töchter des Hauses bedienten sich dieses Häubchens, doch niemals beim Ausgehen: für die Dienstboten aber blieb es eine Zeit lang vorgeschrieben.

Die nordwestdeutsche Tiefebene.

Im Norden unseres Vaterlandes läuft, etwa vierzig Meilen breit, eine Niederung längs der Meeresküste hin. Es ist meist Küstenland, das sich vorzugsweise aus gleichförmigen Wiesen- und Getreideflächen zusammensezt und so von Natur aus zu Schiffahrt und Handel sowie

zu Ackerbau und Viehzucht geeignet erscheint. Sonst ist die Tiefebene noch reich an öden Strecken, an Dünen, Mooren Sümpfen und Haiden, und darüber liegt eine schwere feuchte Luft.

In vorgeschichtlichen Zeiten strömten von Nordosten her deutsche Stammvölker in diese Tiefebene ein und sie blieb auf Jahrhunderte hinaus die Heimat eines deutschen Volkstums von eigener Urwüchsigkeit. Von den Rheinmündungen an, um den Zuidersee her bis zur Wesermündung bestand der Grundstock der Bevölkerung aus Friesen. Als Pytheas seine Reise in das Bernsteinland unternahm, fand er an einem Teile der deutschen Nordseeküste Teutonen vor; diese waren wol kaum von den Friesen verschieden. Zwischen Weser und Elbe schoben sich die Sachsen gegen die Küste vor und an diese schlossen sich ostwärts der Elbe bis zur Ostsee, die cimbrische Halbinsel besiedelnd, Angeln und Jüten. Die Holländer, Ditmarschen und Holsten von heute stehen in mehr oder minder verwandtschaftlichem Zusammenhange mit diesen Stämmen; ausserdem werden sie alle miteinander von einer höheren Einheit zusammengehalten; es sind Meer und Marschen, was sie centralisiert, doch ihre Eigenheiten nicht auslöscht.

Gegen Köln hinab und an der preussisch-belgischen Grenze bei Aachen verläuft das deutsche Mittelgebirge und es öffnen sich die unabsehbaren Flächen der deutschen Tiefebene. War es schon bei Köln leicht zu bemerken, dass das Kostüm zu Beginn des 17. Jahrhunderts sich nach dem Muster des niederländischen veränderte, so tritt dieser Zug um so lebhafter hervor, je weiter wir im Rheingebiete abwärts wandern; dieser Umstand macht es notwendig, ein Wort über die Entwickelung des niederländischen Kostüms hier einzuschalten. Wies dasselbe auch schon in früheren Zeiten seine Eigenheiten auf, so fing es doch erst mit dem 17. Jahrhundert an eine gewichtige Rolle zu spielen und zum Muster für die Nachbarlande zu werden. Die Hauptströmung der damaligen Mode kam aus Frankreich, sie stiess aber in den Niederlanden auf einen eigentümlichen Widerstand, der seinen Grund in den dortigen politischen Zuständen hatte. Die Niederlande waren aus Belgien und Holland zusammengesezt; die Bevölkerung beider Gebiete war, obschon äusserlich zusammengeschweisst, sich innerlich unwandelbar fremd geblieben. In Belgien währte die spanische Oberhoheit noch weiter fort und mit ihr auch jede kostümliche Konsequenz der spanischen Mode. Holland aber hatte das spanische Joch abgeschüttelt und stand allem, was spanisch war, feindlich gegenüber. Dort das katholische Spaniertum mit seinem Despotismus, hier das protestantische Holländertum mit seinem allumfassenden Freiheitsdrange: das eine wie das andere konnte naturgemäss der französischen Mode keinen freundlichen Willkomm entgegenbringen. Zwar waren weder

Holland noch Belgien im Stande, sie aufzuhalten, aber sie vermochten doch, sie einzuschränken und nach eigenem Belieben umzuändern. In dieser Umwandlung war es Holland, das voranging, Belgien folgte in einiger Entfernung nach, doch auch nur mit seiner älteren Generation; diese bewahrte in ihrer Kleidung immerhin eine grössere Straffheit, als die holländische, die sich aus dem langgewöhnten spanischen Drucke erklären lässt, während die jüngere Welt sich freundlicher zu der französischen Mode stellte. Die grossen Maler, an denen die Niederlande gerade damals so ungewöhnlich reich waren sorgten dafür, dass ihr heimisches Kostüm sich abbildlich über ganz Westeuropa verbreitete und sozusagen von Jedermann auf den ersten Blick als niederländisch erkannt wurde. Die Wirkung dieses Kostüms machte sich in Deutschland einesteils den Rhein hinauf bis Köln und in sonstigen rheinischen Grossstädten, andernteils der Nordseeküste entlang in den dortigen Handelsstädten, wie Lübeck und Bremen, am stärksten bemerklich. Namentlich, was in Holland üblich wurde, wiederholte sich hier mit Vorliebe; gerade in ihrer Einfachheit und Schlichtheit war die holländische Tracht geeignet, die natürlichen Vorzüge zu begünstigen; sie verriet einen bewussten Sinn für das, was zum Charakter passte. Die Frauen waren gleichsam Eins mit ihrem Puze und die Erfindungen der Mode erhielten unter ihren Händen das richtige Verhältnis zu ihren persönlichen Reizen. Die Schlichtheit in der Form war kein Hindernis für die Verwendung von guten und teuren Stoffen; der weit verbreitete Reichtum liess es selbst an den kostbarsten nicht fehlen; und so fiel gerade bei dem grössten Aufwande die innere Gediegenheit am wolthuendsten ins Auge.

Fig. 16. Wol war um die Mitte des 16. Jahrhunderts von eigentlichen Volkstrachten noch keine Rede: aber die grundverschiedene Art der Beschäftigung brachte einen so grossen Unterschied in die Trachten einer einzigen Gegend, dass man an ihrer Zusammengehörigkeit hätte zweifeln können. Dieser Unterschied trat am augenfälligsten in den Niederungen der Rheinmündungen hervor, wo das amphibische auf Wasser und Land verteilte Leben naturgemäss auch eine Scheidung im gewerblichen Anzuge bewirkte. Ein Seemann hatte in seinem Kostüme nichts mit dem Landbauer gemeinsam; ja selbst der Schiffer auf den Kanälen war von dem zur See zu unterscheiden. Sowol für den Ober- wie für den Unterkörper waren die Gewandstücke verschieden.

Für die Kleidung der Schiffsleute von staatlichem Range, der Hafenwächter und Kapitäne, blieb die spanische Schnittform massgebend (16. 7). Die Hosen, an den Hüften mächtig aufgeschwellt, verengten sich nach untenhin und endigten am unteren Wadenrande; sie hatten sich aus den früheren in etwa vier Längsstreifen aufgelösten Oberhosen.

Fig. 16.

1 2 3 4

5 6 7 8

die man über ausgestopfte Pluderhosen gespannt hatte, entwickelt. Man machte die Streifen immer schmäler und liess sie endlich ganz hinweg, markierte sie aber noch eine Zeit lang durch Besazstreifen auf den nun zu Oberhosen vorgerückten Futterhosen. Diese Hosen bestanden, genau betrachtet, aus zwei weiten, aber nach unten hin sich verengenden Säcken, die an ihrer Aussenseite, und bei schmalem Stoffe auch an der Innenseite, vernäht waren. Bei ihrer pompösen Weite, die ihnen den Namen „Pomphosen" verschaffte, der in Pumphosen überging, war ein Spannen nicht möglich und dies um so weniger, als die Schiffsleute sie nicht, wie dies von der spanischen Mode verlangt wurde, heraufstreifelten und unter den Knien festbanden, sondern völlig offen über die Unterschenkel fallen liessen. Die Hosen machten keine Falten, denn sie sassen ausgespannt über dick wattierten Futterhosen, die etwas kürzer und enger, aber an allen Rändern mit ihnen vernäht waren. Nach spanischem Brauche wurde der Verschluss beider Hosen vor dem Unterleibe durch einen beutelförmig ausgestopften Hosenlaz, hinten aber durch eingeschobene Zwickel vermittelt; auf unserem Bilde ist von solchem Laze nichts zu bemerken und man muss annehmen, dass die Hosen hier durch verdeckt liegende Haken verschliessbar gemacht waren.

So wurden die Hosen zwar nach spanischer Weise hergestellt, aber nicht nach solcher getragen: das dazu gehörige Wams aber war in Schnitt und Anlage durchaus spanisch. Es stieg, faltenlos auswattiert, bis zum Halse empor und umschloss diesen mit einem Stehkragen, über den sich ein schlichter viereckiger Hemdkragen herunterklappte. Etwa seit 1560 begann man, das Wams vorn bedeutend länger, als hinten zu

---

Niederdeutsche Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 Jungfrau aus Cleve im Festkleide: Oberkleid samt Leibchen und kurzen Aermeln grauviolett mit grauem Futter und schwarzem Besaze, Unterkleid lederfarbig, Brüstling grau mit schwarzem Besaze, Unterärmel schwarz, Haube, Kragen und Handkrösen weiss. 2 bürgerliche Frau aus Cleve im Festkleide: Oberkleid samt Leibchen und weiten Ueberärmeln grauviolett mit grauem Pelzfutter, Unterkleid mennigrot mit schwarzem Besaze, Brüstling grau, schwarz besezt und mit hellbraunem Pelze eingefasst, Unterärmel und Schuhe schwarz, Haube weiss mit rosenroten und weissgestreiften Zipfeln, Gürtel lederfarbig. 3 Frau aus Cleve, zu Markte gehend: Huike, Uebermieder und Schuhe schwarz, Rock samt Leibchen ziegelrot, Aermel grau, Schürze weiss. 4 Bauer aus dem Clevener Lande: Hosen ziegelrot, Wams gelblichgrau, Hut trübrot mit gelbem Deckel, Schuhe schwarz. 5—8 Schiffsleute von der holländischen Grenze. 5 Müze und Mantel lederfarbig, Schlumperhosen rot, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz. 6 Wams hellviolett, Aermel und Müze rot, leztere mit gelber Binde umwunden, Schlumperhosen gelblich, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz. 7 Wams gelb, Hosen lederfarbig, Müze rot mit gelber Binde, Strümpfe bläulich, Schuhe schwarz. 8 Wams samt Aermeln gelb, Hosen rot, Müze rot mit gelber Binde, Strümpfe hellblau, Schuhe schwarz. (Abraham de Bruyn: Costumes civils et militaires.)

schneiden und auch diese Verlängerung zu wattieren, dergestalt, dass sie merklich über den Leib hervortrat (7). Aus der Uebertreibung dieses Zuschnittes entwickelte sich der berüchtigte „Gansbauch“; gerade in den Niederlanden kam diese hässliche Form am stärksten zur Ausbildung. Der Wattierung wegen sezte man das Vorderteil aus doppelten Blättern zusammen, von denen das untere der Form des Körpers, das obere der Form des Wamses selbst entsprach, und stopfte den Zwischenraum mit Werg oder Kälberhaaren aus, dergestalt, dass die Polsterung von der Seite nach der auf die Brustmitte fallende Kante hin an Dicke zunahm. Demgemäss war es notwendig, rechts wie links die zwei aufeinanderfallenden Blätter an den Brustkanten durch ein eigenes Stoffstück, das fast dreieckig gestaltet war, zu verbinden. Die Polsterung schob sich fest an diese Einsazzwickel und wurde mit diesen längs der Aussen- und Innenkante abgenäht, wodurch dann das Wams über die Brust herab eine scharfe Kante machte; der Verschluss geschah mit Haken und Oesen. Die Aermel waren gewöhnlich nach spanischem Brauche an einem Unterwamse angebracht; dem Anscheine nach aber sassen sie, an den Achseln ausgestopft und nach untenhin sich passend verengend, bei unserem Seemanne an dem Wamse selbst und das Armloch wurde von einem schmalen geschlizten Wulste umschlossen. Dem unteren Wamsrande entlang lief ein ganz schmaler Vorstoss, der den sonst üblichen breiteren Schoss nur andeutungsweise vertrat. Das Wams, sonst schlicht belassen, war in Leib und Aermeln gleichmässig mit reihenweis geordneten kleinen Kreuzschnitten völlig übersät.

Ein langer Degen blieb ein wesentliches Stück dieser Tracht; er ward von vornehm und gering getragen, vom Handwerker ebensogut, wie vom Ritter; gewöhnlich steckte er in einem breiten ledernen Gehenke und dieses war an einen schmalen Leibriemen festgehakt. Unser Mann trägt seinen Degen in der Hand, aber an schnurartigen Riemen besonders aufgehängt noch einen langen Dolch und ein Dolchmesser; diesen Waffen ist ein Lederbeutel zugesellt.

Die richtige Seemannstracht indes zeigte einen anderen Charakter. Die Hosen waren entweder „Pumphosen“ (16. 4) oder „Schlumperhosen“ (16. 5. 6. 8). So geringe Verwandtschaft beide Hosenarten beim ersten Anblicke verrieten, so waren sie thatsächlich dennoch fast von gleichem Zuschnitte; beide hatten eine ganz bedeutende Weite; nur waren die Schlumperhosen oben und unten gleichweit, die Pumphosen aber unten etwas enger; beide reichten bis in die halben Unterschenkel hinab und beide waren mehr oder minder stark gefüttert. Was ihr Aussehen so verschieden machte, war die Art, wie sie getragen wurden; die Schlumperhosen liess man gewöhnlich völlig offen über das Bein herunterfallen, während man die Pumphosen bis unter das

Knie heraufnahm und hier verschnürte, dergestalt, dass die Verschnürung von dem überfallenden Hosenbausche verdeckt wurde. Indes kam diese Unterbindung auch bei den Schlumperhosen vor; wenn sie auch von den Seeleuten unbeachtet blieb, so war sie doch unter der Binnenbevölkerung üblich. Anfangs wurden beide Hosenarten mit dem ausgepolsterten beutelförmigen Laze versehen, später aber nur mit einem Schlize, der mit Knöpfen oder Haken geschlossen werden konnte. Die Schlumperhosen, die unten offen blieben, erhielten hier einen Besaz von quer aufgesezten Bandstreifen, während die heraufgebundenen Hosen längs ihrer Aussennaht mit einem derartigen Streifenschmucke ausgestattet wurden. Noch in unsern Tagen gehören an den Küsten der Nord- und Ostsee die weiten offenen Schlumperhosen, und zwar von weissem rohen Leinen gefertigt, zur Seemannsgarderobe. Neben den weissen Hosen erscheinen auf den alten Abbildungen auch lederbraune und rote.

Die Seemannsjacke (6. 8) war ein mit seinem Schosse im ganzen geschnittenes Wams, das so knapp an den Körper schloss, dass es dessen Form abzeichnete und kaum zu begreifen wäre, wie es angezogen werden konnte, wenn man nicht einen elastischen Stoff voraussezen wollte. Der Schoss war vor dem Leibe oder auf der Hüfte geschlizt; wenn nicht an der Jacke selbst, so sassen die über den ganzen Arm fest anliegenden Aermel an einer Unterjacke. Der eine Matrose umschloss seine Jacke unterhalb der Taille mit einem Ledergurte, an dem ein Täschchen hing; der andere, ein Bootsmann, trug an einer Schnur um den Hals gehängt die Signalpfeife auf der Brust.

Als Wetterschuz konnte diese Jacke nicht genügen und deshalb fehlte in der Seemannsgarderobe niemals ein Mantel aus wasserdichtem Leder; dieser war mit einer dreieckigen Kapuze und überdies mit Aermeln ausgestattet, so dass er ebensowol umgehängt, als angezogen werden konnte. Die Kapuze kam nur im Notfalle über den Kopf; die eigentliche Seemannsmüze war von Otterfell oder rotem Wollstoffe, in lezterem Falle von abgestumpft kegeliger Form und untenher von einer gelben Binde umgürtet, die über der Stirn zusammengeknöpft oder über der Schläfe verknotet war. Die Schuhe bedeckten den ganzen Fuss, waren aber an den Knöcheln zwischen Oberleder und Fersenstück etwas tiefer geschnitten.

Die binnenländische Männertracht nach Cleve hinauf sezte sich zusammen aus Pump- oder Schlumperhosen, die unter dem Knie gebunden wurden (16. 1), einem wohlanschliessenden Wamse mit gestreckter Taille, ringsum enggeriefeltem Schosse, niedrigem Stehkragen und im Oberarme aufgebauschten, im Unterarme aber anliegenden Aermeln, dabei über die Brust herab zum Verknöpfen eingerichtet; ferner aus Schuhen, Strümpfen und einem hohen cylindrischen Fellhute mit schmaler

abstehender Krempe. Die weibliche Tracht im Clevener Lande (16. 1–3) unterschied sich, die Huike und eine Haubensorte ausgenommen, in nichts von der kölnischen, weshalb wir hier auf jene verweisen können (Fig. 9). Die Huike, halblang und ungeriefelt, trat ziemlich weit über die Augen mit einem dreieckigen Schilde vor (16 3). Das Schild selbst war an beiden Seitenkanten mit scharfem Bruche in die Höhe geklappt und mit einer Futterlage ausgesteift. Man fand dergleichen beschildete Huiken auch in Holland, aber oben nach dem Schilde hin in dichte Falten geriefelt; dem Anscheine nach wurden sie aus mehreren Stücken von abgestumpfter Dreiecksform zusammengesezt. Die Haube glich der kölnischen Haube und erlaubt uns den Schluss auf eine der kölnischen ähnliche Frisur; nur war sie hinterwärts mit einem gesteiften Zeugstücke in Doppelzipfelform benäht, von dem jederseits ein Zipfel nach vorn über die Brust herab genommen wurde (vergl. Tafel 21. 1).

Tafel 27. Allmählig gelangen wir in die niederrheinische Gegend, die an das Meer grenzt, an die mit unendlichen Dünenwellen umrandeten Küsten, in die mit Bäumen bepflanzten und von Kanälen durchschnittenen Strassen, Strand und Strassen belebt mit allen Zeichen des Betriebes und der Handelsgeschäftigkeit: von abgehenden und ankommenden Segelschiffen, hunderten von befrachteten Kähnen (Prahmen), Karren, Schleifen, Schiebkarren, Fässern und Warenballen. Dazwischen treiben sich die Scharen von Trägern, Kaufleuten, Mäklern, Schiffskapitänen und Matrosen umher, sowie die Fremdlinge aus allen Weltteilen. Der eingeborene Landsmann ist leicht unter ihnen zu erkennen; sein blaues oder graues Auge hat unter den buschigen Augenbrauen einen festen kalten Blick; die Mundwinkel laufen selten scharf zu, sondern verharren in gutmütiger Breitheit; überhaupt ist an dem Mund und dem Halse das allgemeine physiognostische Wahrzeichen, welches die Bewohner der Rheinmündungen kennzeichnet, am deutlichsten ausgeprägt, an jenen Muskeln, die die Sprache bilden.

Die Schiffsleute auf unserer Tafel erscheinen in Kostümen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der Anzug lässt erkennen, dass die spanische Mode an der Meeresküste nicht mit der unumschränkten Gewalt herrschte, wie sonst im westlichen Europa; es war das Meer, das die Bestandteile, die Form und den Stoff des Anzuges nahezu ganz bestimmte. Die Tracht war von der grössten Schlichtheit, mochte sie ein Schiffsherr oder ein Kahnführer auf dem Leibe tragen. Und wie mit der Form, so verhielt es sich auch mit der Farbe. Das Volk hatte eine Vorliebe für die braune Farbe, die aus einem Gemische von Erdbraun und Teerbraun bestand; fast alle Schiffsjacken und Schifferhosen waren von braunem Tuche oder Boye. Diese Farbe ist noch heute charakteristisch für die farblose Gegend am deutschen Meere.

Die Hosen waren „Schlumperhosen“ von beträchtlicher und durchgehends gleicher Weite; sie stiegen offen bis über den unteren Wadenrand hinab und zeigten niemals den beutelförmigen Laz, der sonst den Hosen aus dieser Epoche eigen war. Man trug die Hosen sowol von braunem Boye, einem leichten tuchartigen Stoffe, als auch von weisser Leinwand; in dem Weigel'schen Trachtenbuche auf der Frankfurter Stadtbibliothek, das mit Gewissenhaftigkeit koloriert ist, sind diese Seemannshosen stets in schlichtem Weiss gehalten, was auf rohe Leinwand schliessen lässt.

Gemeinsam für hoch und niedrig, wie die Hosen, war auch die Jacke; vergleicht man die Jacke auf unserer Tafel mit den unter Fig. 16. 6. 8 dargestellten, so bleibt kein Zweifel, dass dies Gewandstück von Strecke zu Strecke verschieden war; entweder umschloss es den Körper glatt und faltenlos, wie es nur ein dehnbarer Stoff vermag, oder es war von bequemer Weite, ein kurzer Kittel ohne jede Taille (Fig. 19. 2–5), der nur knapp die Hüften erreichte, einen verknöpfbaren Brustschliz und wol auch eine Kapuze hatte, die bei widrigem Wetter über die stumpfkegelige Fellmüze heraufgezogen werden konnte. Nach dem von Weigel gegebenem Muster wurde die Kapuze nicht durchweg aus dem nämlichen Stoffe, sondern auch aus andersfarbigem hergestellt und die Jacke überdies noch gefüttert. Falls man es nicht vorzog, sie lose über dem Oberkörper zu tragen, fasste man sie mit einem Riemen um die Taille; an dem Riemen festgeschnürt hing ein Besteck mit Dolch- und Messerklinge. Die Jacke war unter allen Ständen anzutreffen, doch mit Veränderungen; bei den Kaufleuten war sie vornherab mit Knöpfen verschliessbar und vielfach mit hängenden Aermeln versehen, die völlig geöffnet über die eigentlichen Aermel herabhingen. War die Jacke kapuzenlos, so kam in ihrer Halsöffnung ein niedergeklappter Leinwandkragen zum Vorscheine, entweder völlig schlicht oder mit einem krösenartig gefältelten Streifen verbrämt.

Die einzigen Stücke, die die reichen Schiffsherren ohne nennenswerte Abänderung aus der spanischen Mode herübergenommen hatten, waren die Schuhe und der Mantel. Der leztere, ohne Aermel und nur zum Umhängen bestimmt, bildete, wie alle spanische Mäntel, im Zuschnitte mindestens drei Viertel eines Kreises; nach oben sezte er sich in einen stehenden Kragen fort. Seine dunkelbraune Farbe war, wenn auch nicht durchweg, durch andersfarbiges Futter belebt. Im Volke selbst trug man den Mantel länger, mit einer mehr oder minder langen Kapuze versehen (Fig. 16. 5) und gewöhnlich aus dickem Wollstoffe gefertigt.

Die Schuhe bedeckten den ganzen Fuss mit passendem Anschlusse; an den Knöcheln waren sie zwischen Spannblatt und Fersenstück spizig

ausgeschnitten und auf dem Oberleder mit reihenweis geordneten kleinen Schlizen, aus denen ein farbiges Futter hervorblickte, verziert. Solche Schuhe passten nicht für die tagelöhnernden Seeleute; diese bedurften eines höheren Fusszeuges, das im Stande war, dem Wasser den Eintritt zu verwehren; sie trugen denn auch nur Stiefel, die unter die Hosen hinaufgingen und mit der Zeit sich zu Stücken von wuchtiger Plumpheit umbildeten (Fig. 22. 4).

Es war altfriesische Sitte, den Kopf nicht blos im Freien, sondern auch im Hause und überhaupt ständig bedeckt zu halten. Der üblichste Kopfschuz hatte ein hohes Alter hinter sich, denn er hat sich in ähnlicher Form schon in den vorgeschichtlichen Baumsärgen gefunden. Es war eine hohe Müze von stumpfer Kegelform; der Kaufmann trug sie aus dickem Stoffe und untenher mit Pelz verbrämt, der Matrose durchaus von harigem Felle (vergl. Tafel 28. 2).

Sonst war ausser der Müze noch ein Hut alltäglich, der unsern heutigen runden Filzhüten sehr nahe stand; von dem spanischen Hute unterschied er sich hauptsächlich durch den Mangel eines faltigen Ueberzuges und eine breitere Krempe; diese schwang sich über den Schläfen in leichtem Bogen empor. Der Schmuck des Hutes beschränkte sich auf eine drillierte Schnur.

Tafel 28. In diesen beiden Figuren tritt uns deutlich vor Augen, welche Mannigfaltigkeit bereits in den Volkstrachten herrschte, als ihre einzelnen Stücke kaum erst von der grossen Mode aufgegeben worden waren.

Die Bauernhosen waren noch durchweg mit Laz und Schamkapsel ausgestattet; in der kölner Gegend trug man sie in Kniehosen und Strümpfe zerlegt, die unterhalb des Knies mit einer ziemlich langen Binde wieder zusammengefasst wurden. Ueber die Kniehosen kamen noch Oberschenkelhosen zu liegen, die indes nicht, wie es von Haus aus ihr Dienst war, den Unterleib mitbedeckten (vergl. Fig. 22 3), sondern nur als kurze Röhren das Bein vom Schlize an bis eine Hand breit oberhalb des Knies bedeckten; ihr oberer und unterer Saum war mit einem geschlizten, wulstigen, auf sich selbst zurückgelegten und mit beiden Längskanten angenähten Stoffstreifen verbrämt. Diese Oberschenkelhosen waren schon früh im 16. Jahrhundert aufgekommen, aber bald wieder verschwunden, oder, richtiger gesagt, sie hatten sich in die berüchtigten „Pluderhosen“ verwandelt, die gerade zur Zeit, der unser Bauernkostüm angehört, in der Blüte ihrer Unförmlichkeit standen. Das lange enge Wams weckte die Erinnerung an den alten „Lendner“, der im 14. und 15. Jahrhundert ein edelmännischer Waffenrock gewesen, später aber unter das Volk heruntergestiegen war. Der Lendner hatte lange enge Aermel und wurde vornherab mit Knöpfen oder Nesteln

geschlossen. Das kölner Bauernwams wies noch alle diese Merkmale auf; nur öffnete es sich spizig vom unteren Brustrande aus nach oben und legte sich mit einem zurückgeklappten Kragen auseinander; um den gefältelten bis zum Halse gehenden Hemdeinsaz blicken zu lassen; sonst wurde es über den Leib herab an drei Stellen mit Nestelschnüren zusammengebunden. Die Müze mit dem seitlich und hinterwärts aufgeklappten, vorn aber über das Gesicht vorspringenden Schirme fand man damals auf allen Bauernköpfen; auch Bürger und selbst Edelleute bedeckten sich damit. Die Schuhe jedoch mit den überbreiten Vorderkappen und dem Spannbande über dem tiefen Ausschnitte waren nirgends mehr, als nur noch an bäuerlichen Füssen zu finden; sie gehörten zum Geschlechte der „Kuhmäuler“, das in der landsknechtlichen Zeit floriert hatte (Taf. 23. Fig. 11. 1. 2. 4. 5).

Der brabanter Bauer trug seine aus langen Beinlingen zusammengesezten und mit Laz und Schamkapsel ausgestatteten Hosen über dem Laze weitauseinanderklaffend und die Lücke mit dem Hemde ausgefüllt, das hier in derselben Weise zutage trat, wie sonst in der Brustöffnung des Wamses. Zusammengehalten wurden hier die Hosen einesteils durch die Nesteln, womit man den Laz verschloss, andernteils durch eine Nestelschnur, welche die oberen Ecken des Ausschnittes verband und quer über das Hemd weglief.

Auch der Rock hatte seine charakteristischen Eigentümlichkeiten; sein Oberteil schloss sich eng und faltenlos um den Körper; sein angesezter Schoss war zwar auf den Umfang des Körpers zugeschnitten, aber durch Fältelung derart zusammengeschoben, dass er den Unterleib unbedeckt liess, wodurch der Hosenlaz und das Hemd in der Hosenlücke dem Auge freigegeben blieben. Der Rock hatte vorn nur einen kurzen Brustschliz; um ihn anziehen zu können, musste er, wenn nicht ähnlich der alten englischen Robe im Rücken verschliessbar sein, doch auf der Seite eine verschliessbare Oeffnung haben. Ueber dem Brustschlize sezte sich der Rock nach dem Muster des spanischen Mantels in einen sich schräg auseinanderlegenden Kragen fort, um einer ganz ähnlich geformten Halskrause zur Stüze zu dienen. Die Aermel waren bequem, ohne weit zu sein, nach untenhin mehr anschliessend und oben mit einem Achselstücke besezt. Die Schuhe bedeckten den ganzen Rist, waren aber an der Ferse etwas niedrig gehalten, über dem Spanne aufgeschnitten und mit einem Knopfe verschliessbar gemacht. Der Hut stand mit seinem runden Kopfe und gerade abstehenden Rande von mässiger Breite unsern heutigen Filzhüten ziemlich nahe.

Tafel 29. Das physische und klimatische Naturell der Holländer und westlichen Niederdeutschen, sowie ihr besonnener Gemütscharakter, fand einen entsprechenden Ausdruck in der Einfachheit der Kleidung;

wer das Geld dazu hatte, ging darauf aus, dem Einfachen Eleganz und Grösse beizugesellen. Die Figuren auf unserer Tafel lassen leicht bemerken, wie weit man damals von kleinlichem Luxus entfernt war. Die spanische Mode bildete wol die Grundlage der Tracht; aber es war namentlich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts doch der deutsche Geist, der sie, wenn man so sagen will, beseelte. Manches Stück war niederländisch von Haus aus und hierin blieben die Frauen ihr eigenes Muster; die Kopfbedeckung, ein Hut in Schüsselform, war aus den asiatischen Kolonien nach den Niederlanden gekommen; doch wusste man sie so zu tragen, dass sie nicht den Eindruck eines erborgten Stückes machte, sondern zum Ganzen zu gehören schien. Eben weil die Holländerinnen ihren eigenen Charakter gleichsam damit identificierten, wussten sie jedes Gewandstück mit einer gewissen Würde zu stempeln. Bei jedem Kostüme, wie es auch beschaffen sein mag, ist der Sinn für das Passende alles; ohne diesen ist es Maskerade. Der gediegene Sinn der Bevölkerung kam nicht blos in der Form, sondern auch in der Farbe zum Vorscheine. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts war es unter den begüterten Bürgern üblich geworden, vorzugsweis Kleider von dunklen Stoffen anzulegen; namentlich waren ihnen schwarze sehr sympathisch. Was der Kleidung so an Farbenpracht abging, fand einen Ersaz in der Güte des Stoffes. Gewänder von Sammet mit einem Auspuze von Atlas oder solche von Seide mit Sammetgarnitur waren unter den wohlhabenden Ständen alltäglich.

Adlige wie bürgerliche Frauen vermieden mit grösster Vorsicht jede Entblössung; sie legten daher stets ein hohes, bis unter das Kinn geschlossenes Leibchen an, über dem eine weisse Frese sich derart hervorschob, dass der Kopf wie in einer Schüssel darin aufsass; unten lief das Leibchen in eine mässige Schneppe aus. Bei niedrigem Leibchen aber ersezte ein unter den Achseln zusammengebundener Brüstling das fehlende Stück, oder auch ein feines Halshemd, das nach Vermögen mit Stickereien verbrämt war. Der Rock gehörte zur Familie der „Steif- oder Flügelröcke“; er lag faltenlos ausgespannt über einer mit Draht ausgesteiften Unterlage von Filz, stiess unten ringsum gleichmässig auf den Boden und nahm hinterwärts den Anlauf zu einer Schleppe. Vielfach stand der obere Rock vorn herunter offen und wurde dann wol auch zurückgeschlagen oder aufgerafft; das Leibchen daran aber wurde durchweg zugehakt. Sehr in Gunst standen Schürzen, die sich nach oben rechts und links verbreiterten, mit dem überschüssigen Zipfel aber nicht mit an den Bund genäht waren. Der grosse Ueberhang aus grauem oder schwarzem Stoffe, die „Huike“, war für jede Hausfrau beim Ausgange unerlässlich; wir haben uns über dieses Stück schon ausgesprochen (S. 35). Ein leicht erklärliches und

doch seiner Form wegen befremdliches Zubehör war der schaufelförmige Schild, der unter dem Mantel hervortretend sich über das Gesicht stellte, bald nach vorn sich erweiternd, bald sich zuspizend; durch Uebertreibung der lezten Form gelangte man schliesslich bei wahren Hörnern an, die den ursprünglichen Zweck, Schatten zu spenden, völlig unerfüllt liessen (vergl. Taf. 30. 2). Der Schüsselhut wurde mit und ohne Huike aufgesezt (vergl. Fig. 18. 2. 3); er war aus Stroh geflochten und geschwärzt.

Fig. 17.

1 2 3 4

Trachten aus Belgien und Flandern in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 belgischer Bauer: Rock lederfarbig, Hosen samt Strümpfen ziegelrot, Hut und Schuhe schwarz. 2 flandrischer Bauer: Hosen ziegelrot, hohe Ueberstrümpfe lederfarbig, Unterwams mit Halbärmeln grau, Ueberwams gelb, Hut und Stauchen schwarz. 3 Frau aus Flandern: Rock olivengrün mit dunkelkarminrotem Besaze, Unterärmel, Haube, Hals- und Handkrösen weiss. 4 flandrische Matrone: Haube samt Achsel- und Kinntuch weiss, das übrige schwarz. (1. 2. 4. nach A. de Bruyn: Costumes civils et militaires, 3 nach Weigel: Trachtenbuch.)

Fig. 17. Die Erläuterungen, die wir zu Fig. 16 und Tafel 28 gegeben haben, sind zumteile auch für die vorliegende Abbildung

zutreffend. Die Bauerntracht indes, wie sie in Flandern vorkam (17. 2). war von der Umgestaltung, die das 16. Jahrhundert gebracht hatte, fast gar nicht berührt worden; der Bauer kleidete sich am Ende dieser Epoche fast noch ebenso, wie am Schlusse des 15. Jahrhunderts, und selbst damals hatte sein Kostüm noch manches an sich, das dem 14. Jahrhundert angehörte, da, wie der Limburger Chronist sagt, die Männer „hartgespannt" einhergingen. Die hohen Lederstrümpfe oder „Lersen", waren ein Produkt des 14. Jahrhunderts; sie hatten auf der Vorderseite eine grosse Strupfe oder Schlinge, mittelst welcher sie an dem Gürtel festgehalten wurden. Uebrigens waren derartige Strümpfe in ganz Deutschland bekannt und namentlich bei Fuhrleuten anzutreffen, denen sie in Schmuz und Regen treffliche Dienste leisteten. Als Wetterschuz waren auch das kurze, ärmellose Wams und die Stauchen an den Vorderarmen zu betrachten. In ihrer spannenden Enge wäre diese Tracht gerade bei den Bauern am wenigsten zu verstehen gewesen, wenn man nicht wüsste, wie sehr verjährte Gewohnheiten, auch wenn sie naturwidrig sind, zum natürlichen Bedürfnisse werden können. Diese Tracht war das äussere Zeichen einer Art von geistiger Abstumpfung, in die ein Volk immer verfällt, wenn es seine Führung der Kirche überlässt; nicht einmal eine Varietät in der Kleidung vermochte über diesen inneren Stillstand hinwegzutäuschen.

Und so war auch noch in der weiblichen Tracht ein Rest von überlebten Moden zu bemerken; die Verhüllung von Kinn und Hals durch weisse Tücher gehörte noch dem 14. Jahrhundert an, der Zeit der „Rise" und der „Hulle", von welchen Stücken besonders ältere Matronen und Witwen Gebrauch gemacht hatten. Nur in der Anlage zeigte sich ein Wechsel; während früher mit dem Kinntuche die vom Kopfe herabfallenden Seitenteile der Haube überbunden wurden, fielen jezt beide Stücke frei über Brust und Achseln herab und waren nur als Sonderstücke an die Haube geheftet. Diese selbst gehörte zu den Stirnhauben, wie man sie damals in ganz Deutschland sehen konnte. Häufig ging die Haube mit ihrem Kopfteile hinten in einen eckigen Zipfel über, der bald nur schmal und kurz, bald von grösserem Umfange war (Tafel 25. 2) und vermuten lässt, dass die Haube der jüngste Sprössling der alten Kapuze gewesen sei.

Die Huike, sonst lang bis auf den Boden, wurde in Flandern nur halblang und selbst noch kürzer beliebt (vergl. Fig. 18. 4). Auch hier war es Brauch, sie wie ein Kutschenverdeck oder ein vom Winde geschwelltes Segel um Kopf und Oberkörper her aufzublähen. Ueber der Stirne, wo sie befestigt wurde, machte die Huike eine Schniepe (17. 4) und von dieser aus wölbte sie sich nach rechts und links auseinander, um dann weiter unten mit den Händen wieder zusammengefasst zu

werden; in den Gesichtsrand waren zwei elastische Stäbchen eingenäht, die den Mantel in seiner geblähten Stellung festhielten.

Fig. 18. In ganz Brabant sah man die Huiken von schwarzem Kamelott oder Berkane, welche Stoffe im Lande selbst verfertigt wurden; die Weiber sezten keinen Fuss vor die Thüre, ohne ihre Huike umzu

Fig. 18.

1 2 3 4

Niederländische Trachten aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 Frau aus Antwerpen: Leibchen grauviolett, Brusthemdchen weiss mit Goldstickerei, Unterärmel schwarz, Rock lederfarbig mit grauem Pelze, Unterrock olivengrün mit schwarzer Borte, Hals- und Handkrösen weiss. 2 Frau aus Antwerpen: weiter (oberer) Rock mit geschlizten Achselstreifen schwarz, Aermel lederbraun, Unterkleid weiss mit silbergrauem Rankenwerke und schwarzem Bandbesaze, Huike (über dem Arm liegend) und Hut schwarz. 3 Frau aus Antwerpen: Huike und Hut schwarz, Kleid braun oder violett, von gewässertem Stoffe. 4 Belgierin: Huike, Uebermieder (Brüstling) und Schürze schwarz, das übrige lederfarbig. (Abraham de Bruyn: Costumes civils et militaires.)

haben. Wie anderwärts war auch hier dieser Kopfmantel von schwarzer oder grauer Farbe; in der Gegend von Antwerpen sah man unter vielen grauen auch einige scharlachrote. Wo die schwarzen Mäntel herrschten,

wie in Brüssel, konnte sich ein Fremdling, der etwa auf den Marktplaz geriet, in die Unterwelt versezt glauben; denn da war alles schwarz von Huiken, und die Weiber, die darin umhergingen, sahen aus wie Gespenster. Hier waren die Huiken in allen Graden der Güte zu bemerken, von wollenem wie von halbseidenem Stoffe oder vom besten Gros de Tours, ganz neu oder ganz abgenuzt und zerlumpt. Und so wechselten die Huiken auch in der Form; in Tournai, wo man sie durchweg ebenfalls von schwarzer Farbe trug, ging sie hinunter bis an die Knöchel und war oben mit einer grossen Kapuze versehen; bei schmuzigem Wetter verkürzte man die überflüssige Länge dadurch, dass man den Mantel hinten in eine grosse Falte raffte und diese oben zwischen den Schulterblättern feststeckte, derart, dass die Haftstelle sich unter der vom Kopfe fallenden Stoffmasse verbarg. In Antwerpen war die Huike nur halblang und überschritt nicht die Höhe der Kniekehle (18. 2. 3), dabei ringsum in enge Falten gepresst und in der Nähe des nach oben fallenden Randes mit einer Zugschnur versehen (18. 2), mittelst welcher sie am Kopfe festgehalten wurde. Man trug sie ohne Gesichtsschirm, doch nie ohne den schüsselförmigen indo-chinesischen Strohhut darüber. Noch weit kürzer, nur knapp bis zu den Hüften gehend, kam die Huike sonst noch an belgischen Orten vor (18. 4), aber völlig so ausgestattet und angelegt, wie die flandrische Huike, von der wir soeben geredet haben (17. 4).

Die sonstige Kleidung war der Zeitmode entsprechend gebildet und jede Dekolletierung sorgfältig vermieden. Das Kinn sass auf einer kleinen Kröse oder in der knappen Lücke eines sich auseinanderteilenden glatten Kragens mit gekröstem Ueberzuge. Die Röcke lagen faltenlos über einem gesteiften Futterrocke; ihr Leibchen umfasste scharf und mit gestreckter Taille den Oberkörper; die Aermel waren an den Achseln gebauscht und nur dann anschliessend (18. 1), wenn ein Brüstling mit gebauschten Halbärmeln darüber angelegt wurde (18. 4). Der oberste Rock aber blieb gewöhnlich ärmellos und lag nur bis unter die Achseln an; von hier aus erweiterte er sich taillenlos bis nach untenhin, dabei völlig offenstehend und nur vor der Halsgrube geschlossen (18. 2).

Fig. 19. Es sind Schiffer- und Fischertrachten, was diese Abbildung uns sehen lässt; sie sind von grosser Einfachheit, im Grundzuge spanisch, soweit es aber Hosen und Jacken betrifft zumteil von einheimischem Zuschnitte. Um Lüttich war der Schiffer anders gekleidet, wie um Vlissingen; die Kleidung kontrastierte ebenso, wie der lebhafte Charakter des Lüttichers mit dem holländischen Phlegma. In Lüttich fing man bereits an, durch eine Vermehrung der Futterhosen die Pumphosen ins Uebertriebene aufzuschwellen (19. 2), und demgemäss musste die ungegürtet bis über die Hüften herabfallende Jacke sich nach untenhin erweitern.

Unter ihren Achselstreifen kamen Hängeärmel von der Länge der Jacke hervor. Nicht minder stand der holländischen Seemannstracht die Fischertracht von Ryssel in Flandern gegenüber; die engen Kniehosen und das knappanliegende Schosswams nach spanischem Muster (19. 1) waren gerade das Gegenteil von den weiten unten offenen Schlumperhosen und der frei herabfallenden, taillen- und schosslosen Jacke des holländischen Seemannes (19. 5). Diesen lezteren verblieb indes die Zukunft an allen Küsten der Nord- und Ostsee, während umgekehrt der Hut des rysseler Fischers (19. 1) die holländische Müze beseitigte. Es war ein rundköpfiger Hut mit ringsum schrägabwärts gestellter Krempe.

Fig. 19.

Trachten aus den Rheinniederungen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. (1. 2. nach Daniel Meisner: Sciographia cosmica; 3—5 nach Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt (1572—1618.)

Dieser Hut wurde zum Stammvater des wasserdichten „Südwesters", der in unseren Tagen so charakteristisch für die Seemannsgarderobe in allen Weltteilen ist. Ueber das Wams (19 3) s. Fig. 9. 6.

Fig. 20. Diese Abbildung ist in all ihren Figuren trefflich geeignet, uns einen Einblick in das Entstehen von Volkstrachten zu verschaffen. Von dem weiblichen Anzuge gehört nur weniges der zeitgenössischen Mode an, trozdem der Anzug im ganzen ihren Charakter nicht ver-

leugnen kann. Das männliche Kostüm steht der Mode noch fremder gegenüber; ausser den Pumphosen und Strümpfen (20. 3) stammt alles aus einer überlebten Epoche oder ist örtliche Zuthat. Die Kleidung des greisen Mannes (20. 9) ist, wie der Mann selbst, von hohen Jahren; für sich allein betrachtet stände nichts im Wege, sie dem Ende des 15. Jahrhunderts zuzuweisen; denn schon um 1490 war es üblich, die lange „Schaube" so zu gestalten, wie sie hier nach mehr als anderthalbhundert Jahren auftritt; schon damals hatte man den langen ringsum geschlossenen „Tappert" vorn herunter völlig aufgeschnitten und mit langen weiten Aermeln besezt, die mittelst eines auf ihrer Vorderseite angebrachten Schlizes sowol angezogen als frei herabfallend getragen werden konnten, auch das ganze Kleid mit Pelz gefüttert oder doch seinen Kragen als Ueberschlag von Pelz zu beiden Seiten des Aufschnittes herabsteigen lassen. Diese Veränderungen waren so gross, dass sie den Tappert nicht blos um seine alte Form, sondern auch um seinen alten Namen brachten.

Von nicht minderen Jahren war die Müze; in dieser Form wurde sie zuerst von Jagd- und Fuhrleuten sowie von Bauern getragen. Von Haus aus war sie ein Hut, denn sie hatte keinen angesezten Rand und war ringsum geschlossen; man pflegte den Hut untenher umzukrempen; der weiche Stoff, Filz oder Pelzwerk, erlaubte diese Umstülpung auf jede beliebige Weise, und so krempte man den Hut ringsum oder auch nur vorn oder nur hinten in die Höhe. Der Brauch, den Rand über die Augen vortreten zu lassen, hinten aber völlig aufwärts zu klappen, wurde für den besten befunden, und demgemäss gab man denn auch dem unteren Müzenteile seinen besonderen Zuschnitt.

Auch der kurze Rock hatte eine lange Vergangenheit hinter sich; wie der lange aus dem „Tappert", so hatte sich der kurze (20. 6) aus dem „Kittel" entwickelt. Unter Kittel verstand man einen Rock, der keinen angesezten Schoss hatte, sondern von oben bis unten im ganzen geschnitten war und von den Schultern an sich mässig erweiterte. Gleich dem Tapperte war auch der Kittel ringsum geschlossen und nur mit einem Brustschlize versehen oder auf einer Schulter zum Zuknöpfen eingerichtet; um den Leib wurde er mit einem Gürtel zusammengefasst. Dadurch, dass man den Kittel vornherab durchaus aufschnitt, verwandelte man ihn in einen Rock, und als solcher ging er in das 17. Jahrhundert hinüber, ohne sich in seiner Grundgestalt irgendwie verändert zu haben; nur der Stehkragen, der hoch genug war, um den Nacken zu schüzen, und nach vorn in schmale Klappen überging, war eine Verbesserung, die er unterdessen angenommen hatte.

Das älteste Stück jedoch unter allen waren die halbweiten unten offen stehenden Hosen (20. 6), jenes Stück, das uns gerade am modernsten

Fig. 20.

erscheint, dagegen so fremd in der Gesellschaft der alten Pump- und Schlumperhosen. Hätten wir nicht in einem niederdeutschen Moore ein Exemplar davon gefunden, das durch seine metallenen Beigaben sich unzweifelhaft als der Bronzeperiode angehörig erwies, wir würden in Verlegenheit kommen, uns ihr Dasein um die Mitte des 17. Jahrhunderts zu erklären. Es kann nicht bezweifelt werden, dass diese Hosen während des Mittelalters unter der niederdeutschen Bauernschaft niemals gefehlt haben, wenn auch keine abbildlichen Zeugnisse darüber vorhanden sind; der Bauer wurde damals nicht leicht einer Darstellung gewürdigt. Gleichwol waren die Hosen, die man vor allen andern als niederländisch bezeichnen muss, nicht sie, sondern die Pumphosen (20. 3) und diese blieben es auch noch das ganze folgende Jahrhundert hindurch.

Ebenso fand sich in der weiblichen Tracht Altes und Neues zusammengemischt, jedoch mit einer gewissen einfachen Ausgeglichenheit, wie sie dem friesischen Naturelle eigen ist. Da sah man noch das kurze Schnürmieder mit dem Brüstlinge (20. 4), das an anderthalb Jahrhunderte hinter sich hatte, neben den modernen Juppen verschiedenster Art. Die Juppen waren durchweg mit langen Schössen ausgestattet; die eine legte sich, mit einer Reihe von dichtgesezten Knöpfchen vornherab geschlossen, fest um den Körper und sperrte ihren Schoss auseinander, der mit der Schürze überbunden wurde (20. 5. 7); die andere stieg ohne Andeutung einer Taille über den Körper hinab; ihre Schösse waren rechts und links zurückgeklappt und im Kreuze zusammengesteckt (20. 1). Solche umgewendete Schösse kamen am frühesten in den Niederlanden vor; es waren die vornehmen Männer, die zuerst darauf verfielen, die langen Flügel ihres taillenlosen Rockes, durch die sie beim Gehen gehindert wurden, mit den Ecken nach Aussen zu schlagen und diese zusammenzuheften. Diese Neuerung wurde von den Franzosen aufgegriffen, weiter ausgebildet und am Anfange des 18. Jahrhunderts binnen kurzer Zeit allgemein in die Soldatengarderobe eingeführt. Den Brauch aber, den oberen Rock ringsum in die Höhe zu nehmen und in der Taille festzustecken (20. 2), nahmen umgekehrt die Holländerinnen aus der französischen Garderobe herüber. Entsprechend gemischt war auch die Halsbekleidung; die alte Mühlsteinkröse vertrug sich mit dem modernen Schurzrocke so gut, als ob beide von jeher zusammengehört hätten (20. 2), nicht minder der hohe stehende Leinwandkragen, der sich vor dem Halse auseinanderteilte, mit dem Brüstlinge (20. 4). Indes gehörten nur die Schossjuppe und das einfache weisse Kragentuch der Zeit nach zusammen (20. 5). Der Kragen kam mit und ohne Bündchen

---

Niederrheinische Trachten 1658. (Jacob Cats: Alle de Wercken soo Oude als Nieuwe. Amsterdam 1658.)

vor und wurde vor dem Halse mit einem Knopfe oder einer Nadel zusammengehalten; über Brust, Schultern und Rücken fiel er gleichmässig lang herab, gewöhnlich schlicht und mit glatter Fläche. Zwischen diesem modernen Kragentuche und der steinalten Kröse liess sich noch ein Kragen blicken, der schmal geschnitten, ringsum in wellige Falten gelegt oder in dichte Fältchen gepresst war; er senkte sich entweder völlig auf die Achseln herab (20. 1) oder starrte dicht unter dem Kinne frei über die Achseln hinaus; in lezter Anlage war er namentlich bei den Marktweibern zu sehen, die ihre gefüllten Eimer und Körbe, an einem Rückenjoche aufgehängt, feilbietend umhertrugen (20. 7); das Joch bedurfte eines freien Raumes zwischen Kragen und Rücken, um hier eingeschoben und aufgelegt werden zu können.

Im Lande der Huiken war ein langer Schulterkragen, der einem kurzen Mantel glich, zwar immer noch anzutreffen, doch bei weitem nicht so häufig, wie in den deutschen Reichsstädten, dabei auch meist nur unter älteren Frauen (20. 8). Er bestand aus einem dünnen weichen Leder oder feinem Filze, doch auch aus Tuch mit einem Futter oder einer Randverbrämung aus Pelz, und war stets mehr oder minder als Halbkreis zugeschnitten, dabei von glatter Fläche oder um den Hals in gleichmässig grosse Falten gelegt, die bis an den unteren Rand festgeheftet oder auch gepresst waren. Man trug den Kragen offen um die Schultern gehängt oder auch vor dem Halse geschlossen. Lange vor dem Anfange des 16. Jahrhunderts war er bekannt; doch wurde er erst gegen Ende dieses Zeitraumes zu einem Charakteristikum in der reichsstädtischen Frauengarderobe; man traf ihn dort häufig mit einem kleinen viereckigen Ueberfallkragen aus Pelz, sowie mit Armlöchern ausgestattet. Seine Bequemlichkeit und der sichere Schuz, den er gewährte, machten ihn so beliebt, dass er auf weiten Reisen oder kleinen Ausflügen ebensogut, wie bei kurzen Ausgängen in der Stadt angelegt wurde.

Zu der alltäglichsten Fussbekleidung in den Rheinniederungen zählten dicksohlige Pantoffeln ohne Fersenstück (20. 1. 4. 5. 8) und diese blieben es auch bis in unser Jahrhundert hinein; man konnte sie selbst an den Füssen festlich gepuzter Mädchen sehen. Ausser ihnen waren hauptsächtich Knöchelschuhe mit Spannstück und darüber verknüpften Fersenlaschen in Gebrauch (19. 2), sowie einfachere Schuhe, die über dem Riste zusammengeschnürt wurden. Ueber die Hauben (20. 1. 2. 5. 8) s. Fig. 14. 1–4, über den schüsselförmigen Strohhut (20. 7) Tafel 29. 2 und Fig. 18. 2. 3.

Fig. 21. Die beiden ersten Figuren tragen ein glattanliegendes Käppchen, das den ganzen Oberkopf bis gegen die Angenbrauen herab bedeckt. Es ist ein altes Muster von jener zierlichen Kopfbedeckung, die auf den nordfriesischen Inseln, namentlich auf Föhr, bis in das

19. Jahrhundert hinein einen Teil der einheimischen Volkstracht bildete. Solche Käppchen hatten einen kreisrunden Zuschnitt; wie man sie in der lezten Zeit trug, bestanden sie aus einer Einlage von steifem Stoffe und einem Ueberzuge, der sich in seiner hintern Hälfte aus Scharlach, in der vorderen aus weisser Leinwand und einem geometrischen Muster in halber Mondform über seinem Scheitel zusammensezte. Es ist wahrscheinlich, dass diese Stickerei erst aufkam, als man aufhörte, die Zöpfe um das Käppchen zu wickeln, wie es im 17. Jahrhundert geschah. Das Haär wurde damals gescheitelt, jederseits in zwei Schichten tief über die Ohren herabgenommen, dann zurück- und aufwärts geschlagen

Fig. 21.

Niederrheinische Kopfbedeckungen um die Mitte des 17. Jahrhunderts. (Jacob Cats: Alle de Wercken soo Oude als Nieuwe. Amsterdam 1658.)

und am Kopfe wieder festgesteckt, seine mittlere Partie aber in einen Zopf verwandelt und dieser so oft es anging um das Käppchen geschlungen. Das Ordnen des Haares in Zöpfe war altfriesische Sitte, deren schon die frühesten Rechtsbücher gedenken. Ein Käppchen anderer Art (21. 5) mit abgeflachtem Boden und oben etwas enger, als unten, scheint nur den Dienst eines Hauskäppchens versehen zu haben.

Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war auf den Köpfen französischer Damen ein eigenartiges Häubchen zu bemerken, das seine Trägerin als Witwe kennzeichnete. Es war, genau betrachtet, nur der Rest einer Haube (21. 3), denn es bestand lediglich aus einem

niedrigen Kopfe, der den Haarknoten auf das knappste umschloss, und einem weiten Schirme, der einer umgewendeten Schüssel gleich sich ringsum niedersenkte. Der Schirm war in seiner vorderen Hälfte derart ausgeschnitten, dass er in der Mitte eine Schniepe bildete, die sich in die Stirne niederdrückte, wobei rechts und links der Schniepe das Schläfenhaar unbedeckt blieb. Den hinteren Teil des Schirmes liess man frei in den Nacken steigen, doch nicht immer; ebensooft drückte man ihn mit seinen beiden Ecken in die Wangen herein und hielt ihn hier mit einer eingelegten elastischen Feder fest. Man fertigte die Haube durchweg aus schwarzem Tuche oder Sammet mit einer weissen oder silbernen Borte am Rande. Es war eine sehr gut kleidende Tracht, die sich lang in Mode erhielt. Durch den Anschluss der Schirmecken an die Wangen kam sie der „Stuarthaube" so nahe, dass man beide nicht sowol für verwandt, als für dieselbe Haube nehmen konnte. Wie wir seither an vielen Beispielen gezeigt haben, war diese Flügelstellung schon seit einem Menschenalter für die grossmütterliche Stirnhaube charakteristisch.

Die sonstigen Hauben (21. 10. 11) waren Produkte der Mode und ebensogut in Frankreich und England anzutreffen; wir haben bereits darüber gesprochen (Fig. 14. 1–4). Ein halbmondförmiger Spizenschirm, der diademartig vor dem Häubchen über dem gekrausten Stirnhaare aufgepflanzt wurde, gab Zeugnis von einem guten Geschmacke.

Die Bedeckung des männlichen Kopfes wurde immer ausschliesslicher dem Hute überlassen. Der Hut wechselte damals vielfach in der Form; man war auf der Suche nach einem neuen Muster, ohne es bis jezt gefunden zu haben. Indes lassen sich zwei Grundformen unterscheiden: flacher Kopf mit breitem Schirme (21. 4) und hoher stumpfkegeliger Kopf mit schmälerem Schirme (21. 6–8). Der breite Schirm schwang sich über den Schläfen in flachem Bogen empor, der andere aber stieg in flacher Schräge ringsum nach unten. Der entscheidende Schritt zu einer neuen Form geschah durch das Aufstülpen der Krempe; schon im vorigen Jahrhundert hatte man versucht, die gesenkte Krempe sich dadurch zum Höherstellen zu zwingen, dass man sie an einer Stelle mit einem schrägen Einschnitte zur Hälfte trennte, den so entstandenen Zipfel hinaufklappte und unter der Hutschnur durchsteckte. Damit ward jedoch nur wenig erreicht; man fand es für praktischer, die Krempe unaufgeschnitten an einer Stelle nach oben zu schlagen und am Hutkopfe zu befestigen, entweder, dass man sie daran feststeckte oder die Hutschnur durch zwei Einschnitte im Aufschlage zog und sie über demselben zusammenknüpfte. Dieses Aufklappen geschah beliebig hinten, vorn oder an der Seite und ebensowol bei dem hohen, wie bei dem niedrigen Hute. Doch blieb es nur dem lezten vorbehalten, zum Stammvater des kommenden Hutes zu werden; nachdem man des

einseitigen Aufstülpens müde geworden, klappte man die Krempe auf zwei und schliesslich auf drei Seiten in die Höhe. Damit war der „Dreispiz“ oder „Dreimaster“ fertig, der um 1740 anfing, alle männlichen Köpfe, ob sie Edelmännern oder Bauern angehörten, zu beherrschen.

Fig. 22. Die Interessen der Küstenbewohner sind auf dem festen Lande mannigfach gekreuzt und abgestuft, auf der See aber gleichartig. Die See erzeugt darum auch jene Gleichförmigkeit in der Tracht, wie wir sie an allen norddeutschen Küsten treffen. Alle Stücke sind bedingt durch das Meer und genau betrachtet nichts als Schuzmittel vor dem

Fig. 22.

Niederrheinische Trachten in der Mitte des 17. Jahrhunderts. (Jacob Cats: Alle de Werckon soo Oude als Nieuwe. 1658.)

wilden Elemente; manches, was noch heute getragen wird, war schon vor zwei und drei Jahrhunderten fast ebenso in Gebrauch. Auf unserm Bilde, das aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammt, treten schon die schweren plumpen Wasserstiefel auf, die hoch an den Beinen hinaufgehen (21. 4) oder sie völlig bedecken, und der lange, aus wasserdichtem Stoffe gefertigte Kapuzenrock, der vorn mit Schnüren zusammengebunden wird. Der wallende Bart, wie ihn unser alter Seebär trägt, stand patriarchalisch den kleinverschnittenen Knebeln gegenüber, die die Zeitmode am Kinn und auf der Oberlippe duldete. Der ganze Mann, wie er dasteht, weckt die Erinnerung an den alten Gözen

Swantowit, der mit herabhängendem Barte, das Haar nach Art der Wenden gescheitelt, von den Chronisten geschildert wird. Gestrählt herabhängendes Haar ist bei den Fischern auf Rügen noch heute anzutreffen.

Einen Ersaz für die Stiefel verschafften sich die Kahnführer und sonstigen Arbeiter, die mehr auf den Kanälen, als auf der See ihr Tagewerk vollbrachten, durch Hosen, von dickem, doch weichem Leder oder vielmehr durch Beinlinge, die oben um den Leib her an das Unterwams festgesteckt und überdies noch mittelst kurzer Oberhosen zusammengehalten wurden (22. 3. 5). Diese Oberhosen stiegen ziemlich hoch um den Leib, aber nur bis in die Mitte der Oberschenkel herunter; sie waren schon vor anderthalbhundert Jahren in Mode gekommen und unter mannigfachen Aenderungen noch bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts darin verblieben; doch hatten sie den beutelförmigen Laz verloren und dafür einen zum Zuknöpfen eingerichteten Schliz erhalten; auch die bauschige Wattierung war daraus verschwunden und höchstens durch ein steifes Futterzeug ersezt worden, über das sich der in Riemen zerschlizte Oberstoff ausspannte. Von all diesen Veränderungen blieben die Oberhosen, wie die Kanalarbeiter sie trugen, unberührt; selbst den geschwellt vorstehenden Laz hatten sie noch beibehalten. Den Oberleib bedeckte mit dichtem Anschlusse ein wollenes Hemd, das in die Hosen untergesteckt oder auch über sie herabgezogen wurde; in seinem Vorderteile war es kürzer geschnitten, als in seinem Rückteile, und dieses nebenbei noch durch einen Einschnitt am unteren Rande von jenem ein Stück weit getrennt. Umgekehrt wurde damals das Wams, wie die vornehme Welt es beliebte, vorn ein ansehnliches Stück länger geschnitten, als hinten. Der Rock, der über das Hemd zu liegen kam, unterschied sich in nichts von den bäuerlichen Röcken, wie sie überall in Deutschland schon im vorigen Jahrhundert getragen wurden.

Je entfernter dem Wasser, desto mehr näherte sich die Arbeitertracht der zeitüblichen Mode; ohne deren Auspuz und Uebertreibungen anzunehmen, nahm sie doch ihre Merkmale an. Die mässig weiten Kniehhosen, die unten offen standen (22. 6), die Stiefel, die mit ihrem Oberteile umgekrempt waren, die lange mit ihren Schössen im ganzen geschnittene lose Jacke gaben die Grundform für die nämlichen Stücke in der vornehmen, wie in der geschäftlichen Garderobe ab. Der weiche Bauernfilz mit dem flachen Kopfe und der breiten Krempe, die nach Belieben an einer Seite aufwärts gestellt wurde, war gleichfalls ein Geschöpf der Mode; auf den teueren Schmuck von Straussfedern, den die vornehmen Herren sich gestatten konnten, musste der Bauer freilich verzichten.

Wie wir schon bei Besprechung von Fig. 20 bemerkt haben, war ebenmässig in der Tracht der Bäuerinnen noch viel Altertümliches zu

finden; für sich allein betrachtet könnte manches Bäuerinnenkostüm aus dieser Zeit leicht zu dem Glauben verführen, dass es dem Anfange des 16. und nicht der Mitte des 17. Jahrhunderts angehöre; ja Spuren des 15. waren noch nicht daraus verschwunden. Hierher zählte namentlich die grosse Haube (22. 1), die aus gesteifter über ein Drahtgestell gelegter Leinwand gebildet wurde und zwar so, dass sie zugleich das Kinn umschloss; indes konnte dieser Kinnstreif auch zu einer Unterhaube gehören.

Fig. 23. Die hier unter 1–4 gegebenen Trachtenstücke gehörten der Zeitmode an; sie fanden sich indes gerade am Niederrhein so sehr

Fig. 23.

Niederdeutsche Kopftrachten und Kragen. 1—4 um die Mitte des 17. Jahrhunderts, 5—8 zu Anfang des 19.

mit den bürgerlichen Volkstrachten vermischt, dass ihre Besprechung, wenn auch an der Grenze unserer Aufgabe, doch nicht ausserhalb derselben liegt.

Ueber die Frisuren und Hauben haben wir uns bereits mehrfach geäussert (Fig. 15. 1–4; 21. 10. 11); wir können somit unsere Aufmerksamkeit dem Leibchen und dem Kragen zuwenden. Das Leibchen wechselte

im 17. Jahrhundert mehrmals seine Form; nur in einem blieb es sich getreu, in dem grossen Ausschnitte; dieser war beständig weit und vorn immer so tief, dass er die obere Hälfte des Busens völlig unbedeckt liess. Indes wechselte auch er, wenn nicht in der Grösse, doch in der Form; auf unserm Bilde ist er stets eckig und seine Veränderung wird nur durch den Leinwandkragen bewirkt, der aus ihm emporsteigt oder über ihn herabfällt. Seit 1650 ward das Leibchen mit dem Rocke, der vorn weit auseinanderklaffte, im ganzen gefertigt und um die Taille sehr eng geschnitten so dass es sich mit knappstem Anschlusse an den Körper legte, dabei ziemlich lang und etwas spizig gemacht, vornherunter ausgesteift und mehr oder weniger geschweift. Stand der Rock vorn offen, so wurde das Leibchen über die Brust herab mit Haken und Oesen oder mit Knöpfchen und Lizen geschlossen; im andern Falle aber geschah sein Verschluss im Rücken und zwar durch Schnürsenkel. Ueberdies wurde es um die Taille her durch ein seitwärts verschleiftes Band und nicht selten auch noch an seinem oberen Rande quer über die Brust her mit einer Spange zusammengefasst. Die Aermel waren um diese Zeit sehr weit, entweder vorn nur einmal oder rundum vielfach der Länge nach geschlizt und über einem hellfarbigem Futterärmel von Stelle zu Stelle bauschig gerafft. Unten standen sie offen und liessen ihren Unterärmel hervortreten; oben an ihrem Ansaze aber wurden sie stets von einem schmalen Achselstücke überdeckt.

Der Leinwandkragen war sehr breit und vielfach brettartig gesteift; er wurde weit auseinander und völlig auf den Körper zurückgelegt. Die Holländerinnen beliebten ihn schlicht und schmucklos, die Belgierinnen aber minder steif und mit Spizen gerändert. In solcher Form und Anlage liess der Kragen einen grossen Teil der Brust unbedeckt. Die Mode war indes nicht stark genug, um das Schamgefühl zu überwinden und gegen die Entblössung gleichgültig zu machen; und so kam neben dem Kragen noch ein weisses Kragentuch in Gebrauch (4), das über Brust, Schultern und Rücken fallend den Ausschnitt verdeckte und vor der Halsgrube mit einem Knopfe oder einer Nadel zusammengehalten wurde.

Ein Kopfpuz, der die friesischen Frauen als solche charakterisierte, sezte sich aus dem „Ohreisen“ und der „Fleppmüze“ zusammen. Unsere Abbildung lässt von dem Ohreisen wenig bemerken, weshalb wir hier auf seine zu Tafel 30 gegebene Beschreibung verweisen. Hier sei nur bemerkt, dass das üblichste Ohreisen ein schmaler kupferner Bügel von halbkreisförmiger Biegung war. An seinen Enden lief es in schmale Stiften aus, die entweder aufwärts gebogen waren und mit einem Knöpfchen endigten (5), oder scharf im rechten Winkel nach aussen gestellt und auf der Stirnfläche mit einem würfelartigen Plättchen benietet waren. Der Bügel diente dazu, eine kleine Untermüze fest-

zuhalten, indem er solche über dem Nackenrande her sowie an beiden Schläfen fest an den Kopf drückte. Die Müze, die darüber zu sizen kam, bestand aus durchscheinendem Stoffe, um die darüber sichtbar zu lassen, bei schlichteren Spangen aus Kattun mit einer Rüsche am Rande (6. 8), die sich über dem Nacken emporstellte. Bei Groningen wurde die Haube jederseits von einer grossen Schläfenrosette flankiert (5).

Zahlreich waren noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts hohe Aufsäze in Form von Cylinderhüten (7); man nannte sie nach ihrer Grösse bald „Rönn", bald „Huif". Sie hatten einen Ueberzug von feinem Stoffe mit Stickereien oder geperlten Kränzen und häufig war dieser Ueberzug auf ihrem Boden in strahlige Falten zusammengefasst.

Tafel 30. Diese beiden Kostüme, so befremdlich sie auf den ersten Blick wegen des Kopfpuzes erscheinen, können gleichwol die zeitgenössische Mode nicht verläugnen. Das Kleid, wie die erste Figur es trägt, fing etwa um 1820 an sich zu entwickeln. Die kurzen Taillen waren damals zwar schon längst vorhanden, blieben indes noch weiter in Gebrauch; sonst aber zeigten die Kleider sich so verschiedenartig gestaltet, dass die Schneider, um etwas Neues zu schaffen, sich bald zu einer Aenderung der Hauptformen entschliessen mussten. Das Charakteristische war vorläufig noch, wie gesagt, die kurze Taille. Das Leibchen sezte sich aus einem Brust- und Rückenstücke zusammen, die beide nahezu gleich gestaltet und an den Seiten durch Nähte verbunden waren; es wurde bald hinten, bald vorn zugeschnürt, der Verschluss aber durch ein darübergeschlagenes Zeugstück verdeckt. Sonst lag es glatt am Körper an und war in tiefem Bogen ausgeschnitten. Die Mode verlangte den Körper in diesem Ausschnitte unbedeckt; dies widersprach jedoch dem schlichten Naturelle der Friesinnen und sie übertrugen einem Einsaze von feinem Weisszeuge mit schmalem gerüschten Ueberfalle den Dienst eines Tugendwächters. Die Aermel waren ziemlich eng, doch an den Achseln in Puffen gerafft, dabei sehr lang und mit einem gerüschten Vorstosse über die Handwurzel ausgedehnt, umgekehrt aber auch sehr kurz, doch ähnlich gerafft. Der Rock endete über dem Fussknöchel und hatte einen geraden Abfall; hierin unterschied er sich wesentlich von den modischen Röcken; diese gehörten zum Geschlechte der Zwickelröcke und erweiterten sich geradlinig nach untenhin; dabei waren sie auch etwas länger. Dies war Hauptform; die Zahl der damals üblichen Nebenformen ging jedoch ins Unendliche; jeder Jahrgang brachte seine Eigenheiten. Und wie mit dem eigentlichen Rocke, so verhielt es sich auch mit dem Ueberrocke; von diesem gab es seit 1800 eine grosse Anzahl, die nach Form und Namen der Nationaltracht irgend eines Volkes entlehnt war. Die

Friesin, wie unser Bild sie zeigt, hatte sich für die sogenannte „Tunika“ entschieden. Genau betrachtet war diese Tunika nur eine Draperie, ein langer Schoss, der am unteren Rande des Leibchens angeheftet wurde. Was die Farbe anbelangt, so waren die weissen Kleider noch stark in Mode, nicht minder jedoch auch die lichtfarbigen, namentlich solche aus geblümelten Stoffen; man trug farbige Leibchen oder Tuniken zu weissen Röcken und umgekehrt.

Die Schuhe waren noch nach der Mode von 1800 tief ausgeschnitten und sehr niedrig, aber nicht wie damals vor den Zehen spizig, sondern rund geschnitten. Eine ähnliche Form zeigten die sogenannten „Pantoffeln“, denen indes keinesweg, wie sonst den Pantoffeln, das Fersenstück fehlte; der Grund des Namens lag im Stoffe; wie den Schuh aus Leder, so fertigte man den Pantoffel aus Stramin, der mit Seide oder Wolle ausgenäht war.

Bald nach 1820 begann eine tiefgreifende Umgestaltung der bisherigen Kleiderformen, welche etwa zehn Jahre lang währte, um dann wieder eine neue Richtung einzuschlagen. Die Taille, sonst auffallend durch ihre Kürze, nahm eine mehr gestreckte und eingeschweifte Form, sowie vor dem Leibe eine kurze Schniepe an. Der Halsausschnitt blieb dabei noch immer weit und tief; er wurde jezt aber durch ein seidenes Tüchlein fast ganz verdeckt, das man vorn kreuzweis übereinanderlegte und mit den Zipfeln hinten zusammensteckte (2). Der Zug der Mode ging dahin, die sonst engen Röcke nach untenhin auseinanderzuspreizen; diesem Zuge folgten die Friesinnen insofern, als sie den etwas verlängerten Schoss der Juppe über dem Gesäss unterpolsterten, wodurch er nach untenhin sich bauschig von dem Rocke abstellte. Den Rock selbst aber beliessen sie bei seiner alten Enge und Kürze. Die nach der Mode geschnittenen Aermel gingen dem Muster der „Schinkenärmel“ entgegen; doch waren in dem friesischen Kostüme solche noch nicht zu bemerken. Auch im Stoffe wie in der Ausstattung blieb es beim Alten und die hellfarbigen Kattune gaben noch ferner den Grundton an.

Am weitesten hinter der vorangehenden Mode blieben die Schuhe zurück; schon der niedrige absazlose Schuh hatte sich überlebt, erschien aber modern, verglichen mit einem Schuh zweiter Form, der so, wie er jezt noch getragen wurde, bereits vor mehr als hundert Jahren modisch gewesen war. Er hatte einen derben Absaz, eine über die Fussbeuge heraufsteigende Spannlasche und am Fersenstücke zwei Seitenlaschen, die über der Spannlasche mit einer Schnalle zusammengefasst wurden.

Troz ihrer Eigenheiten standen somit sämtliche Gewandstücke mit der älteren oder neueren Mode in Verbindung; was dem Anzügen ihren ausschliesslich friesischen Charakter gab, war einzig nur der Kopfpuz;

dieser Puz sezte sich aus mehreren Stücken zusammen. Alle Friesinnen, wenigstens soweit sie verheiratet waren, pflegten das Haar verborgen zu tragen. An einigen Orten hielten sie es zunächst mit einem wollenen Bande, dem „Streichelbande", zusammen, das sie mehrmals um den Kopf wickelten; an andern bedeckten sie es mit einer buntgeblümten Müze aus sogenanntem Schweizerziz oder Halbpiqué. Darüber sezten sie einen Bügel aus federndem Metalle, der, halbrund gebogen, sich um den Hinterkopf legte, und über den Ohren an die Schläfen klemmte. Dieser Bügel führte den Namen „Ohreisen" (Oorijzer), was darauf schliessen lässt, dass er ursprünglich aus Eisen bestand. Es war ein uralter Schmuck, der früher auch von Männern getragen wurde; schon den Angelsachsen, die nach England hinübergewandert, war er bekannt, denn es befanden sich viele Friesen unter ihnen; sie nannten ihn „Heafod-beah" (Kopfring). Um so auffallender muss es erscheinen, dass des Ohreisens sonst in keiner alten Beschreibung gedacht wird, und selbst in den so sorgfältig ausgeführten Manningabildern, von denen wir noch reden werden, sich mit keinem Striche angedeutet findet. Das Ohreisen war über Holland, Seeland und einen Teil von Flandern, sowie über das ganze west- und ostfriesische Gebiet verbreitet; doch blieb es im Laufe der Zeit weder bei seiner alten Form noch bei seinem alten Stoffe; wer nur einigermassen die Mittel dazu hatte, verschaffte sich ein Ohreisen aus Gold, und fast nur die dienende Klasse begnügte sich mit einem silbernen. Was seinen Formenwechsel angeht, so hat uns Fig. 23.5.8 bereits veranlasst, eine Andeutung darüber zu machen; auf unserer Tafel bemerkt man das rosettenförmige Schlussstück, mit dem der Bügel sich fest an die Schläfe drückte. Das Ohreisen hatte damals seine Grundgestalt verlassen und sezte sich aus drei länglichen gebogenen goldenen Spangen von getriebener Arbeit zusammen; die eine ging quer über die Stirn und drückte sich über der linken Schläfe ein (vergl. Taf. 37. 1); die beiden andern lagen rechts und links über den Ohren und kneipten die Wangen. In den Ohren hingen Zierate von Metall in Gestalt von langgezogenen Tropfen; doch gab es dergleichen auch in viereckiger Form, die kleinen Vorhängeschlössern ähnelten. In dieser Gestalt war der ganze Schmuck namentlich in Amsterdam zu sehen. Der einfache Bügel sass festangenäht auf dem Nackenrande der Futterkappe; samt dieser wurde er von einer zweiten Müze aus weissem Florstoffe, der „Fleppmützke", bedeckt, die ihn und die blumiggemusterte Untermüze durchschimmern und nur die Plättchen an den Wangen unbedeckt liess. Diese Tüllmüze wurde hinten über dem unteren Bügelrande geschnürt, so dass sie dem Kopfe sich rundum anlegte, sonst aber in freien Falten über die Achseln und den oberen Rücken fiel. Nach Belieben nahm man sie über den Schläfen empor und steckte sie oben fest.

In anderer Weise umgab das Ohreisen den Hinterkopf (2) und ging sich verbreiternd nach den Schläfen, wo es mit zwei Knöpfen von schöner Arbeit endigte. Von einem dieser Knöpfe zweigte eine Spange ab, die sich im Bogen vor die Stirne legte. Ueber die Fleppmüze kam eine weitere Müze von ebenfalls durchscheinendem Stoffe zu sizen; diese glich einer riesigen Muschel; sie umschloss den Hinterkopf, dehnte sich aber vor dem Gesichte zu einem fusslangen Schirmdache aus; an ihrem unteren Rande war sie durchaus mit einem handbreiten Spizenstreifen, der senkrecht abfiel, garniert. Solches luftige Gebäude gegen Unwetter zu schüzen, bediente sich die Friesin eines Hutes vom nämlichen Schnitte; dieser war aus feinstem Stroh geflochten und mit blumigem Kattune gefüttert, er wurde mit einem roten Seidenbande, das seinen Kopf umschloss, unter dem Kinne festgehalten.

Tafel 31. Diese Kostüme führen uns in die Gegend des Zuidersees. Der Frauenrock bestand aus dickem im Lande selbst verfertigten Wollstoffe oder Boye, nach welchem Stoffe der Rock „Boyenrock" genannt wurde; er war schwarz, hellgrün oder blau, häufig auch gestreift und unten mit Sammet gebordet. In Molkweerum (2) wurde er fast in seinem ganzen Umfange von einer dunkelblauen Schürze bedeckt; an anderen Orten war die Schürze schmäler. Ueber das Unterleibchen kam eine langschössige Juppe zu liegen, die glatt um den Oberkörper schloss; ihre Aermel waren eng, lang oder halblang, und wurden nach Belieben über die Armbeuge heraufgekrempt. An manchen Orten waren die Aermel sehr eng, unten offen und wurden hier mit einer Nestelschnur zusammengezogen. Oben war die Juppe in weitem Bogen ausgeschnitten und der Ausschnitt mit einem vor der Brust gekreuzten und untergesteckten weissen Tuche ausgefüllt. Bei Molkweerum trugen die Frauen ein Leibchen mit langen engen Armeln, die unten mit Sammet bordiert waren, um den Hals ein Band von schwarzer Seide, das den oberen Rand des Hemdes bildete, und an diesem Bande ein weisses mit roten Streifen karriertes Stück Leinwand, das über die Brust, solche in ihrer ganzen Breite bedeckend, herabstieg und unter einem Taillenbunde verschwand. Der breite Gürtel war an der ganzen Nordseeküste zu finden und bildete gewöhnlich den oberen Teil der blauen Wollschürze; er hiess das „Stückje" und bestand aus Leinwand mit einem karrierten Muster aus schwarzer oder roter Seide, oder aus buntem Kattune, und wurde im Rücken mit Haken zusammengefasst. Ueber das Brusttuch legten die Hindeloperinnen eine Weste von schwarzem Stoffe mit ganz schmalen Brustblättern, so dass sie unverschlossen getragen werden musste. Bei üblem Wetter wurde der Anzug noch durch einige Stücke vermehrt, die lediglich nur zum Schuze dienten; dazu gehörten ausser einem Halstuche, das vorn verschleift wurde, eine

eigene Bedeckung für die Vorderarme, sogenannte „Steck- oder Vormouven“ von filzartigem Stoffe und vorn mit Pelz gerändert.

Im friesischen Westen sezten die Bäuerinnen über ihre Fleppmüze (Taf. 30) einen topfartigen gelben Strohhut; dieser Hut mit seinem überhohen etwas aufgebauchten Kopfe und seiner abstehenden über den Schläfen emporgeschwungenen Krempe war sicherlich eines der wunderlichsten Exemplare unter den norddeutschen Kopftrachten; doch mochte er es von anfang an weniger gewesen sein, denn er hatte in dem männlichen Hute, der zu Beginn des 16. Jahrhunderts erschienen war, ein Vorbild. Dieser, damals ein Teil der niederländisch-spanischen Tracht, bestand aus schwarzem Filze, war aber nicht ganz so hoch, wie sein später Enkel, auch in der Krempe etwas schmäler und ringsum abwärts gestellt. Kleidsamer war die Kopfbedeckung bei Hindelopen. Die Frauen dortselbst flochten zuerst ihr Haar in mehrere Zöpfe, legten solche auf dem Scheitel zum Kranze zusammen und bedeckten sie mit einer Müze, die einen flachen Boden hatte; diese verbarg den ganzen Haarwuchs unter sich, ausgenommen zwei gedrehte Locken an den Schläfen. Darum knüpften sie ein weisses mit roten Streifen karriertes Tuch, das sie am Hinterkopfe derart verknoteten, dass seine Zipfel eine Art von Doppelschleife bildeten. Junge Mädchen beliessen es bei dieser Anlage; verheiratete Frauen aber legten das Tuch als abstehenden Schirm um die Müze und sezten oben auf deren Boden eine etwas gebogene Röhre, so dass solche ihren flachen Boden nach vorn über die Stirne wendete. Diese Tube war mit rotem Tuche überzogen, an den Seiten glatt, auf der Bodenfläche in Form einer Bandrosette.

Die Marsch der Friesen liegt zwischen Belgien und Jütland; nach den heutigen politischen Grenzen gehört der mit Westfriesland bezeichnete Teil dieser Marsch zu Holland. Wir haben gesehen, wie sehr das holländische Kostüm rückwirkend auf das nachbarliche innerhalb der deutschen Grenzen gewesen ist. Hier im deutschen Westen der Marsch sind wir ebensogut, wie den Rhein aufwärts, auf das Holländertum gestossen und es wäre vergebliche Mühe gewesen, das deutschfriesische Eigentum von dem holländischen auszuscheiden. Je mehr wir uns dem östlichen Teile von Friesland nähern, desto schwächer wird diese Vermischung und desto reiner tritt die altheimische Friesentracht uns vor Augen. Sie wirkt in ihrer Unverfälschtheit wie erfreuliche Sonnenblicke nach langem Nebel und Regen; unsere Augen und unser Geist können sich zur Beobachtung dieser Kostüme anschicken, ohne unaufhörlich durch fremde Moden abgelenkt und gestört zu werden. Diese günstige Gelegenheit bestimmt den Verfasser, dem ostfriesischen Kostüme eine eigene Besprechung zu widmen; er unternimmt seine Musterung mit um so grösserer Freude, als auch die Quellen, ob sie schriftliche oder

bildliche sind, sich in so reicher Fülle ergiessen, wie kaum sonst an einem Orte im lieben Vaterlande; selbst eine mittelalterliche Quelle hat noch nicht aufgehört zu tröpfeln und sogar die stygische Bronzezeit lässt ihre Gabe noch frisch aus den Gräbern und Mooren springen. Wenn der Verfasser hier ausnahmsweis bis in jene nebelhaften Tage zurückgeht und den alten Funden eine Besprechung widmet, so wird ihm jeder, der sich zu unterrichten sucht, um so dankbarer dafür sein, je weniger dieser Umweg von seiner Aufgabe selbst verlangt wurde.

Die Friesen sind der einzige germanische Stamm, der in den zwei Jahrtausenden unserer bezeugten Geschichte weder die alten Size noch den alten Namen gewechselt hat; so weit geschichtliche Kunde zurückreicht, finden wir sie am Strande der ruhelosen Nordsee. Bis auf den heutigen Tag hat der Kern des friesischen Volkes die geschichtlichen Hauptmerkmale des germanischen Aussehens bewahrt. Die Friesen sind durchgehends hochgewachsen; sie haben blaue Augen und blondes, nicht selten dunkelblondes Haar. Ernste Züge und ein scharfer Blick sind dem männlichen, feine Formen und helle Haut mit rosiger Färbung dem weiblichen Geschlechte eigen; so schildert sie schon Tacitus und so sind sie heute noch. Die Mehrzahl der Friesen ist mager; namentlich sind es die Inselfriesen; vielleicht, dass die zehrende Seeluft daran schuld ist. Breite Gesichtsformen und viereckigen Schädel mit sta ken Backenknochen hat der Strandfriese mit allen Bewohnern der Nordseeländer gemein; grünlich blaue Augen mit dunkelen langgebogenen Brauen sind ihm besonders eigen; und aus diesen Augen bricht ein scharfer weitdringender Blick, obgleich sie durch Schatten — denn Bäume sind auf den Dünenstrichen kaum da — und Windstille niemals geschont werden. Bei einem so zähbeharrenden Volke konnte die urwüchsige Roheit nur langsam unter den kulturellen Einflüssen verwittern; eine beiläufige Bemerkung, die sich in einer holländischen Handschrift aus dem Kloster Bursveld in Westfalen befindet, ist kennzeichnend dafür. Dieses Buch enthält einige gesellschaftliche Vorschriften, die im 15. Jahrhundert zum guten Tone gehörten, darunter folgende: „Du sollst die Butter nicht mit dem Daumen auf das Brot schmieren wie ein Friese.“ Die Redensart: „Frisia non cantat“ deutet auf ein unfrohes Gemüt. Das gleiche mochte von den Ditmarschen gelten, obschon deren friesische Abkunft streitig ist; was der sogenannte Presbyter Bremensis aus dem 15. Jahrhundert berichtet, ist wol kaum als Gehässigkeit aufzufassen: „De Dithmarschen Wiver, sagt er, sin alse wilte Deerte unnd alse grimmige Wulfinnen, se slaen dodt und bespotten den doden Lichamme.“ Es war sicherlich das Meer, welches das Küstenvolk in dieser rohen Ursprünglichkeit fest, aber auch frisch erhielt. Ein in Bildung abgeschliffenes Volk ist so gut, wie ein totes Volk; es ist für die Gegenwart brauchbar, doch

nicht für die Zukunft. Das friesische Volk steht auf sich selbst, und für die ganze Bevölkerung der nordwestdeutschen Tiefebene gilt noch heute der Spruch, der auf der Schauseite so manches norddeutschen Bauernhauses zu lesen ist: „Wat frag ick na de Lü: Gott helpet mi!“

Fig 24. Die Funde, die auf friesischem Boden gemacht wurden, geben uns die Möglichkeit, die kostümlichen Traditionen seiner Bewohner bis in die geschichtliche Frühzeit zurückzuverfolgen. Hier wird der Blick nicht mehr durch den dicken Nebel der Vergangenheit verfinstert; die alten Zeugnisse treten unmittelbar vor ihn hin, und es sind ihrer so viele, dass es kaum einer grossen Phantasie bedarf, um sie zu verbinden und sich ein Bild davon zu machen, wie die Leute einhergingen zur Zeit, als die Römer noch nicht ins Land gekommen waren, wie sie in den dunstigen Marschen, zwischen den erlenbewachsenen Moorbrüchen und auf den seeumbrandeten Dünen sich bewegten. Indem wir auf jene Funde zurückgehen, glauben wir der Sache selbst, um die es sich hier handelt, einen Dienst zu erweisen, denn sie erklären manches Stück aus späteren Jahrhunderten.

Auf dem Sandboden eines Torflagers bei Friedeburg in Ostfriesland hat man die Körperreste eines Mannes gefunden, die noch völlig bekleidet waren, und nach den sonstigen Stücken, die dabei lagen, der vorrömischen Zeit angehört haben mussten. Die Kleidung sezte sich aus Rock, Hosen und Schuhen zusammen. Der Rock bestand aus grobem gewalkten, nicht gewebten Zeuge; er hatte weder Naht noch Knöpfe und war nur mit Oeffnungen für Hals und Arme versehen. Die Hosen waren von gleichem Stoffe und oben mit einem Zugriemen umgürtet, der sie über den Hüften festhielt. Die Schuhe (2) hatten auf dem Spann einen Ausschnitt; auf der einen Seite dieser Oeffnung waren sie in einige Laschen zerteilt und jede Lasche war in der Mitte mit einem Schlizloche versehen. Die andere Seite hatte einen Besaz von Riemen, die durch die geschlizten Laschen gezogen, über dem Spanne vielfach gekreuzt und dann zusammengeknüpft waren, ausserdem einige Reihen von hübschen Zickzack- und Wellenmustern in durchbrochener Arbeit. Schuhe von ähnlicher Beschaffenheit wurden auch sonst noch in niederdeutschen Mooren aufgefunden (4).

Diese uralten Ueberreste haben die starkbesprochene Frage, ob die alten Deutschen Hosen getragen hätten, für die Bewohner der Nordseeküste in einer Weise gelöst, die keine Besorgnis, sie wieder erneuert zu sehen, aufkommen lässt. Das Klima macht die Einheit des Kostüms zu einem natürlichen Bedürfnisse; aus diesem Grunde dürfen wir auch die Hosen, die in Schleswig aus dem taschenberger Moore ans Licht gefördert wurden (1), als ein gewichtiges Zeugnis in dieser Frage betrachten, obgleich die Waffen und Geräte, zwischen denen sie

eingebettet lagen, den Verdacht nahelegen, dass sie auf einem römischen Leibe in den Sumpf gerieten. An dem oberen Rande waren von Stelle zu Stelle sechs breite Streifen in Schlingenform aufgenäht, durch die

Fig. 24.

Nordgermanische Trachtenstücke aus der geschichtlichen Frühzeit. 1 Hosen mit angenähten Strümpfen (gefunden im thorsberger Moore; 2. 4 Bundschuhe (Moorfunde); 3. 5—7 Schurzrock, Mützen und Mantel (gefunden in einem Baumsarge bei Vamdrup auf Jütland); 8 Elfenbeinschnizerei auf der kranenburger Kiste. (Ludwig Lindenschmit: Handbuch der deutschen Altertumskunde.)

ohne Zweifel der Gürtel gezogen wurde, der die Hosen oben am Körper festhielt. Unten an den Hosenbeinen aber sassen angenähte Strümpfe

aus feinerem Stoffe. Aehnliche Hosen, nur unten über den Knöcheln aufgeschürzt, finden sich auf einem der geschnizten Elfenbeintäfelchen verbildlicht, mit denen die sogenannte „kranenburger Kiste“ bekleidet ist (8).

Eine Körperhülle ganz anderer Art hat sich bei Vamdrup auf Jütland in einem vorrömischen Baumsarge gefunden und zwar ebenfalls auf einem männlichen Körper. Sie sezte sich aus Schurz, Mantel, Binden und Müzen zusammen. Der Schurz (3), ein grober Wollstoff, lag unter den Achseln her am Körper, und zwar vom Rücken her umgenommen, vorn übereinandergeschlagen und mit einem langen Riemen gegürtet. Ein kurzer Ansaz an den oberen Ecken liess auf Streifen schliessen, die den Schurz über die Achseln her festhielten. Der Riemen war mit der Mitte seiner Länge vorn aufgelegt, dann rechts und links nach hinten genommen, hier gekreuzt und schliesslich auf der Vorderseite verknotet worden, so dass er den Leib zweimal umgürtete, wobei er gleichwol mit seinen beiden Endstücken noch ziemlich tief über den Schurz herabfiel. Der Mantel (6) bestand gleichfalls aus grober Wolle und die kurzvorstehenden Enden der Fäden bildeten auf seiner Innenseite eine Art von Plüsch. Er war halbrund, über drei Ellen weit, eine Elle lang und mit einem Ausschnitte für den Hals versehen. Noch lagen in dem Sarge vier wollene Binden, zwei lange und zwei kleinere; vermutlich waren die grösseren Binden zur Umwickelung der Beine und die kleineren, jene festzuschnüren bestimmt. Den Schädel bedeckte eine halbkugelige Müze (7). Dem Gerippe zur Seite stand eine Schachtel aus Baumrinde; sie umschloss eine zweite Schachtel ohne Deckel und in dieser befand sich eine weitere etwa sieben Zoll hohe Müze mit flachem Boden (5). Es ist nicht zu bezweifeln, dass diese hohe Müze das urtümliche Muster für die Seemannsmüzen abgegeben hat, die uns abbildlich auf den Köpfen aller Matrosen aus späteren Jahrhunderten begegnen. Die Schachtel enthielt ausserdem noch einen kleinen Kamm und ein kleines Rasiermesser von Bronze. Der Kamm erinnert uns daran, dass gestrählt herabfallendes Haar noch heute bei den Fischern auf Rügen üblich und vermutlich als der Rest einer ehemals an den nordischen Küsten allgemein verbreiteten Sitte anzusehen ist. Auch von den Wenden ist bekannt, dass sie ihr Haar strählten und scheitelten. Von dem Brauche, den Kamm dauernd im Haare zu tragen, haben sich bis in unser Jahrhundert herein noch Spuren gefunden; im Braunschweigischen verschwand der Kamm erst in den dreissiger Jahren aus der männlichen Frisur. Ausser diesen Gegenständen beherbergte jener Sarg noch ein bronzenes Schwert mit massivem Griffe, sowie eine hölzerne mit haarigem Felle gefütterte Scheide, in die das Schwert eingesteckt war.

Fig. 25. Das älteste abbildliche Zeugnis, das uns über die friesische Tracht Aufschluss giebt, ist ohne Zweifel ein Fresko im Dome zu Münster, der im 13. Jahrhundert erbaut und ausgemalt wurde. Das Bild stellt eine Gabenspende für den Dombau durch die Friesen dar. Die Figuren sind überlebensgross, ermangeln aber gleichwol der Individualität, und das Kostüm ist auf seine Grundformen zurückgeführt. Nur an den beigeschriebenen Namen lässt sich erkennen, dass in jeder Figur der Vertreter eines friesischen Stammes dargestellt ist. Demnach müssen wir annehmen, dass es reiche Leute sind, was wir hier vor uns

Fig. 25.

Vornehme Friesen um 1270. 1 Repräsentant des Gaues Reiderlandia; 2 von Smalagonia; 3 von Füvegonia; 4. 5 von Hunegonia. (Nach einem Wandgemälde im Dome zu Münster.)

sehen, und keine Leute aus dem Volke, namentlich keine Bauern im heutigen Sinne. Der Bauer wurde im frühen Mittelalter nicht leicht einer Darstellung gewürdigt, wenn der Gegenstand des Bildes ihn nicht unbedingt erforderte; in biblischen Stoffen war er nicht zu umgehen; in weltlichen aber war es fast nur der „Sachsenspiegel", der ihn im Bilde festhielt. Die Ehre jedoch, die er ihm dadurch erwies, suchte er durch die Hässlichkeit, mit der er ihn ausstattete, wieder herabzumindern. Die damalige Kunst fand das Charakteristische des Bauerntums im Hässlichen, und je unwürdiger sie einen Menschen darstellte,

desto ähnlicher glaubte sie ihn einem Bauern zu machen; sie hatte kein Auge für den Adel der Linie bis in die Bewegungen der schweren körperlichen Arbeit hinein; sie erkannte in der Hässlichkeit noch nicht den schweren Ernst, den die Leute der Arbeit und des Entbehrens unverwischbar an sich tragen.

In unserem Bilde kommen nur Modetrachten zur Darstellung, alte und neue; doch stehen diese noch unvermittelt neben einander und die ältesten darunter könnten in gewissem Sinne als Volkstrachten angesehen werden. Der Zug des Mittelalters war ausgleichender Art; trozdem ein planvolles Vorgehen in kostümlichen Sachen durchaus fehlte und trozdem das Mittelalter in gewissem Sinne nur Kleinstaaterei war, so fand doch eine ziemlich gleichförmige Entwickelung der Tracht durch ganz Europa, den halbasiatischen Osten ausgenommen, statt. Die Einförmigkeit der Verhältnisse, der Mangel an geistiger Individualität, die Gleichheit der Massen, alles beherrscht von dem einzigen unabänderlichen Geiste der Kirche, bewirkten diese ausgleichende Uniformierung. Es waren die Friesen, die sich am hartnäckigsten diesem Zuge der Zeit entgegenstellten; vielleicht hat die unmenschliche Grausamkeit, mit der der Frankenkönig Karl der Grosse unter der Bevölkerung der Niederweser Civilisation und Christentum verbreitete, in dieser Gegend jene abgewendete Stimmung hervorgebracht, eine Stimmung, die heute noch nachzittert; die unentwegte Beibehaltung so vieler alten Stücke inmitten der modischen liesse sich dann als ein Ausdruck dieser Verbitterung erklären.

Auf unserm Bilde sehen wir die gewebten Langstrümpfe, die bis in die halben Oberschenkel oder noch höher hinaufreichten und an ein Gewandstück festgebunden wurden, das wie eine Schwimmhose aussah. Diese Strümpfe bedeckten zugleich die Füsse oder liessen die Zehen frei; oft waren sie noch kürzer und endigten unter den Knien. Neben den Strümpfen gab es noch die altgermanischen Unterschenkelriemen, obgleich solche als heidnisch verboten waren (5). Die Füsse steckten in Knöchelschuhen, die über den halben Spann herab aufgeschlizt oder ausgeschnitten waren. Schuhe anderer Art liessen die Zehen frei und das Oberleder versah nur den Dienst der früher üblichen Schnüre, um die Sohle am Fusse festzuhalten. Als Rock diente, stets gegürtet, die alte kurze, doch ziemlich weite Tunika mit engen Aermeln, die zumteile hinterwärts im Unterarme aufgeschnitten und verschnürt waren (4), oder ein nach der Mode bis auf die Füsse gehendes Gewand. Bemerkenswert ist, dass gerade der vornehmste unter ihnen, der solch einen Moderock sich zugelegt hatte, mit nackten Füssen einherging. Der Mantel war ziemlich lang und wurde auf der rechten Schulter zusammengeknöpft, wie es von altersher üblich gewesen; noch an keinem Mantel

war eine Kapuze zu bemerken, wie sie sonst wol schon seit dem 10. Jahrhundert vorzukommen pflegte. Im ganzen erinnert diese Kleidung noch an eine Stelle im Widukind (I. 9), die von den Sachsen vor zweihundert Jahren spricht. Hier werden lange Lanzen, kleine Rundschilde und als Kopfschuz stroherne Hüte erwähnt, ausserdem kurzgeschorenes oder auch bis über die Schultern wallendes Haar.

Die frühmittelalterlichen Künstler fassten alles im grossen und ganzen auf; sie schrieben gewissermassen ihre Bilder, aber sie malten sie nicht. So ist auch an diesen Gestalten keine Spur von Schmuck zu bemerken, und doch weisen mancherlei Anzeichen darauf hin, dass die Friesen von jeher dem Schmucke sehr zugethan waren. Schmuck ist so alt wie Kleidung, ja vielleicht noch weit älter. Eine sagenhafte Erzählung aus dem Jahre 1373 spricht von „habitu et ornatu Frisico“ und von der Verwunderung einer fremden Königin über die „Freeschen klederen und geschmuck“.

Auch Frauen haben auf dem münsterschen Dombilde ihren Plaz gefunden, jedoch ganz im Hintergrunde. Von ihrer Gewandung ist kaum mehr als das Kopftuch, der „Hoofdoek“, zu bemerken, eine Schuzhülle, die uralt und weit verbreitet war, die Urahne der „Hatte“.

Fig. 26. Das Buch, das uns diese Kostümfiguren überliefert hat, ist vom Jahre 1588 datiert. Die Kostüme indes weisen auf ein weit höheres Alter; sie tragen alle Merkmale des ausgehenden 15. Jahrhunderts an sich; kaum eine Spur von den Moden des 16. kommt an ihnen zum Vorscheine.

Die erste und vierte Figur stellen Männer in Jagdkleidung dar. Auf dem Oberkörper lag ein kurzes bequemes taillenloses Wams, das, vorn geschlossen, mit seinem grossen viereckigen Halsausschnitte über den Kopf herab angezogen und dann gegürtet wurde. Sein Schoss überschritt nur knapp die Hüften und war vor dem Unterleibe soweit zurückgeschnitten, dass die Schamkapsel unbedeckt blieb. Zum völligen Jagdanzuge gehörte die Kragenkapuze (4); seitwärts am Halse pflegte diese Art von Kapuzen einen Schliz zu haben, den man zuknöpfen konnte. Ihre Länge war nicht durchweg dieselbe; bald reichte sie mit ihrem Kragen kaum bis über die Achseln, bald tiefer bis in die halben Oberarme hinab. Das Wams samt der Kapuze war aus Frankreich nach Deutschland gekommen; dort hatten beide Stücke schon seit dem 11. Jahrhundert zur Tracht des gemeinen Volkes gehört; ihre Bequemlichkeit hatte ihnen den Weg zu den höheren Ständen und über die Grenzen hinüber sowie ein langes Dasein verschafft.

Die Müze, die Edelleute wie Knechte gewöhnlich zu dieser Kapuze trugen, hatte einen angesezten Rand, der durchaus oder doch nahezu gerade geschnitten war. Dieser gerade Schnitt machte ihn fähig, sich

beliebig auf- oder abwärts oder auch geradaus stellen zu können; gewöhnlich geschah lezteres mit dem Vorderstücke, das sich dann wie ein Schild über das Gesicht vorstellte, während das Hinterteil an den Müzenkopf hinaufgeklappt wurde. Dieser selbst hatte nur eine bescheidene Höhe und war entweder rundlich oder flach; der runde hatte an seinem Rande mehrere Ausschnitte, durch deren Zusammennähen er die richtige Form und Weite erhielt; der flache bestand aus einem runden Deckel und einem darangesezten Bunde. Solche Müzen wurden stets aus

Fig. 26.

Friesische Volkstrachten um 1500. (Cornelius Kempius: Documensis, de origine, situ, qualitate etc. Frisiae 1588.)

dickem Stoffe hergestellt, namentlich aus weichem Filze, für die Jagd aber aus kurzhaarigem Felle.

Unter den Schuhen mit ihren langen ausgestopften Schnäbeln bemerken wir noch die sogenannten „Trippen", welche die Schuhsohlen vor der Abnuzung bewahren sollten. Solche Trippen waren meist nichts weiter, als ein nach der Form des Fusses zugeschnittenes Stück Holz mit zwei Riemen an jedem Rande, die auf dem Spanne zusammengeknüpft wurden.

Der lange Stock, den der Jäger in der Rechten führte, erweist sich durch die kurze Gabel an seinem unteren Ende als ein Springstock; sein jagdgerechter Name aber lautete „Patt- oder Pulsstock".

Weit augenfälliger kommt der friesische Kostümcharakter an der zweiten und dritten Figur zum Vorschein. Die zweite Figur, ein Edelmann, tritt ebenfalls als Jäger auf und zwar in gegürtetem Leibrocke und mit der „Kapkagel" bedeckt. Beide Trachtenstücke galten als friesisch. Der Rock war ein auf der Brust geschlossener Kittel, der über den Kopf herab angezogen werden und demgemäss ein weitgeschnittenes Halsloch haben musste. Er kam jedoch auch als völlig geöffneter Rock und ohne Ausschnitt am Halse vor. In beiden Formen wurde das Kleid mit der Schwertkoppel um den Leib gefasst. Vom Gürtel abwärts war der Kittel vor dem Leibe sowol wie an den Hüften aufgeschnitten; die Hüftschlize hatte er mit dem Rocke gemeinsam und auch der Verschluss an sämtlichen Schlizen war bei beiden Kleidern der nämliche. Dieser bestand in Spangen, die in ziemlich gedrängter Folge aufgesezt waren; jede Spange bewegte sich zwischen zwei gegenübersizenden schalenförmigen Knöpfen; an dem einen sass sie mit einem Scharniere, den andern unterfasste sie mit einem Haken.

Die Kapuze wurde zur Müze verschlungen, mit dem Gesichtsschlize über den Kopf gezogen und mit ihrem Kragen vom Kopfe auf eine Achsel herabgestrichen. Um dem Schlize einen festen Anschluss um die Stirne zu geben, war er vermittelst eingelegter Schnürchen zum Enger- und Weiterstellen eingerichtet. Der Kragenrand zeigte einen Fransenbesaz oder statt dessen einen Schmuck von kleinen zierlich ausgeschnittenen Metallblechen. Der Chronist Emmius gedenkt dieser Kopfbedeckung mit den Worten: velamen ex tela lanea confectum et per cervices dependens; Kempius bezeichnet sie mit caputium caudatum (Taf. 32; 33).

Der Rock, wie ihn die Frau auf unserem Bilde trägt, war mit Ober- und Unterteil im Ganzen geschnitten und lag nur um die obere Brust her ziemlich passend an. Von den üblichen Röcken unterschied er sich durch seinen Mangel an dichtgeriefelten Längsfalten, die sonst durchgehends ein Charakteristikum der friesischen Weiberröcke bildeten. Sonst aber fehlte es ihm nicht an dem landesüblichen Schmucke. Der Schellengürtel hatte vor Jahren einmal zur grossen Mode gehört und zwar unter beiden Geschlechtern sowie bei Arm und Reich; man nannte ihn „Dusing" oder „Dupfing". Ausschliesslich aber der friesischen Frauentracht eigen waren die aus vergoldeten Plättchen und einem kugeligen Achselknopfe zusammengesezten Schulterspangen; sie bildeten einen Teil von langen Plattenreihen, die sonst über die Achseln hinweg vorn und hinten bis zu den Füssen hinabstiegen. Dieser Schmuck hiess „Scherssoen"; wir werden noch viel über ihn zu berichten haben.

Eine weitere Verzierung bestand in einer Nestelverschnürung, die links unter der Achsel sowol am Aermel wie am ganzen Rocke herab die hier offenstehende Naht zusammenhielt. (Fig. 27. 4.)

Die üblichste Kopfbedeckung der Friesinnen war die „Hatte", ein grösseres oder kleineres Tuch, das einfach übergehängt und wol auch unter dem Kinne hergenommen wurde. Es war ein uralter Kopfschuz; die Frauen auf dem Dombilde in Münster erscheinen durchweg damit bedeckt.

Der Schellengürtel sowie die Ketten über der Brust des Edelmannes erinnern uns an eine Stelle in der limburger Chronik; diese lautet; „Anno 1400 bis man schrieb 1430 war so ein grosser Ueberfluss an prächtigem Gewand bei Fürsten. Grafen und Herren, Rittern und Knechten, als vordem niemals ist gehört worden. Da trug man Ketten von 4 oder 6 Mark samt köstlichen Halsbändern, grossen silbernen Gürteln und mancherlei Spangen, auch mancherlei Bänder mit grossen Glocken von 10, 12, 15 und bisweilen 20 Mark."

Fig. 27. Auf diesem Blatte erscheint die weibliche Friesentracht in zweierlei Form, in altheimischer und in modernisierter. In der einheimischen Form (2. 4. 5) war der Rock mit „Liffstück" und „Schorten" (Ober- und Unterteil) im ganzen zugeschnitten und zwar ohne Taille, dabei mit mässigem Halsloche und passenden Aermeln versehen, die nach Belieben mit einem durchgehenden Schlize und einem Unterfutter eine bequemere Weite erhalten hatten (5). Nach der Mode verändert aber wies der Rock sein besonderes Leibchen auf (1. 3) und dies in zweierlei Mustern, die nichts, als die kurze runde Taille gemeinsam hatten. In der älteren Form hatte das Leibchen einen grossen viereckigen Ausschnitt (3), der die Schultern nur sehr mässig bedeckt liess; den Ausschnitt füllte ein Hemdchen aus, glatt oder feingefältelt, das bis zum Halse ging und diesen mit einer schmalen Krause oder gestickten Borte umfasste. Nach jüngerem Zuschnitte stieg das Leibchen selbst bis zum Halse empor. In beiden Fällen lag der Verschluss vorn, aber der Zuschnitt war nicht der nämliche. Bei dem ausgeschnittenen Leibchen bildete jedes Bruststück mit dem entsprechenden Rückenstücke ein Ganzes und beide Stücke hingen mit einem mehr oder minder schmalen Achselstege zusammen. Demnach hatte das Leibchen eine Naht mitten im Rücken und eine auf jeder Seite, die ziemlich weit nach hinten fiel. Das hohe Leibchen sezte sich aus zwei Teilen zusammen, die durch Achselnähte und eine Rückennaht mit einander verbunden waren. Durch Einschlagen und Abnähen, sowie durch Wattierung erhielten beide Leibchen einen passenden Siz auf den Körper. Man verlegte die Einnähte gern in den Rücken und liess sie rechts und links der Mittelnaht im Bogen über die Schulterblätter nach dem Kreuze hinabsteigen.

Die Aermel blieben auch bei den modernisierten Leibchen im allgemeinen noch anliegend, wie zuvor, erhielten aber durch Auspuz und Zusäze ein verändertes Aussehen. Das ausgeschnittene Leibchen wurde häufig mit Achselbauschen bereichert (3); diese kamen auf die Achselstreifen zu sizen und wurden an deren Rändern angenäht, so dass die Streifen völlig unter dem Ueberzuge verborgen lagen. Ausserdem kamen für beide Leibchen noch weite nach untenhin sich trichterförmig öffnende Aermel zur Verwendung, die im Oberarme an die engen Aermel befestigt wurden. Solche angesteckten Ueberärmel ge-

Fig. 27.

1 2 3 4 5

Friesische Trachten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. (Cornelius Kempius: Documensis de origine, situ, qualitate etc. Frisiae. 1588.)

hörten nicht völlig zur eigentlichen Modetracht und blieben auf Niederdeutschland beschränkt; man fand sie auch den Rhein hinauf und wir sind ihnen in der kölner Frauentracht schon einmal begegnet (Fig. 9. 7). Auch Ocka Scharlensis spricht von diesen Aermeln: „Ende waart, dat zy steek Mouven droegen, waren ze met grote zilveren Haken tot aan de ellebogen vercierd.“

Im Gefolge dieser modernen Röcke befand sich auch die breite Schürze; die einheimischen Schürzen waren nur schmale Streifen von

Leinengebilde, die man ohne Verschnürung unter dem Gürtel anheftete. Die modernen Schürzen hatten einen grösseren Umfang, doch verschiedenen Zuschnitt; einmal waren sie rechteckig (1), ein andermal nach ihren oberen Ecken hin verbreitert (3), so dass sie mit diesen Eckzipfeln über die Hüften weggingen.

Mit solcher Abänderung in moderner Richtung blieben jedoch damals noch die Schuhe verschont; wie das männliche trug auch das weibliche Geschlecht seine Schnabelschuhe noch ebensogut, wie in den Tagen der Grossmütter. Der Frisur sowie der Kopfbedeckung gedenkt der alte Kartograph Gerhard Mercator mit folgenden Worten: „Sie fassen alle ihre Hauptziehrte hinten in einen Locken (Flechte) zusammen, umbwickeln denselbigen mit vielen verguldeten und übersilberten Ringlin und hengen ihn also uber den Rucken hinab (4); brauchen zur Zeit dess Sommers dünne und zahrte Haarhauben (Neze) von rother Seyden mit Silber geziehrt (1), im Winter aber besondere Hauben von grünem Tuch (5), mit welchem sie das gantze Haupt dermassen überziehen und bedecken, dass man ihnen nichts als die Augen sehen kan (2) und werden solche Haupthauben „Hatte“ von ihner genent.“ Mit den weiten Ueberärmeln waren auch einige Kopfpüze von Holland herauf in das Land gekommen. Der eine Puz bestand in einer Haube, die mit ihrem Kopfe hinten in einen Doppelzipfel überging (vergl. Taf. 25. 1) oder hier mit einem solchen benäht war (vergl. Fig. 16. 2); die beiden Zipfel pflegte man rechts und links nach vorn zu nehmen und frei über die Brust herabhängen zu lassen oder hier zusammenzustecken (3). Mit dieser Haube zugleich oder auch ohne dieselbe wurde der schüsselförmige schwarze Strohhut getragen, der damals im holländischen Frauenkostüme eine so grosse Rolle zu spielen begann (vergl. Fig. 18. 2. 3, 19. 7). Ein Hut zweiter Form glich völlig unseren heutigen Sommerhüten von Stroh (1); er wurde denn auch nur in der warmen Jahreszeit über das Haarnez aufgesezt; im Kopfe war er ganz flach, in der Krempe schmal und gerade abstehend; rückwärts an ihn angeheftet fiel ein langer Zeugstreifen frei über den Rücken hinab; vermutlich wurde dieser Streif in der nämlichen Weise verwendet, wie der lange schmale Kapuzenzipfel (vergl. Taf. 34. 1), und gelegentlich um den Hals und den unteren Teil des Gesichtes gewickelt (Fig. 30. 1. 2).

Ein äusserst wertvoller Schaz von kolorierten Abbildungen friesischer Trachten aus der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert hat sich in der alten Bücherei des Grafen Edgard zu Innhausen und Knyphausen vorgefunden und wurde von der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden im Jahre 1893 veröffentlicht. Der erste Besizer dieses Schazes war ein friesischer Häupt-

ling, namens Unico Manninga, der im 16. Jahrhundert lebte. Dieser Mann muss ein heller Kopf gewesen sein und für alles, was um ihn her vorging, einen teilnehmenden Sinn gehabt haben. Er legte eine Hauschronik an und sammelte darin nicht blos schriftliche Notizen, die für die Geschichte von Ostfriesland von hohem Werte sind, sondern auch Abbildungen von friesischen Trachten, wie sie nicht blos zu seiner Zeit, sondern schon in den Tagen seiner Grosseltern in Ostfriesland heimisch waren. Damit bewies er, dass er seiner Zeit voraus war, dass er auch in den Kleidern ein Charakteristikum des Menschen erkannte und sie für wertvoll genug hielt, um sie abbildlich auf die Zukunft zu bringen. Das Schicksal hat denn auch seine löbliche Absicht nicht durchkreuzt und seine Sammlung unversehrt der Nachwelt überliefert.

Die Bilder sind in hohem Grade das, was sie sein sollen, Kostümbilder, die uns zwar nichts von der Person, aber alles von dem Gewande sagen, das sie trägt. Ihr Urheber stand dem Handwerker näher, als dem Künstler; er verfügte über seine festen Schablonen und Typen und deren Auswahl war gering; ein ganz kleiner Kostümwechsel musste aus der einen Figur eine andere machen. Die Farben sind schwer und mit vollem Pinsel nur so hingestrichen, aber von unzerstörbar scheinender Dauer; angesichts ihrer Frische möchte man fragen: „wo ist der Maler, er warf eben den Pinsel hinweg!“ Gerade das Handwerksmässige in den Bildern ist von überzeugender Wirkung; man sieht, der Künstler war nicht im Stande, etwas anderes zu malen, als was er sah, für die Kunst ein Nachteil, für die Wissenschaft ein Vorteil. Die Bilder machen den Eindruck, als ob sie auf den Verkauf hin hergestellt worden wären; diese Vermutung wird durch den Umstand unterstüzt, dass die ganze Sammlung, Blatt für Blatt, noch zum zweitenmale vorhanden ist und zwar auf der darmstädter Hofbibliothek. Wenn sie dort bis heute sozusagen vergraben blieb, so ist die Ursache davon sicherlich in einem seltsamen Irrtume zu suchen. Die Blätter bilden dort einen Teil des berühmten „Thesaurus picturarum“, finden sich aber nicht an der gehörigen Stelle, sondern unter dem Sondertitel: „Phrygia orientalis“ in der Abteilung für das osmanische Reich eingeheftet. Wer da weiss, wie sehr die alten Phrygier den hochfarbigen Gewändern und dem überreichen Schmucke zugethan waren, wird solche Verwechslung begreiflich finden, kann aber auch am ersten diesem Irrtume unterliegen, zumal die friesische Kleidung nicht das geringste mit der zeitgenössischen Schliztracht der Landsknechte noch der launenvollen älteren Tracht gemein hatte. Daher mag es denn auch gekommen sein, dass selbst ein Mann, wie Hefner-Alteneck, diesen Kostümbildern in seinem Werke über „die Trachten des christlichen Mittelalters und

der Renaissance“ keine Aufnahme gewährt hat; als türkische Kostüme standen sie eben nicht in dem Bereiche seiner Aufgabe.

Ihr Urheber war allem Anscheine nach ein Praktiker im Sinne eines Lukas Cranach, der dem friesischen Patriotismus auf den Puls fühlte, und über das, was er malen musste, um Geld zu verdienen, völlig im Klaren war. Es wäre darum nicht unmöglich, dass die Sammlung auch noch an einem dritten Orte existierte; die modernen Erben der alten Büchereien wissen nicht immer, was darinnen steckt. Wenn nun auch Manninga nicht so sicher als der intellektuelle Urheber der Sammlung zu betrachten ist und er vielleicht die Ware nur mit seinem Firmenzeichen gedeckt hat, so ist deshalb sein Verdienst nicht geringer anzuschlagen. Seine Teilnahme hat er durch zahlreiche Anmerkungen bewiesen, die er eigenhändig auf den Rand der Blätter schrieb und die für uns nicht minder wertvoll sind, als die Bilder selbst. Auch sonst spricht manches Dokument von seinem Verständnisse für kostümliche Sachen, so unter andern die Bemerkung, die er über die Abbildung eines adeligen Damenkostümes sezte: „Dewile ick spore, dat de olde vressche scmide (Schmuck) und kledunge voergeit (vergeht) und unse nakamelingen nicht weten schoelen, wo ern voerolderen gegan hebben, so hebbe ick dith alles laten afcontrafeiten und is my sulven von myn groete moeder sodane scmyde angearvet und nagelaten gewesen.“

Für die Annahme, dass der Maler die Sache gleichsam in Entreprise genommen habe, könnte auch der Umstand gelten, dass in des Chronisten Ubbo Emmius „Rerum Frisicarum Historia“, deren erster Teil 1596 erschien, sich eine Reihe von Kostümbildern in Kupferstich findet, die zum grossen Teile mit den Manningabildern übereinstimmen. An Genauigkeit im Einzelnen, an Kraft und Sicherheit im Ganzen zeigt der Stecher sich dem Maler augenfällig überlegen; dieser Umstand könnte uns zu der Vermutung bestimmen, dass der Stecher der Autor sei, der Maler aber nur der Kopist; Am wahrscheinlichsten aber ist, dass Maler und Stecher aus der nämlichen Quelle geschöpft haben, die uns verloren gegangen ist. Gleichwol blieben wir selbst im Falle, dass diese Meinung sich richtig erwiese, dem Maler hoch verpflichtet; er hat uns die Farbe überliefert, und wie die Form die eine, so ist die Farbe die andere Häfte einer Volkstracht.

Tafel 32. Bevor wir eine eigene Erläuterung zu dieser Tafel geben, wollen wir eine Stelle aus dem Buche „Waaragtige Beschryvinge van Friesland“ von Ocka Scharlensis (Scharlinger) hierhersezen, denn sie giebt ein Gesamtbild der friesischen Männertracht in kurzen Zügen und ist sehr geeignet, uns über manches aufzuklären, was in unserer Abbildung nicht gezeigt werden kann. Die Stelle lautet: „Zy droegen veel slegte Hozen, daar eenige gehakkelde boorden boven de Knien

op genaaid waren, die heel hoog inde middel opgingen; daar ze een kort lyvig Wambis (Wams) aan droegen, t'welk ze met grote haken an malkander haakten, daar ze een grote Paltrock met zeer diepe vouden meest aangaande de knibbel (Knien) lang over droegen, die zeer kort van overlyf was, hebbende regt voor de borst in maniere van een vierkante Borstlap een stuck, dat digt en vol met kleine voudekens getrokken ende met vergulde zilveren spangen bezet was en dat ook om den Hals en het neerlyf en voor en agter (hinten) van gelyken op't overlyf neergaande. Insgelgks waren de Mouwen (Aermel) ook zeer groot en wyd en met twe ofte drie regels gelyke zilveren vergulde spangen bezet. Dog de gemene slegte Edellieden, Ryke Burgers en treffelyke Huislieden, hoewel zy gelyke dragt en maniere van Kledinge en Paltrokken droegen, zo waren ze nogtans in de zilvere platen verscheiden, die zy lieden niet dan op't overlyf droegen, ook alleenig wit en niet verguld, uitgezondert zommige die ook de witte spangen voor neer opt overlyf lieten afgaan; maar alle droegen ze zilveren Gordels en die verguld zeer schoon na den tyd gemaakt; dog hoe treffelyker Adel, hoe de Gordels groter en geweldiger wierden gemaakt. zy droegen een part lege uitgesnedene schoenen (Schuhe) met zyden banden op det voet te zamen gebonden, zommige droegen ook hoge schoenen voor met een scherpen omgekromden tip in maniere als een klein Hoornken; en Edel en Onedel droegen gemeenlyk lege tinkede Hoeden, die hoog en schoon waren, gemeenlyk met twe ofte drie paar vergulde zilveren haken boven te zamen gehaakt ofte anderzins met zyden snoeren te zamen gereven."

Diese Beschreibung findet an unserem Bilde eine feste Unterlage. Die Hosen waren von elastischem Stoffe und mit Füsslingen versehen, also lange Strümpfe, die zugleich den Fuss mit bedeckten. Am Unterkörper fanden die Strümpfe hinterwärts ihren Zusammenschluss durch eine Naht, vor dem Leibe aber durch einen Laz mit wattierter Schamkapsel (vergl. Fig. 26. 1). Ihr gelegentlicher Schmuck bestand in gehäkelten Borten quer über den Knien und mitten über die Schenkel herauf. Zunächst auf den Oberkörper kam ein kurzes Wams zu liegen und über dieses ein langer Rock, der sogenannte „Paltrock". Es war dies ein bequemer Rock ohne Taille, der vom Halse bis unter das Knie hinabstieg. Nach Art der alten „Kittel", die um jene Zeit von allen Ständen getragen wurden, war er mit seinem Schosse im ganzen geschnitten und erweiterte sich schon von den Schultern an gleichmässig nach untenhin. Das Rückenstück ging oben in einen stehenden Kragen über, der den Nacken bedeckte. Eine Hand breit unter diesem Kragen, mitten im Rücken, begann ein in Längsfalten geschobener Einsaz, der bis zum unteren Rande hinabstieg. Möglich, dass nach

diesem Einsaze der Rock seinen Namen erhielt. Das Faltenstück war von Haus aus ein Produkt der weiblichen Mode während der lezten Hälfte des 15. Jahrhunderts; damals erschien es in den langen Frauenröcken sowol auf der vorderen wie hinteren Seite, wobei es seinen Anfang in der Höhe des unteren Busenrandes nahm. Man schnitt einen breiten Streifen aus dem Gewandstücke heraus und sezte einen andern Streifen von dem nämlichen Stoffe dafür ein, der breiter, als der Ausschnitt war, aber auf diesen passend zusammengeschoben wurde. Die so entstandenen Falten wattierte man oben ein wenig aus und sezte sie hier mit umgewendeter Naht, an den Seiten herab aber mit gewöhnlicher Naht in den Ausschnitt. Das Bruststück des Rockes war glatt, bestand jedoch, da der Rock vorn geöffnet war, aus zwei Blättern. Im ganzen wurde es, abgesehen von dem Kragen, ebenso geschnitten, wie das Rückenstück, so dass die Verbindungsnähte auf die Seite fielen. In diese Nähte wurden die Aermel eingesezt, der Stoff jedoch, um eine Faltenanhäufung zu vermeiden, an den Achseln etwas ausgeschnitten. Die Aermel reichten bis zur Handwurzel und waren namentlich im oberen Teile sehr bequem. Für die rauhere Jahreszeit beliebte man den Rock mit Pelz gefüttert und an allen Rändern, selbst über dem Kragen her, mit Pelz verbrämt. Man schloss ihn mit einem Gürtel, wobei die Brustteile etwas übereinandergriffen (Fig. 28. 3), und sezte den Gürtel ziemlich hoch um die Taille, so dass der Rock im Oberleibe ein wenig kurz erschien (vergl. Fig. 32. 2).

Der für die Edelleute bestimmte Rock war in der Hauptsache ähnlich zugeschnitten, aber schmuckvoller ausgestattet. Der faltige Rückeneinsaz fehlte ihm; dagegen hatte er einen überfallenden Schulterkragen und statt des Pelzstreifes an den vorderen Kanten, der ihm ebenfalls mangelte, sowie an den Schlizrändern seitwärts unter den Hüften je zwei Reihen von ovalen silbervergoldeten Knöpfen in Schalen- oder Muschelform. Jedes Paar solcher Knöpfe, das sich gegenüberstand, wurde mit einer Spange zusammengehalten, die an dem einen Knopfe im Scharniere ging und am Halse des andern sich einhakte. Zwei oder drei solcher Knopfpaare waren dann wol auch, wie Ocka Scharlensis berichtet, vorn an den Aermeln angebracht. Unsere Abbildung lässt hier diesen Schmuck vermissen, zeigt dafür aber etwas spizig geschnittene Aufschläge, unter denen der gekrauste Saum der Hemdärmel hervortritt. Zu diesem Rocke fügte man einen viereckigen Schulterkragen, der fast bis zum Gürtel reichte und oben mit einem stehenden Kragen oder, falls die Abbildung richtig gedeutet wird, mit einer kleinen Kapuze versehen war; er wurde als Sonderstück auf der rechten Schulter mit einer Riemenzunge und einer Schnalle geschlossen. Vermutlich ist unter diesem Ueberfalle der „vierkante Borstlap“ zu ver-

stehen, von dem Ocka Scharlensis spricht, oder die „cleyn vierkant wollen doeksken", deren Winsemius, ein anderer friesischer Chronist, gedenkt.

Der Gürtel oder „Gordel", in Nordfriesland auch „Bjalt" oder „Bealt" genannt, kam in zweierlei Art vor. Für gewöhnlich war er ein langer Riemen aus Leder oder Tuch und nach Vermögen mit Goldstickereien verziert, mit Metallplättchen oder im Vierpasse angeordneten Perlen, ja selbst mit Edelsteinen besezt. Sein Verschluss geschah mitten vor dem Körper mit einer Schnalle. Der Gürtel zweiter Art war eine sogenannte Schartenkette und in seiner ganzen Länge aus vergoldeten Silberplatten zusammengesezt, die mit Scharnieren aneinander hingen. Die Friesen waren grosse Freunde von schmuckvollen Gürteln; da gab es Gürtel von sechs Fuss Länge mit gegossenen Silberschnallen von sechs Daumenbreiten (vergl. Fig. 31. 1. 3. 4).

Die Schuhe waren „Schnabelschuhe", nämlich Schuhe mit langen nach aufwärts gekrümmten und ausgestopften Spizen, wie sie das ausgehende Mittelalter beliebte. Sie bedeckten mit dem Oberleder den Fuss durchaus bis über die Fussbeuge, mit dem Fersenstücke bis unter die Knöchel. Selbst Edelleute trugen so geformte Schuhe nicht immer von Leder, sondern auch von Holz. Der Holzschuh war an den Nordseeküsten allverbreitet und ist es heute noch, weil Holz ungleich widerstandsfähiger gegen das Meerwasser ist, als Leder. In den alten Abbildungen erscheinen die Holzschuhe stets von weisslicher Farbe; daraus ist zu schliessen, dass sie, wie es eben noch geschieht, abgeseift und mit einem weissen Pulver eingerieben wurden. Und wie sie noch jezt in ihrer Sauberkeit der Stolz jeder friesischen Arbeiters- und Bauersfrau sind, so werden sie es auch damals schon bei den vornehmsten Leuten gewesen sein, denn diese trugen sie vielfach mit silbervergoldeten Plättchen und selbst mit Perlen und Edelsteinen ausgeschmückt.

Das Haar trugen die Friesen im Mittelalter und selbst noch während des 16. Jahrhunderts im allgemeinen ungeschoren über Rücken und Schultern fliessend und über der Stirne gescheitelt; so berichtet Cornelius Kempius in seiner Schrift: Documensis, de origine, situ qualitate etc., die 1588 zu Köln erschien: „Crines erant intonsi et prolixi ad humeros usque, ut a tergo iis defluerent, qui utrimque a fronte discriminati pendebant". In den Abbildungen des 16. Jahrhunderts dagegen erscheint neben langem auch verkürztes Haar, das ungescheitelt vorn in die Stirn hängt. Vom Barte sagt der genannte Chronist: „Barbam rasitabant praeterquam superiore labro et nonnulli etiam eandem nutriebant". In den Bildwerken fallen die stattlichen Schnauzer auf; sonst erscheint dort der Bart entweder ziemlich lang und zugespizt

oder kurz und dann entweder rundlich geschnitten oder dicht unter dem Kinne mit einem geraden Schnitte gestuzt; in lezter Form war der Bart namentlich in der landsknechtlichen Zeit allgemein unter dem ehrenfesten Bürgertume zu sehen.

Unter den Kopfbedeckungen waren Kapuze und Hut die meistgetragenen; namentlich die Kapuze oder „Gugel" war im ausgehenden Mittelalter eine Bedeckung gewöhnlichster Art; die Friesen nannten die Kapuze „Kapkagel" oder „Kapkavel", und benuzten sie noch zu einer Zeit, da sie anderwärts bereits ausser Mode war, weshalb sie denn auch als ein charakteristischer Teil der Friesentracht im 16. Jahrhundert betrachtet werden kann. Die Kapuze hatte einen eigenen Kragen, der bald nur bis an die Achseln, bald bis zum unteren Brustrande ging. Doch waren es nur Bauern und Jäger, die sie in naturgemässer Weise anlegten, so dass das Gesicht ringsumschlossen aus dem Schlize schaute und der Kragen den Oberkörper bedeckte. Die Edelleute, deren Rock ohnedies mit einem Schulterkragen ausgestattet war, verschlangen sie zu einer Müze und sezten sie wie eine Zipfelkappe auf, wobei der in Falten zusammengeschobene Kragen aus dem Kopfbunde hervortrat und sich seitwärts auf eine Achsel herunterlegte. Derartig verschlungene Kapuzen wurden im mittelalterlichen Latein mit „caputia caudata" bezeichnet; sie waren in früheren Zeiten eine alltägliche Kopfbedeckung unter allen Ständen gewesen. Ein eigener Schmuck an den Kapuzen der friesischen Edelleute bestand in silbervergoldeten Zierblechen am unteren Kragenrande, die ungefähr wie Hagedornblätter gezackt und ausgeschnitten waren.

Wie die Edelleute mit der Kapuze, so bedeckten sich die Bauern mit dem Hute; dieser bestand aus rauhhaarigem Stoffe und war cylindrisch geformt, mindestens so hoch wie breit und oben flach. Untenher wurde er von einer Bräme umschlossen, die sich über dem Gesicht zu einem Schilde verbreiterte und ebensowol zur Handhabe wie zum Schattenspender umbildete. In den lateinischen Ueberlieferungen werden dergleichen Hüte mit „Pilea rostrata" bezeichnet.

Unter allen Stücken im männlichen Anzuge ist es dieser Hut, der unsere Aufmerksamkeit am meisten beschäftigt. Er war ausschliesslich nur ein Friesenhut und glich wenig den Hüten, wie sie anderwärts getragen wurden. Wir finden uns veranlasst, darüber nachzudenken, ob es nur die Form allein ist, die ihn so merkwürdig macht, und warum es nur der Bauer war, der ihn trug, und nicht auch der Edelmann. Dem Hute wohnte von altersher eine gewisse Symbolik inne; schon in der vorchristlich-römischen Zeit galt er als ein Freiheitssymbol; dies ist die Spur, der wir glauben nachgehen zu müssen. Ein freigelassener Sklave erhielt als Zeichen seiner Freiheit einen Hut. Das

Christentum, das es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Sklaven freizukaufen, nahm das Symbol an und seit Nero wurde die Sitte des Huttragens mehr und mehr verbreitet. Alle verfolgten Christen nahmen den Hut an. Damals hatte Deutschland noch keine Ursache, seine Freiheitswünsche durch äussere Symbole kenntlich zu machen. Aber die Zeit dazu kam mit der sozialen Ständegliederung; als das Rittertum sich dem Bürgertume feindlich gegenüberstellte, erschien auch in Deutschland der Hut auf den bürgerlichen Köpfen und das Hutmachergewerbe fing an zu blühen. Seit ihren Siegen über die österreichische Ritterschaft bedienten sich die Schweizer des Hutes als eines Freiheitssymboles; dieser Hut wuchs sich zu dem grossen, spizen, breitkrempigen Tyrolerhute aus, und bald reichte die Herrschaft des Tyrolerhutes über das ganze süddeutsche Hochgebirgsland. Als die Gegner die Gewalt dieses Zeichens über das Volk bemerkten, stellten sie den Hut ebenfalls in ihren Dienst und gerade die höchsten Würden und Aemter wurden symbolisch durch die Verleihung eines Hutes vergeben Es ist nicht befremdend, dass die Friesen, die nicht minder hartnäckig, wie die Schweizer, um ihre Freiheit rangen, sich dieses Symbol nicht entgehen liessen; doch war im deutschen Norden der breitkrempige Hut der alemannischen Gebirgsvölker nicht bekannt. Der nordische Hut war cylindrisch; vielleicht, dass die uralte Müze, wovon ein Exemplar in dem Baumsarge bei Vamdrup gefunden wurde, das Muster dafür abgegeben hatte. Die Krempe fehlte und der Hut bedurfte, um bequem auf- und abgesezt werden zu können, einer Handhabe; diese gab zugleich einen Schirm für das Gesicht ab. Es war gerade der freie friesische Bauer, der sich dieses Hutes bediente, während die Edelleute sich mit der Kapkagel zu bedecken pflegten. Wie wirksam alte Erinnerungen bleiben, auch wenn sie eingeschlafen scheinen, und wie sie bei Gelegenheit wieder zum Durchbruche kommen, ohne dass das Volk sich dessen bewusst ist, hat man noch in unserem Jahrhundert erfahren. Der runde Filzhut in seiner alten Form war in der ersten Hälfte dieses Zeitraumes von allen bürgerlichen Köpfen sogut wie verschwunden; da kam das Sturmjahr 1848; im Nu wachte die alte Ueberlieferung wieder auf; die Sehnsucht nach Freiheit fand in dem „Heckerhute“ ihr Symbol. Und der Heckerhut erschien auf den Köpfen der Freischärler und auf allen Barrikaden. Seitdem wurde der vornehme Cylinder zu einem konservativen Symbole und stellte sich dem Heckerhute feindselig gegenüber; damit verwandelte er sich in ein Schuzmittel gegen die Kugeln des Militarismus und es geschah ihm kein Unrecht, wenn er seit dieser Zeit mit „Angströhre“ bezeichnet wurde.

Tafel 33. Was die männliche Kleidung betrifft, so können wir hier auf die vorhergehende Tafel und ihre Erläuterungen verweisen;

zur weiblichen übergehend, wollen wir zuerst hören, was Ocka Scharlensis von ihr zu sagen weiss.

„De Vrouwlieden, so erzählt er, gebruikten overrokken zommige met zeer diepe, dog meestendeel met zeer kleine vouwen, dog geheel van boven tot beneden toe gehegt, daar uitgesneden overlyven op stonden, oven al met vergulde zilveren spangen bezet, zommige rond, zommige vierkant, waar in nogtans de Edele Vrouwen de Onedele in de veelheid der spangen te boven gingen. Zy hadden regt voor de borst een vierkante plaat van verguld zilver, daar eenige Beelden of andere frayigheid opgesteken was, andere droegen veel ronde stukken met verheven werk in maniere van een Roos, na dat een yder zimmelykheid hadde. De overlyven waaren voor met twe regels vergulde spangen en dat over de beide schouders weder neergaande bezet, die ook vor op de neerlyven tot op de voeten neder gingen en dan onder voorts rondzomme, zo dat ze met een groede overloed van zilver vercierd waren; en hadden ook zware vergulde zilveren Gordels om den middel, daar groote lange vyftigen (Rosenkränze, die aus 50 Korallen bestanden), zommige met zwarte, zommige met rode zilveren steenen vermengt aanhangende met ook een zilveren Meszen schede ende enn ronden zilveren knoop, daar Sleutels ofte Kayen aan hangende; ende waar't, dat ze hele Mouwen (Aermel) droegen, zo waren die ook van bo en tot beneden met zilveren spangen bezet, anderzins als zy steek Mouven droegen, waren ze met groté zilveren Haken tot aan de ellebogen vercierd."

Der erste Anblick der friesischen Frauenkleidung ist befremdlich und man kann dem alten Geographen Gerhard Mercator nur recht geben, wenn er sagt: „Das Weibsvolk hat an denen Kleydern, so von allen andern Nationen unterscheyden, eine besondere frewd." Wir sehen hier von den üblichen Röcken nur den Oberrock. Zunächst auf dem Körper aber lag ein schlichtes Unterkleid mit Aermeln, das für gewöhnlich eine Hand breit unter dem Oberrocke hervorsah. Das vornehme Mädchen auf unserem Bilde trägt ihr Kleid bis in die halben Unterschenkel verkürzt. Dieses Kleid hatte, wie auch der Unterrock, keine Taille, sondern wurde einfach durch den Gürtel über den Hüften zusammengefasst. Obgleich im Schnitte das einfachste, war es doch in der Zusammensezung ein kompliziertes Stück. Darüber giebt uns eine kurze Notiz von der Hand Unico Manninga's, die sich auf einem der oben erwähnten Originalbilder befindet, einen Aufschluss, wie wir ihn aus dem Bilde selbst nicht herauslesen könnten; sie lautet: „Dat laken was roet leydis (rotes Tuch von Leyden) alle 2 vinger breeth van een gesneden und wedder thosamen myth graue naede geneit." Es bleibt indes fraglich, ob damit die ganze Herstellungsweise genügend erklärt ist. Aus etwas späterer Zeit ist uns ein Verfahren überliefert,

von welchem das eben beschriebene nur die Einleitung bildet. Darnach wurden die Falten allerdings von Anfang an durch grobe Nähte in die gehörige Form gebracht und festgehalten; dann aber wurde das Kleid ausgekocht und aus dem heissen Bade sofort in einen warmen Backofen gelegt. Erst, nachdem es gut ausgetrocknet war, konnte man die Zwirnsfäden wieder herausziehen, ohne befürchten zu müssen, dass das Kleid sich in den Furchen seiner Falten wieder trenne; es war hier thatsächlich zusammengebacken. Da solche Faltenröcke Jahrhunderte lang durch ganz Friesland und selbst auf den Inseln alltäglich waren, so ist anzunehmen, dass sie auch allerorts auf die nämliche Weise hergestellt wurden. Man achtete selbst auf die Anzahl der Falten, denn auch diese war von einem altüberlieferten Brauche für jeden Stand vorgeschrieben. Das Kopfloch war nur so weit, als der Hals es nötig machte; doch liess es jederzeit vor der Halsgrube die ornamentierte Scheibe der Nadel hervorblicken, mit der das Unterkleid hier zusammengesteckt war. Um den Rock über den Kopf herab anziehen zu können, war er an der linken Seite mit einem Schlize versehen, der zusammengenestelt wurde; darüber unterrichtet uns Kempius in seinen friesischen Dokumenten: fissura tunicarum a sinistro latere (vergl. Fig. 26. 3; 27. 4). Die Aermel waren glatt, an der Achsel bequem, sonst aber ziemlich der Form des Armes entsprechend gebildet, und schlossen sich passend vor dem Handgelenke an. Daneben gab es noch, wie aus einer soeben angeführten Stelle des Ocka Scharlensis hervorgeht, für sich bestehende Aermel, die man beliebig aus- und anziehen konnte, ein Brauch, der schon im 13. Jahrhundert bekannt war, und sich mancherorts bis in die Neuzeit erhalten hat (vergl. Fig. 9. 1. 3. 7; 27. 1. 3); man nannte sie „Steckmouven". Zu diesem Rocke wurde mit Vorliebe rotes Tuch, wie man es aus Leyden bezog, verwendet, sonst aber auch grünes.

Unter keinem deutschen Stamme spielte der Schmuck eine so grosse Rolle, wie bei den Friesen; selbst die ärmste Frau musste wenigstens an Festtagen ihren Schmuck haben; eine reiche Frau aber erschien alsdann wie ganz in Goldschmuck gepanzert und ihr Kleid vermochte, ohne angezogen zu sein, von selbst aufrecht stehen zu bleiben. Man hatte zwei Arten von Rockschmuck, die man „Scherssoen" und „Esschart" nannte; die erste bestand aus Längsstreifen über das Kleid herab, die zweite aus einem Brustgeschmeide. Die Streifen des Scherssoen waren aus runden oder viereckigen Platten von vergoldetem Silber zusammengesezt. Gewöhnlich fingen die Streifen in Gürtelhöhe an und stiegen ringsum am Kleide herab, so lang es war. Ueber den Oberkörper kamen eigene Streifen zu liegen. Indes schlossen sich häufig die Streifen für Ober- und Unterkörper, soweit sie nicht unter die Arme fielen, in ganze Streifen zusammen, die über die Achseln weglaufend vorn

und hinten herunterstiegen und mit dem Gürtel überfasst wurden. Jeder Schulterstreif war oben auf der Achsel noch mit zwei kugeligen Knöpfen oder auch nur mit einem Knopfe besezt. Selbst die Aermel erhielten ihren streifigen Metallschmuck und ausserdem unten vor dem Handgelenke einen am oberen oder unteren Rande ausgezackten Ring, den man „Wylster“ nannte. Das Brustgeschmeide oder Esschart bestand aus Rundscheiben und Ketten. Die mittelste dieser Rundscheiben kam auf die Herzgrube zu sizen und war am grössten; gewölbt und im Inneren hohl vermochte sie zuweilen mehr, als eine Kanne Wasser zu fassen. Sie führte den Sondernamen „Span“, und wurde, wie unser Bild zeigt, wol auch allein und ohne planetarische Nebenscheiben angesteckt, aber nicht ohne eine Kette, die zwischen den Achselknöpfen hindurchlaufend über Brust und Rücken fiel.

Es würde ein Buch erfordern, sollte jedes Schmuckstück sein Recht erhalten und beschrieben werden. So ungern die Obrigkeit es sah, dass für Kleiderstoffe, namentlich für seidene, so viel Geld aus dem Lande geführt wurde, so bestand sie doch darauf, „dat all unze underdanen eer kinder na der olden freesschen wyze mit kledinge un sulver zigre.“ „Was de Frouwen up dem Lande an Goldt oder ander Geschmiede laten macken, dat scholen se fry aene Schattung dragen und gebruecken.“

Da bei den kurzen Röcken die Strümpfe gesehen werden mussten, so waren diese ebenfalls ein Gegenstand besonderer Sorgfalt, wenigstens soweit es sich um Staatsstrümpfe handelte; in solchem Falle wurden sie gleich dem Gürtel mit Schmuckblechen und selbst mit edlen Steinen und Perlen ausgestattet oder mit zierlichen Riemen in uralt germanischer Weise umwunden und die Riemen samt den Strümpfen durch ein verschnallbares Band oben am Beine festgehalten. „De winden umne de beenen, lautet eine Notiz Manningas, weren ungeuerlick, 9 of 10 ellen lank, ganz scmal, bauen an de kante mit golden passement.“ Noch gab es Strümpfe anderer Art, die mehr Strünke, als Strümpfe waren und keinen Fuss hatten, jedenfalls aber den vorderen Teil des Fusses unbedeckt liessen, weshalb sie denn auch häufig zugleich mit kurzen Socken getragen wurden. Die Schuhe glichen dem männlichen Fusszeuge; es genügt deshalb, wenn wir hier auf die zur vorhergehenden Tafel gegebene Erklärung verweisen. Ebenso verhielt es sich mit dem Gürtel.

Vom Kopfpuze lässt unser Bild nichts, als ein Haarnez und ein mondsichelförmiges Diadem bemerken. Der Schmuck hiess „Pael“; er bestand ebenfalls aus vergoldeten, in Scharnieren gehenden Silberplättchen, die nach beiden Enden hin sich verkleinerten, und schloss auf jeder Seite mit einen kleinen Ringe für das Band, womit man ihn

am Haare oder Neze befestigte. Häufig war in jeden Ring noch ein grösserer eingehängt, der an den Ohren herabbaumelte.

Tafel 34. Im allgemeinen trug man die Röcke lang bis über den unteren Wadenrand hinab und liess zugleich einen Streifen vom Hemde darunter hervorblicken; aber auch so blieben die Fussknöchel noch unbedeckt. Das Hemd war damals noch kein Futterstück im heutigen Sinne, was schon daraus hervorgeht, dass es in den Abbildungen nicht ausschliesslich weiss, sondern auch farbig und meist rot wie der Oberrock erscheint. Das Hemd war also ein wirklicher Rock und wurde als solcher im häuslichen Raume meist als einziges Kleid getragen. Es hatte, von dem Geriefel abgesehen, die Form des Rockes und lange, anliegende Aermel; unter der Halsgrube schnürte oder steckte man es zusammen und versäumte niemals die Scheibe der Hemdfibel über den Halsrand des Oberkleides hervorblicken zu lassen (2).

Die erste Figur auf unserer Tafel, vom Rücken gesehen, trägt auf dem „Schorten", dem unteren Teile des Rockes vom Gürtel abwärts, keine Schmuckstreifen und nur zwei davon auf dem „Liffstücke", dem Oberteile des Kleides, die unten mit dem Gürtel überfasst und oben, wo sie über die Achseln weglaufen, mit zwei kugeligen Knöpfen ausgestattet sind. Auch die Aermel zeigen keinen weiteren Schmuck, als nur den „Wylster" am Handgelenke; er ist mit einer gefältelten Manschette gefüttert, die unter ihm hervorblickt. Von der Frisur bemerken wir, doch nur zum teile, die gleichfalls mit dem Gürtel überfasste dicke Flechte, in die alles Haar zusammengedreht ist, sowie die vergoldeten Eicheln, die von Stelle zu Stelle aus ihr hervortreten und die drei wie langgezogene Tropfen oder umgewendete Blütenknospen geformte Zierstücke am unteren Ende. Dieser Schmuck war an einer Schnur befestigt, die mit in den Zopf eingeflochten wurde, und hiess das „Stukelbant" Näheres darüber unter Fig. 29. 3.

Die Kopfbedeckung war eine zusammengeschnittene Kapuze oder „Kapkagel"; auch die Frauen in Ditmarschen rugen diesen Kapuzenrest und der Chronist Neocerus gedenkt seiner mit den Worten: „Se dragen de Kagelen vorerst nicht lenger, men dat se ehren nakenden Halss jegen den Wint, kolde, Lucht, Hitte der Sunnen bedeckeden. Baven van den Hövede hengede ein Bandt, even der Varve, welchen se int Gordel stecken edder bissweilen ummet Hovet binden" (vergl. Fig. 30. 1. 2). Der Farbe nach bestand die Kopfbedeckung, wie unsere Frau sie trägt, aus Leder; sonst war der Stoff, wenigstens für die friesischen Frauen, grünes oder auch rotes leidensches Zeug; eine Urkunde vom Jahr 1437 spricht von: „$1^1/_2$ elle gruen leides tho een kavel" und eine andere vom Jahre 1475: „1 nyen gronen leideschen kagel." Bei Ortelius kommt der Ausdruck: „capitium ex panno viridi"

und bei Kempius: „ex panno colore rubeo aut viridi“ vor. Die Ditmarschinnen trugen ihre Kagel geteiltfarbig, rechts von schwarzem und links von rotem Tuche.

Wie die Kapuze, so waren auch die spizen Schuhe noch ein Rest aus dem 15. Jahrhundert. Doch hatten ihre Schnäbel sich verkürzt. Während die Schuhe sonst den ganzen Rist bedeckten, erscheinen sie bei den Frauen auf unserem Bilde tief ausgeschnitten; sie hatten demgemäss ein quer vor der Fussbeuge weglaufendes Spannband nötig, das sie festhielt. Das Band selbst wurde rechts und links mit einem rosettförmigen Knopfe an den Schuh geschlossen. In früheren Jahren waren wenigstens am modischen Schuhe mehrere solcher Querbänder üblich gewesen (Weiteres darüber Fig. 30. 1. 2. 5. 7. 8).

Unter den Gewandstücken bemerken wir eine Schürze. Die Schürze war damals noch keine Schuzhülle, die man bei der Arbeit anlegte, sondern ein Puzstück für die Festtage, und wurde aus diesem Grunde so zierlich wie möglich hergerichtet; sie bestand aus einem schmalen Streifen von Leinengebilde mit Fransen untenher, das oben mit dem Gürtel überfasst wurde. Den Schmuck sehen wir durch kleine Schellen vermehrt, die an Schnüren zwischen den Streifen des Scherssoen vom Gürtel herabhängen, zwei an jeder Schnur, eine in deren Mitte und eine am unteren Ende. Jede der oberen Schellen ist knospenförmig gebildet und scheint nicht zum Klingeln bestimmt gewesen zu sein. Dass dies jedoch bei den unteren Schellen der Fall war, lassen die Klöpfel erkennen, die aus ihrer Höhlung hervorblicken. Der Schellengürtel war im 14. Jahrhundert aufgekommen und um die Mitte des 15. Jahrhunderts wieder aus der vornehmen Welt verschwunden. Dass er sich bei den Friesen in das 16. Jahrhundert hinüberretten konnte, verdankte er sicherlich der ausnahmsweisen Vorliebe der Friesen für metallischen Schmuck. Diese Schellengürtel gaben dem Volkshumore willkommenen Stoff zu manchem Liedlein; wir besizen noch einige davon, die sogenannten Martinslieder; in einem derselben kommen die Verse vor: „Mare, de had d'r en gordel an, dar hungen wol dusend klokjes an, de klökjes fungen an to pingeln, lefe Engelkes fungen an to singen.“ Selbst auf den Ringen am Arme, den Wylstern, bemerken wir eine Schelle. Um den grossen Mittelschild auf der Herzgrube ordnen sich vier kleinere Schilde; zwei davon sizen oben vor den Achselgruben, und zwei, enger beisammen, unten in der Nähe des Gürtels, alle vier unmittelbar auf den Schmuckstreifen des Scherssoen, während sonst wenigstens die oberen auch an der Brustkette zu hängen pflegten.

Die Nationalfarbe der Friesen war rot und dies nicht blos unter dem weiblichen Geschlechte, wie unsere Abbildungen könnten ver-

muten lassen, sondern auch unter dem männlichen, wenigstens in der Staatstracht. Noch ist ein Bildnis von dem Friesenkönige Radbod, der im Jahre 734 starb, aus einem späteren Jahrhundert vorhanden, das ihn in rotem mit Gold bestickten Hemde darstellt. Indes muss das Rot aus dem männlichen Alltagsanzuge schon frühe verschwunden sein; dafür aber hat es sich in dem weiblichen bis auf den heutigen Tag erhalten. Wie gross der Verbrauch von rotem Flanelle namentlich zu Unterröcken noch heute ist, davon kann ein Blick überzeugen, wenn bei regnerischem Wetter die Friesinnen zu Markte ziehen. Abbildungen aus den vierziger Jahren in Eduard Dullers: „Deutschland und das deutsche Volk" zeigen uns namentlich die Ostfriesinnen noch vielfach in roten Oberkleidern; Rock, Leibchen, Brusttuch und selbst der Auspuz der Haube und die Umrandung des Strohhutes, alles ist rot. Und das Rot durchläuft alle Abstufungen vom gelblichen Mennigrote an bis zum braunen Karmine. Die rote Farbe der Gewänder war in Friesland geradezu ein „Volksseigen". Nächst Rot stand Grün in besonderer Gunst; rotes und grünes „Laken" aus Leiden wird am häufigsten genannt. Zu dem roten Rocke gehörte eine grüne Kapuze. Seltener wurde Rot und Schwarz zusammengestellt; Gelb und Blau kamen in Besazstreifen vor. Der Rock erhielt gewöhnlich unten einen andersfarbigen Saum, einen schwarzen in Hindelopen, einen gelben auf Helgoland, einen blauen in Saterland.

Fig. 28. Diese Abbildung ist sehr geeignet, unsere bis jezt gemachten Angaben über die friesische Kleidung aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu ergänzen und zu vertiefen. Der Schulterkragen, wie ihn die erste Figur aufweist, ist rundum in gleichmässige Längsfalten geschoben und oben er mit einem niederen Stehkragen in Form eines geschlizten wulstigen Streifens besezt. Derartige Schlizgarnituren waren in den landsknechtlichen Zeiten sehr beliebt; sie wurden in der Weise hergestellt, dass man einen Stoffstreifen mit kleinen Einschnitten versah, dann seiner Längsmitte nach aufs Doppelte zusammenlegte und mit beiden Kanten an das Gewandstück nähte. Auch die Achselnähte der Aermel verbrämte man mit derartigen Streifen; bei unserem Edelmanne sind sie glatt und unzerschlizt. Die anliegenden Aermel sind vornherab durchaus aufgeschnitten, in der Lücke mit andersfarbigem Stoffe unterlegt und über diesem Stoffe mit einer dichten Reihe von schmalen Spangen der Quere nach überspannt. Es sind die nämlichen Spangen, mit denen der Rock vornherunter geschlossen ist. Der Mangel an Farbe lässt es ungewiss, ob die Schlizöffnung wirklich vorhanden oder nur markiert war; die Randborten scheinen für das leztere zu sprechen.

Die Armbrust gehörte damals zu den Jagdwaffen, nachdem sie früher als Kriegswaffe ihre Dienste geleistet hatte; jezt nahm sie die

Stelle von Pfeil und Bogen ein. In den Holzschnitten, die Hans Burgkmaier zum Weisskunig geliefert hat, führen die Jäger bei weitem häufiger die Armbrust, als den Bogen. Ein „Armbrustschiessen" zählte zu den Volksbelustigungen, wie in unsern Tagen ein Schüzenfest. Es war erst die Feuerwaffe, die die Armbrust beseitigte.

Fig. 28.

1 2 3 4

Ostfriesische Trachten im 16. Jahrhundert. 1 Rock mit Kragen, Hosen und Kapkavel graugrün, Schuhe schwarz mit weissen Steinen, Schwertscheide karminrot mit gelbem Beschläge, Schwertgriff und Köcher eisenfarbig; 2 Ober- und Unterkleid hochrot, Haube und Strümpfe lederfarbig, Schuhe schwarz, Schmuckstücke gelb; 3 Rock grau mit gelbbraunem Pelze, Gürtel schwarz mit silbernem Beschläge, Hosen graugrün, Schuhe weiss, Hut schwarz; 4 wie bei Figur 2. (Ubbo Emmius: Rerum Frisicarum Historia 1616, die erste Ausgabe 1596; die Farben nach: Unico Manningas Hauschronik, herausgegeben von der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden 1893.)

Das gebogene Schwert war der sogenannte „Sahs" oder „Sax", eine uralte Waffe, die dem Volke der Sachsen ihren Namen gegeben haben soll. In der Frühzeit jedoch war der Sax nicht so gewichtig, sondern eher ein grosses Messer, wie er denn überhaupt aus dem Messer hervor-

gegangen war. Es ist wol zu bemerken, dass die Messer, die wir in den ältesten vormerowingischen Gräbern gefunden haben, keine gerade, sondern eine rückwärts gekrümmte Schneide haben.

Die Haube, wie eine der Frauen auf unserem Bilde sie trägt (2), war der Rest einer Kapuze, der nicht auf die Schultern reichte, aber mit einem schmalen Streifen um das Kinn herumging, so dass das Gesicht nur von den Wurzeln der Stirnhaare an bis zur Mundspalte sichtbar blieb. Auf diese Haube passen die Worte des Chronisten Kempius: „praeter os et nasum faciem fere abscondebat.“ Auch Neocerus scheint sie gemeint zu haben, indem er sagt: De kapkagel, welche ehr (der Braut) dat gantze höved unde Angesichte bedecket, dat se allein dardorch Atem halen und sehen kan.“ Dieser Kopfschuz wurde meist von den Weibern angelegt, „als ze bij ruw weder in't veld gingen, om de koeien to melken.“ Er ist nicht zu verwechseln mit jener Kapuze, die mit ihrem sonst in den Rücken fallenden Zipfel um das untere Gesicht genommen wurde (Taf. 34. 1, Fig. 29. 1. 2). Ohne Zweifel teilte sie ihren Schnitt mit der Kragenkapuze, die aus zwei ganz gleich gestalteten Seitenteilen bestand.

Im Sommer wurde ein Nez getragen (28. 4). Mädchen aus begütertem Stande umschlossen das Haar über dem Neze mit einem schmalen goldenen Reife oder einem Pergamentreifen, der mit Edelsteinen und goldenen Perlen ausgeschmückt war (vergl. 27. 12). Geringere Leute pflegten ihr Haar mit einer Schnur aus Leinen, geschwärztem Leder, roter Wolle oder Seide zusammenzubinden, damit es nicht in die Augen hinge; ja sie liessen sich an einem Filzreife genügen, der aus einem abgängigen Männerhute herausgeschnitten war. Dergleichen Haarfesseln, mochten sie nun hoch- oder geringwertig sein, wurden mit „Zeppel“ bezeichnet; dieser Name ist sicherlich mit dem mittelalterlichen „Schappel“ einerlei und lässt das Alter und die Abkunft des Reifes erkennen. Er war ausschliesslich nur ein Jungfrauenschmuck. Ueber die Haarflechte und ihren Schmuck s. Fig. 29. 3.

Fig. 29. Der „Pael“ (1. 13) war eine Art von doppelkeiligem oder halbmondförmigem Diademe aus Goldblechen, die mit Scharnieren beweglich aneinanderhingen und sich nach beiden Schläfenseiten hin verjüngten, um mit einem kleinen Ringe zu schliessen. Die einzelnen Plättchen hatten einen Besaz von Edelsteinen und Perlen; auf dem oberen Rande der mittleren Platte, die zuhöchst über die Stirne zu sizen kam, befand sich häufig noch ein kleinerer Aufsaz, von dem jedoch unser Bild nur das Befestigungsmittel sehen lässt. Durch die Ringe an beiden Enden wurden die Bindeschnüre gezogen. Der Name Pael oder Peel findet sich als eine Bezeichnung für Kopfschmuck noch heutzutage an der ganzen Nordseeküste; so wird in Jamund bei Köslin

selbst die Brautkrone, ein handbreiter Silberreif, auf dem sich ein fusshohes, mit Glas- und Flitterwerk bedecktes Drahtgestell erhebt, mit „Pail“ bezeichnet.

Jener schmale Reif, mit der die Jungfrauen ihr Haar um den Kopf festzuhalten pflegten (Fig. 3. 4), das „Zeppel“, zeigte sich in seiner schmuckvollsten Ausstattung vor der Stirne mit einem grösseren Schilde besezt (12), das an seinen Kanten abgetreppt, auf seiner Fläche mit Edelsteinen ausgelegt und unten mit einer Perle behängt war Ohne

Fig. 29.

Ostfriesische Schmuckstücke im 15. und 16. Jahrhundert. 1. 13 Kopfschmuck (Pael); 2 Schnalle und Endstück eines Männergürtels; 3 Haarschmuck (Stukelbant); 4 Strumpf; 5 Schuhschnalle; 6 Schulterknopf; 7 „gestrengeder“ Ring; 8 Ohrring (Orlink); 9 Schmuckring an einem Stukelbante; 10 Schuh; 11 Besaz eines Kapkavels; 12 Stirnschmuck eines Zeppels; 14 Brustschild (Span, Teil eine Esschart). (Unico Manninga: Ostfriesische Nationaltrachten, herausgegeben von der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden 1893.)

Zweifel ist unter dem Namen „Corona“, mit dem in den alten Schriften ein Kopfschmuck bezeichnet wird (aureas quasi coronas lapidibus pretiosis intextas), dieser den ganzen Kopf umschliessende Reif und nicht das Diadem zu verstehen (1. 13), das quer über die Stirne gepflanzt wurde.

Der Gürtel, von dem unsere Abbildung eine Schnalle samt Endbeschläge darstellt (2), erhielt sich in Friesland länger, als sonst in Deutschland, wo die französische Mode ihn beseitigte; ja er wurde durch

die friesischen Geseze eigens geschüzt. Es gab zwei Arten von Gürteln. Der ältere Gürtel bildete schon einen Teil der germanischen Tracht und bestand aus Leder oder Tuch; nach Vermögen war er mit Gold gestickt oder mit Metallplatten beschlagen; nach spätmittelalterlichem Brauche wurde er noch im 16. Jahrhundert mit Schellen behängt; solche Schellengürtel nannte man „Dupfeng". Andere Gürtel hatten keine Unterlage; die Metallplättchen hingen nur mit Scharnieren aneinander; Gürtel ähnlicher Art waren aus Schuppenringen zusammengesezt und wurden „Schartenketten" genannt.

Während sonst der Kleiderschmuck in seiner Ueberladung etwas Barbarisches an sich hatte, war der Haarschmuck, das sogenannte „Stukelbant", eines der zierlichsten Puzstücke, das man sich denken konnte. Wir haben schon bemerkt (Taf. 34), dass in den Zopf, in den man alles Haar versammelte, eine Schnur miteingeflochten wurde, die mit eichelförmigen Knöpfen, blätterig ausgeschnittenen Blechen und knospenförmigen Tropfen aus vergoldetem Silber behängt war. Die Eicheln traten, sich paarweise gegenübersizend, von Stelle zu Stelle aus der Flechte hervor, während die Knospen gewöhnlich zu dritt am unteren Ende der Flechte baumelten. So beschaffen war das Stukelbant in seiner einfachsten Form; in seiner reicheren (4) teilte sich die Schnur unten in vier Fäden und jeder Faden nach kurzer Strecke noch einmal in zwei Fäden. Sämtliche Fäden waren in feine silbervergoldete Röhrchen eingeschlossen und ausserdem in gleichen Zwischenräumen mit kugeligen Knöpfchen, Rosetten und blattförmig oder sonstwie ausgeschnittenen Zierblechen derart behängt, dass alle gleichgeformten Stücke in eine Reihe nebeneinander zu stehen kamen. Jede Schnur endigte unten mit einem freiherabhängendem Quästchen aus roter Wolle. Wenn nicht am Zopfe selbst, befestigte man dieses Behänge am Kopfreife, überfasste es aber durchweg mit dem Gürtel (Fig. 28. 2. 4; 29. 3. 4).

Bei den kurz geschnittenen Frauenkleidern waren die Strümpfe oder „Hasen" ein Gegenstand sorgfältiger Ausstattung und erhielten ebenfalls ihren Besaz von Zierblechen und selbst von Perlen und Edelsteinen (4). In dem Bildwerke von Manninga werden diese Strümpfe mit „gescackede Hasen" bezeichnet; über die Bedeutung dieses Beiwortes „gescaked" ist viel gestritten worden, ohne dass man zu einem Ergebnisse gekommen wäre; zuweilen findet sich dies Wort auf Schwerter- und Messergriffe, die ebenfalls mit edlen Steinen verziert waren, angewendet, so dass vielleicht dabei an „schecken" oder buntmachen zu denken wäre, einen technischen Ausdruck, der für solche Schmuckweise gebraucht wird.

Der Schulterknopf (4) war ein Teil des „Esschart" und schmückte gewöhnlich paarweise oder auch zu dritt aufgesezt (28. 2. 4) die wie

Hosenträger über den Oberkörper laufenden Schmuckstreifen auf der Höhe der Achsel.

Der Ring, wie ihn unsere Abbildung zeigt (7), wird in den alten Aufzeichnungen „gestrengeder Ring“ benannt. Auch der Sinn dieses Beiwortes ist bis jezt strittig geblieben; möglich, dass man sich darunter soviel als „nach Art eines Stranges“ gewunden, zu denken hat, also unter gestrengedem Ringe einen solchen, der aus Strängen oder Drähten zusammengedreht war. Unser Ring jedoch hat einen glatten Körper; aus diesem Grunde will man seinen Namen auch mit „streng“ in Verbindung bringen, was so viel wie festgemacht bedeutet, und einen geschlossenen Ring darunter verstehen. Ein Praktiker würde in solchen Fragen eher zu einem Resultate kommen, als ein Philologe.

Die Ohrringe (8. 9) wurden nicht immer in die Ohrläppchen eingehängt, sondern auch in die Schlussringe des Paels (vergl. Taf. 33), so dass sie vor den Ohren herabbaumelten.

Die nach Art von Weissdornblättern ausgeschnittenen Schmuckbleche (11) kamen an den Rand des männlichen „Kapkagels“ zu sizen (vergl. Taf. 33. 1).

Von dem runden Brustschilde (11) oder „Span“ haben wir bereits gesprochen; er war von Silber- oder Goldblech und innen hohl; die grössten unter diesen Schilden vermochten mehr als eine Kanne Wasser zu fassen. Neben dem Span, später auch an seiner Stelle, wurden eingefasste oder „gehusede“ und an einer Kette aufgereihte Münzen auf der Brust oder um den Hals getragen.

Auch von dem mit Edelsteinen besezten Holzschuhe (10) war schon weiter oben die Rede (Tafel 32).

Fig. 30. Nach den bis jezt gegebenen Erläuterungen können wir uns bei dieser Abbildung auf einige Notizen beschränken. Soweit es sich um den Schuz des Kopfes und nicht um dessen Puz handelte, waren die Kapuze oder „Kapkagel“, ein Kopftuch, die „Hatte“, und ein Kopfmantel, die „Huike“, die üblichsten Stücke. Die Kapuze, wie die Frauen sie auf unserm Bilde tragen (1. 2), hatte keinen Schulterkragen und bedeckte nicht einmal den Hals, sondern nur gerade den Kopf; doch verlängerte sie sich hinten in einen Zipfel, den man, wenn das Wetter es nötig machte, um das Kinn wickelte und an der Kapuze feststeckte, sonst aber über den Rücken fallen liess und im Gürtel untersteckte. So wird diese Kapuze schon von Neocerus beschrieben und so ist sie auch auf den Manningabildern dargestellt (Taf. 34. 1). Die Hatte war ein Kopftuch, meist von grünem Stoffe, das man über den Kopf hing und frei herabfallen liess oder mit den beiden Flügeln untenher um das Gesicht nahm, so dass es den Kopf in ähnlicher Weise, wie die ebengenannte Kapuze, verhüllte (Fig. 27. 2. 4). Es war

Fig. 30.

noch das nämliche Tuch, mit dem auf dem Dombilde in Münster die Frauen bedeckt erscheinen und überhaupt die älteste Art von Regen- und Sonnenschirm. Als Kopftuch und nicht als Kapuze beschreibt auch Unico Manninga diese Hatte: „Dit gruene (Kopfbedeckung) heeth eyne hatte. was wol 3 edder 4 ellen lank, anderhalf span breht; dath wunden se umme idt hoeveth.“ Etwas eingehender bespricht Ocka Scharlensis dieses Kopftuch: „En hadden twederleye hoofdoeken, beide zeldzaam van fatzoen, alles zonder vilten, den eenen om't hoofd digt te zamen gewonden, ende den anderen slegts met drie spelden gespelt.“ Für die Hatte in lezterer Form scheint es an Nachweisen zu fehlen. Kopf- und Körperschuz zugleich war die Huike“ (8). Wir haben dieses Gewandstückes schon öfters gedacht (Fig. 12. 13. 16; Taf. 24. 29); es war holländisches Erzeugnis, dem seine grosse Brauchbarkeit den Weg nach dem östlichen Friesland öffnete. Wir können uns an dieser Stelle auf die Wiedergabe der Notizen beschränken, die wir bei den alten Autoren über die Huike vorfinden. Gerhard Mercator beschreibt sie folgendermassen: „Das eusserste Gewand als nemlich der Mantel, welcher sich von dem Haupt biss auff die Knoden der Füsse hinab erstreckt, ist nach solcher seiner gantzen Länge klein gefalten und mit soviel vergüldeten und übersilberten Träten versehen, dass er, nachdem ihn die Weiber ablegen, auch also auffrecht stehen kan, und diese Mäntel werden auss rohtem oder auch etwan auss grünem Tuch gemacht.“ Unter „Träten“ sind aufgenähte Blumen und sonstige Muster aus filigraniertem Drahte zu verstehen. Bei Ocka Scharlensis findet sich über die Huike folgende Bemerkung: „Haar Huiken waren ook wonderlyk van fatzoen, lang en vol kleine voudekens, het klier daar op was een voet lang en twee voeten breed ock met vergulde zilveren spangen wel bezet.“ Sehr geeignet, diese Notizen zu vertiefen und zu ergänzen, ist das, was der Chronist Neocerus über die Huike sagt: „De Hoiken, so de Fruwen vormalss getragen, ist vormodtlich erstmalss inlendisch Doek edder Webbe gewesen, wente ick einen Markebreff (Eheverschreibung) gesehen, so Ao. 1540 gegeven, darin der Brudegam siner Brudt inthosenden lavet. na Landes Gebruck einen duppelden Hoiken, buten Leidisch schwart und binnen Bardewiker groen Wandt. De Hoiken averst, so Fruwen unde Jungfruwen itz dragen, sin einerley, ungefodert unde voldet, van brunen, dusterbrunen edder violen englischen Wande, de setten se upt hovet. De Fruwen averst im Kerkgange edder Dodenvolge hengen ehn umme den Halss

---

Friesische Volkstrachten im 16. Jahrhundert. 1. 3 Bäuerinnen; 2 Frau aus bürgerlichem Stande; 4—7 vornehme Frauen; 8 vornehme Frau in Trauer. (Ubbo Emmius: Rerum Frisicarum Historia 1616; die erste Ausgabe mit Trachtenbeschreibung 1596.)

unde schlippen ehn umme dat Hövet. Itt hebben ock vor Olders vornehme Fruwen Spanhoiken edder Spangen-Hoiken gedragen, so ehrmals grön, nun averst brun Leidisch, unnd gelik den kruseden Rocken in Krusen (engen Falten) getragen. Vor herdaell hebben up beiden Siden brede sulverne Platen, ock wol verguldene Spangen herdaell gestanden, nu wert he an etlichen Orden alleine in Bruttdagen gebruket."

Die Schuhe finden sich auf unserm Bilde zumteil unbesohlt dargestellt (1. 2. 5. 7. 8). Im frühen Mittelalter wurden die Schuhe überhaupt wenig besohlt, denn man betrachtete sie selbst als Sohlen; von Anfang an waren sie in der That auch nichts weiter als Sohlen, die man über dem Fussrücken zusammenschnürte. Sohlenlose Schuhe kamen neben besohlten das ganze Mittelalter hindurch vor; die grosse Genauigkeit, mit welcher namentlich die Künstler des 15. Jahrhunderts jede an der Kleidung vorkommende Kleinigkeit wiederzugeben suchten, lässt keinen Zweifel darüber aufkommen. Nach unserm Bilde muss man annehmen, dass es selbst noch im 16. Jahrhundert Schuhe ohne Sohlen gegeben habe, die mithin aus einem einzigen Stücke geschnitten und mit Hilfe von höchstens zwei Nähten fertig gestellt wurden.

Fig. 31. Inwieweit die Ditmarschen zu den Friesen gehören, diese Frage ist für unsere Aufgabe nicht von Belang; jedenfalls teilten sie mit ihnen denselben Boden und nahezu auch dieselbe Kleidung. Die Tracht, wie sie das Mädchen aus Ditmarschen auf unserm Bilde trägt (1), unterscheidet sich in keinem Stücke wesentlich von dem Anzuge ihrer friesischen Schwestern. Es genügt, die Worte hierher zu sezen, mit denen der Chronist Neocerus uns über die einzelnen Stücke dieses Anzuges unterrichtet: „Mitt den Fruwen-Rocken hefft itt stedes eine besondere Gelegenheit gehatt, den desulvigen hebben se ahne upgesettede Liffstücke (Leibstücke, den oberen Teil des Gewandes über dem Gürtel) eines Wandes (von dem nämlichen Tuche) up und uth, mit kleinen ingeneieden Volden dorchuth gelicke klein. Diese sin erst van schwarten Webbe (Gewebe) gewesen, herna gröen, balt brun Leidisch Want, mit einem roten Wandesquarderlin (Besaz, Queder); desse Rock schleit vor up und wert in der Midden mit einem Remlin thosamen geneiet. Vor de Rocke drecht man keine Schorteldoke (Schürze) alss vor de Voderhembde. Nun sin ock Gordel mit sulverne Puckelen unnd sulverne Rosen up Sammet an einander geneiet upgekamen. Und solck sulverne Gordel ging vorerst alleine gerade ummet Liff; averst nun hefft itt ock sine sulverne Natel einess Vingerss lang, de mitt Pukelen edder Rosen bet an de Meste dael henget. Doch sin solche Gordel men einess Vingerss breet edder ein wenig mehr, nicht so bredt unnd dicke, alss wol an anderen Orden. It gefellt ehe ock, datt so vorguldet werden. In diesen Gordelen stecken se up de rechten

Siden ehre stattliche Nesedoke (Schnupftuch) und hengen mit siden Schnoren, mit sulvern Haken unde Keden ehre sammiten mit Sulver belechte und beschlengete Scheiden; den so weren sie Wandages (vor Alters), nun sulverne, gegatene unde vorguldete Messer und Scheiden. In diesen Gordelen hengen se gelichfalss ehre Budele. De Jungfruwen drogen vor Olders dachlich alleine edder ock des Sondages unde tho Wertschoppen (Hochzeitsfesten) under dem Pele up dem Hovede ein

Fig. 31.

1 2 3 4 5

Trachten aus Ditmarschen und Friesland in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1. 2 aus Ditmarschen; 3—5 aus Eiderstedt. (Bruin-Hogenberg: Diversi Dithmarsorum et vicinarum gentium habitus. Beilage zu Brauns Städtebuch. 1572—1618.)

leddern Bandt edder Schnor utt gestippedem (gestepptem) witten Ledder, dat bunden se umme de Hare, dat se ehnen nicht in de Ogen hengeden; dar wartt vorerst ein linnen, herna averst unnd nun ein schwarttsiden Schnoere uth. De Peel edder Zeppel (Schapel) wass etwen eines Vingers edder anderthalff Vinger breet, uth Golt, velle

Geschmeden unde mit Pergamente uthgestivet, darup vorguldete Drelinge unde Sösslinge (Münzen) unde im Nacken dre kopperne uth gepukelde Spangen oek vorguldet, up der Rege aneinander unnd ringes ummeher geneiet weren. Hernach worden itt kopperne vorguldete Penning und Schillinge, nun dubbelde Schillinge, Snaphane, Schreckenberger, Orttz unnd halve Dalere, ja sonderlich dartho gestafferede Penninge, darup ehre Geschlechtswapen uthgegraven und erhaven mit vorguldeten Kreutzlin ummeher, unde im Naken dre sulverne vorguldete Rosen mit ingehengten Rieken, welcke se Naken-Blomen heten. De Hare flechteden se an ein wullinen Bandt in twe Flechten, im suederen Strande averst an etlichen Orden in einer Flechten, leden unde bunden desulve nicht umme dat hövet, sondern leten de up de Rüggen dat hengen, beide Fruwen unnd Jungfruwen, doch mit dissem Underscheide, dat de Fruwen dat Bendelin am Ende thosamen knuppeden, de Medelin averst ein Iderss besonderss nevenst einander hangen leten. Unde wass unnd iss ein seher groter Ziratt, de lange gele Flechten hebben mochte. Doch flechteden se unde flechten noch itz kein Harr in, wo wol an anderen Orden geschicht. Uth dem schmalen wullinen Schnore wartt ein klein rotsiden, herna ein karmesiden Schnore, nu averst ein rotsiden Bant, twier Vinger breet unde daraver. De Hasen (Strümpfe) weren voriger Tidt gekuttede Strunken ahne Voetlinge, de na dem Remlin under dem Vote upgetagen worden, wo noch bi dem Denst-Volke im Gebrucke. Se dragen ock in den Marschorden noch bethero sulverne Keden am Halse."

Aus der Abbildung ergiebt sich, dass das Oberkleid ziemlich hoch und fast dicht unter dem Busen gegürtet wurde, dass es einen zierlich umbordeten Brustschliz und einen viereckigen, ebenfalls bordierten Halsausschnitt hatte, in welchem der bestickte Rand des Unterkleides sowie die Halskette zum Vorscheine kamen. Häufig war das Kleid etwas kürzer, als der unter ihm liegende Rock, und wurde vornherab mittelst zweier Spangen noch besonders eng um den Körper gerafft. Ein Streifen von Pelz war an dem unteren Saume angebracht und dieser liess erkennen, dass er ein Rock für die Feiertage war. In der That gehörten solche pelzverbrämten Röcke in Friesland zu jedem besseren Anzuge; wir werden noch davon zu erzählen haben. Die Schuhe hatten ihre Schnäbel verloren und waren an den Zehen rundlich und ein wenig aufgepolstert.

Besondere Aufmerksamkeit verdient der Rock, mit dem auf unserm Bilde das friesische Mädchen bekleidet erscheint (3); dieser Rock ist nicht in Falten geriefelt, aber wie mit schmalen Schnüren der Länge nach gestreift. In den alten Schriften findet sich keine Notiz über derartige Röcke; vielleicht dürften sie sich aus einer Bemerkung, die sich auf einen Kopfmantel bezieht, erklären lassen. Gerhard Mercator, der Be-

ziehungen zu Ostfriesland hatte, sagte, wie wir vorhin (S. 151) bemerkt haben, von dem Kopfmantel der Friesinnen: „er ist nach solcher seiner gantzen Länge mit soviel vergüldeten und übersilberten Träten versehen, dass er, nachdem ihn die Weiber ablegen, auch also auffrechtstehen kan.“ Es wäre der Annahme, dass auch der Rock gelegentlich mit Drähten ausgeschmückt wurde, kaum etwas entgegenzustellen.

Der Schulterkragen nahm seinen Ausgang von dem deutschen „Koller“; sehr geeignet, den Oberteil des Körpers samt dem Nacken vor der Sonne wie gegen Kälte und Regen zu schüzen, wurde er zu einem unentbehrlichen Stücke in der niederdeutschen Tracht; selbst in Jütland und auf den dänischen Inseln war er zu sehen; er überdauerte den Tag, da die grosse Mode ihn fallen liess, an hundert Jahre. Ursprünglich war der Kragen nur eine Schuzdecke, deren man sich auf der Reise bediente; er wurde denn auch vorzugweise an den Röcken der sogenannten Pilger gesehen, mochten diese nun zum männlichen oder weiblichen Geschlechte gehören, und seinem Zwecke entsprechend stets aus dickem und festem Stoffe, namentlich aus Leder verfertigt. Aus dem Schuzstücke wurde mit der Zeit ein Puzstück. Die Länge und Weite des Kragens sowie sein Stoff richteten sich nach Bedürfnis und Geschmack. Zum Schuze bestimmt stieg der Kragen über den Ellbogen hinab und wurde vornherab zusammengehakt; als Puzstück machte er oberhalb des Ellbogens Halt und wurde nach Belieben geschlossen oder lose umgehängt. Dabei sah man zugleich auf eine zierliche Ausstattung; man fertigte den Kragen aus Seidenzeug mit einem Besaze von Sammet oder aus Sammet mit einem Futter aus Seidenzeug. Auch Pelzwerk verwendete man gern zu seiner Ausstattung, entweder als Futter oder als Randverbrämung und Halskragen. Meistens beliess man ihn auf der Fläche glatt und einfarbig; im festlichen Anzuge dagegen prunkte man gern mit reichbestickten Kragen; Kragen von Goldstoff und einem Hermelinbesaze konnten noch lange nach der Zeit, da die Dekolletierung ausser Mode gekommen war, auf den Schultern vornehmer Damen gesehen werden. Unter der friesischen Bevölkerung, wo man dem Scharlache sehr zugethan war, beliebte man ihn vorzugsweis aus diesem Stoffe und mit weissem Schwan umrandet. Der Schnitt des Kragens näherte sich mehr oder weniger einem Kreise; vielfach wurde noch ein für den Nacken bestimmtes Stück mitangeschnitten, das nach vorn in kleine Brustklappen überging. Zum Aufrechtstehen wurde dieses Stück dadurch gezwungen, dass man hinten an seinem unteren Rande kleine Doppelzwickel herausschnitt und die Ränder der Oeffnungen zusammennähte. In Niederdeutschland trug man das Koller gewöhnlich vornherab geschlossen und nur vor dem Halse mehr oder weniger geöffnet; sein Verschluss bot eine treff-

liche Gelegenheit, das grosse Mittelschild des Esschart, den „Span", zur natürlichsten Geltung zu bringen; dieser fehlte denn auch am Koller des ärmsten Weibes nicht.

Im allgemeinen war es Sitte, und nicht blos unter den niederdeutschen Frauen, das Haar im Nacken hochzunehmen und es unter der Haube zu verbergen, wenn auch nicht immer völlig; an den Schläfen liess man es gerne blicken, entweder als Löckchen oder als platte rundliche Bauschen, vor allem aber als Flechten; bei lezter Anordnung kam derseits an der Stirne eine Flechte unter der Haube hervor, legte sich im Bogen über die Ohren, diese durchaus bedeckend, und verschwand im Nacken wieder unter der Haube.

So sah man die Frisur überall im deutschen Vaterlande; aber nur den niederdeutschen Frauen eigentümlich und sonst nirgends zu sehen war die Haube in Gestalt eines grossen Kopfbundes, mit der die Friesländerinnen ihre Frisur bedeckten (4); wir werden weiter unten ausführlich auf diese Haube, ihre Entstehung sowie ihre Umbildungen, die sie mit der Zeit durchmachte, zurückkommen (Fig. 43. 1–3).

Was nun den männlichen Anzug betrifft, so ist es das Wams, von dem wir bis jezt noch keine Gelegenheit hatten zu sprechen (2). Dieses Stück gehörte damals noch zur allgemeinen deutschen Mode; auf der Brust wurde es übereinandergeschlagen und auf der einen Seite zugehakt, sowie in der Taille mit einer eingenähten und scharf angezogenen Nestelschnur geschlossen. Samt seinem Schosse reichte das Wams nur knapp bis an die Hüften. Es war vielfach Brauch, die Hosen an seinem unteren Rande anzunesteln. Auch hatte das Wams anfangs einen grossen Halsausschnitt, der aber nach 1512 sich immer mehr verengte, bis er endlich ganz verschwand und das Wams mit einem niedrigen Stehkragen, über dem eine kleine Krause hervorragte, den Hals umschloss. Doch bestand es nach wie vor aus einem entweder ganzen oder in der Mitte mit einer Naht versehenen Rückenteile und zwei Brustteilen, von denen das eine über die ganze Brust wegging, das andere aber, das unterschlagen wurde, schmäler war. Die Grösse der Armlöcher richtete sich nach der Weite der Aermel; diese waren nun höchst mannigfach gebildet; nach unserm Bilde trugen die Ditmarschen sie an den Achseln zu weiten Bauschen aufgetrieben, sonst aber fest am Arme liegend und vor der Hand mit einer Kröse umrandet. Zwischen Bauschen und Wams schob sich ein schmaler Achselstreifen ein. Mit diesem kurzen knappanschliessenden Wamse kontrastierten die langen weiten Schlumperhosen in etwas wunderlicher Weise; das eine Stück war sozusagen das Gegenteil vom andern; oben gespannte Enge, unten überflüssige Weite. Ueber die Schuhe siehe Fig. 11. 1. 4, über die Fellmüze Fig. 16. 5.

Fig. 32. Der friesische Bootsmann, als solcher an dem Bootshaken in seiner Hand kenntlich, hat seinen heimischen Anzug bereits gegen den bäuerlichen vertauscht, wie er auch anderwärts in Niederdeutschland damals gäng und gäbe war. Der Leib des Rockes entsprach in seiner Weite dem Umfange des Körpers und lag faltenlos auf dem Oberleibe, über den er vornherab mit einigen Knöpfen geschlossen wurde. Sein

Fig. 32.

1 2 3 4

Trachten aus Friesland und Ditmarschen in der zweiten Hälfte des 16. Jahunderts. 1. 2 aus Nordstrand; 3. 4 aus Ockholm. (Georgius Braun: Diversi Dithmarsorum et vicinarum gentium habitus. Beilage zur: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt. 1574 bis 1616.)

Schoss, kreisrund geschnitten, war in gleichmässige Längsfalten zusammengeschoben und mit überschlagener Naht angesezt. Die Aermel zeigten sich im Oberarme weit und bauschig aufgepufft, im Unterarme aber anliegend; gewöhnlich gehörten solche engen Aermel zu einem Unterwamse, in welchem Falle jedoch der gebauschte Achselärmel

untenher mit einem glatten Bunde gefasst war. Der Mangel eines solchen Bundes lässt auf die Zusammengehörigkeit der beiden Aermelteile schliessen. Ein schmaler Ledergurt hielt den Rock um die Taille zusammen, und seitlich am Gurte waren nach alten Brauche Täschchen und Dolchmesser angeheftet.

Soweit sie ihr Gewerbe auf dem Wasser betrieben, scheinen Friesen wie Ditmarschen ihre Beine bis über das Knie hinauf völlig nackt getragen zu haben (1.4); und ebenso wird es das Wasser gewesen sein, das sie veranlasste, ihre weiten Pumphosen über, statt, wie es sonst gebräuchlich war, unter dem Knie zu binden. Bei dieser starken Heraufnahme sackten sich die Hosen dergestalt nach unten, dass die Zugschnur unter ihnen verschwand. Das Fusszeug ging nach Art von Halbstiefeln eine Hand breit über die Knöchel herauf; es war mit einer derben Sohle unterlegt, vorn bis in den halben Rist herab aufgeschnitten und oberhalb der Fussbeuge mit einem Spannbande versehen, damit es am Beine festgehalten werden konnte. Die niedere Müze mit ihrem hinten und seitwärts aufgeklappten, vorn aber geradausgestellten Rande war damals Gemeingut aller Bauern, Fuhrleute und Jäger durch ganz Deutschland; selbst der höchste Adel bediente sich ihrer, wenn er dem Waidwerke oblag. Der Rand war besonders angesezt und bestand aus einem Vorder- und Hinterstücke, die nicht im Kreisbogen, sondern mehr gerade geschnitten waren; dieser Schnitt erlaubte es, jedes Stück beliebig aufzuschlagen oder geradeaus zu stellen.

Die zweite Figur dagegen hatte der Zeitmode noch wenig Zugeständnisse gemacht; fast jedes Stück in ihrem Anzuge war von heimatlicher Form. Der lange Rock mit seinem Kragen und seinem Gürtel entsprach noch völlig der Beschreibung, die Ocka Scharlensis von dem friesischen „Paltrocke“ giebt (Tafel 32); der hochhinaufgerückte und unter dem Schulterkragen verborgen liegende Taillenschluss auf unserem Bilde ist besser, als irgend eine andere Abbildung geeignet, die Worte jenes Autoren zu illustrieren: „een grote Paltrock, der zeer kort van overlyf was.“ In seiner Rückenmitte war der Kragen in Falten gelegt, in den Seitenteilen aber glatt belassen. Die Kopfbedeckung war ein Barett, niedrig, aber sehr weit, das sich in seiner Fülle über den Bund, der es untenher umschloss, heruntersackte. Obgleich auf dem Bilde nicht zu sehen, muss ein solcher Bund vorausgesezt werden, da er an den zeitüblichen Baretten niemals fehlte; er war über der Stirne kaum fingerbreit, über dem Hinterkopfe aber etwa dreimal so breit. In den schriftlichen Ueberlieferungen wird des Barettes wol gedacht, aber als ditmarscher Kopfbedeckung und zwar als weiblicher.

Der Anzug, in dem der Ditmarsche auf unserem Bilde sich darstellt (3), war indes der ursprünglichen Ditmarschentracht ebensowenig

verwandt, wie der Anzug des friesischen Bootsmannes dem friesischen. Das Wams konnte seine Herkunft von dem Lederwamse der deutschen Landsknechte nicht verläugnen, obgleich es in Einzelheiten von ihm abwich. Es bestand aus einem entweder im ganzen geschnittenen oder in der Mitte mit einer Naht versehenen Rückenteile und zwei Vorderblättern, die mit dem Rückenteile durch Achsel- und Seitennähte verbunden waren. Während die Brustblätter am Landsknechtwamse jedoch erst vor der Magengrube zusammenstiessen und sich weiter nach untenhin übereinanderlegten, stiessen sie an unserem Wamse etwas mehr oben zusammen, ohne sich noch ferner zu verbreitern. Das Soldatenwams wurde nur mit dem Schwertgurte zusammengehalten, das Wams der Ditmarschen aber ausserdem noch vor der Magengrube verknöpft. Das Wams selbst hatte keine Aermel; diese sassen an einem Unterwamse und waren im Oberarme stark gebauscht, weshalb die Armlöcher am Wamse immer sehr gross geschnitten werden mussten. Ausserdem war an jedes Achselstück noch ein Streif angenäht, der sich als Schuzdecke über die Aermel legte. Man stellte diese Decke aus doppelten Streifen her, von denen der obere etwas breiter, als der untere, und mit Schlizen versehen war. Beide Streifen wurden mit ihren Rändern zusammengenäht, wodurch der geschlizte Streifen gezwungen wurde, sich aufzublähen und seine einzelnen Stücke wie Bügel emporzustellen. Bei dem Soldatenwamse bedeckten diese Streifen in gleicher Breite nur die Achseln obenher; bei dem ditmarscher Wamse aber stiegen sie, sich an beiden Enden zuspizend, in die Achselgruben herab. Auch war das Wams in den nach aussen umgeschlagenen Brusträndern durchaus glatt, während das Soldatenwams hier ebenfalls seine Schlize hatte.

Die Hosen, die unser Ditmarsche trägt, waren die weiten Schlumperhosen, wie sie namentlich von der seemännischen Bevölkerung überhaupt getragen wurden; bei ihrer Länge und Weite mochten sie besonders im Wasser sich nicht als bequem erweisen und deshalb verkürzte man sie gelegentlich durch Schürzung über die Beine herauf. Ebenso verbreitet an der Küste war der runde Hut mit ringsum schrägabwärtsgestellter Krempe und in seiner Form nicht mehr weit von dem heutzutage unter den Seeleuten aller Länder üblichen „Südwester“ entfernt. Die Schuhe glichen denen der Friesen nur hatten sie jezt ihre Schnäbel verloren und eine dem Fuss entsprechende Form angenommen.

Aehnlich der männlichen zeigte sich die weibliche ditmarscher Tracht im Sinne der Mode verändert. Die enge Riefelung war aus Unter- und Oberkleid verschwunden, ebenso der viereckige Halsausschnitt. Das Oberkleid hatte einen dichten Anschluss um den Busen her angenommen und stieg dicht zum Ansaze des Halses hinauf, eine

kleine Radkröse über sich blicken lassend. Die Aermel waren wie bei dem männlichen Wamse um die Achseln her stark aufgetrieben. Auch hatte der Rock seinen unteren Saum mehr heraufgezogen und sich etwas verkürzt. Diese Verkürzung ist sehr beachtenswert, denn durch sie geriet das Kleid auf den Weg, zu einer Juppe zu werden, und die Juppe wurde in der Folgezeit ein charakteristisches Stück im weiblichen Anzuge an der ganzen Nordseeküste; ja sie ist es dort bis auf den heutigen Tag geblieben. Ueber die Brust her wurde das Kleid mit verdeckt liegenden Haken und Oesen geschlossen, im unteren Teile aber aufklaffend belassen. Nicht minder Beachtung verdient die breite Schärpe um den Leib, denn dergleichen Stoffbinden hatten ebenfalls ihre Zukunft. Der alte Neocerus gedenkt dieser Art von Schärpen mit den Worten: „Ehrmalss hedden se einen roden breden Wandes Eggen ummet Liff, balt einen schmalen Egge, volgendes ein wullinen Gordel mitt ein weinig Golt.“ Auch dem Barette, dessen die Frau sich ebensogut, wie der Mann bediente, leiht er einige erklärende Worte: „De Fruwen dragen ock scharlacken Pirrete, de uth Nedderlande edder veel mehr uth Engelande her uth gebracht werden.“ Thatsächlich ist in den Abbildungen aus früherer Zeit ein sogestaltetes Barett nicht zu bemerken.

Fig. 33. Die männlichen Personen auf unserm Bilde kennzeichnen sich durch ihre weiten langen Hosen als Leute, die es mit dem Meere zu thun haben, als Küsten- und Inselbewohner. Wie der Augenschein lehrt, wurden die Hosen nach Bedürfnis doppelt übereinandergetragen und die oberen über den unteren heraufgekrempt (4). Noch heutzutage pflegen die auf den Fischfang ausgehenden Männer unter den weiten Leinenhosen ihre gewöhnlichen Tuchpantalons zu tragen. Die Bedeckung des Oberkörpers war verschieden gestaltet. Einmal war es ein überkurzes Wams (2), das zwischen sich und den Hosen noch einen bauschig hervortretenden Streifen vom Hemde blicken liess, und über dessen Zuschnitt wir bereits gesprochen haben (Fig. 32. 3); ein andermal war es ein längeres Schosswams (4), das im Rücken den nämlichen eigentümlichen Falteneinsaz aufwies, wie der lange friesische „Paltrock“ (Tafel 32); nur die Aermel hatte er nicht mit diesem gemein; sie waren von knappem Anschlusse, aber in der Armbeuge völlig auseinandergeschnitten und hier mittelst Schnüren über einem puffigen Einsaze wieder zusammengehängt. Eine weitere Eigenheit bestand in den sehr breiten und am unteren Rande ausgezackten Achselstücken. Beide Arten von Wämsern wurden gegürtet. Die Schuhe passten auf den Fuss und gingen mehr oder minder über die Fussbeuge hinauf, so dass sie zumteile besohlten Socken glichen. Man trug sie geschlossen wie auch vorn aufgeschlizt und hier mit einem Spannbande zusammen-

gehalten. Die hohe Fellmüze hatte sich zu einem richtigen Hute ausgewachsen; ob cylinderisch oder mehr gespizt, stets öffnete sich der Hut in seinem unteren Teile mit einem kurzen krempenartigen Vorstosse. In keinem Stücke hatte dieser Anzug etwas mit der zeitgenössischen Mode zu schaffen.

Das weibliche Geschlecht auf der Insel Sylt kleidete sich nicht so ganz in der Weise wie seine friesischen Schwestern auf dem Festlande;

Fig. 33.

Friesische Inseltrachten in der lezten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1. 2 von Sylt; 3 von den Faröern; 4 von Föhr. (Georgius Braun und Franz Hohenberg: Contrafactur vnd Beschreibung der vornembsten Stät der Welt. 1574.)

mindestens durch zwei Stücke unterschied es sich von jenen und kennzeichnete sich dadurch als Sylterinnen, durch den hohen spizen Kopfpuz und zwei lange spizkeilig zugeschnittene und buntgemusterte Stoffzipfel, die unter dem Gürtel vor dem Leibe herabhingen. Schriftliche Auf-

zeichnungen über diese beiden Puzstücke scheinen nicht vorhanden zu sein. Bezüglich der Müze muss man annehmen, dass sie aus buntgestreiften Tüchern über einer passenden Einlage zusammengedreht wurde. Für die beiden Zipfel aber hat der Verfasser keine stichhaltige Erklärung zu bieten. Wäre von dieser Tracht nichts, als das einzige Muster vorhanden, das hier gegeben ist, so würde er kein Bedenken tragen, sie für den Randbesaz eines nach untenhin auseinanderklaffenden Oberrockes zu halten. Doch sprieht eine andere Abbildung dagegen (Fig. 41 1). Der Rock scheint dem sogenannten „Kardem" nahe zu stehen, der, selbst ärmellos, durch hinten zusammenhängende Aermel ergänzt wurde. (Fig. 45 1-3, 6-8).

Die weibliche Tracht auf Föhr (3) zeigte nicht das faltige Geriefel, wie es, wenn auch nicht durchweg, den friesischen Frauenkleidern eigen war. Der Rock war thatsächlich nichts weiter, als ein taillenloses Hemd mit engen Aermeln und einem dreieckigen umbordeten Kopfloche. Er wurde durch einen Gürtel um die Taille zusammengefasst; am Gürtel hing, mit langen Schnüren befestigt, eine breite Arbeitstasche mit drei kleinen Seitentaschen, die grosse mit Strupfen geschlossen, die kleinen mit einem Knopfe. Das wunderlichste Stück in diesem Anzuge war die Kragenkapuze oder „Kapkagel" So zahlreich die Berichte über diesen Kopfschuz auch sind, keiner von ihnen scheint auf diese Kapuze zu passen. Man trug sie vorn durchaus offenstehend; die vorderen Ränder stiegen nicht geradeaus herab, sondern waren in Kinnhöhe eckig zurückgeschnitten, so dass die Kragenränder um eine Handbreit hinter den Gesichtsrändern zurückstanden. Ueber der Stirne bog sich die Kapuze mit sichelförmiger Schweifung zurück, um sich in einer scharfen Spize zusammenzuschliessen, die frei über den Kopf emporstand; über dem Nacken aber sezte sie sich in einen schmalen, dem Anscheine nach schlauchförmigen Zipfel fort, der lang über den Rücken hinabfiel, jedoch in die Höhe genommen und im Gürtel untergesteckt wurde (vergl. Fig. 35. 2). „Under der Kagelen, berichtet Neocerus, drogen de Fruwen erstlich ein getwernde, hernha ein sidene Huven geknuttet, darmit se de Hare uth den Ogen dwingen unde binden, wo de Medelin mit ehren Hovetschnoren." Das Fusszeug war auf Sylt wie auf Föhr dasselbe; der Schuh ging über die Fussbeuge hinauf, war aber an den Knöcheln so tief ausgeschnitten, dass er hier auseinanderklaffend sich in Spannlasche und Fersenstück zerlegte. Diese Schuhe trug man indes nicht für sich allein, sondern zugleich mit tiefausgeschnittenen Unterschuhen, die mittelst eines Spannbandes an ihnen festgehalten wurden. Solche Unterschuhe waren ein altgewohntes Schuzmittel, die spizen Schnäbel bezeugten noch ihre Herkunft aus dem 15. Jahrhundert; damals waren sie unter dem Namen „Trippen" allerwärts bekannt Ihre Sohle verdickte sich

nach der Ferse hin und bestand aus Holz; sie war somit trefflich im Stande den eigentlichen Schuh nicht blos vor allzu rascher Abnuzung, sondern auch vor dem Einflusse des seewasserhaltigen Bodens zu bewahren.

Fig. 34. Der bequeme Bauernrock mit den weiten Aermeln (1) stand ohne Zweifel im Zusammenhange mit der uralten Tunika, die gerade ihrer Bequemlichkeit wegen während des ganzen Mittelalters unter allen Ständen gebräuchlich war und als „Robe“ selbst ihren Weg in die Tracht der Edelleute und höchsten richterlichen Beamten

Fig. 34.

1 2 3 4

Friesische Trachten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1. 2 aus Stapelholm; 3. 4 aus Hattstedt. (Georgius Braun: Contrafactur vnd Beschreibung von den vornembsten Stät der Welt. 1574. Oder auch unter dem Separattitel: Diversi Dithmarsorum et vicinarum gentium habitus.)

gefunden hatte. Aber auch in den vornehmsten Kreisen hatte sie, was die Form angeht, vor dem Bauernrocke nichts voraus, als ihre grössere Länge; ob vornehm oder gering, stets erweiterte sie sich von den Achselgruben an nach unten und war vornherab durchaus aufgeschnitten. Sie

hatte weite Aermel, deren überflüssige Länge durch Aufschlagen verkürzt wurde. Und so war auch der Gürtel mit Tasche und Messer ebenso gut bei dem Bauernrocke, wie bei der Robe zu finden. Auf unserem Bilde kommen unter den weiten Schlumperhosen noch fusslose Strümpfe zum Vorscheine; solche Strümpfe bedeckten das Bein nur vom Knie an bis zum Knöchel und waren mehr Strünke als Strümpfe; sie wurden denn auch „Strunk" genannt. So berichtet Neocerus: „De Hasen (Strümpfe) weren voriger Tidt geknuttede Strunken, ahne Voetlinge, de na dem Remlin under dem Vote upgetagen worden, wo noch bi dem Denst-Volke im Gebrucke."

Mehr nach der Zeitmode hergerichtet zeigt sich das Männerwams bei der dritten Figur; doch lässt es noch erkennen, dass es von der gleichen Grundform ausgegangen war. Von der Mode hatte es den besseren Anschluss am Oberleibe und den Knopfverschluss über die Brust herab, ferner den niedrigen Stehkragen und die schmalen Achselstücke sowie die im Oberarme aufgeblähten Aermel angenommen. Der etwas weiter geschnittene Schoss legte sich bei der Gürtung in Falten Eine seltene Erscheinung waren um diese Zeit die altväterlichen Strumpfhosen, die die Beine samt den Füssen und dem Unterleibe bedeckten. Man trug diese Hosen sonst in Verbindung mit Oberschenkelhosen; sie waren thatsächlich nichts weiter, als zwei Strümpfe, nicht aus gewebtem, sondern aus gewirktem oder gestricktem Stoffe; diese wurden hinten durch einen langen mit der Spize nach unten gekehrten Zwickel zusammengehalten und ebenso vorn durch einen ähnlichen aber kürzeren, der wie ein flacher Beutel gestaltet, oder wol auch aus einem einzigen dreieckigen Stücke und einer Schamkapsel zusammengesetzt war. Der hintere Einsaz bestand aus zwei ganz gleichmässig gestalteten Zwickeln, die der Länge nach mit einander vernäht waren, sodass sie eine dem Gesäss entsprechende Form aufwiesen.

Was den Frauenrock angeht (4), so zeigt unser Bild dessen enge Aermel hintenherab ihrer ganzen Länge nach mit kleinen Knöpfen besezt. Es scheint, dass diese Knöpfe nicht zum Verschlusse, sondern nur zum Schmucke dienten, denn sie sind sonst an den scharfanschliessenden Aermeln (vergl. Fig. 31. 1. 3. 4) nicht zu bemerken; höchstens, dass zwei oder drei davon vor dem Handgelenke zum Verschlusse eines kurzen Schlizes zu dienen hatten.

Ueber den kurzen Ueberrock (2) s. Fig. 32. 4. Zu den eigenartigsten unter allen weiblichen Kopfbedeckungen zählte der „Huif", ein hoher randloser Hut, der unten etwas enger war, als oben (2). Ursprünglich war dieser Hut wol nichts weiter, als die alte Friesenmüze, und wurde mit Ohrbändern festgehalten, die man unter dem Kinne verknotete. Um die Müze kleidsamer zu machen, wurde sie

verengt und ausgesteift, überdies in Zwischenräumen ihrer Höhe nach mit knopfgeschmückten Borten überzogen, die oben auf dem Boden in dessen Mitte zusammenstiessen. Ihre Enge erlaubte nicht mehr, sie über den Kopf anzuziehen und so stellte man sie auf den Kopf. Rechts und links an ihrem unteren Rande sass ein kleines Läppchen, das mit Nadeln am Kopfe festgesteckt wurde. Ueber die Wandlungen des Huif s. Tafel 38, 39, 42. 1.

Fig. 35.

Trachten aus Ditmarschen und Holstein gegen Ende des 16. Jahrhunderts. 1 Frau aus Schleswig; 2 aus Ditmarschen; 3 aus Tundern; 4 aus Flensburg. (Ernest Joachim de Westphalen: Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum et Megapolensium 1595.)

Fig. 35. Diese Kostüme gehören ohne Zweifel einer etwas jüngeren Periode an, als die vorhergehenden, denn sie weisen bereits einige Merkmale der zeitüblichen Mode auf, wie es früher nicht der Fall war.

Die Frau aus Schleswig, die uns in der ersten Figur entgegentritt, trägt noch den in urmütterlicher Weise geriefelten, mit seinem Leibchen im ganzen geschnittenen und unter der Brust zusammengefassten Rock, darüber einen kleinen „Kruuskragen“, der aus der

Mode herübergenommen worden war. Von dem überreichen Schmucke aus älteren Tagen ist nur noch eine dünne geschmeidige Brustkette zu sehen, die dreifach umgelegt und vor der Halsgrube mit einem Kreuzlein behängt ist. Das Haar erscheint nach moderner Weise frisiert; man toupierte damals das Vorderhaar über beide Schläfe wulstig nach oben und steckte es mit dem Hinterhaare auf dem Scheitel in einen Knoten zusammen. Bei dieser Frisur kam vielerlei Schmuck zur Verwendung, indem man namentlich die vorderen Partien mit Perlenschnüren durchzog (3). In anderer Weise verbarg man alles Haar unter einer Calotte, die die Form der Frisur samt ihrem Schnurneze wiederholte (1). Unmittelbar auf die Frisur indes pflegte man eine Haube zu sezen, die nach dem Namen der unglücklichen Königin von Schottland „Stuarthaube“ benannt (3) wurde, jedoch dem Ursprunge nach französische Mode war. Sie bestand aus einem niedrigen Hute von schwarzem oder farbigen Sammet mit einem Randschirme, der sich über beiden Schläfen aufrichtete, so dass er fast unter einem rechten Winkel vom Kopfe abstand und das Haar mit weiten Bogen umspannte, aber mit einer Schniepe sich über den Scheitel gegen die Stirne herabsenkte. Die Form der Frisur bestimmte die Form der Haube und gab zugleich Veranlassung, auch der Hoike, die sonst feingeriefelt war, soweit sie über den Kopf zu liegen kam, eine ähnliche Bildung zu geben. Man versah sie mit einer Futterhaube, die, festeingenäht, ebenso wie die Stuarthaube über den Schläfen ihre Bogen machte und dem Mantel das Aussehen einer Kapuze gab (vergl. Fig. 30. 8).

In der zweiten Figur unseres Blattes ist eine Frau aus Ditmarschen dargestellt; ihre Kleidung ist merkwürdig als ein Beispiel, wie man die neumodischen Formen mit den altüberlieferten zu verbinden suchte. Die Tagesmode trennte den Rock in der Taille und behandelte den oberen wie den unteren Teil als eigenes Gewandstück; diese Trennung war der entscheidende Schritt, der das neuzeitliche Kostüm von dem mittelalterlichen absonderte. Dessen waren sich die Ditmarschinnen bewusst und sie weigerten sich vorläufig, die Trennung vorzunehmen; wenn die Abbildung hierin noch einen Zweifel übrig lassen könnte, so würde dieser durch den Bericht des Chronisten Neocerus beseitigt werden (S. 152). Das Leibchen zeigt noch die alte Riefelung, ist aber sonst nach moderner Weise ausgeschnitten und scheint die Schultern nur wenig oder gar nicht zu bedecken. Vorn steht es durchaus offen und seine Ränder werden über einem eingesteckten Brustlaze durch hin- und hergezogene Schnürsenkel festgehalten; über dem Laze kommt das höher hinaufgehende Kragentuch zum Vorscheine, ein Stück von feinem Weisszeuge mit einer Randborte obenher. Mit dem Gürtel blieb es beim alten; man trug ihn doppelt,

einmal als Taillengurt, um das Kleid zusammenzuhalten, dann locker weiter unten um die Hüften gelegt als Schmuckstück und hängte an seinen tiefherabfallenden Enden Scheide und Arbeitstäschchen auf.

Ueber die Kapuze der Ditmarschinnen äussert sich der Chronist also: „Wen se aver Velt gingen, drogen unnd dregen Fruwen unde Jungfruwen Kagelen, gedelet van Varven, de luchter Sidt rodess, de rechter averst schwartess Wandes. De Fruwen ock, wen se in de Kerken gingen unnd gaen, dragen se under dem Hoiken. Doch hebben de Fruwe vor herdael, up der rechten Siden, vor erst Wandess-Knope (Tuchknöpfe) gehatt, darvan worden kopperne balt sulverne vorguldete Knöpe, worvan de understen vere edder sosse Loverken (Knöpfe wie Laubwerk gearbeitet) hedden; nun averst werden se so grott, alss ein Duven Ey gemaket, kunstlich uthgearbeidet mit kleinen Ringlin unnd Kornlin vorsettet. Doch ock de Kagelen vorerst nicht lenger, men dat se ehren nakenden Halss jegen den Wint, kolde, Lucht, Hitte der Sunnen bedeckeden, herna hengen se up, nun averst aver de Schultern. Baven van de Hövede hengede ein Bandt, even der Varve unde des Wandes gedelet, welchen se int Gordel stecken edder bisswilen ummet Hövet binden." Diese Beschreibung wird durch unsere Abbildung (2) vortrefflich illustriert und ergänzt. Demnach hatte die Kapuze einen Schulterkragen, der vornherab geöffnet war und mit Knöpfen geschlossen werden konnte. Wie wir schon einmal bemerkt haben (S. 162) war es eine Eigenheit der ditmarscher Kapuze, an der Stelle, wo die Gesichtsränder in die Schlizränder des Kragens übergingen, rechts und links mit einer scharfen Ecke etwa drei Finger breit vorzuspringen und so auf jeder Seite eine eigene Wangenlasche zu bilden. Oben legte sich die Kapuze glatt und rund auf den Kopf, wodurch sie sich von den älteren Weiberkapuzen unterschied, die mit einer scharfen Spize über das Gesicht emporstiegen (Fig. 33. 3, 34. 4).

Betrachten wir nun den Anzug der holsteinischen Frauen (s. 4). Im allgemeinen trugen diese ihre Röcke jezt nicht mehr durchweg so kurz, wie früher; diese Verlängerung war unter dem Drucke der Zeitmode vor sich gegangen; wie den unteren Rock, so hatte die Mode auch den oberen zu einigen Abänderungen veranlasst. Früher war der obere Rock stets etwas kürzer beliebt worden, als der untere, und vornherab, wenigstens bei den Ditmarschinnen, offen stehend (Fig. 32. 4). In solcher Form stand er dem sogenannten „engen Rocke", wie ihn die Mode jezt verlangte, nicht mehr so ferne; es war dies ein Rock mit angeseztem Leibchen; lezteres wurde über die Brust herauf zusammengehakt; der Rock aber stieg immer weiter auseinanderklaffend über den Unterrock hinab und zwar bis an dessen Saum. Der heimische Oberrock bedurfte keiner grossen Wandlung, um zu solch einem Moderocke

zu werden. Im Zuschnitte bildete der Rock gewöhnlich einen vollen Kreis und zeigte nur wenige Falten; in der grossen Mode hatte er überhaupt gar keine Falten, oder wenn doch, so waren diese gegeneinander gelegt. Auch lief das modische Leibchen vorn in eine Spize aus, während das bäuerliche rund geschnitten blieb; an den Achseln zeigte es sich meist ein wenig aufgepolstert und auf der Naht mit einem Streifen besezt. Die Aermel waren zweinähtig und eng. Vielfach ging das Leibchen oben in einen stehenden Kragen über, der sich tellerförmig auseinanderlegte, um einer kleinen Halskrause, die dicht unter dem Kinne sass, zur Stüze zu dienen; bei Krausen von grösserem Umfange blieb der Kragen weg. Es war nur natürlich, dass das Unterkleid nicht hinter dem so veränderten Oberkleide zurückblieb und sich gleichfalls mit der Mode befreundete; demgemäss nahm es die Form des Steif- oder Reifrockes an, der sich glatt und faltenlos über eine Unterlage von Filz ausspannte (4). Auch in dieser abgeänderten Form vertrugen sich beide Röcke noch gut mit der alten Gürtelschärpe, die man nach wie vor um die Taille schlang.

Der runde Schulterkragen war auf dem Wege, sich zu einem charakteristischen Stücke in der nordischen Volkstracht auszuwachsen. Eine kurze weite taillenlose Aermeljacke wird wol schon früher, als sich nachweisen lässt, in Gebrauche gewesen sein, wenigstens als Hauskleid; dass sie nun auch in der Staatskleidung erschien, wurde vielleicht urch das „Schäublein“ oder „Harzkäpplein“ veranlasst, das ähnlich zugeschnitten, aber gewöhnlich vornherab ungeschlossen getragen wurde.

Fig. 36. Troz dem zähen Beharrungsvermögen, mit dem die Friesen an ihren altüberlieferten Sitten und Trachten festhielten, wusste die grosse Mode doch ihren Weg in das Land zu finden und dort festen Fuss zu fassen. In Holland, das im Weltverkehre stand, war sie heimisch geworden; Friesland aber bezog zum grossen Teile seine Kleiderstoffe aus Holland, namentlich aus Leiden. Mit den Stoffen kam auch der Schnitt. Wenn die Obrigkeit sich dagegen auflehnte, geschah dies weniger der Kleider wegen, die in das Land kamen, als des Geldes wegen, das ausser Landes ging. Wie sehr bereits im 16. Jahrhundert die Mode in Ostfriesland um sich gegriffen hatte, wird einesteils durch die Abbildungen bestätigt, die sich zerstreut in den alten Büchern finden, am augenfälligsten aber durch gewichtige Zeugnisse von Stein, durch die Leichensteine, die in den Wänden von alten Kirchen eingemauert noch der heutigen Welt von der vergangenen reden. Auf diesen Steinen sind die längst verstaubten Eigner der Grüfte in ganzer Figur abgebildet, stehend oder in betender Stellung; das Wams mit Halskrause oder Radkröse, die Pumphosen, der kurze Mantel, der

Schnurr- und Knebelbart, das Barett oder der hohe schmalkrempige Hut, das alles ist die spanische, nach holländischem Muster abgeänderte Tracht. Man pflegt sie die „Wurster Tracht oder die Tracht der Wurstfriesen“ zu nennen, weil sich dergleichen Steine vorzugsweise im Lande Wursten gefunden haben. Das schliesst nicht aus, dass sie auch sonst noch im Lande üblich war; unsere Abbildung giebt Zeugnis davon. Es genügt, wenn wir bezüglich dieser nach der Mode geformten Kostüme auf unsere früheren Erläuterungen verweisen.

Von der Mode noch unberührt zeigt sich dagegen die vierte und sechste Figur auf unserm Blatte. Der Rock erscheint hier noch nach

Fig. 36.

1 2 3 4 5 6

Friesische Trachten vom Ende des 16. Jahrhunderts. 1—4 aus Emden; 5. 6 aus Leeuwarden. (Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt 1572—1618.)

altem Brauche geriefelt (3), nur in den Aermeln glatt und um die Taille mit einem einfachen Lederriemen gefasst. Der Schmuck, obschon reichlich, bildet nur einen bescheidenen Teil des sonst üblichen Schazes; er sezt sich zusammen aus einigen Plattenreihen, die vorn und zu beiden Seiten, sowie über die Oberarme und vermutlich auch hinten herabsteigen, ferner aus dem runden Brustschilde, dem „Span“, einer zweiten Fibel, die hinter dem Span halbversteckt den Brustschliz des Unterkleides zusammenhält, und schliesslich aus den Ringen vor dem Handgelenke, den „Wylstern“. Die Kopfbedeckung besteht aus der Halb-

kapuze mit langem Zipfel, der um das Kinn herum und über den Kopf genommen ist (vergl. Fig. 30. 1. 2).

Noch eine zweite Kopfhülle fesselt unsere Aufmerksamkeit (6); sie ist ein Muster für sich und scheint nur von örtlicher Natur gewesen zu sein. Dem Anscheine nach gleicht sie dem faltigen Ueberzuge eines spanischen Barettes; sie wird mit einem schmalen Zeugstreifen, dessen beide Endstücke symmetrisch rechts und links am Kopfe herabhängen, auf ihrer Unterlage festgehalten. Unter ihr fällt ein kurzer schlichter Zopf in den Nacken. Der Gewandschmuck beschränkt sich ausser dem

Fig. 37.

1 2 3 4 5

Trachten von der friesischen Küste in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. (Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt. 1572—1618.)

Gürtel auf zwei kugelige Knöpfe auf jeder Achsel, die unmittelbar auf das Kleid geheftet sind. Eine Brustspange ist vorauszusezen.

Dagegen tritt ihre Nachbarin (5) in völlig modernisiertem Gewande auf; ihr Oberrock ist der sogenannte „weite Rock", der, nur am Halse geschlossen, sich allmählig und ohne Taille bis nach untenhin öffnete. Gewöhnlich hatte dieser Rock gar keine oder nur kurze Aermel, die aufgebauscht und untenher mit einem Bunde gefasst waren (vergl. Fig. 9. 4).

Fig. 37. Wie die vorhergehende, so ist auch diese Abbildung ein Zeugnis von dem starken aus den Niederlanden kommenden Einflusse

auf die friesische Tracht. Wir glauben Holländer vom reinsten Schlage vor uns zu sehen, ob es sich nun um Bauern, Schiffsleute oder Bürgerinnen handelt. Es genügt somit an dieser Stelle auf die Erläuterungen zu den niederländischen Kostümen hinzuweisen. An der Huike war der Stirnschirm mitangeschnitten (1), während er sonst als eigenes Stück untergeschoben wurde. Ausserdem war in der niederdeutschen Frauengarderobe noch ein Rock anzutreffen, der in seinem ungewöhnlichen Zuschnitte sich durchaus von den zeitüblichen Frauenröcken unterschied und sicherlich nur eine örtliche Verbreitung hatte; es waren meist nur gröninger Frauen, die ihn trugen (5). Der Rock lag um die obere Brust her passend an, erweiterte sich dann nach untenhin und liess in seiner Länge nur die Fussspizen blicken; den Hals umfasste er mit einem niedrigen Stehkragen. Die Aermel waren eher weit, als eng, von gleicher Breite und etwas überschüssiger Länge, die durch Zurückschlagen verkürzt wurde. Vornherab war der Rock von oben bis untenhin aufgeschnitten und um die Taille wurde er mit einer fingerbreiten Schnur zusammengefasst. Dieser Rock liess noch die Merkmale der alten französischen Robe erkennen, nur dass er nach spanischem Vorgange deren Halsausschnitt sowie die Schleppe aufgegeben und sich vornherab geöffnet hatte. Nicht minder wich die zu dem Rocke gehörige Haube von der zeitüblichen Stirnhaube ab (vergl. 26. 3), indem ihr sonst glatter Gesichtsschirm sich in eine unregelmässige Rüsche verwandelt hatte.

Fig. 38. Diese Trachten bieten einige Varietäten. Unter den Röcken, wie die Frauen in Hamburg sie beliebten (1), gab es einen, der nach altfriesischer Weise eng geriefelt, dabei aber in gleichen Abständen mit gemusterten Borten der Quere nach überspannt war. Die Taille war kurz und der Gürtel, der sie überfasste, fiel tief über das Kleid herunter. Unter diesem kam einige Finger breit der Unterrock, das „Hemmede", zum Vorscheine und über ihm lag glatt und faltenlos der „weite Rock", der auch „Schaube" oder „Sube" genannt wurde; diese war vor der Halsgrube geschlossen und über die Brust her in dreifachem Bogen mit einer geschmeidigen Kette übergürtet. Eine zierliche Kröse drückte sich knapp unter das Kinn hinauf und eine weisse Linnenhaube (6) verbarg die Stirn bis zu den Augenbrauen herab. Ueber sie, fast die ganze Gestalt verhüllend, legte sich die schwarze enggeriefelte Huike; mitten an ihrem Stirnrande befestigt starrte ein pilzförmiger Schmuck hervor, ein Stiel mit einem schwarzen Wollbüschel an der Spize. Dieser Besaz kam aus Brabant; wie er hier dargestellt ist, bildete er eins der frühesten Muster seiner Art, denn erst im 17. Jahrhundert fand er seine weiteste Verbreitung (vergl. Fig. 13. 1–4; 14. 6–9).

Der Ueberrock der dritten Figur unterscheidet sich von seinesgleichen durch seinen glatten Anschluss über die Brust her, sowie durch seinen tiefen eckigen Ausschnitt, der nur zur Hälfte durch einen bordierten und mit Perlen oder edlen Steinen geschmückten Brustlaz ausgefüllt wird. Trozdem er vom Gürtel an offensteht, musste er wie ein Hemd über den Kopf herab angezogen werden. Der Kopfreif, das „Zeppel" ein Jungfrauenschmuck, war nach Zeit und Ort verschieden, gewöhnlich ein bis drei Finger breit und geringsten Falles aus steifem Segeltuche hergestellt, das auf beiden Seiten mit Scharlach belegt war;

Fig. 38.

1 2 3. 4 5 6

Trachten aus Schleswig und Holstein in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. 1 aus Hamburg; 2 aus Brunsbüttel; 3 aus Meldorp; 4—6 aus Schleswig. (Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt. 1572—1618.)

bei reicheren Leuten bestand er aus einem Pergamentreifen, mit Gold, Edelsteinen und vergoldeten Münzen ausgeschmückt, oder auch völlig aus Edelmetall.

Unter den übrigen Stücken verdient die Haube der fünften Figur unsere Aufmerksamkeit; sie nähert sich einer Dogenmüze und ist ohne Zweifel als die Stammutter von einer der zahlreichen Haubenarten anzusehen, die zwischen Kiel und Rendsburg bis in die jüngste Zeit herab die weiblichen Köpfe bedeckten. Ueber das Seemannskostüm (2. 4) s. Fig. 31. 2; 33. 2; 34. 3.

Fig. 39. Es war nur natürlich, dass die grosse Mode in den Städten eher Zutritt gewann, als auf dem Lande; wie in den Stoffen

Fig. 39.

Bremische Trachten im 16. Jahrhundert. 1 Braut: Rock rot mit weissem Pelze, Leibchen und Aermel rot, Ueberzieher schwarz mit rotem Randbesaze, Brusthemd, Kröse und Haube weiss, Schuhe schwarz, Brautkrone rosa mit blauen Punkten, Handschuz weiss mit roten Tupfen; 2 Bürgerliche Frau: Tipphoike schwarz, Leibchen schwarz mit weissem Rande, Rock rot, Schürze, Brusthemd, Kröse und Haube weiss; 3 Waisenmädchen: Rock, Ueberzieher, Strümpfe und glattes Häubchen hochrot, Schürze und Kröse weiss, Müze oben schwarz, unten und in der Mitte weiss, Schuhe schwarz; 4 Bürger mittleren Standes: Hut, Wams und Hosen schwarz, Mantel schwarz mit rotem Futter, Strümpfe violett, Schuhe schwarz mit roten Sohlen und Absäzen, Kröse und Manschetten weiss; 5 Brautjungfer: Rock und Schulterkragen rot mit weissem Bräme, Ueberzieher rot, Kröse, Brusthemd und Gürtelschärpe weiss, Hüftgürtel und Kopfschmuck gelb, 6 ebenso. (1—4 nach Peter Koster: Afftkonterfeiung der stadt Bremen mit samt öhrer kleidung in hochtidtlicken Dagen, Anno 1618. 5. 6 nach einem Oelbilde auf der Bremer Stadtbibliothek, benuzt von T. G. Kohl: Denkmale der Geschichte und Kunst der freien Hansestadt Bremen.)

so waren die Städter auch die Vermittler in den Formen. Es ist uns eine Anzahl von bremischen Kostümbildern aus dem 16. Jahrhundert

erhalten geblieben, die sehr geeignet sind, diesen Vorgang zu illustrieren. Es war das männliche Geschlecht, das voranging und die spanische Mode, die die Losung ausgab. Wie wenig Sinn für das einfach Schöne der Natur man den Spaniern zugestehen mag, einen Sinn für das Vornehme und Würdevolle wird man ihnen nicht abstreiten können. Das spanische Kostüm war wie geschaffen für vornehme Herren, die etwas auf ceremonielles Wesen hielten. Auch darf man nicht vergessen, dass bei den Spaniern die Uebertreibungen lange nicht so unnatürlich wirkten, wie auf dem Leibe der Deutschen, oder besser gesagt, der nordischen Völker überhaupt, deren ganze Geistesanlage ihnen das Schlichte zur natürlichen Pflicht gemacht hat. Wo auch die spanische Tracht auf einem deutschen Leibe erschien, brachte sie fast immer das peinliche Schauspiel einer blossen Nachahmung zuwege. Solches war bei den Franzosen viel weniger der Fall, da der Franzose mehr Sinn für das Passende und Gefällige im Anzuge hat und er unbedingt das, was ihm nicht passt, auch nicht annimmt. Das macht er in jeder Sache so, nicht bloss im Kostüme; er nimmt sich gar nicht erst die Mühe, eine fremde Form, eine fremde Lehre, einen fremden Charakter auf den eigentümlichen Wert hin zu prüfen; er ändert an allem so lange herum, bis es ihm passt. Das spanische Wams, das von Haus aus einen kurzen Schoss hatte, stattete er mit einem längeren aus. Ueber die langen Strumpfhosen zog er kurze Kniehosen, die oben von mässiger Weite und etwas wattiert waren, sich nach untenhin aber auf das Bein knappanschliessend verengten. An die Stelle der widerlichen Schamkapsel sezte er einen zum Zuknöpfen eingerichteten Laz. In dieser französierten Form wanderte die spanische Tracht auf den Leib der bremer Kaufherren hinüber (4). Als die Halskrause sich zur grossen Radkröse auswuchs, war es nötig, von dem Mantel den aufrechtstehenden Kragen zu entfernen oder doch völlig niederzuklappen. Den hohen spanischen, etwas gespizten Hut, dessen Stoff über ein Drahtgestell oder eine steife Filzunterlage gezogen war, nahm der Franzose fast gar nicht an, wenigstens machte er das Gestell niemals besonders hoch; auf den Köpfen der Hanseaten aber erschien der Hut in seiner ganzen topfartigen Majestät, nicht nur sehr hoch, sondern oben sogar etwas weiter, als unten, und hier mit einer halbbreiten und etwas aufgewulsteten Krempe umrandet.

Hatte nun auch die männliche Tracht, soweit sie der vornehmen Welt angehörte, nichts mehr an sich, was volkstümlich oder nur deutsch genannt werden konnte, so bekundete die weibliche dagegen ein grosses Geschick, sich mit der fremden Form abzufinden, ohne die heimische aufzugeben; sie wusste beide so gut in Harmonie zu sezen, dass nirgends auch nur der Schein einer Nachahmung zu bemerken war.

Dieser Vermittlung leistete die deutsche Frauenmode aus der ersten Hälfte des Jahrhundert einen grossen Vorschub. Vor allem wurden die Röcke länger gemacht, so dass sie nur die Fussspizen blicken liessen oder ringsum auf den Boden stiessen und sich über einem mit Draht ausgelegten Filzfutter etwas ausbreiteten. Wie in ganz Friesland, so waren auch in Bremen die enggeriefelten Röcke von rotem Stoffe besonders beliebt. Der nach spanischer Weise vom Gürtel an nach unten auseinanderklaffende Oberrock wurde durchaus geriefelt (5. 6), wenn nicht, so doch der untere Rock (1). Der obere Rock war kürzer, als der untere, oder wurde unter dem Gürtel so weit heraufgezogen, dass der Pelzbesaz am Unterkleide ungeschmälert ins Auge fallen konnte. Der eigentliche Rock hatte ein angeseztes niedriges Leibchen, das die Schultern nur mässig bedeckte und bis dicht an den Busen hinaufstieg, die Verhüllung desselben einem feingefältelten Hemdeinsaze überlassend. Vorn klaffte es auseinander und wurde mit hin- und hergezogenen Nesteln über einem weissen oder in Gold und Farben prangenden Brustlaze verschnürt. Nach dieser Verschnürung wurde das Leibchen mit „Snörlietken“ bezeichnet. Bei dem weiten Ausschnitte war der Schulterkragen, das „Halskoller“, unentbehrlich. Wir haben schon bemerkt, dass dieser Kragen ein Charakteristikum der nordischen Frauentracht war und selbst auf den Schultern des ärmsten Weibes angetroffen wurde (Fig. 31. 3. 4). Vornehme Damen trugen ihn von roter Seide und mit weissem Schwanenflaume verbrämt, jedoch offen um die Schultern gehängt, um die Verschnürung und den Laz nicht zu verdecken. Nicht minder häufig war die lange Schossjacke zu sehen (3), ein Sprössling des altheimischen vorn offenen Ueberrockes (vergl. Fig. 32. 4, 34. 2), der allmählig seinen Saum gegen die Hüften hinaufgezogen hatte. Unter allen Geschlechtern und Ständen fand sich der symmetrischgefältelte „Kruuskragen“; er sass um so höher unter dem Kinne, je kleiner er war; doch wuchs er im allgemeinen und erreichte um die Zeit des dreissigjährigen Krieges seinen grössten Umfang.

Wenn auch nicht mehr unter geringen Leuten, so spielte der Gürtel doch immer noch in der vornehmen Tracht eine grosse Rolle. Es gab zwei Arten von Gürteln, einen für den alltäglichen Gebrauch und einen für die Festtage. Der erste, der „Undergordel“, wurde dazu benuzt, um das Oberkleid unter ihm heraufzuziehen, aber nicht um die Taille, sondern schräg von der Höhe der einen Hüfte nach dem unteren Rande der anderen hinab angelegt. Auch der festtägliche Gürtel erhielt diese Lage, doch in entgegengesezter Richtung. Dieser Gürtel war sehr lang und erreichte mit seinem Endstücke fast den unteren Kleidersaum. Er bestand ganz wie der altfriesische „Gordel“, aus viereckigen ornamentierten und mit Scharnieren aneinanderhängenden Goldblechen; nur

unter den Schlussstücken befand sich eine rundgeschnittene Scheibe in Rosettenform. Es scheint, dass dies der Gürtel war, der sich in den alten Kleiderordnungen von Bremen als „Rösekenborde“ aufgezeichnet findet.

Bräute und Brautjungfern sowie die weibliche Verwandtschaft der Braut, die sie auf dem Kirchgange begleitete, führten, in den Undergordel eingesteckt, noch ein langes Band an der linken Seite (6). In anderer Weise wurde das Band aufs Doppelte zusammengelegt, mit seiner Bruchfalte an der rechten Hüfte befestigt und dann von hintenher nach der linken Hüfte genommen, so dass es mit zwiefachem Bogen sich unter dem Gesässe herzog (5). Die Zipfel dieser Binde endigten in einer silbernen Scheide, deren Mittelstück ebenfalls als Rosette geformt war. Die Sitte dieser langen Brautgürtel wiederholte sich auch sonst in Friesland und behauptete sich mancherorts bis in die Neuzeit herauf.

Die gewöhnlichste Kopfhülle war ein Haarnez und darüber ein doppeltgelegtes Tüchlein (1. 2), das wol als der lezte Rest der alten „Hatte“ zu betrachten ist. Vornehme Frauen bedeckten sich mit einem Häubchen aus Goldstoff, das hinterwärts sich etwas aufblähte, um den Haarknoten aufnehmen zu können; darüber sezten sie das „Pael“, jenes in Form einer Mondsichel gebogene und aus scharnierten Goldblechen zusammengesezte Diadem, wie es an der ganzen Nordseeküste anzutreffen war. Es gab dergleichen Aufsäze von den einfachsten an aus gesteifter Leinwand bis zu den goldenen und mit Perlen verzierten, den sogenannten „perleden Krentzen“.

Ein Kopfschuz für den alltäglichen Ausgang war die „Hoike“; neben der grossen, in die man sich völlig einwickeln konnte, gab es kleinere, die nur bis zum Ellbogen reichten (2); alle aber waren durchweg geriefelt. Man nahm sie schlicht mit der Mitte ihrer Vorderkante über den Scheitel und liess sie über den Körper herabfallen. Nicht selten aber war die Hoike oben zu einer glatten Haube umgeformt, an die der übrige Stoff sich geriefelt ansezte, oder mit einer festeingenähten Haube gefüttert. Da sie das Gesicht unbeschattet liess, so pflegte man über der Stirne einen Schild unterzustecken der aus hartem Leder oder aus Fischbein mit tuchenem Ueberzuge bestand. Dieser Schild wuchs sich in kurzer Zeit zu einem fusslangen gebogenen Horne aus, das man „Tip“ nannte und darnach das ganze Gewand mit „Tiphoike“ bezeichnete (vergl. Taf. 35. 2).

Die bräutliche Krone zeichnete sich durch ihre ungeheuerliche Grösse vor allen derartigen Kopfzierden aus, denn sie hatte die ungefüge Form eines grossen Korbes oder Kübels (1); entweder bestand sie aus einer steifen Einlage mit rosenfarbigem Stoffüberzuge oder völlig aus ornamentiertem Goldbleche mit einem Perlenkranze obenher. Noch

heute sind in vielen Dörfern auf der lüneburger Haide, ferner bei den lettischen Bauern in Livland und Kurland dergleichen Brautkronen zu finden. Da sie ihrer Kostbarkeit wegen nicht von jedem beschafft werden können, so hat man sie auf Gemeindekosten angeschafft und dem Prediger oder Gutsherrn in Verwahrung gegeben. Sie sind ohne Zweifel von Haus aus ein slavisches Erzeugnis, denn man fand und findet sie heute noch in Russland und den von westslavischen, hauptsächlich wendischen Stämmen bewohnten Gegenden, im Norden und Westen von Ungarn, durch ganz Mähren, Böhmen und die Lausitz bis Pommern, ja selbst im südlichen Deutschland, soweit die slavische Einwanderung gekommen war, bis nach Nürnberg hinab und nach Schwaben hinein; hier nennt man sie „Kübeleshäubchen".

Die Schürze war bei festlichen Anlässen noch immer ein schmaler Streifen von Leinengebilde (5) oder geriefeltem Linnenzeuge, den man oben unter dem Gürtel feststeckte; in den Schriften werden Schürzen von „dubbeldem Taft" erwähnt.

Das Schnupftuch beliebte man in der vornehmen Garderobe mit Borten, an den Ecken mit Quästchen, an den Rändern mit „Gestickels" (Stickereien) oder „Knüppels" (geknüpften Spizen) ausgestattet. Man trug es ein- oder mehrfach zusammengelegt und über die Hände geschlagen, so dass es über die Schürze herabhing (1. 5. 6).

Von den Schuhen oder Tuffeln" liess man nur die Vorderkappen blicken; sie waren nach spanischer Mode spiz und mit farbig, ja mit goldstoffig unterlegten kleinen Schlizen verziert.

Fig. 40. Die zu Fig. 32—35 gegebenen Erläuterungen sind auch für diese Abbildung zutreffend; nur den Kopfbedeckungen sind wir noch einige Worte schuldig. Das Mädchenbarett aus Ockholm (1) war sicher das kleinste Muster seines Geschlechtes (vergl. Fig. 32. 4); zum Schuze nicht ausreichend, hatte es eine anschliessende Haube zur Unterlage, die diesen Dienst besorgte. Das Barett aus Nordstrand (2), mit Schnürchen in gleichen Zwischenräumen quer überspannt, die seinen Stoff in enge Fältchen drückten, konnte seine ferne Verwandtschaft mit dem Kopfbunde nicht verläugnen, der in der Damentoilette des 15. Jahrhunderts eine so wundersame Rolle gespielt hatte. Seinem Ursprunge nach stand es somit der zeitgenössischen grossen Ohrhaube nahe (Fig. 43. 1. 2), die ebenfalls vom Kopfbunde ausgegangen war, sich aber in ganz anderer Richtung entwickelt hatte, so dass die beiden Verwandten sich jezt in nichts mehr ähnlich sahen. Es ist erstaunlich, wie lebenskräftig sich in der Friesentracht die von der grossen Mode längst aufgegebene Kragenkapuze erwies; selbst auf dem beschränkten Raume einer Insel, wie Föhr, vermochte sie noch ihre Varietäten zu treiben. Als Mädchenkapuze (4) zeigte sie sich vorn mit einem grossen

viereckigen Aufschlage ausgestattet, der das Gesicht einrahmend sich vor dem Halse auseinanderlegte, mit der einen Ecke spizig über die Stirne emporstieg, mit den beiden seitlichen Ecken aber über die Schläfen hinausstarrte. Bei bejahrten Frauen (3) umschloss die Kapuze mit rundgeschnittenem Kopfe das Gesicht durchaus bis dicht unter das Kinn und wurde ihrerseits von einer Müze bedeckt, die mit einem dreieckig geschnittenen und hochgespizten Schilde sich über die Stirne

Fig. 40.

1 2 3 4

Friesische Trachten um 1700. 1 Mädchen aus Ockholm; 2 Mädchen aus Nordstrand; 3. 4 bejahrte Frau und Mädchen von der Insel Föhr. (Ernest Joachim de Westphalen: Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum 1739.)

auf- und zurückstellte (vergl. Fig. 50. 3). Vermutlich waren die Aufschläge an beiden Kopfbedeckungen mit einem andersfarbigen Futter überzogen.

Fig. 41. Die hier gegebenen Trachten sezten sich meist aus Stücken zusammen, die wir schon besprochen haben; es dürften somit neben den Hinweisen auf das früher Gesagte einige kurze Notizen genügen. Ueber das Bauernwams (2. 9) s. Fig. 5. 1; 17. 1; 32. 1. 3; 34. 3, über die Bauernhosen (2. 9) 20. 6; über das „wollene Hemd“ (2. 9) Tafel 22. 1.

Fig. 41.

Dieses Stück, das zunächst auf den Körper zu liegen kam, war eine Art von Rock mit angesezten Schössen; seine Vorderteile verbreiterten sich nach untenhin, legten sich aber schon von oben an übereinander. Die Schnittkante des überschlagenen Teiles sezte sich von der Halsgrube an schräg nach einer Hüfte hinab fort, wo das Hemd zusammengehakt wurde, dann noch weiter in den Schoss hinein; doch blieb der Schoss unten unverhafelt und auch hinterwärts vom Kreuze ab offenstehend. Im Zuschnitte bildeten je ein halbes Vorder- und Rückenteil ein Ganzes so dass die Naht mitten in den Rücken fiel. Die Aermel waren ziemlich eng und ersezten gelegentlich die dem Wamse und selbst dem Rocke fehlenden Aermel; in solchem Falle hatte der Rock gewöhnlich nur kurze gebauschte Achselärmel (2). Ueber das bürgerliche Wams (3) s. Fig 9. 6; 32. 3. Das Zurückschneiden der Schosskanten hinter die Brustkanten war in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein namentlich in Niederdeutschland mit Vorliebe geübter Brauch, der sich selbst an der Kragenkapuze versuchte (vergl. Fig. 33. 2; 34. 4; 35. 2). Nicht minder alltäglich war es, zwei Wämser übereinander zu tragen, das obere mit etwas längerem Schosse und offenstehend, das untere über die Brust herab verknöpft. Ueber die Bauernmüze (2. 9) s. Fig. 20. 6. 9: 26. 1. 4. Man trug die Müze in der einfachsten Weise als hohen, stumpfkegeligen und untenherum nach aussen aufgekrempten Hut (9), sodann als wirkliche Müze, die über dem Hinterkopfe kürzer geschnitten war, als über dem Gesichte, sodass sie mit einem viereckigen Schilde fast senkrecht über die Stirn bis zur Nasenwurzel hinabstieg. Den Hinterkopf umsäumte an seinem unteren Rande ein Band, das, unter den Schild tretend, sich durch zwei kleine Einschnitte über denselben fortsezte. In solcher Form unterschied sich die Müze wesentlich von den durch ganz Deutschland verbreiteten Bauern- und Jägermüzen und war allem Anscheine nach eine holsteinische Eigenheit (vergl. Fig. 5 2; 20. 6. 9).

Ueber den geriefelten Rock der Braut von der Insel Sylt (1) s. Taf. 33. 2 und Fig. 45. 1–3. Unter dem Gürtel hingen zwei keilig geschnittene und bunt in die Schräge gestreifte Zierstücke über den Rock herab (vergl. Fig. 33. 1). Schriftliche Ausweise darüber scheinen nicht vorhanden zu sein, es müsste denn eine Stelle in der Chronik des Neocerus sich darauf beziehen, die von einem „siden Posement, groen, geel edder rodt“ spricht. Vielleicht sind sie als die Vorläufer der beiden weissen Linnenstreifen anzusehen, wie solche noch heutzutage von den

---

Friesische Volkstrachten in der lezten Hälfte des 16. und der ersten des 17. Jahrhunderts. 1 Braut von Sylt; 3. 4 Mädchen und Frau aus Stapelholm; 5—9 Bürgersfrau, Magd, Mädchen von niederem Stande, Bürger und Bauer aus Holstein. (Ernest Joachim de Westphalen: Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum et Megapolensium. Lipsiae 1739.)

Bräuten auf Föhr am unteren Rande ihres breiten gürtelartigen Schürzenbundes mit einer silbernen Agraffe festgesteckt zu werden pflegen. Der Kopfschmuck der Braut, ein an seinem unteren Rande mit kugeligen Knäufen umgürteter Spizhut, erinnert an den sogenannten „Hennin“ oder die „burgundische Haube“, die im 15. Jahrhundert einem Zuckerhute ähnlich über den Köpfen der vornehmen Damenwelt emporstieg. Indes muss die sylter Haube von höherem Alter gewesen sein; denn genau in dieser Form und von Kupfer getrieben hat sich der Kopfschmuck schon in holsteinischen Graburnen vorgefunden. Rhodensius gedenkt dieser Müze in seinen cimbrischen Altertümern: „Der Zierath, sagt er, der oben auf die Haare in form einer kleinen pyramide gesetzet und mit einem Bande befestiget worden, wird von den antiquariis genannt Tutulus oder ein Hütchen. Dergleichen haben wir nun hier sehr viele von verschiedener Grösse, doch einerley facon gefunden, dass also dieses ein sehr gebräuchlicher Zierath in hiesigen Ländern müsse gewesen seyn.“ Ueber den Ober- und Unterrock der Frauen von Stapelholm (3. 4) s. Fig. 32. 4, über den Kopfschmuck (3) s. Fig. 38. 3, über die holsteinische Frauenkleidung Fig. 31. 3. 4; 35. 4, 39. 5. 6, über das glattaufliegende Käppchen mit den darüber gewickelten Haarflechten (5. 6) s. Fig. 21. 1. 2.

Fig. 42. Die Kleidung, in welcher die erste Figur sich darstellt, war auf ihre nötigsten Bestandteile zurückgeführt, auf Hosen und Hemd. Die Hosen wiederholten sicherlich eins der ältesten Muster, das sich denken lässt, denn sie bestanden lediglich aus zwei unten offenen Beinhülsen von grobem Tuche oder roher Leinwand, die mit einer Zugschnur oben zusammen und um den Leib festgehalten wurden; es ist anzunehmen, dass ihre Verbindung im Schlize durch einen eingesezten Zwickel geschah. Das Hemd aus elastischem Stoffe lag fest am Körper und deckte ihn bis über die Hüften herab. Sein niedergeklappter Kragen war wie an den Wämsern der Landsknechte mit vielen Einschnitten zerschlizt und dann unter sich selbst zurückgelegt.

Dies war Arbeitertracht; Herrentracht begegnet uns in der dritten und vierten Figur. Die lezte war die ältere; sie wies noch spanische Erinnerungen auf, während die dritte dem schwedischen Muster nachgebildet war, das der dreissigjährige Krieg ins Land gebracht hatte.

Die spanische Tracht wurde durch viele Veränderungen in niederdeutschem Sinne zu einer anderen. Dies zeigte sich namentlich am Wamse; obgleich aus dem spanischen Wamse entstanden, hatte es doch fast nichts mehr mit ihm gemein; aus dem starren Panzer war eine bequeme Jacke geworden und auch die Polsterung samt der scharfeingeschnittenen Taille nicht mehr zu sehen. Um das Jahr 1640 sass die Taille fast unter den Armen und der Schoss bedeckte nur knapp

die Hüften; auch wurde er nicht mehr wie sonst rings um den Leib angesezt. Das Wams bestand überhaupt nur noch aus zwei Stücken, aus dem Rückenteile und dem seiner Länge nach auseinandergeschnittenen Vorderteile. Gemeinsam mit dem spanischen Wamse hatte es jedoch noch seine hängenden Aermel und den grossen Stehkragen, der sich in die Schräge auseinanderlegte. Die einstigen Wulste auf den Achselnähten (vergl. Fig. 16. 4) waren dem sogenannten „Achselstücklein“ gewichen, einem an seinen beiden Enden spizig zulaufenden Zeugstreifen, welcher nur mit seinem oberen Rande angenäht den Hängeärmel obenher

Fig. 42.

1 2 3 4 5 6

Niederdeutsche Trachten im 17. Jahrhundert. 1. 4. 5 Matrosen (nach Jacob Cats: Alle de Wercken); 2. 3 Helgoländer (Staffage auf einer Karte von Helgoland vom Jahre 1649, herausgegeben von Max Harrwitz 1891); 6 Matrose (Staffage einer Landkarte).

umgab. Geschlossen wurde das Wams vornherab durch eine dichte Reihe von Knöpfchen und um die Taille durch einen schmalen Ledergürtel. Die eigentlichen Aermel gehörten zu einem Unterwamse; sie waren einnähtig und konnten eher eng als weit genannt werden. Unten blieben sie in der Naht ein kurzes Stück weit offen und wurden hier zurückgeklappt. Aus dem Unterwamse stieg ein Leinwandkragen empor, der ganz wie der Kragen am Wamse zugeschnitten war und sich dergestalt über ihn legte, dass dieser ihm zur Stüze diente.

In demselben Sinne nach Befreiung hatten sich die Hosen geändert. Unter den mancherlei Formen, die im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts modisch waren, blieben die nach untenhin enger werdenden Hosen in steigender Gunst; sie waren kurz unter dem Knie abgeschnitten und wurden hier offen belassen, so dass unter ihnen die Schleifen und Endstücke der Strumpfbänder zum Vorscheine kamen; dies geschah etwa seit 1636. Immer mehr üblich wurde es, die Hosen an der äusseren Naht mit kleinen Knöpfchen dicht zu besezen; sonst aber blieben sie völlig schlicht und schmucklos; der Laz mit der Schamkapsel war einem Schlize gewichen, der auf lange Zeit hinaus seinen Dienst versah. Die Hosen machten wie das Wams nur wenig Falten, denn die damaligen Stoffe waren weit dicker, steifer und derber, als gegenwärtig.

Der Schuh, obgleich derb und schwer, war nach der Form des Fusses zugeschnitten; das Fersenstück sezte sich rechts und links nach vorn in eine schmale Lasche fort und beide Laschen wurden auf dem Oberleder mit Schnürriemen zusammengebunden. Der Absaz war nicht hoch, aber breit (3. 4); doch fehlte er auch zuweilen (5). Dieser Schuh war schon um 1600 aufgekommen und blieb mit wenig Veränderungen das ganze 17. Jahrhundert, ja noch weit darüber hinaus in Geltung. Anfangs war er völlig geschlossen (4); dann wurden die Fersenlaschen schmäler und liessen zwischen sich und dem Spannblatte eine Oeffnung sehen; das Spannblatt aber wuchs über die Fussbeuge herauf (6).

Der Hut konnte in der ersten Hälft des 17. Jahrhunderts zu keiner festen Form gelangen; am meisten in Geltung blieb um die Mitte dieses Zeitraumes, wenigstens in Niederdeutschland, der Hut mit mässig hohem, oben etwas verengten Kopfe und ringsum abstehender Krempe von passender Breite (4). Den nämlichen Hut sah man auch sonst noch mit höherem, mehr gespizten Kopfe und breiterer Krempe, die sich links und rechts etwas emporstellte (3). Er ward fast allgemein schwarz getragen, meist völlig schmucklos, höchstens mit einem schmalen Bande umschlossen und mit einer einzigen kurzen weissen, roten oder schwarzen Feder besteckt (3).

Noch bemerken wir auf unserer Abbildung ein Stück, das nur in der Garderobe der Handwerker und Tagelöhner vorkam und bestimmt war, die Kleider zu schonen, nämlich einen Schurz (5); er bestand aus Leder oder derber Leinwand und wurde mit angenähten Bändern um die Hüften gegürtet, mit dem Oberteile aber über die Brust heraufgenommen und festgesteckt.

Der Brauch, Wams und Hosen mehrfach übereinander anzulegen, bürgerte sich nirgends so sehr ein, wie an der Nordseeküste; einem ähnlichen Brauche folgte auch das weibliche Geschlecht; namentlich die Matrosen

steigerten ihn bis zum Uebermasse (6). Wir besizen noch jezt die Schilderung eines Engländers aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. den dieser aufgeschwellte Anzug in Erstaunen sezte. Er spricht zwar nur von den Holländern; doch sind seine Worte auch für deren deutsche Nachbarn geltend. „Der richtige Holländer, sagt er, ist die sonderbarste Figur auf der Welt. Auf einem schmalen Kopfe voll Haar trägt er einen halbaufgekrempten engen mit schwarzem Bande besezten Hut, keinen Rock, aber sieben Westen und neun Paar Hosen, sodass seine Hüften beinahe unter den Achseln anfangen.“ Von der Holländerin sagt derselbe Reisende, dass sie für jedes Paar Hosen ihres Gemahls zwei Unterröcke anzöge. Der Anzug, wie ihn der bremische Matrose auf unserm Bilde trägt (6), giebt für diesen Bericht eine passende Unterlage ab.

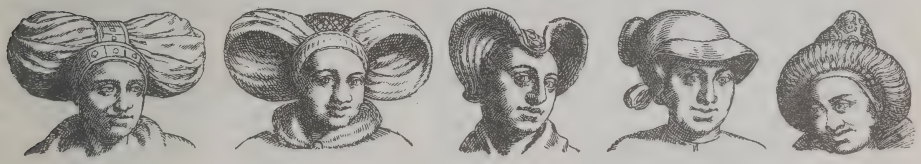
Der schwedische Einbruch blieb nicht ohne Wirkung auf das deutsche Kostüm und beseitigte fast den lezten Rest der spanischen Mode. Der Rock, wie er nach schwedischem Muster üblich wurde, sass fest und faltenlos am Leibe (3); er hatte eine kurze Taille und erreichte mit seinen Schössen höchstens die Mitte der Kniescheibe; meist aber war er kürzer und stets unten in seiner hinteren Mitte durch einen Schliz getrennt. Vorn war er von oben bis untenhin offen; doch konnte er hier mit verborgen liegenden Haken und Oesen geschlossen werden; nach Belieben hielt man ihn auch mit Knöpfen oder Nesteln zusammen. Die Aermel sassen in sehr weiten Armlöchern; si waren einnähtig und meist gerade geschnitten, doch wol auch in der Armbeuge etwas weiter und vor dem Handgelenke mehr anschliessend, in der Regel aber dünn wattiert. Vielfach üblich war es, die engen Aermel vorn ihrer ganzen Länge nach aufzuschneiden und über dem Hemdärmel oder einem eingesezten Futterärmel zum Verknöpfen einzurichten. Das einzige, was von dem spanischen Wamse auf diesen Rock überging, waren die schmalen geschlizten Achselwülste. Der Rock sezte sich nur aus zwei Stücken zusammen, einem Rückenteile und einem Vorderteile, das jedoch seiner Länge nach in zwei Blätter zerlegt war. Beide Teile waren stets mit ihrem Schosse im ganzen geschnitten; nur ausnahmsweise kam es vor, dass im Rücken der Schoss besonders angesezt wurde. An den Küsten und auf den Inseln der Nordsee trug man den Rock vornherab sowie untenher mit einem Pelzstreifen verbrämt und meist in Gesellschaft der unter dem Knie gebundenen Pumphosen (3; vergl. Fig. 8. 4).

Das Klima machte auch für den Hals eine eigene Bedeckung nötig; solche hatte bis jezt der breite schwedische Leinwandkragen besorgt; an seine Stelle trat fernerhin die Halsbinde; es war dies ein langes, ziemlich schmales Tuch, das man einfach um den Hals legte, vorn verknotete und mit den Enden herabhängen liess (3).

Ueber den weiblichen Anzug (2) s. Taf. 33. 2; 34. 2; Fig. 29. 4; 31. 1. 3. 4; über die Haube Fig. 43. 1–3.

Fig. 43. Zu den originellsten Stücken in der weiblichen Friesentracht zählte eine Haube in Turbanform, die die ganze Frisur unter sich verbarg. Ihrem Ursprunge nach war diese Haube ein Erzeugnis der Mode; aber indem die Mode sich nachderhand wieder neuen Formen zuwendete, überdauerte die Haube mit friesischer Zähigkeit diesen Wechsel; sie bildete sich selbständig weiter um und wurde so zu einem Stücke, das nirgends, als in der nordischen Volkstracht vorkam. Unter der erstaunlichen Fülle von Kopfbedeckungen, die das 15. Jahrhundert ausgebrütet hatte, waren es die Kopfbunde, die sich einer grossen Beliebtheit erfreuten; sie wechselten in allen Grössen und Formen; es gab solche, die dem geschwollensten Kürbisse nicht nachstanden. Und

Fig. 43.



1 2 3 4 5

Friesische Hauben und Müzen aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

ebenso mannigfaltig zeigten sie sich in Stoff und Farbe. Man stellte sie aus längeren oder kürzeren Tüchern, überhaupt aus jedem dazu geeigneten Stoffe her, ob er weiss oder farbig war, und verzierte sie mit Randborten und Stickereien. Im 16. Jahrhundert kam das Barett und beseitigte mit so vielen andern Hauben auch den Kopfbund; dieser begann nun sein Eigenleben. Schon seit langem war es Brauch, ihn in der Mitte über dem Scheitel etwas einzudrücken, indem man ihn mit einer vom Nacken nach der Stirne gehenden Borte überspannte, so dass er gleichsam aus zwei miteinander verbundenen halbkugeligen Bauschen gebildet schien, die rechts und links über den Kopf hervorstanden. Von hier aus bis zu einer festen Gestaltung des Bundes war nur noch ein Schritt; dieser geschah, indem man den Scheitelbügel mit einem Stirnbügel vereinigte, der den Kopf rings umschloss (1). So war der Turban zu einer Haube geworden. Zunächst verbreiterte man den Querbügel zu einer den Oberkopf völlig bedeckenden Kalotte; dann drückte man den Haubenstoff vorn zu beiden Seiten des Kopfes in sich selbst zurück, so dass er hier sich zu zwei grossen Schläfen-

muscheln gestaltete (2). Um diese Zeit erschien die „Stuarthaube", jene artig kleidende Haube von schwarzem Sammet, die die Seitenteile ihres Schirmes im Bogen aufblähte und zurückstellte. Das Haar wurde dabei möglichst steif und hoch in die Flügel der Haube hineinfriesiert und mit Perlenschnüren durchflochten (vergl. Fig. 35. 2). Es war ohne Zweifel diese Haube, die bestimmend auf die Weiterentwickelung der Friesenhaube einwirkte, denn leztere näherte sich der Stuarthaube so weit als möglich; was sie noch an Turbanform an sich hatte, gab sie auf und zog sich auf ein bescheidenes Mass zusammen. Die Ohrmuscheln erhielten durch Einnähte eine feste Form und stellten sich mehr in die Höhe (3). Nur insofern blieb die Haube sich selbst getreu, als sie nach wie vor alles Haar unter sich aufnahm.

Neben ihr behauptete sich noch eine Variante der mütterlichen Stirnhaube von weisser Leinwand, die im Kopfe glattanliegend sich über dem Haarknoten entsprechend erweiterte, mit einem Schirme über das Gesicht vortrat und diesen über der Stirne einsenkte, über den Schläfen aber aufblähte (4).

Wol in jeder grösseren Stadt kamen damals Sonderformen in den Kopfbedeckungen vor, die man anderwärts nicht sah; so hatte Bremen seine „Parrelbinze" (5); es war dies eine hohe Müze mit rundlicher Spize und dickem Bräme; ein leichter Eindruck unterhalb der Spize auf der vorderen Seite gab ihr eine ferne Aehnlichkeit mit der venetianischen Dogenmüze. Ihr Kopf bestand aus schwarzer Seide und einer dicken Wattierung, ihr Bräm aus einem ungefügen Wulste von haariger Abfallseide, die „Pluisch" oder „Felbel" genannt wurde. Zierliche Stickereien aus kleinen schwarzen Perlen in verschiedenen Mustern bedeckten den Kopf; diese Perlenmuster waren es wol, die der Haube den Namen verschafften, denn „Parrel" ist der plattdeutsche Name für Perle, indes „Binze" sich mit „Müze" erklären lässt; so wurde auch die Schlafmüze „Nachtbinze" genannt. Die Parrelbinze war eine schwere Müze, die wenig unter zwei Pfund wog. Wie es bei dergleichen Kopfbedeckungen gewöhnlich war, hatte sie eine Kalotte zur Unterlage.

Fig. 44. Die bremische Frauentracht des 17. Jahrhunderts hatte sich, verglichen mit der in der lezten Hälfte des 16. (vergl. Fig. 39. 1–3, 5. 6) nur geringen Wandlungen unterworfen. Verschwunden waren die nach untenhin sich auseinanderspreizenden Steif- und Reifröcke; sie hatten einem gerade abfallenden Rocke Plaz gemacht, der an den Hüften unterpolstert und demgemäss oben so breit war, wie unten. Die Polsterung tritt auf unserm Bilde nicht mehr so stark hervor, als es früher geschah; in einem „Saxonia" betitelten Buche von Kaspar Schneider, welcher Mann sich von 1643 bis 1646 in Bremen aufhielt,

findet sich ein Vermerk darüber; die bremer Frauen, heisst es dort, trügen so grosse Fischbeingestelle und Wülste, ihre Röcke darüber zu

Fig. 44.

1 2 3 4

Bremische Trachten nach der Mitte des 17. Jahrhunderts. 1 vornehmer Mann: ganzer Anzug schwarz, nur Pelzverbrämung des Mantels graubraun, Handstulpe vor den Rockärmeln weiss, Sohle und Absaz an den Schuhen rot; 2 vornehme Matrone: Leibchen, Rock und Mantel schwarz, Schuhe schwarz mit roten Sohlen und Absäzen, Schürze weiss, Haube schwarz mit weissem Stirnschirme, Spizenkragen und Manschetten weiss, Halskette gelb (Bernstein), Muffe grauviolett mit graubraunem Pelze; 3 vornehme Frau mit Tiphoike: Hoike, Ueberzieher und hohe Pelzmüze schwarz, Haube, Kröse und Schürze weiss, Brustlaz hochrot mit gelben Schnürsenkeln, Rock rosa mit schwarzem Besaze, Strümpfe rosa, Schuhe schwarz mit rosenfarbigen Schlizchen. 4 bürgerliche Frau: Hoike schwarz mit rotem Futter, Rock hellbraunkarmin mit schwarzem Besaze, Ueberzieher schwarz mit weissem Umschlage an der Hand, Leibchen und Brustlaz schwarz mit roten Schnürsenkeln, Brusthemd weiss, Kopftuch unter der Hoike schwarz, Haube weiss, Strümpfe rot, Schuhe schwarz mit roten Schlizchen. (Peter Koster, Schreib- und Rechenmeister: Warhafte Kurtze und Einfältige beschreibung dessen, Wass sich von Anno 1600 bisshero In der Kayserl. Freyen Reichs- und Hanse Stadt Bremen zugetragen Anno 1585 und folgends continuiret bis zu ende des 1700 sten Jahres. Handschrift).

schürzen, dass ein zweijähriges Kind leicht darauf herumspazieren könne (4). Diese Polsterung war durch die grosse Mode verschuldet worden und seit 1618 überall in den deutschen Städten zu sehen. Auch im Auspuze hatte sich der Rock geändert; der Puz bestand jezt in einer grösseren oder geringeren Anzahl von schwarzen Querstreifen in seinem unteren Teile, oder in einem breiten Streifen am Saume und einigen schmäleren darüber her. Man trug diesen Rock anfangs zusammen mit einer ziemlich tief herabgehenden Taille, die vorn mit einer langen unten rund geschnittenen Schneppe endigte. Gegen 1630 fing man an, die Taille wieder zu kürzen. Unser Bild zeigt sie noch nach altem Brauche rund geschnitten, das Mieder breit auseinanderklaffend und mit Senkeln über einem Laze verschnürt, dabei sehr niedrig (vergl. Fig. 35. 2; 39. 1. 5), die obere Brust aber mit einem eigenen Hemdchen, dem „Halshemde", bedeckt. Als Oberkleid unentbehrlich war die Jacke (3), die sich zum Teil aus dem alten vornherab offenen Ueberrocke herausgebildet hatte (vergl. Fig 32. 4; 34. 2; 40. 4). Sie kam in Variationen vor, einmal etwas kürzer mit scharfeingezogener Taille und über die Brust herab völlig geschlossen, an den Schössen aber geöffnet (2), dann aber auch völlig taillenlos und nur vor der Halsgrube geschlossen (4). Der grossmütterliche „Krauskragen" (3) musste sich mit dem modischen Spizenkragen in die Gunst der Bremerinnen teilen. Ueber die „Tiphoike" (3) s. Fig. 39. 2, über die kurze Hoike ebendort. Neben der Hoike blieb der kurze Kragenmantel unentwegt im Gebrauch (2). Man sah dies Mäntelchen in ganz Deutschland und zwar auf das mannigfachste hergerichtet, bald glatt, bald gefaltet, schmucklos oder mit Pelz verbrämt, doch stets mehr oder minder im Halbkreise zugeschnitten (vergl. Fig. 20. 8).

In der Herrentracht schlug das spanische Muster vor, jedoch abgeändert in französischem Geschmacke (1); die spanische Enge und Knappheit hatte sich völlig daraus verloren. Aber ein einziges Stück geriet jetzt in dieses Kostüm, von dem sich bis dahin weder Spanier noch Franzosen etwas hatten träumen lassen, trozdem der hohe spanische Hut es vorbereitet hatte (Fig. 39. 4): das war der „Cylinderhut" (1). Dies Paradestück entsprach gleich von Anfang an so sehr unsern modernen Cylindern, selbst was Schwärze und Glätte anbetrifft, dass man an einen Fehler des Zeichners glauben sollte, wenn nicht sein Dasein noch von anderer Seite aus bestätigt würde. In einer londoner Zeitung vom 16. Januar 1697 findet sich folgende Notiz: „Der Ellenwarenhändler John Hetherington vom Strand wurde gestern auf die Anklage des Friedensbruches hin vor den Lordmayor gebracht und musste Bürgschaft im Betrage von Lstr. 500 für sein künftiges Wohlverhalten erlegen. Mr. Hetherington, der einer geachteten Familie

angehört, war auf offener Strasse mit einem sogenannten „seidenen Hut“ erschienen (der auch vor Gericht produziert wurde), ein hohes Bauwerk von strahlendem Glanze, das furchtsamen Leuten Schrecken einjagen konnte. Die Kronbeamten sagten in der That aus, dass mehrere Frauenzimmer beim Anblicke des Hutes in Ohnmacht fielen, während Kinder schrieen, Hunde bellten und ein kleiner Knabe des Seilers Thomas, der von einem Lichtgiesserladen heimkehrte, von der Menge, die sich angesammelt hatte, umgestossen wurde und sich einen Arm brach. Aus diesen Gründen wurde der Angeklagte von der Wache verhaftet und vor den Lordmayor gebracht. Zur Milderung seines Vergehens führte Hetherington an, dass er kein Gesez des vereinigten Königreiches übertreten habe, sondern nur in einem Hute eigener Erfindung erschienen sei; das sei ein Recht, das jeder Engländer habe.“ Die Idee des hohen Cylinders lag in der Luft; sie war in Deutschland schon im 16. Jahrhundert aufgetaucht und zwar in dem gewerbthätigen Nürnberg.

Tafel 35. Die zu Fig. 44. 2–4 gegebenen Erläuterungen sind auch für die hier dargestellten Kostüme massgebend.

Tafel 36. Das eben Gesagte gilt auch für diese Tafel; sie lässt uns jedoch noch folgendes zu bemerken übrig. Eine bremische Kleiderordnung vom Jahre 1656 unterscheidet noch immer zwischen bremischen und fremden Trachten innerhalb der Stadt; sie zählt mancherlei Toilettestücke auf, die zu der fremden, d. h. französischen Tracht gehörten, als „Pometten“, „Langetten“, „schmale Gallaunen“ und sonst allerlei „neulich eingeführtes Bordur-, Pardur- und Schleuf-Werk“ ferner „Puffken“ und „neumodige Schnürleibchen“. Wir haben auf unserer Tafel zwei Kostüme zusammengestellt, von welchen eins noch der alten landesüblichen und eins der französierten Mode angehört. Verschwunden war aus dem für französisch geltenden Kostüme (2) das Polster, mit dem sonst der Rock auf den Hüften unterlegt wurde und das der ganzen Gestalt ein etwas vierschrötiges Aussehen gab, ebenso das starre Faltengeriefel und der vielfältige quere Schnurbesaz im unteren Teile des Gewandes. Der Rock zeigte jezt einen freien Faltenfluss und in der vorderen Mitte herab sowie untenher eine breite Bortengarnitur mit reicher Stickerei. Das Obergewand erschien nur in seinem unteren Teile auf französische Weise hergerichtet; früher klaffte es zwar auch schon von der Taille an auseinander, stieg jedoch ungehindert über den unteren Rock herab (vergl. Fig. 35. 2. 3); jezt aber wurde es rundum aufgeschürzt, so dass sein andersfarbiges Futter mehr oder weniger zum Vorscheine kam. Auf diese Veränderungen beschränkte sich im ganzen genommen die Nachahmung der französischen Muster, denn der Anzug wies sonst weder die vorn zugespizte und tiefherabgestreckte Taille des französischen Rockes auf, noch dessen

tiefen Halsausschnitt, noch den mit Draht ausgesteiften Spizenkragen, der aus dem Ausschnitte emporsteigend sich etwas zurückstellte und den Hals sowie den nächsten Teil des Busens unbedeckt liess, ebensowenig die in schmale Streifen zerlegten und von Stelle zu Stelle bauschig unterbundenen Aermel. Das Leibchen des Oberrockes ging wohlanliegend bis zur Halsgrube hinauf; seine schlichten Aermel passten auf den Arm und waren oben auf der Achselnaht mit einem Bräme sowie unten vor dem Handgelenke mit einer breiten Spizenmanschette geschmückt; nur diese Manschette musste zur französischen Toilette gerechnet werden. Auch so hergerichtet konnte der Anzug immer noch für bremisch gelten; er behielt noch seinen grossen radförmigen „Kruuskragen", seine lange geriefelte „Hoike", seine dick mit Pelz verbrämte „Parrelbinze" (Fig. 43. 5) und den langen bequasteten Gürtel (Fig. 45. 1. 2. 4-8). Der pilzförmige Stirnschmuck, mit dem er sich bereicherte, war niederländisches Erzeugnis (Fig. 15. 6-8). Jezt zählte auch der „Muff" zu seinen notwendigen Stücken. Der erste Damenmuff erschien während des 15. Jahrhunderts in Venedig; er war nicht allzugross, aus Sammet, Brokat oder Seide hergestellt, mit Pelz gefüttert und an beiden Enden mit Knöpfen verschliessbar. Im 16. Jahrhundert benuzte selbst die vornehme Männerwelt solche Muffen; es waren indes kleine Dinger und um so reicher mit Bändern, Schleifen und Stickereien ausgeschmückt, je nuzloser sie erschienen. Zur Verbrämung der Muffen wurde Hermelin, grauer Bär und Zobel am höchsten geschäzt; dann folgten Otter und Blaufuchs. Mit der Zeit kamen riesige Muffen aus dem Felle der Angorakaze in Mode, die gelegentlich einer Schlittenfahrt die Decke ersezen konnten. Ende des 18. Jahrhunderts wurde der Muff klein und zierlich.

Indes lassen die Ueberlieferungen erkennen, dass es bei diesen Veränderungen nicht sein Bewenden hatte; in der Chronik von Peter Koster findet sich ein ganz nach französischer Mode hergerichtetes Damenkostüm, nämlich ein langer die Füsse verdeckender Rock, ein vorn geöffneter und bauschig aufgeraffter Oberrock, ein eng in der Taille zusammengezogenes spizes Leibchen mit reichem schlaff über die Schultern zurückfallendem Spizenkragen, das Gewand an vielen Stellen mit Bändern und Schleifen verbrämt und bunt in der Farbe. Die Arme sind entblösst, das Haar ist in zierliche Locken gedreht. Aber keine Parrelbinze, keine Schürze! Zu diesem Bilde macht Koster die Bemerkung, dass es eine vornehme bremer Frau in der neu aufgekommenen fremden Tracht darstelle. Während man früher höchstens jedes halbe Jahrhundert einmal gewechselt habe, sei die Tracht jezt fast alle Jahre der Veränderung unterworfen.

Ueber die bremische Tracht zu Anfang des 18. Jahrhunderts hat uns ein Engländer, namens Lediard, einen Bericht hinterlassen; er fand

das Kostüm immer noch eigenartig; ein grosses Sterben, meinte er, müsse in der Stadt geherrscht haben und die ganze Bürgerschaft darüber in Trauer sein, denn alle Mannspersonen gingen in schwarzen Mänteln und alle Weibspersonen in schwarzen langen Schleiern und Röcken einher. Sein Führer aber klärte ihn darüber auf: „es wäre dies allezeit dieser Stadt Gewohnheit gewesen, da die Bürger von einigem Ansehen und Wohlstande, die Frauen der Sittsamkeit wegen so gekleidet gingen.“ Die Bremer scheinen damals in der That eine Vorliebe für Schwarz gehabt zu haben, das indes ja auch im spanischen Kostüme stark vorschlug; die Schwarzfärbereien der Stadt waren berühmt; el st England und die Niederlande sandten ihre rohen Tücher nach Bremen, um sie dort schwarz färben zu lassen. Alle Modeneuerungen, die bis dahin sich gezeigt hatten, waren somit vereinzelt geblieben.

In der bremer Toilette fand der Pelz eine höchst ausgiebige Verwendung; der Handel mit Pelz, Fell und Leder war der einträglichste Teil des bremer Marktes. Unter den Pelzen werden als die kostbarsten „Artillionenpelze“ genannt; was darunter zu verstehen sei, lässt sich heute nur noch vermuten; man will den Namen mit dem spanischen Worte „Ardilla“, das Eichhorn bedeutet, in Verbindung bringen. Dann gab es noch „Smasschemäntel“, die minderwertig waren, denn sie waren nur mit Lammfell (Smaaske) gefüttert, sowie gewöhnliche „Grauwerksmäntel“.

Fig. 45. Im 18. Jahrhundert durfte man die alte Friesentracht nicht mehr in den Städten suchen; selbst unter den Marschbauern wurde sie nicht mehr unverfälscht gefunden. Dagegen war sie noch auf einigen Inseln von dem allgemeinen Loose der Volkstrachten verschont geblieben und kein fremdes Stück schwächte dort noch den überzeugenden Eindruck, den ehrwürdiges Alter in der Seele des kundigen Beschauers erweckt. Die kleinliche Liebe zum toten Eigentume, die so oft mit Emsigkeit und einem harten Leben verbunden ist, hat uns diese erfreulichen Muster gerettet, die uns für den verdriesslichen Anblick der modisch angekränkelten Kostüme auf dem festen Lande entschädigen und belohnen. Von Insel zu Insel machten sich Varietäten bemerklich; doch der Hauptsache nach sezten sich die Kostüme allerorts aus den nämlichen Stücken zusammen.

Anstelle des Hemdes, das im 17. und 18. Jahrhundert noch gar nicht oder nur wenig üblich war, kam zunächst auf den Körper ein Rock von Wolle oder Leinen zu liegen, der taillenlos nur mit Achselstegen zugeschnitten war und meist knapp bis zum unteren Wadenrande hinabstieg (1–8, 10 vergl. Fig. 31. 4). Die Aermel waren Sonderärmel, die jedoch im Rücken mittelst eines Leinenstückes zusammenhingen; sie verengten sich nach untenhin, so dass die Hände nur eben hindurchkommen

Fig. 45.

konnten. Der Rock wurde über den Kopf herab angezogen und hatte demgemäss ein weites Kopfloch und einen Brustschliz. Da auch der Oberrock bis zum Gürtel herab offen stand, so war für die Blösse des Oberkörpers eine eigene Bedeckung nötig, die das Hemd nicht vermissen liess. Dieses Stück war entweder der „Kragetsmok“ oder der „Kragetschliewe“; es kam auf den Rock zu liegen und stieg bis zur Halsgrube (5), nach Bedarf auch bis unter das Kinn und selbst über den Kapuzenkragen hinauf (1).

Das gewöhnlichste Oberkleid für die Werk- und Feiertage war der „Kardem“, ein Rock aus schwarzem Rasch. An Länge erreichte der Kardem nicht ganz den Leibrock, so dass dieser eine Hand breit und mehr unter ihm hervorsah, er hatte keine Aermel; seine Brustöffnung bildete ein Dreieck, das mit der Spize auf den Gürtel stiess (1. 4. 5. 7. 10). Nach echtfriesischer Weise war der Kardem aus Streifen zusammengesezt und zwar in der nämlichen Weise, die wir oben beschrieben haben (S. 139); völlig taillenlos machte er mit Ober- und Unterteil ein ganzes aus. In anderer Weise zugeschnitten hatte der schwarze Kardem ein angeseztes glattes Leibchen; dies jedoch hatte kaum noch ein Recht, Leibchen genannt zu werden, denn es war durch einen tiefen viereckigen Ausschnitt auf drei Streifen reduziert, von denen zwei über die Achseln liefen und einer den Körper unterhalb der Brust umschloss.

Ein Oberkleid anderer Art sezte sich aus einem glatten Leibchen mit Aermeln, dem „Ewent“, und einem darangesezten engfaltigen Rocke zusammen (5); beide Stücke bestanden entweder aus Schafsfell, das mit der Wollseite nach innen gekehrt war, oder das Leibchen war von Tuch; im ersten Falle hiess der Rock „Pei“, im lezten „Schiistpei“. Das Leibchen legte sich glatt um den Körper und wurde seitwärts geschlossen; über der oberen Brust öffnete es sich dreieckig; im Rücken hatte es keine Naht, sondern bestand aus einem einzigen Stücke, das viereckig geschnitten und fast ebenso breit als hoch war. Der eigentliche Rock sezte sich aus 30 bis 40 Streifen zusammen, die am oberen Ende etwa 3, am unteren 4 Zoll Breite hatten. Die Aermel waren glatt wie das Leibchen und hatten oben einen Umfang von 30 Zoll. verengten sich aber, ähnlich den genannten Sonderärmeln, nach der Handwurzel hin. Zum Auspuze des Pei kamen Streifen von weissem Lammfelle

---

Trachten auf der Insel Föhr in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1 Frau auf dem Kirchgange; 2 neuvermählte Frau; 3 Frau mit Einflechten in den Zöpfen; 4 Frau im Leichengefolge; 5 Mädchen oder Frau im Schiistpei; 6 öffentliches Mädchen; 7 Frau zum Abendmahle gehend; 8 Braut zur Hochzeit einladend; 9 Bräutigam; 10 Braut in hochzeitlichem Anzuge. (Ernest Joachim de Westphalen: Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum. 1739.)

zur Verwendung, die mit der Wollseite nach aussen aufgesezt wurden. Mit solchen Streifen wurde der Ewent um die Halsöffnung, die Aermel vor der Handwurzel und der Rock an seinem unteren Saume benäht.

Der Gürtel, „Skortelsbjend“ oder „Bjalt“ genannt, glich in nichts den Leder- und Metallgürteln im Anzuge der festländischen Friesen; er bestand lediglich aus einem dunkel- oder hochrot gefärbten Bande von Wolle, später von Flanell. Ein Gürtel zweiter Art glich einem Seile von Daumesdicke, das aus verschiedenfarbigen Schnüren zusammengedreht und an jedem Ende mit einer Quaste behängt war. Dieser Gürtel war lang genug, um den Körper bequem zweimal umfassen und mit seinen Endstücken noch bis zum Saume des Oberrockes herabfallen zu können. Bei der ersten Windung legte man ihn fest um die Taille, bei der zweiten im Bogen vor den Unterleib. Je nach Gelegenheit bediente man sich des einen oder anderen Gürtels oder beider zugleich. Unter Bräuten, Brautjungfern und Neuvermählten war es Brauch, Bänder von farbiger Seide in den Gürtel unterzustecken, derart, dass die Bänder auf der einen Seite, die bequasteten Gürtelschnüre auf der anderen herabfielen (2. 7. 8. 10).

Die langen Strümpfe oder „Höösen“, aus Wolle gestrickt und durchweg von schwarzer Farbe, waren nur Strünke ohne Füsse. Sie fanden ihre nötige Ergänzung an weissen Socken, die bis in die halben Unterschenkel reichten, doch unbefestigt getragen wurden. Um sie immer weiss zu halten, bediente man sich im Notfalle der Kreide. Noch werden „kwethat Saaken“ genannt, ohne dass wir zu sagen wüssten, was damit gemeint sei. Die Schuhe richteten sich im allgemeinen nach der Mode; es gab solche, deren Fersenlaschen mit einer grossen Silberschnalle über der Spannlasche zusammengefasst wurden; doch waren diese meist in der männlichen Garderobe zu finden (9). Der weibliche Schuh hatte auf dem Riste zwei ovale Ausschnitte und zwar dicht nebeneinander, so dass das Oberleder zwischen ihnen sich in zwei spize Zungen zerlegte, die mit Bindeschnüren zusammengeknüpft wurden; dem Saume der Ausschnitte folgte ein schmales Börtchen. Man trug dergleichen Schuhe aus schwarzem wie aus gelbem Leder. Sehr gebräuchlich waren Stulphandschuhe von weissem Leder, verziert mit feinen Stickereien in Rot und Grün.

Das Haar wurde gescheitelt und zwar derart, dass von dem Vorderhaare noch ein weniges in die Stirne hing, dann glatt nach beiden Seiten heruntergekämmt und hinten in zwei dreisträhnige Zöpfe geflochten. Im Alltagsverkehre wickelten sich Frauen wie Mädchen die Zöpfe um den Kopf und banden ihre Enden mit einer Schnur zusammen (5); an festlichen Tagen aber liessen die Mädchen wie auch die neuvermählten Frauen sie über den Rücken hängen. Bei diesen

Zöpfen kam ein ungewöhnlicher und, wie es scheint, nur bei den jungen Föhrerinnen geübter Brauch zur Geltung, diese pflegten nämlich ihre Zöpfe nicht blos künstlich zu verlängern, sondern nach untenhin stark zu verdicken, so dass sie die Form von Keulen annahmen und es aussah, als ob sie verkehrt am Kopfe hingen (2. 3). Die Verdickung geschah durch Wolle oder Wollgarn von roter Farbe; selbst bei Leichenbegängnissen konnten solche roten Zöpfe gesehen werden. Ueberdies wurden sie noch mit zwei Bändern von hellrotem Wollstoffe ausgeschmückt. Trug man die Bänder zugleich mit einer Haube, so befestigte man sie oben im Nacken an beiden Flechten, so dass sie über den Rücken fielen, steckte sie mit silbernen Nadeln am Gürtel fest und liess ihren überschüssigen Teil frei herabhängen. Durch diese Art von Befestigung wurde die Trägerin gezwungen, den Kopf hoch zu halten. Ohne Haube jedoch scheint man die Bänder mit einem Ende am Gürtel festgesteckt und mit dem anderen an dem dicken Flechtenende verschleift zu haben; so wenigstens lässt sich ihre Anlage aus unserer Abbildung herauslesen. Von der sonst auf dem friesischen Festlande üblichen Einflechte, dem „Stukelbante", mit den seitlich aufgereihten Eicheln und den unten hängenden Knospen aus vergoldetem Silber (Taf. 34. 1.) war nichts zu bemerken.

Die Kopfbedeckung, insofern sie nur zum Puze diente, war zweierlei Art, einmal ein etwa anderthalb Finger breiter Reif von Pergament und nach Vermögen mit vergoldeten Zieraten, Münzen und selbst mit Edelsteinen bedeckt (3. 4. 8. 9), ein andermal eine spize Müze (2), bestehend aus einer steifen Einlage und einem glatten Ueberzuge von farbigem Seidenstoffe, bestickt mit Rosen oder verbrämt mit schwarzen Spizen und golddurchwirkten Tressen (vergl. Fig. 41. 1).

Der üblichste Kopfschuz dagegen war die geliebte Kapuze; diese hatte nur einen kurzen, knapp die Achseln bedeckenden Kragen (1), aber am Gesichtsrande einen eigentümlichen Aufschlag, der spiz unterm Kinn beginnend sich nach obenhin verbreiterte und über der Stirne her so ausgeschnitten war, dass er an beiden Ecken sich etwas überhöhte und hier selbst die Form von stumpfen Hörnern annahm.

Bei regnerischem Wetter konnte diese Kapuze allein nicht genügen und man fügte ihr dann die „Kappe" hinzu, einen kurzen Mantel aus schwarzem Wollstoffe, der etwa bis in die halben Oberschenkel reichte; man legte solchen bei Leichenbegängnissen über die Kapuze herab auf den Körper und nahm ihn vor der Brust zusammen (4); sonst aber hängte man ihn lose um die Schultern; in diesem Falle hatte er einen niedrigen Stehkragen; hier wie dort aber war er eng geriefelt und mit rotem Futter ausgeschlagen. In der Kirche legte die Besizerin ihren Mantel ab und hängte ihn mit der Futterseite nach oben über die

Rücklehne des von ihr befindlichen Stuhles. Gefallene Mädchen hatten ihre eigene Sünderbank und mussten sich ausserdem mit einem roten Lappen an der Stirne kenntlich machen (6). Ueber den Brautmantel (10) s. Tafel 37.

Fig. 46. Auf Sylt pflegten die Frauen bei der werktäglichen Arbeit ihren oberen Rock dicht am unteren Saume mit einem schmalen Riemen aus Schafsfell zu fassen und fester um den Körper zu ziehen (1. 3. 4); dieser Brauch war bei der Kürze der Kleidung namentlich dann, wann

Fig. 46.

1 2 3 4 5

Trachten auf der Insel Sylt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1 verheiratete Frau; 2 Frau zur Kirche gehend; 3 Frau im Werktagskleide; 4 Frau aus niederem Stande; 5 Brautjungfer. (Ernest Joachim de Westphalen: Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum. 1739.)

windiges Wetter herrschte, sehr am Plaze. Wie ihre Sch estern auf den Nachbarinseln trugen die Sylterinnen ihre Sonderärmel (Sliiwe) aus zweifarbigem Tuche (1) und vorn bordiert, über dem Pei oder sonstigen Rocke ihr weites Aussenhemd (Smaak) von weisser Leinwand und darüber den Rumpf (Lifstok) aus färbigem Tuche, der seitwärts geschlossen sich glatt um die Büste legte. Ueber den Umhang aus weissem blumig ge-

musterten Tülle mit dem viereckigen Gesichtsausschnitte und den Quästchen am unteren Saume (2) in dem, bis zum Leibe nonnenhaft verhüllt, die vornehmen Matronen auf Sylt zur Kirche geleitet wurden (2), scheint es an schriftlichen Nachweisen zu fehlen. Zur Ausstattung der Brautjungfern gehörte ein Schild in der dreieckigen Form des sogenannten „kleinen Ecü", der von vergoldeten Münzen schimmerte und an einem Halsbande vor der Brust aufgehängt wurde (5).

Tafel 37. Ueber das Kostüm der ersten Figur s. Tafel 30. Das Kostüm der zweiten Figur, ein Brautanzug auf der Insel Föhr, gehört wie das erste dem Anfange des 19. Jahrhunderts an, war aber hundert Jahre zuvor schon ebenso beschaffen, wie jezt (vergl. Fig. 45. 10). In der Hauptsache sèzte es sich aus den alltäglichen Stücken zusammen und es waren neben der besseren Ausstattung nur Mantel und Kopfpuz, die dem Anzuge sein festliches Gepräge gaben. Die Röcke lagen dreifach übereinander, wenigstens soweit sie für uns sichtbar sind, und einer liess den andern unter sich hervortreten. Dem „Kragetsmok" oder Brusttuche (Fig. 45. 1. 2. 5. 6. 8–10, 46. 3) fügte man zunächst die „Aermel" hinzu; diese hingen nur durch ein Stück Leinwand im Rücken zusammen; oben lagen sie gut an, erweiterten sich in der Mitte, und verengten sich wieder nach untenhin; hier waren sie mit einem Bunde von der Farbe des „Kaartel" oder Oberrockes (vergl. Taf. 40. 1) und einem weissen über den Bund zurückgeklappten Aufschlage versehen. Der Rock, der zunächst auf dem Körper lag, bestand aus holländischem Friese; er hatte ein tief ausgeschnittenes ärmelloses Leibchen und hing nur mittelst zweier Stege auf dem Leibe. Seine Weite war beträchtlich und so wurde er von den über ihm liegenden Röcken in viele Falten zusammengepresst. Unter diesen war es zunächst der „Pei", der ihn bedeckte (Fig. 45. 5) und über dem Pei lag der „Kaartel" oder „Kohrtel"; dieser Rock war gefältelt wie der Kardem, und stand ebenso vor der Brust bis in die Nähe der Taille hinab offen, hatte aber kurze Halbärmel, die sich nach untenhin trichterförmig und doppelt so weit als nötig öffneten (vergl. Taf. 40. 1. 2). Man unterschied auf Föhr einen blauen und einen roten Kaartel; der rote galt für feiner; doch war er nur in den Aermeln rot, sonst aber schwarz, der andere aber durchweg von tiefem Blau. Der Mantel ging an Länge nicht über den Arm hinab, war radförmig zugeschnitten, eng gefaltet und von schwarzem Stoffe. Auf seine Ausstattung wurde viel verwendet. An den Brustkanten und um den Nackenrand her zog sich ein Aufschlag von weissem Lämmervliesse und oben um die Schultern her ein Besaz in Gestalt eines Ueberfallkragens von gleichem Stoffe; jederseits auf den Achseln war dieser Besaz mit einem runden Stücke von Goldbrokat benäht oder mit einer Reihe von goldglänzenden Knöpfen geschmückt (Fig. 45. 10).

An dem unteren Rande baumelte eine Garnitur von Fellzipfeln; jeder Zipfel bestand aus zwei zusammengenähten Streifen und einem Füllsel von Wolle oder alter Leinwand. Mittelst einer vor der Halsgrube herlaufenden gedrehten Goldschnur wurde der Mantel auf den Schultern festgehalten. Die Brautkrone (Bridjkrün) war ein Hut aus Pappdeckel mit schwarzem Tuchüberzuge, hinten mehr platt als rund, und oben weiter als unten. In seiner einfachsten Ausstattung gehörte der Hut zur Alltagsgarderobe und man trug ihn bei jeder Arbeit in Feld und Stall; seine Befestigung im Haare geschah mittelst kleiner Haken. Es war erst der Auspuz, der ihn zu einer Brautkrone erhöhte; eine hälftig aus Goldstoff und Scharlach zusammengesezte Borte umschloss ihn in seiner halben Höhe und seinen oberen Rand bekrönte eine dichte Reihe von Knöpfen oder „Döpken" aus Silber oder Zinn, doch nur vorn und neben, soweit die Kante gebogen war, und nicht hinten auf dem geraden Teile der Kante. In der bräutlichen Ausstattung durfte eine vergoldete Metallrosette nicht fehlen, die mit zwei oder vier kurzen im Winkel unter ihr hervorstehenden rotweissen Bandstücken mitten vor dem Unterleibe angeheftet war.

Tafel 38. Der Fellrock oder „Pei", wie er während des 17. Jahrhunderts im bräutlichen Anzuge auf Sylt getragen wurde, liess von dem Leibrocke, der unter ihm lag, nichts bemerken. In seinem unteren Teile bestand er aus zwei fussbreiten Ringen, die aus Streifen von weichem, weissgegerbten Kalbfelle zusammengesezt waren; auseinandergelegt bildete solch ein Ring einen Streifen von 14 Fuss bis 20 Ellen. Die Haarseite war nach aussen gekehrt. Wenn das Leibchen dieses Rockes damals schon wie im 18. Jahrhundert behandelt wurde, so war sein viereckiges Rückenstück mit rotem Saffianleder überzogen und der Ueberzug selbst mit Bäumen, Rosen und sonstigen Ornamenten bestickt; an den Rändern der Brustöffnung aber war es mit roten Lederstreifen bordiert. Ueber den Pei kam der „Uellen- oder Lenensmok" zu liegen (S. 199), der in diesem Falle sehr kurz war, während er sonst von grösserer Länge beliebt wurde, so dass er im Sommer anstelle des Pei getragen werden konnte. Noch kürzer und nur knapp die Hüften überschreitend war der „rote Kaartel" (Taf. 37. 2); abweichend von den Röcken seines Geschlechtes hatte er einen ungefalteten Schoss und lange Aermel von beträchtlicher Weite. Die Brautjungfern dagegen (2) trugen ihren Kaartel in alltäglicher Form, lang im Schosse und durchweg aus Streifen von schwarzem Sammet und rotem, hellblauem oder weissem Tuche zusammengesezt. sodann mit Halbärmeln versehen, die sich trichterförmig nach unenhin zu grosser Weite öffneten und aus rotem und schwarzem Stoffe sowie einer breiten Goldborte untenher bestanden; den Brusträndern folgte eine breite weisse Borte mit Stickereien.

Seiner Vielfarbigkeit wegen nannte man diesen Rock „broket Kaartel“ (buntes Kleid).

Von der Brautkrone, dem „Huif“, haben wir schon weiter oben geredet (Fig. 34. 2); dieser hohe tschakoförmige Aufsaz gehörte auf Sylt zum gewohnten Festtagspuze und wurde stets zum Kirchgange aufgesezt. Rechts und links an seinem unteren Rande waren kleine Laschen angebracht, die man im Haare feststeckte und zwar mit silbernen Nadeln, von denen man oft bis zwanzig dazu verwendete. Auch dieser Hut war wie die föhrer Kopfbedeckung auf der Rückseite abgeplattet; hier hatte er einen Ueberzug von vier Streifen aus Scharlach und weissem Linnen, die abwechselnd aufgesezt waren, auf der Vorderseite aber einen solchen von schwarzem Sammet. Eine Garnitur von Silberknöpfen schmückte die obere Kante ebenfalls nur, soweit sie gebogen war. Der Huif machte eine eigene Haartracht nötig; man flocht das Haar in zwei Zöpfe, doch so, dass jeder Zopf oben einen wallnussgrossen Knoten bildete, an dem dann der Huif ein Widerlager fand. Bei Leichenbegängnissen legte man ein weisses Tuch über den Huif und verknotete solches unter dem Kinne; so geschah es auch in der bräutlichen Garderobe; nur war das Tuch auf weissem Grunde buntgeblümt und an den Rändern farbig bordiert. Nach den alten Bildwerken muss man annehmen, dass das Tuch in eine feste Form gebracht und zu einer grossen Kapuze umgebildet wurde, wobei der untere Saum noch eine reiche Garnitur von Quasten erhielt.

Tafel 39. Mit vorrückender Zeit spielte das Weisszeug eine immer grössere Rolle in dem Kostüme der Sylterinnen, ein Zeichen von verfeinertem Geschmacke; denn der schönste Teil an einem Kostüme ist doch immer das weisse schlichte Linnen. Und er ist es nicht blos im Anzuge, sondern im Haushalte überhaupt; eine wohlsituirte Hausfrau, wenn sie nicht gerade von Zigeunern stammt, wird bei ihren Linnenschäzen mit derselben stillen Freude verweilen, wie ein Kind bei seinen Weihnachtsgeschenken.

An sommerlichen Tagen legten die Sylterinnen statt des schweren Fellrockes den leichteren „Uellen- oder Lenensmok“ an, einen weiten Rock von Wolle oder Leinen, der, von dem Ueberkleide um den Körper gefasst, sich in zahlreiche Falten zusammenschob. Darüber kam an Festtagen der „broket Kaartel“ zu liegen, das bunte Kleid (1), das sich indes gegen früher stark verkürzt und einen so grossen Brustausschnitt angenommen hatte, dass seine weiten Halbärmel nur noch im Rücken zusammenhingen. Auch umgürtete man das Kleid mit einer bunten Schärpe, so dass nur noch oben und unten ein schmaler Streif davon sichtbar blieb, und heftete solche an der Seite zusammen. Im bräut-

lichen Anzuge aber erschien der Kaartel auf seiner Vorderseite dicht mit vergoldeten Münzen gepanzert (2); nach diesem Schmucke trug er den Namen „gulet Kaartel“ oder „goldenes Kleid“. Um seinen unteren Teil wurde eine Schärpe von dunkel- oder hochrotem Flanelle, das „Skortelsbjend“, gewickelt, oder vielmehr ein 4 bis 8 Zoll breiter Streif, der so lang war, dass er drei- bis viermal um den Leib ging, wobei er noch einen Teil vom Unterleibe mitbedeckte. Das Band wurde seitwärts verknotet oder mit silbernen Nadeln zusammengesteckt. Die Braut legte ihr goldenes Kleid nur zweimal im Leben an, am Tage der Hochzeit und am ersten Sonntage darnach. Der grosse Brustausschnitt wurde mit dem „Kragetsmok“ ausgefüllt (vergl. Fig. 45. 1. 2. 5. 6–8), der jezt ein Hemdchen aus feinem Linnen mit einer Stickerei an den Brusträndern sowie einem hohen Stehkragen an der Halsöffnung war; lezterer wurde mit drei kugeligen Silberknöpfchen geschlossen, die aneinandergekettet waren. Der alte Kopfsturz, in den sich früher die Bräute auf dem Kirchgange verpuppten (Taf. 38. 1), war verschwunden und ein rotes Tüchlein an seine Stelle getreten, das hinten unter dem Huife festgesteckt und mit dem Zipfel nach vorn genommen wurde; der Zipfel sezte sich in eine vergoldete und ornamentierte Spange fort.

Tafel 40. Obgleich der auf Amrum heimische Anzug sich aus den nämlichen Stücken, wie auf Sylt und Föhr zusammensezte, so hatte er doch sein eigenartiges Gepräge, das aus kleineren Abweichungen resultierte. Der „Nedderkragen“, ein rechteckiges Kattun- oder Seidenstück, bedeckte die Brust bis zur Taille. Die „Aermel“ bildeten ein Stück für sich; wir haben bereits von ihnen gesprochen (S. 191); sie wurden mit vier silbervergoldeten Knöpfchen geschlossen. Die Knöpfchen sassen nicht fest am Bunde, sondern wurden mit ihren Oesen durch den Stoff gesteckt und durch eine Schnur, die durch sämtliche Oesen lief, auf der Innenseite festgehalten. Ueber den Pei (Fig. 45. 5; Taf. 38) kam der „Smaak“ zu liegen, ein Hemd vom feinsten Linnen und steif gestärkt, dabei von übergrosser Weite, so dass es durch die Ueberkleider in zahlreiche Falten zusammengepresst wurde. Man unterschied ein „lesat“ oder gefaltetes Hemd, das in der Kniegegend einen „Apsliak“ oder Aufschlag hatte (1), und ein „heamat“ oder gesäumtes Hemd. Der Kaartel hatte seine weiten Halbärmel und seinen gefalteten Schoss, wie auch anderwärts; nur war der Schoss des „broket Kaartel“ aus Streifen von verschiedenen Farben zusammengesezt. Der blaue Kaartel galt als Werktagsgewand. Zu dem Smaak mit Apsliak legte man stets den „blanken Bealt“ um die Taille, einen Gürtel von Messing (1); im bräutlichen Anzuge unterlegte man diesen Gürtel noch mit einer breiten roten Binde, verschlang diese in zwei mächtige Schleifen und liess

solche über den Gürtel herabfallen. Den blauen Kaartel umfasste man mit einer roten Binde, den roten mit einem gleichgefärbten Gürtel und verschnallte diesen so, dass sein Oberteil über das Unterteil hinabfiel und solches verdeckte; ersteres war denn auch an seinem Ende mit einem Schmuckstücke versehen, einer silbernen Kette mit Knöpfen. Durch altüberlieferte Bräuche war die Anlage der verschiedenen Stücke bis in das Einzelne geregelt; so ward ein blauer Gürtel mit dem Smaak und dem blauen Kaartel nur bei Kommunionen, Taufen und beim Gevatterstehen oder auch bei der Trauer getragen. Neben diesen Gürteln und Binden blieb unentwegt das „Apskörli" üblich, jene lange Gürtelschnur mit bequasteten Enden, von der wir weiter oben schon gesprochen haben (Fig. 45. 1. 2. 5. 6–8. 10).

Den Kopf schüzte man mit einem weissen Tuche, das man zu einer Haube umformte; das Tuch oder „Haadsküdj" wurde über einer Unterlage von Pappdeckel um den Kopf gelegt und mitten über der Stirne verschleift; beim Kirchgange aber war es Brauch, das Tuch rechts und links an den Schläfen zu verknoten und seine Zipfel auf die Brust fallen zu lassen. Im Brautanzuge kam noch ein farbiges Tuch über das weisse zu liegen, doch so, dass von diesem eine Kante über der Stirne und die Zipfel an den Schläfen unbedeckt blieben.

Tafel 41. Der weibliche Anzug auf den Inseln Wyk und Nieblum hatte ebenfalls seine Eigenheiten. Den Oberkörper bedeckte man dort mit Leibchen und Aermeln, wovon jedes Stück für sich allein bestand, oder mit einem völligen Aermelleibchen. Die Aermel oder „Sliiwe" waren von bequemer Weite, verengten sich aber vor der Handwurzel mittelst eines Bundes, der mit 4 Lizen und ebensovielen silbernen Knöpfen geschlossen werden konnte. Sie wurden zuerst angelegt, dann der „Nedderkragen" (Taf. 40. 1. 2) und über diesen erst das ärmellose Leibchen, das auch „Rumpf" oder „Lifstock" genannt wurde. Dieses Leibchen hatte einen Brustausschnitt in Hufeisenform, dessen Ränder bordiert und jederseits mit 6 bis 17 silbernen Haken oder „Mallen" für das „Geschmeide" besezt waren; unterhalb des Ausschnittes war es mit 5 filigranierten Silberknöpfen verschliessbar. Nach Bedürfnis konnte der Rumpf durch das „Wams" ersezt werden. Dieses Stück hatte Aermel, die in Form und Ausstattung ganz den Sonderärmeln glichen, und verlängerte sich unten, hinten wie vorn, in eine mässige Schniepe. Sein Ausschnitt war ebenfalls hufeisenförmig oder stieg, sich zuspizend, auf die Taille hinab, und ebenso sassen an seinen Rändern Borten mit Oesen und Haken aus Silber oder Gold; diese dienten zur Befestigung einer 6 bis 7 Ellen langen dünnen Silberkette, die wie eine Nestelschnur über dem Brustlaze hin- und hergezogen wurde und zwar von unten nach oben, aber nur bis an den unteren Busenrand hinauf;

an dem obersten Kettenteile hingen einige Münzen. Mitten auf dem freien Teile des Lazes aber fand ein Kleinod seine Stelle.

Die Schürze war genau so lang, wie der Rock, und reichte von einer Hüfte bis zur andern; für gewöhnlich war sie weiss und einfarbig gestreift, für die Feiertage aber aus geblümter schwerer Seide; beliebt war dunkelblaue Brokatseide mit hellblauen Blumensträussen. Ueberhaupt zeigte man sich blumigen Stoffen sehr zugethan und verwendete solche namentlich gern für das Wams.

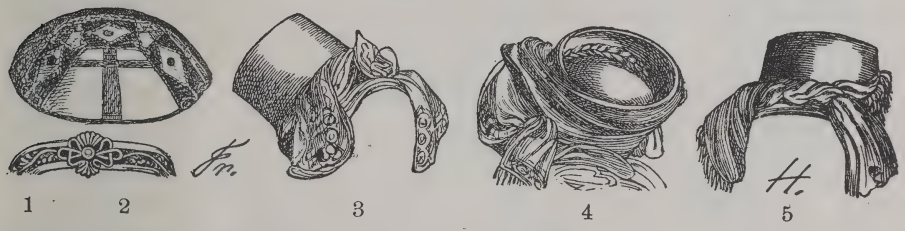
Es gab zweierlei Kopfbedeckungen, den „Sträämel“ oder „Buntje“ und die „spize Müze“. Der Sträämel war eine Haube von weissem steifgestärktem Kammertuche, die den Kopf anliegend umschloss und vor der Stirne bis dicht an die Augenbrauen herabstieg. Die „spize Müze“ lag ebenfalls an, bedeckte aber die Stirne nur oben am Haaransaze, über dem sie eine Schniepe machte; hinten über dem Neste zeigte sie eine kleine Anschwellung in Form einer Eispize oder eines quergesteckten Kammes und seitwärts stieg sie über die Schläfe herab, wobei sie gerade noch die Ohrläppchen mitbedeckte. Ihr Stoff war bunte Seide mit eingestickten Rosenmustern und einem Besaze von schwarzen Spizen oder golddurchwirkten Tressen am vorderen Rande. Verheiratete Frauen trugen die spize Müze nur in Verbindung mit dem weissen Sträämel, der dann als Unterhaube diente und stets vor der Stirne sichtbar blieb.

Tafel 42. Bei einigen Eigenheiten glich der weibliche Anzug auf den Halligen dem der übrigen insularen Frauen; Aermel und Sonderärmel waren hier wie dort. Der Rock, häufig wattiert und abgesteppt, bestand aus schwarzblauem oder andersgefärbtem, namentlich rotem Wollstoffe, doch nur im unteren Teile, im oberen aus geringerem Stoffe, denn dieser kam unter den „Nedderkragen“ oder Rumpf zu liegen. Der Kragen war ein länglich viereckiges Stück und hatte an der Halsöffnung sowie da, wo er an die Aermel stiess, seine eigenen Anschlussteile; unten wurde er mit Bändern festgehalten. Der Rumpf stimmte in der Farbe gewöhnlich mit Rock und Aermeln überein; für die Feiertage jedoch beliebte man ihn von fröhlichen Farben, aus bunter Brokatseide mit Goldborten und Streifen sowie auf jeder Seite mit 5 silbernen Filigranknöpfen garniert. An der Schürze schnitt man nicht selten den schmalen Bund obenher zu einer bescheidenen Schniepe aus. Der Schuz des Halses blieb einem dunklen, meist seidenen und mit Blumenmustern geschmückten Tuche überlassen, dessen beide Endstücke man auf einer Schulter übereinanderwarf.

Es war nur der Kopfpuz, durch den die Halligbewohnerinnen sich von den Frauen auf Föhr unterschieden. Auf Föhr bediente man sich des schwarzen „Huif“ (Taf. 38, 39), der an seinem unteren Rande

mit einem dem Halstuche ähnlichen Stoffstücke umwunden war. Die Frauenmüze auf den Halligen glich an Höhe dem Huife; doch hatte sie die Form eines stumpfen Kegels mit einer in der oberen Hälfte etwas eingeschweiften Wandung. Sie bestand aus einer Unterlage von Pappdeckel und einem Ueberzuge von Kaschmir. Der Ueberzug war an zwei sich diagonal gegenüberstehenden Seiten mit einem schmalen blumenbestickten Bande benäht und derart umgewunden, dass die Borten ins Auge fielen. Noch besizen wir einen Bericht über halliger Kopfpüze, der indes nicht anschaulich genug ist und ohne abbildliche Unterlage keine Vorstellung von den Müzen giebt. „Der Kopfzierat bei den Mädchen, so lautet er, besteht aus einer seidenen Müze mit einem zwei Finger breiten Bande statt eines Randes umher benäht und einem anderen seidenen Bande, welches um den Kopf geknüpft ist und vorn eine Schleife hat. Die verheirateten Frauen haben eine

Fig. 47.



1 2 3 4 5

Weibliche Trachtenstücke von den nordfriesischen Inseln Föhr und Amrum. 1 Vorderseite einer alten Haube von der Insel Föhr; 2 Teil einer Schuhschnalle; 3—5 Festtagskopfpuz von 1845, seitlich, hinten und vorn. (Christian Jensen: Die Nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jezt. 1891.)

weisse Haube nter solcher Müze, welche etwa einen Finger breit hervorsieht. Ueber solche Müze binden sie mehrenteils ein anderes Kopfzeug, welche sie eine „Stickels“ nennen. Es ist solches ungefähr eine Hand breit und besteht aus schwarzem Sammet und einem Rande von Marderfell. Die Weiber haben sonst noch eine andere Art schwarzer aus Sammet, Borten und krausen Bändern verfertigter Müzen, welche hinten einen steifen Nacken mit Schleifen hat.“

Fig. 47. Von der Rundhaube oder „Hüw“ (1) haben wir bereits weiter oben eine Beschreibung gegeben (S. 109). Ein weiterer dem Huif ähnlicher Kopfpuz war der „Haudbjend“ (3–5), ein Reif, der oben offen stand, dabei mehr kreisrund gebogen und nicht wie der Huif hinten abgeplattet war. Ursprünglich hatte er nur eine Breite von 3 Zoll und erhöhte sich erst in seiner lezten Zeit. Er bestand aus schwarzem

Stoffe und war als Alltagspuz oft nichts weiter, als der deckel- und randlose Rumpf eines alten Männerhutes. An festlichen Tagen aber zeigte er sich in halber Höhe mit einem Reife von vergoldeten Münzen aus Messing umgürtet oder, wenn ohne diesen Schmuck, untenher mit einem Tuche von beliebiger Farbe umwunden und zwar so, dass die Schleifen für gewöhnlich mitten über der Stirne in die Höhe standen, beim Kirchgange aber rechts und links herabfielen.

Fig. 48. Schon durch seine Kürze lässt das Gewand der ersten Figur, einer Frau auf Amrum, sich als das ältere erkennen; gelegentlich der Besprechung von Tafel 40 haben wir seiner bereits gedacht. Die Schürze ging um die Hüften herum und die langen Bandschleifen hingen im Kreuze herab. Man trug sie immer weiss und von grober oder feiner Leinwand, nach Vermögen vom feinsten Nesseltuche. Es mag gegen Ende des 18. Jahrhunderts gewesen sein, als sich ihr schmaler Bund in einen breiteren von roter Farbe verwandelte, der wie ein niedriges Mieder den Körper umschloss und vorn auseinanderklaffend über dem Nedderkragen verschnürt wurde. Bei Begräbnissen erschienen nur die nächsten Verwandten des Toten in weissen Schürzen, die übrigen Frauen aber in schwarzen.

Wie anderwärts, so wurde auch auf Föhr die Kleidung mit der Zeit länger (2. 3) und im Zuschnitte einfacher, aber in der Ausstattung schmuckvoller. Der Kaartel mit seinen weiten Halbärmeln (Taf. 38, 39) verlor sich; die Brustöffnung des ärmellosen Pei, die noch um 1800 sich in hergebrachter Weise spizig von der Taille aus öffnete, nahm eine grössere Weite an und den Nedderkragen ersezte ein „Borstlap", der anfangs aus Brokat, dann aus Atlas in allen Farben bestand und mit blumigen Mustern bedeckt war. Auch die Silberkette, mit der man die Oeffnung des Pei obenher zusammenhielt, verlängerte sich und gestattete so eine Vermehrung der Schnürreihen. Neben weissen Schürzen kamen farbige aus Wollstoff, verziert mit bunten Streifen und Borten, immer mehr in Aufnahme und an weissen Schürzen erschien ein weissroter Saum. Der breite Bund wanderte von Amrum nach Föhr hinüber; doch wurde er hier nicht vorn vernestelt, sondern im Rücken durch Haken geschlossen, von denen der unterste mit einem silbernen Schlösschen versehen war. Die langen schmalen Schürzenbänder, jezt überflüssig, wurden gleichwol beibehalten und vor dem Leibe an der unteren Kante des Bundes mit einer silbernen Agraffe festgesteckt. Das Halstuch, meist von Seide mit bunten Blumen und an den Rändern befranst, wurde in lockeren Windungen um die Schultern gelegt; es hatte zur Unterlage ein weisses Tuch von Wolle oder Leinen, das mit glattem Anschlusse den Hals umgab. Die Anordnung des Haares geschah immer noch nach altfriesischer Sitte, wie

wir sie oben beschrieben haben (Fig. 45. 2. 3); die Scheitelung, die Einflechten von rotem Wollgarne in die beiden Zöpfe und deren Heraufnahme um die glattanliegende Kalotte (3; Fig. 41. 6. 7; 47. 1), alles das

Fig. 48.

1 2 3 4

1 Frau von der Insel Amrum im 18. Jahrhundert. Unterärmel gelb mit roten Gitterstreifen, Oberärmel rot, Pei (Rock, nur rechts und links auf der Brust sichtbar), blau mit silbernen Knöpfen, Nedderkragen (Brusttuch) weiss mit schwarzem Ornament, Schürze weiss, Strümpfe blau, Socken weiss, Schuhe schwarz, Halstuch rot, unteres Kopftuch (nur als Streif um die Stirne her und in zwei auf die Brust fallenden Zipfeln sichtbar) weiss, oberes Kopftuch blau mit weissen Tupfen. 2 Frau von der Insel Föhr um 1800. Pei (Rock) schwarz mit grauer Borte und silbernen Knöpfen auf der Brust, Aermel dunkelgrün mit weissem gelbgeränderten Bunde, Schürze weiss, Strümpfe grau, Schuhe schwarz. Kopftuch tiefrotbraun, an den Zipfeln weiss mit gelben und roten Streifen. 3 Frau von ebendort um 1815. Pei schwarz mit blauen Borten an der Brustöffnung und am unteren Saume, die Brustborten mit weissem Ornamente, Aermel schwarz mit dunkelgrauen Blumen und silbernen Knöpfen, Brustlaz schwarz mit rotbraunem Ornament und silberner Kette, Schürze weiss, Strümpfe grün, Schuhe schwarz, Kopftuch (um Hals und Schultern geschlungen) dunkelblau mit zwei gelben Streifen, Haube weiss mit schwarzem Ornament. 4 Frau von der Insel Sylt um 1850. Rock, Aermel samt gerüschtem Bunde und Brusttuch dunkelblau, Schürze und Schuhe schwarz, Halstuch rot, Kopf- und Schnupftuch weiss.

war jezt noch so, wie früher. Beim Gange ins Feld, selbst von einem Hause zum andern, musste ein Tuch um den Kopf; wie ein gewöhnliches Halstuch wurde es zum Dreiecke zusammengelegt, mit der Bruchkante dicht über den Augenbrauen um den Kopf genommen, mit den beiden Zipfeln unter dem Kinne verknüpft und schliesslich von unten über die Nasenspize herauf gezogen. An dieser Verhüllung liess man es sich noch nicht genug sein; auch das Halstuch wurde über den Kopf genommen und seitwärts verknotet. Selbst bei der grössten Hize liess man diese Tücher unverrückt sizen und nicht einmal während des Gespräches zog man das untere Tuch von der Nasenspize herunter, um frischen Atem schöpfen zu können. Wann der Sommer zu Ende ging, hatten denn auch alle Weiber einen kaffeebraunen Fleck mitten im Gesicht, der einen Finger breit über den Augen begann und sich quer über den Nasenrücken zog.

Um 1850 hatte die Tracht auf Sylt fast all ihre Eigenheiten eingebüsst (1); kaum dass noch der Nedderkragen und der Kopfpuz an die grossmütterlichen Tage erinnerten. Der Kragen, sonst die ganze Brust bis zum Halse bedeckend (vergl. Taf. 42), zeigte sich jezt zu einem schmucklosen Lappen zusammengeschnitten, der die obere Brust nicht mehr erreichte und wie das Oberteil einer Kinderschürze aussah; und ebenmässig hatte sich die Schürze verkleinert, so dass sie mehr für eine Zofe, als für ein Bauernmädchen gemacht schien. Das Kleid hatte eine gestreckte walzenförmige Taille, und vorn in seinem weiten Ausschnitte verbargen sich die Zipfel eines kleinen Halstuches.

Fig. 49. Die Volkstrachten um Hamburg herum, soweit sie männlich waren, hatten schon um 1800 nicht mehr so viele Zeichen von Originalität aufzuweisen, als uns heute scheinen mag; eigenartig waren sie nur durch die Auswahl der einzelnen Stücke, die von Gegend zu Gegend in anderer Weise vor sich ging; aber Rock, Wams, Hosen, Weste, Strümpfe, Schuhe und Hut, kein Stück dieser Art stand damals den sonstigen Bauerntrachten so fern, dass es für besonders originell hätte gelten können. In der Natur aller dieser Stücke lag etwas Gemeinschaftliches zum Grunde und manches gehörte zur Mode; nur soweit sie seemännisch waren, blieben sie der Mode nicht verpflichtet. Weit selbständiger verhielt sich die weibliche Tracht der Mode gegenüber; hier gab es noch manches Stück, das mit der Mode niemals etwas zu schaffen gehabt und schon in derselben Form auf dem Leibe der Grossmütter seinen Dienst gethan hatte. Zwar der kurze Rock, vielfach übereinander angelegt, das Mieder und das Kamisol waren es gerade auch nicht, wodurch sie sich besonders ausgezeichnet hätte, denn in ähnlicher Form fanden sich alle diese Stücke auch anderwärts; ihre Originalität lag vorzugsweise in der Kopfbedeckung; hier war sie ihr eigenes Muster

Fig. 49.

und dieser zumeist verdankte sie das Aussehen einer Volkstracht. Was wir über die Kopfbedeckungen und sonstige Eigenheiten zu sagen haben, findet sich teils unter Fig. 52. 1–7, teils in den Erläuterungen zu den Tafeln 44-48 angegeben.

Tafel 43. Das eben Gesagte gilt auch für diese Kostüme.

Fig. 50. Die alltäglichsten Stücke in der Männertracht an der unteren Elbe bestanden in der Tuchjacke und der zweireihigen Weste, in Kniehosen samt Strümpfen und in einem runden breitrandigen Filzhute; der Hut war zuweilen eckig aufgeschlagen, an einer Seite oder an beiden, und über die Jacke ein blauleinenes Ueberhemd, ein Kittel, gezogen (4); daneben sah man noch die langschössige Weste und den langen Tuchrock (Fig. 51. 1. 3). Der Beruf als Schiffer gesellte diesen Stücken noch manches von seemännischem Zuschnitte hinzu, lange weite Pantalons von Tuch oder Leinen (5), die oft so weit waren, dass sie weiblichen Unterröcken glichen (Fig. 50 5), in welchem Falle dann noch ein zweites Paar Hosen unter ihnen getragen wurde, und den wasserdichten „Südwester“ (5), der zugleich den Nacken schirmte. Dazu kam noch zur Verwahrung des Halses ein fest umgeschlungenes Tuch.

Tafel 44. Das männliche Geschlecht hatte sich im allgemeinen modesüchtiger erwiesen, als das weibliche, und seine Tracht schneller

---

Volkstrachten aus der Elbniederung um 1800. 1 Händler mit Grünzeug von der Elbinsel Billwärder: Kamisol graugelbbräunlich, Hosen weiss, Stiefel schwarz, Handschuhe graublau, Halstuch rot, Müze graubraun. 2 Händlerin mit weissen Bohnen aus den Vierlanden: Rock und Kamisol schwarzbraun, lezteres grün bordiert, Leibchen rot mit grünem Brustfleck, Schürze graublau, Strümpfe violett, Schuhe schwarz mit rotem Ueberschlage, Halstuch rosa, Kopfpuz schwarz. 3 Bäuerin aus Bardowiek in der Nähe von Lüneburg: Rock hochrot mit grüner Borte, Leibchen blau mit weissen Knöpfen und grünem Achselstreifen, Brustfleck rot, Halstuch weiss mit rosafarbigem Streifen, Schürze weiss, Strümpfe blau, Schuhe schwarz mit Silberschnalle, Stirnband schwarz mit farbigen Blumenmustern, Haarhaube schwarz, Kopfpolster dunkelblau und roth carriert. 4 Händlerin mit Singvögeln aus Barenfeld, Eimsbüttel oder Bosel: Rock schwarzbraun, Schürze schwarz mit blauen Blumen, Jacke graublau, Brusttuch weiss mit roten Streifen, Strümpfe dunkelviolett, Schuhe schwarz, Haube schwarz mit weisser Rüsche, Hut strohgelb. 5 Fischweib aus Hamburg: Rock und Leibchen schwarz, Schürze dunkelgraublau mit rotem Bande, Brusttuch weiss mit roten Streifen, Hemdärmel und Strümpfe weiss, Schuhe schwarz, Haube weiss mit rotem Bande, Hut strohgelb. 6 Händlerin mit Sprotten aus Hamburg: Rock gelblichschwarz, Jacke schwarz, Strümpfe, Schürze und Haube weiss, Schuhe schwarz. 7 Besenhändlerin aus Hamburg: Rock, Schuhe und Hut schwarz, Mantel mit Kragen graublau, Brusttuch rot, Strümpfe graublau. 8 Grünhöcker aus der Marsch: Hosen und Stiefel schwarz, Kamisol graugelblich, Ueberstrümpfe weiss, Halstuch rosa, im Zipfel weiss mit roten Streifen, Handschuhe graublau, Müze violett mit gelbgrauem Bräme. (Der Ausruf in Hamburg, vorgestellt in hundertundzwanzig colorierten Platten, gezeichnet, radiert und geäzt von Professor Suhr, mit Erklärungen begleitet. Hamburg 1808.)

als jenes gegen die moderne vertauscht. Es waren die Vierländer, die noch am treusten zu ihrem überlieferten Kostüme hielten; und so gehört dieses heute noch zu dem originellsten, was der deutsche Norden zu bieten hat. Dieser Volksschlag war aus Holland zugewandert und manches an Wuchs wie an Tracht erinnert noch heutzutage an seine Herkunft; er ist mehr stämmig untersezt, als gross; markante Züge weisen die Gesichter der Männer auf, wogegen unter den Mädchen oft feine Züge zu beobachten sind. Der Vierländer hat eine Vorliebe für rote oder rotbraune Farbe; in der Zeit, von der wir sprechen, war die Weste immer rot, doch je nach dem Kirchspiele von verschiedener Abstufung, in Kirchwärder krapprot, in Neugammer hellrot, in Altgammer braunrot, in Curlacken dunkelkarminrot. Im Zuschnitte aber war sie durchweg hochhinaufgehend, übereinanderschlagbar und so lang, dass sie unten mit dem Hosenbunde überfasst werden konnte, dabei mit zwei Reihen von platten gemusterten Silberknöpfen besezt. Das mit Stehkragen und Brustklappen versehene Wams war ebenfalls von braunem oder graubraunem Tuche, doch auch von schwarzem oder blauem, für die Werktage nur so lang, wie die Weste, für die Feiertage länger, und sein Rückenteil unten mit einem kleinen Schosse abgeschlossen; eine genähte Querfalte markierte den oberen Rand des Schösschens und dieses war in drei Laschen zerteilt. Auf beiden Seiten hatte das Wams einen Besaz von platten oder halbkugeligen Silberknöpfen und, wenn Festkleid, einen solchen von seidenen Lizen in seiner eigenen Farbe. Die Kniehosen waren etwas weiter und faltiger, als jezt, aber durchweg von schwarzem Plüsche und unten mit einem Bande verschliessbar; ihrem Bunde obenher folgte eine Tresse von violetter Seide und eine gleiche, die mit Silberknöpfen geschmückt, den beiden inneren Taschenrändern. Die Beine, selten durch Wadenfülle ausgezeichnet, steckten in blauen, violetten, roten oder braunen Strümpfen, wie in solchen von schlichtem Weiss, die Füsse in tiefausgeschnittenen absazlosen Schuhen von schwarzem Leder. Das Halstuch, schwarz, hochrot, blau oder auch buntgemustert, wurde vorn mit zwei Schleifen verknotet. Ueber ihm kam ein eingebundener Stehkragen von weisser Leinwand zum Vorscheine, der sich hoch um die Wangen legte. Den Kopf bedeckte ein cylindrischer Filzhut, der oben etwas enger war, als unten. Ueber die Geestbäuerin (2) s. Fig. 52. 1. 2.

Tafel 45. Trozdem das „alte Land“ hinter seinen schüzenden Deichen noch bis auf den heutigen Tag viel von seiner angeerbten Kleidung bewahrt hat, blieb diese doch nicht mit Verlusten und Wandlungen verschont. Glücklicherweise gereichte ihr dies nicht zum Nachteile; während noch jezt in dem bunten Treiben der hamburger Märkte die Trachten aus dem alten Lande ein erfreulicher Anblick für jeden

Fig. 50.

Fremdling sind, machten sie am Anfange des 19. Jahrhunderts eine höchst barocke Erscheinung. Die Hüften waren damals wenigstens mit zehn dicken kurzen Röcken beschwert, die kaum das Knie erreichten und die festen Beine in rötlichen oder braunen Strümpfen blicken liessen. Die Schuhe konnten nur für Pantoffeln gelten; vorn bedeckten sie kaum die Zehen; hinten aber waren sie ohne Fersenkappe, jedoch mit einem hohen mehr oder minder spizen Absaze unterlegt. Dieser Absaz und die ungeheuere Last der Röcke bewirkten zusammen, dass ihre Trägerin den Oberkörper vornüber beugen musste. Einer etwas freien Bewegung war sie gar nicht fähig, und wenn sie mit einem flinken Burschen sich im Tanze schwenkte und ihre kurzen Röcke sich durch die Umdrehung noch mehr verkürzten, so gab es eine peinliche Augenweide. Auch der Oberleib steckte in einer unbekannten Anzahl von Rümpfen und Wämsern; zu oberst lag eine nussbraune oder olivengrüne Jacke mit langen oder halblangen Aermeln, die vorn mit einigen silbernen Knöpfchen geschlossen werden konnten; an festlichen Tagen war ihre Farbe meist schwarz und das Korsett darunter wurde mit silbernen Ketten geschnürt. Das Halstuch, zum Dreiecke zusammengelegt, wurde mit den beiden Zipfeln vorn unter die oben verknöpfte Jacke gesteckt und der Hals mit einer Kette von Silber oder dicken Bernsteinkugeln in mehrfachen Windungen umgürtet. Das Barockste aber war der Kopfpuz; dieser bestand aus einem zum Dreiecke geformten weissen Tuche, das vorn dicht über den Augenbrauen um die Stirne genommen und hinten zusammengebunden sich wie eine Düte fusshoch über den Kopf in die Höhe richtete; diese Müze führte den

---

Volkstrachten aus der Elbeniederung um 1800. 1 Honigverkäufer von der lüneburger Heide: Wams dunkelblau, Weste grauviolett, Schürze weiss, Strümpfe graublau, Schuhe schwarz, Hut schwarz. 2 Bohnenhändler aus Tatenberg oder aus dem Spadenlande bei Hamburg: Wams schwarz mit gelben Aufschlägen, Weste graublau mit weissen Knöpfen, Hosen dunkelgraugrün, Strümpfe dunkelblau, Schuhe und Hut schwarz. 3 Lumpensammlerin aus Hamburg: Rock schwarz, grün, rosa und weiss gestreift, Schürze und Strümpfe weiss, Mieder und Müze schwarz, Kapuze schwarz mit weisser Gesichtsrüsche, Halstuch weiss mit graublauen Streifen. 4 Käsehändler aus Limburg: Kittel dunkelblau, Hosen, Gamaschen, Krawatte und Unterkappe weiss, Hut und Schuhe schwarz. 5 Geestmann (Taubenhändler): Kamisol schwarzblau, Hosen weiss, Stiefel schwarz, Südwester graublau. 6 Vierländer (Lachshändler): Hosen, Hut und Schuhe schwarz, Weste hochrot, Strümpfe braunkarmin, Aermel weiss. 7 Fischweib aus Blankenese: Rock hochrot mit grünem Saume, Leibchen graublau, Jacke tiefbraunrot, Schürze und Schuhe schwarz, Halstuch weiss im Grunde und rot karriert, Hut gelblich. 8 Geestbauer aus der Gegend von Stelling, Relling, Fuhlsbüttel oder Harksheide: Wams weiss, Weste tiefbraun, Wollhemd (unten zwischen der Weste sichtbar) rot, Hosen gelblich, Strümpfe hellblau, Hut und Stiefel schwarz. (Suhr: Der Ausruf in Hamburg. 1808.)

Fig. 51.

Namen „Schedok“. Heutzutage ist weder von ihr, noch von den überkurzen und hinten hochaufgetriebenen Röcken etwas zu sehen, die Röcke sind niedergedrückt und lang; an festlichen Tagen wird das Mieder mit einem grossen schimmernden Laze von Goldstoff mit bunter Metallstickerei, der Kopf aber mit einem anliegenden Käppchen und einer Binde bedeckt; s. darüber Fig. 52. 6.

Tafel 46. Ueber die Tracht der Vierländerin s. Taf. 47. 1. 2 und Fig. 51. 3. 4, über die des lüneburger Bauern Fig. 48—50.

Tafel 47. Zu den schönsten norddeutschen Volkstrachten zählt sicherlich die der Vierländerinnen, obgleich sie durch ihre gestreckte walzenförmige Taille, die ohne sichtliche Markierung aus dem Leibchen in den Rock überleitet und lezteren in eine steife Glocke verwandelt, etwas beeinträchtigt wird. Der Rock von hochrotem, violetten oder schwarzblauen Stoffe mit andersfarbigem Saume steigt bis an den unteren Wadenrand hinab und ist oben in enge Falten geriefelt (Fig. 52 4), sonst aber seinem natürlichen Faltenflusse überlassen. Das Mieder liegt glattgespannt am Körper und besteht gewöhnlich aus dunkelblauem, grünen oder schwarzen Tuche, für die Feiertage aus farbig geblümtem Sammet und ist weit ausgeschnitten; doch ging sein Ausschnitt früher nicht so tief herab, als heute. Der Laz, mit dem es unterlegt wird, besteht in seiner oberen Hälfte aus Goldstoff, in seiner unteren aus Sammet oder Damast mit blumigen Mustern aus farbigen oder metallenen Fäden. Quer über die obere Hälfte spannt sich eine vielreihige Silberkette mit Schlössern und über dieser Kette fasst eine

---

Volkstrachten aus der Elbeniederung um 1800. 1 jüdischer Hausierer aus Hamburg: Hosen, Hut und Schuhe schwarz, Rock schwarzbraun, Weste graublau, Strümpfe dunkelgrau. 2 Händlerin mit Segelgarn aus Moorburg. Rock graurotbraun, Leibchen schwarzrotbraun, Schürze dunkelblau, Brusttuch rosa mit weissen Streifen, Strümpfe dunkelgraublau, Schuhe schwarz, Hut gelblichgrau mit grauem Bande. 3 Händler mit zinneren Löffeln: Hosen hellgrau, Weste dunkelblau, Rock dunkelrotbraun mit weissen Knöpfen, Strümpfe graubräunlich. 4 Händlerin mit Radieschen aus Hamburg: Rock schwarz, Schürze und Strümpfe weiss, Leibchen dunkelgraubraun, Brusttuch weiss mit gelben Streifen, Schuhe schwarz, Haube weiss mit bläulichem Bande. 5 Schiffsmann: Hosen weiss, Wams dunkelgraubraun mit weissen Knöpfen, Strümpfe und Halstuch graublau, Schuhe und Hut schwarz. 6 Händler mit Zeugkneipen von der lüneburger Haide: Wams weiss, Weste schwarzbraun, Hosen gelblichgrau, Strümpfe und Halstuch blau, Hut und Schuhe schwarz. 7 Krabbenverkäuferin aus Ritzebüttel: Rock weiss mit rosenfarbigen Streifen und grüner Saumborte, Jacke dunkelgrauviolett mit grünem Besaze, Halstuch weiss mit rosenfarbigen Streifen, Schürze schwarz mit blauem Muster, Strümpfe blau, Schuhe schwarz, Gesichtsrüsche weiss, Haube schwarz mit Rosamuster, Hut strohgelb. 8 Händlerin mit Taschenkrebsen aus Blankenese oder Cuxhaven: Rock hochrot, Leibchen schwarzbraun, Halstuch weiss mit Rosamuster, Strümpfe violett, Schuhe schwarz, Hut strohgelb. (Suhr: Der Ausruf in Hamburg.)

runde Agraffe das Mieder mit seinen spizigen Ecken zusammen. Doch sezte man vor Zeiten die Agraffe auch anstatt der Kette auf den Laz und nahm das Mieder oben nicht zusammen. Ueber dem Laze wird ein Streif vom Hemde sichtbar und über diesem umschliesst ein rotes Tuch den Hals in seiner ganzen Höhe; dieses Tuch wird bei der Anlage zum Dreiecke zusammengefaltet und im Nacken verschlungen. Die beiden Zipfel liess man früher hinten herabhängen; jezt nimmt man sie vielfach rechts und links nach vorn und lässt sie hier frei herabfallen oder steckt sie unter der Brustkette durch. Um die Taille kommt ein Gurt aus farbigem Sammet zu liegen, der hinten mit Metall bestickt ist und vorn zusammengehakt wird; ehemals war der Gurt von grösserer Breite und umfasste den Körper wie ein niedriges Mieder. Die Schürze ist oben gleich dem Rocke geriefelt, hier aber mit einem breiten Stücke von gerippter Seide überzogen und geglättet. Für gewöhnlich trägt man sie von dunkelblauem oder blaugestreiftem Kattune, für die Feiertage an dem glatten Besaze obenher und an den Seiten herab (Fig. 52. 4) noch mit einem schmalen Streifen von brauner oder rosenfarbiger Seide mit Goldstickereien bordiert. Die Strümpfe sind jezt von violetter Färbung; sonst trug man sie auch in Weiss. Die Schuhe von schwarzem Leder haben die niedrige Form von Pantoffeln und sind jezt absazlos, während sie früher mit einem derben Absaze versehen und dabei vorn am Ausschnitte mit einem Streifen von Rotleder gesäumt waren oder mittelst einer silbernen Schnalle verschlossen wurden. Zu Hause geht man in weissen aufgeschürzten Hemdärmeln einher, an warmen Tagen wol auch so auf der Strasse; sonst legt man eine kurze schosslose Jacke mit langen Aermeln an trägt solche aber unverschlossen, um den Laz und die Kette nicht zu verdecken; ihr Stoff ist heller blaugrüner Kattun mit weissen Blümchen, bei besseren violettes oder braunrotes Tuch mit schwarzer Seidenfassung und ausserdem an den Aermeln mit einem Knopfbesaze auf einem Streifen von rosenfarbiger Stickerei geschmückt. Ueber die Kopfbedeckung s. Fig. 52. 3. 4.

Fig. 52. In der holsteinischen und hannöverischen Umgebung von Hamburg, der „Elbemarsch", hatte jeder Distrikt, ja fast jedes Kirchspiel oder Dorf etwas Eigentümliches in seiner Tracht; selbst wenn zwischen den einzelnen Trachten nicht in Schnitt und Farbe ein Unterschied bemerkbar war, so kam ein solcher gewiss in dem Kopfpuze zum Vorscheine. Deshalb sind für uns die Spielarten der Frisuren, Müzen und Hüte besonders wichtig; es waren kostbare Sachen mit Gold- und Silberstickereien darunter und ihr Wert begünstigte sicherlich den seltsamen Brauch, demzufolge manches Mädchen aus dieser Gegend, das sich als Amme in eine vornehme Familie verdingte, es zur Bedingung machte, dass ihm beim ersten Zahne des Säuglings eine mit

Edelmetall verbrämte Müze geschenkt würde. Und sie, die daheim als unbescholtenes Mädchen niemals zu einem solchen Kopfpuze gekommen wäre, prunkte nun damit einher wie mit einem Ehrenzeichen

Fig. 52.

Volkstrachten aus der Elbeniederung 1847. 1. 2 Frauen aus Ochsenwarder (der nördlichen Hälfte einer Elbeinsel): Haube weiss mit roten Bändern, Hut strohgelb, Halstuch rot, Leibchen samt Kragen blau. 3 Vierländerin: Haube braunrot mit schwarzen Bändern und Schleifen, Mieder grün, Brustschmuck silbern, Brustlaz, obenher vom Schmucke zumteil bedeckt, golden, unten blumig gemustert, Halstuch braunrot, Halskette gelb (Bernstein), Aermel und Brustsaum des Hemdes weiss, oberer Brustschmuck (auf dem Hemdsaume) golden. 4 Vierländerin: Leibchen braunrot, Halstuch weiss mit blumigem Muster, glatter Teil der Schürze schwarz, obenher und seitlich golden bordiert, untenher braunrot, der übrige Teil der Schürze weiss mit blauen Streifen, Rock rotbraun, Hut strohgelb, das übrige wie bei 3. 5 Bauernmädchen aus dem Holsteinischen: Haube rot mit goldgestickten Borten, weisser Gesichtsrüsche und rosenfarbigen Kinnbändern die seitwärts verknüpft sind, Halstuch rosenfarbig, Spizenkragen weiss, Brusttuch schwarz. 6 Kindermädchen aus dem „alten Lande“ (hannöverische Elbemarsch): Kopftuch (auf der Stirne bis zum Knoten gehend) violett, Häubchen (über dem Knoten sichtbar) golden mit farbiger Stickerei, Kinnband samt der Schleife an den Schläfen rosenrot, Halstuch hochrot. 7 hamburger Dienstmädchen: Haube golden mit schwarzer Borte und weisser Spizenrüsche, Kinnband und seitliche Schleife rot. (F. G. de Bunk J. U. Dr.: Album Hamburgischer Kostüme 1847 und (4) Albert Kretschmer: Deutsche Volkstrachten.)

Unter allen Kopftrachten war die der Vierländerinnen die eigenartigste und ist es heute noch. Die Jungfrauen unterscheiden sich von den Frauen durch zwei lange über den Rücken fallende Haarflechten (4); an deren Enden sind farbig gemusterte Seidenstreifen eingebunden, die für gewöhnlich nur kurz und unten aufgerollt sind, in vollem Staate aber bis zum Rocksaume herabhängen. Sonst verbirgt sich alles Haar bis auf ein weniges über den Schläfen unter einer runden knappanschliessenden Müze (3); diese besteht aus dunkelrot gemusterten Kattune, schlicht oder bestickt, mit einem geriefelten Vorstosse aus schwarzer stumpfer Seide am Gesichts- und Nackenrande und zwei Kinnbändern von gleichem Stoffe an den unteren Ecken. Mitten auf ihrem Nackenrande sizt ein grosser zweiflügeliger Schlupf mit zwei herabhängenden Bändern, schwarz, mit Amidam und Gummi gesteift und durch enge Furchen in erhabenliegende Streifen geriefelt; jeder Streif ist an den Rändern unten gespizt und nach aussen empor gekrümmt. Ueber diese Müze sezt die Vierländerin ihren Strohhut; dieser ist einer der wunderlichsten seines Geschlechtes; die Krempe umgiebt den Hutkopf wie ein schräg abgedachter Wall, so das er nicht über sie hinausragt; auf ihrer Unterseite ist sie strahlenförmig mit schwarzen grüngeränderten Bandstreifen gefüttert; quer über den Kopf hinweg geht ein zwischen ihm und der Krempe hindurchgezogenes Band, mit dem der Hut unter dem Kinne befestigt wird. Hüte dieser Art waren früher von grösserem Umfange und auch weiter verbreitet als jezt; wir haben ihrer in den Erläuterungen zu Tafel 2 bereits gedacht.

Das Häubchen der hamburger Dienstmädchen (7), ohne welches sie nicht aus dem Hause gingen, das aber seit langem verschwunden ist, bestand in einem gespizten Kopfe von Goldstoff oder sonst einem Stoffe mit Stickereien in Edelmetall und einem weissen gerüschten Kantenbesaze vorn und untenher; der Besaz verschmälerte sich über dem Scheitel und der halbe Vorderkopf blieb unbedeckt. Man findet dergleichen Häubchen noch jezt bei Ratzeburg im Mecklenburgischen, doch etwas abgeändert, mit rundlichem Kopfe und einer breiten Kante, die über dem Oberkopfe faltenlos angesezt ist und zurückgeschlagen wird.

Die sonstigen Nachbarinnen von Hamburg, die auf den Elbeinseln wohnten, auf Billwärder, Ochsenwärder, Wilhelmsburg u. s. w. waren bescheidener in ihrem Anzuge. Ihr Kopfpuz sezte sich aus einer Haube und einem Strohhute zusammen (1. 2). Die Haube war von weissem dünnem Stoffe; sie umschloss den Hinterkopf durchaus und war am Gesichts- wie am Nackenrande mit einer breiten abstehenden Rüsche verbrämt, im Kopfe mit einem farbigen Seidenbande umbunden, das hinten verknotet in den Nacken fiel, und an den beiden vorderen Ecken mit ebensolchen Bändern besezt, die unterm Kinne verschleift wurden.

Darüber kam, schief nach vorn gerichtet (Fig. 45. 5), ein gelber Strohhut zu sizen, der aus einem winzigen Kopfe, aber einer verhältnismässig breiten und am Rande ringsher scharf nach unten umgebrochenen Krempe bestand. Statt des weissen Häubchens waren auch schwarzseidene Käppchen üblich, unter denen das umgelegte Haar den Nacken bedeckend hervorkam, und ebensolche von roter Seide mit goldgestickten Borten und weisser Gesichtsrüsche (5).

In der hannöverischen Elbemarsch, im sogenannten „alten Lande", das auch „Kirschenland" geheissen wird, war und ist ebenfalls noch eine der schönsten norddeutschen Kopftrachten zu Hause. Neben dem Brustlaze von Goldstoff mit bunter Metallstickerei, dem bunten Halstuche mit darauf befestigter Brosche aus Silberfiligran, dem über die Brust gehängten vielreihigen Perlenschmucke mit breitem silbernen Schlosse im Nacken, ist es ihr noch immer möglich, sich als ausnahmsweis hübschen Puz zu behaupten (6). Zu der Kopfbedeckung gehört ein Müzchen aus Gold und farbiger Seide mit einer breiten Goldborte, das den Oberkopf fast bis zu den Augenbrauen bedeckt; dieses wird mit einem seidenen, zu einer Binde zusammengelegten Tuche unterher überbunden und hierbei das Tuch über der Stirne verknotet; ausserdem wird das Müzchen noch um das Kinn her festgehalten und zwar mit breiten gemusterten, meist rosenfarbigen Seidenbändern, die, an der linken Seite des Kopfes in Schleifen geschürzt, mit ihren langen Endstücken frei über die Brust fallen.

Tafel 48. Dieses Kostüm, wenngleich zu den jüngsten Vertretern der ostfriesischen Volkstrachten gehörend, ist in unseren Tagen gleichwol eine Seltenheit und höchstens noch unter den bejahrten Frauen im Dorfe Ostenfeld bei Husum zu finden. Mit der Tracht der Vierländerinnen hat es die walzenförmig gestreckte Taille gemeinsam, die ihm ebensowenig zum Vorteile gereicht, wie jener, obgleich es sonst zu den schönsten seines Geschlechtes gezählt werden kann; die Taille wird dadurch, dass der Rock über dem Gesäss in dichte Falten gelegt und so wie ein Futteral auf den Körper gepasst ist, noch eigens verlängert. Der Rock reicht bis gegen die Knöchel und sein Stoff ist schwarze Wolle oder Fries mit hellblauer Saumborte. Eine Jacke von braunkarminfarbigem Tuche bedeckt den Oberleib; ihre Aermel sind bequem, ohne besonders weit zu sein; sie reichen nicht ganz bis zur Handwurzel, wo sie den mit Silberknöpfchen geschlossenen Bund der Hemdärmel unter sich hervortreten lassen, und endigen mit grossen Aufschlägen, die an ihrer Aussenseite offen stehen; auf der Fläche sind die Aufschläge mit weissen und gelben Seidenborten, ausserdem an jedem der beiden Schlizränder mit einem breiten farbigen Sammetstücke überzogen; auf dem einen dieser Stücke sind gelbe Lizen, auf dem

andern ebensoviele hohe Silberknöpfe angebracht. Auch auf jeder Achsel- und Längsnaht sizt eine gelbe Borte. Bei völligem Anzuge sind nur diese Aermel sichtbar, denn es kommt eine Weste über die Jacke zu liegen. Diese Weste ist von schwarzem Sammet und hat nur sehr schmale Bruststücke, so dass sie weit offen steht und den Brustlaz samt dem Geschmeide zur vollen Wirkung kommen lässt; vorn an den Brusträndern, sowie im Rücken ist sie mit schwarzen blumiggemusterten Sammetborten überzogen. Der Laz bedeckt die Brust von der Taille an bis zur Halsgrube hinauf und verrät in seiner Starrheit nichts von ihren Formen; ganz zu oberst ist er mit einer gemusterten Borte aus Gold, unter dieser mit einer aus Silber quer besezt und unter den Borten mit rotem Tuche bezogen. Dieser Teil giebt einen gefälligen Untergrund für die vielen silbernen Kettenschnüre ab, die ungewöhnlich dicht darüber hin- und hergezogen sind und die Weste mit ihren Rändern auf dem Laze festhalten. Oben an jeder Ecke des Verschnürungsfeldes sizt eine grosse viereckige Agraffe von Silber, doch nur dann, wenn man um den Körper über der Taille eine breite Gürtelbinde windet, im anderen Falle an jeder untere Ecke. Diese „Skortelsbijend“ genannte Binde ist an ihren Enden mit Metallschliessen versehen, die vorn zusammengehakt werden. Ueber dem Laze kommt ein unter ihm liegender Einsaz von weissem Linnen mit stehendem Halskragen zum Vorscheine; dieser Einsaz fällt, sich immer mehr verschmälernd, im Rücken unbedeckt bis zum unteren Rande der Schulterblätter herab und wird durch zwei Schnüre an seinen Ecken unten am Gürtel festgehalten. Die Schürze, von dunkelbraunem Stoffe und breit, ist faltenreich an einen breiten Bund von hellblauem Stoffe genäht und der Bund selbst wird in der vorderen Mitte wie ein Mieder zusammengeschnürt, im Rücken aber mit Hafteln geschlossen. Die Strümpfe sind von blauer oder schwarzer Wolle, die Schuhe von schwarzem Leder, hinten niedrig geschnitten und mit einem breiten Flecke unterlegt, auf dem Oberleder aber mit einer ungewöhnlich grossen Silberschnalle bedeckt. Sehr eigenartig ist der Kopfpuz. Es ist ein grosses weisses Linnentuch von etwa 1,20 M. im Gevierte und an jeder Ecke mit einer schweren traubenförmigen Quaste benäht; man legt es zum Dreiecke zusammen und windet es entweder unmittelbar über dem Haare oder auch über einem Unterkäppchen um den Kopf, wobei man es mit der Bruchfalte über der Stirne hernimmt und mit den Zipfeln hinten ineinandersteckt. Die beiden freien übereinanderfallenden Ecken starren empor, werden aber durch den Zug der Quasten in gewisser Höhe eckig gebrochen und über den Nacken herabgezogen. Der oben liegende Zipfel ist gewöhnlich mit dem roteingestickten Namenszuge geschmückt.

Tafel-Anhang

Braunschweig, 1840

Bauersleute

Nordhausen, 1736

Bürgerliche Frauen

Umgegend von Göttingen, um 1780

Bauersleute

Umgegend von Osnabrück, 1840

Bauersleute

Umgegend von Osnabrück, 1840
Bauersleute im Sonntagsanzuge

Westfalen (Dülmen), zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts

Bürgerliche Frauen

Umgegend von Marburg, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Bauersleute

Marburg, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Frau in Trauer Frau zum Markte gehend

Marburg, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Bürgerliche Frau in Trauer Braut

Umgegend von Kassel (Helsa), 1840

Bäuerinnen

Oestlicher Westerwald (Eibach), Tracht im Verschwinden begriffen

Bäuerinnen

Umgegend von Wetzlar (Niederklee), 1840

Bäuerinnen

Taunus (Anspach), Tracht jetzt verschwunden

Bäuerinnen

Oberer Taunus (Vollnkirchen), Tracht im Verschwinden

Bäuerinnen

Taunus (Wallau bei Frankfurt), Tracht fast verschwunden

Bauersleute

Taunus (Wallau bei Frankfurt), Tracht fast ganz verschwunden

Bauersleute

Rheingau (Johannisberg), Tracht jetzt verschwunden

Bürgersleute

Rheingau (Johannisberg), Tracht jetzt verschwunden

Bürgersleute

Umgegend von Koblenz (Ahrthal), 1840

Bäuerinnen

Gegend von Koblenz (Hunsrück), um 1840

Bauersleute

Köln, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Bürgermeister Stadtknecht

Umgegend von Köln. zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Bauersleute

Umgegend von Köln, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Bauersleute in Trauerkleidung

Köln, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Vornehme Frauen

Münster (1550—1600) Aachen

Bürgerliche Frauen

Koblenz (1731) Gegend oberhalb Köln

Dienstmagd Bäuerin

Westfriesland (Holländische Grenze), 1550—1600

Schiffsherr Kahnführer

Niederrheingegend, zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Bauern

Westfriesland (Holländische Grenze), zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts

Vornehme Frau

Dienstmagd

Westfriesland (Groningen), 1820

Mädchen Matrone

Westfriesland, 1820

Bäuerin Pächtersfrau aus Molkverum

Ostfriesland, 16. Jahrhundert

Vornehmer Mann Bauer

Ostfriesland, 16. Jahrhundert

Vornehme Leute

H. II 3

Ostfriesland, 16. Jahrhundert

Bäuerin Vornehme Frau

Bremen, zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts

Vornehme Frauen

Bremen, Mitte des 17. Jahrhunderts

Frau zur Hochzeit gehend Frau in brabantischer Huike

Friesland (1820) Föhr

Vornehme Frau Braut

Sylt, 17. und 18. Jahrhundert

Braut Brautjungfer

Sylt, 17. und 18. Jahrhundert

Frau Braut

Amrum, 17. und 18. Jahrhundert

Braut Frau zur Kirche gehend

Halligen (Wyk), Ende des 18. Jahrhunderts

Mädchen Frau

Föhr (1850) Halligen

Frauen im Sonntagsanzuge

Umgegend von Hamburg, 1800

Geestmann Bardowieckerin

Umgegend von Hamburg, 1800

Vierländer Frau aus Ochsenwärder

Umgegend von Hamburg, 1800

Bäuerin aus der hannöverischen Elbmarsch

Geestbäuerin

Umgegend von Hamburg

Lüneburger Bauer Vierländerin

Umgegend von Hamburg, 1800

Vierländerinnen

Schleswig (Ostenfeld), 1840

Bäuerinnen

Dritter Band

Nord- und Nordost-Deutschland
Deutsch-Böhmen

Mit 83 Textabbildungen
und 48 handkolorierten Tafeln

Vorwort

Unsere kostümliche Wanderung führt uns aus dem Herzen Deutschlands heraus in die nordöstlichen Gebiete zwischen Elbe und Memel, sodann über die böhmischen Grenzen hinüber, soweit sich deutsche Spuren verfolgen lassen. Auf unserm ganzen Wege finden wir dieselben mit den Spuren des Slawentums vermischt und zwar von den ersten geschichtlichen Tagen an bis in die jüngsten. Das sind kraftvolle Spuren und man erkennt erst an ihnen, wie die Länder jenseits der Elbe eine Welt für sich gewesen und ganz anders geartet waren als der deutsche Süden. Wohl war die Deutschmachung dieser Gebiete die großartigste Tat der Deutschen im Mittelalter, und doch gelang es ihnen nicht, das Slawentum durchaus zu überwinden; es erhielten sich Reste davon, die, ganz der Zähigkeit entsprechend, mit der das Slawentum sich von allem Anfange an der Bekehrung widersetzt hatte, der deutschen Kultur und ebenmäßig der deutschen Tracht gegenüber bei ihren eigenen Überlieferungen geblieben waren. Doch geschah dies nur unter der breiten Masse des Volkes; die vornehmen Stände überließen sich schon im Mittelalter mehr oder minder dem deutschen Wesen, so daß sie, auch was ihr Kostüm anging, ohne Vorbehalt zu den Deutschen gerechnet werden konnten.

Wie im übrigen Deutschland, so ist auch in den nordöstlichen Bezirken die Vegetation der Volkstrachten ins Stocken geraten und beginnt allmählich abzusterben. Die Ursachen dafür sind hier wie dort die nämlichen; man ist auch hier dahinterher, die Bildungsgegensätze auszugleichen, weil man in diesen Gegensätzen eine soziale Gefahr erkannt hat. All unsere Mühen zielen nun einmal auf eine einheitliche Volkskultur und

alle Volkselemente sind im Begriffe, sich in moderner Weise zu gruppieren. Diese Arbeit nimmt nicht bloß eine geistige Wendung, eine innerliche, sondern auch eine äußerliche, eine kostümliche, und so gehen auch hier die Volkstrachten dahin wie Schnee bei der Frühjahrsschmelze. Nichts hat Bestand, was dem Zeitgeiste widerstrebt; dieser kennt kein Mitleid für Traditionen und altväterliche Gebräuche; anders als früher werden die Felder bestellt, anders die Häuser gebaut; alles wird anders, selbst Berge und Flüsse, selbst Sümpfe und Wälder, selbst Einöden und Städte werden anders. Was bei dieser Veränderung schwer ins Gewicht fällt: auch das weibliche Geschlecht ist im Begriffe, eine andere Stelle im Haushalte der Menschen einzunehmen; es fühlt, daß es nicht mehr im Einklange steht mit den Forderungen der Zeit. Daß auch dieses mit den alten Überlieferungen zu brechen beginnt, wird für die Volkstrachten mehr als jede andere Ursache zum Verhängnis werden.

Wir wollen uns, den sonstigen Ursachen nachforschend, nicht zu weit auf die Wildpfade abseits unserer Straße verlieren; nur noch ein kurzes Wort darüber. Es ist der Zug nach den Städten, der die Dörfer nicht mehr wachsen läßt, der Zug nach den Fabriken, der den bäuerlichen Nachwuchs, den männlichen wie den weiblichen, der dörflichen Sitte entfremdet; es ist der Zug zum Soldatendienst, der den Unterschied der Stände verwischt und die Bauernburschen so lange von ihrer Heimat fernhält. So kommen diese nach und nach zu einem anderen Geschmack, der sie bestimmt, auch in der Heimat die städtische Kleidung beizubehalten. Dann ist es noch die größere Bequemlichkeit und die scheinbare Wohlfeilheit der modernen Kleidung, die sie mit dem Wunsche vertraut macht, sich ihrer Bauerntracht zu entledigen und die Furcht, unter anderen Leuten aufzufallen und bespöttelt zu werden; denn Bosheit und Humor sind immer erzbereit, sich auf Kosten der menschlichen Bekleidungsweise gütlich zu tun.

So wird in allen Schichten mit den alten Überlieferungen gebrochen; die alten runzeligen Herzen und Gesichter verschwinden im Grabe; der alte Hausrat wandert auf die Dachkammer und in die großen Speicher, die man Museen nennt; die alten Bräuche, Spiele und Lieder verlieren sich in den toten Winkel irgendeines grundgelehrten Buches. So löblich das Sammeln und Erhalten ist, so darf man sich doch nicht täuschen über

den wirklichen Wert, den die in Museen aufgespeicherten Vorräte von alten Kostümstücken für die Wissenschaft haben. Die Einzelstücke sind herausgenommen aus dem Orte ihrer ehemaligen Verwendung und an einen fremden Ort versezt, wo man ihre Zusammengehörigkeit erst durch Studium, aber nicht auf den ersten Blick erkennt und darum nichts weiter in ihnen sieht, als eben nur Detail. Ohne Rücksicht auf ihre Zusammengehörigkeit finden sich die Einzelheiten nach Kategorien zusammengehäuft, so einen Reichtum bildend, für den man keine Verwendung weiß. Die Sachen kommen zum Wort, aber nicht die Menschen, die ehemals darin gesteckt hatten. Es ist eigentlich seltsam, daß wir die Menschen der Vergangenheit leichter mit ihrem Geiste und selbst mit ihren Gesichtszügen zusammensehen, als mit ihren Kleidern; sicherlich liegt dies daran, daß wir von Jugend auf nicht ebensogut in die Kostümkunde eingeschult worden sind, wie in die sonstigen Fächer der Geschichtswissenschaft; und doch ist auch die Kostümgeschichte eine Geschichte der Kultur und nicht bloß der Kleider; auch nach Kleidern suchend kann man Menschen finden; dazu gehören freilich mehr als bloße Schneideraugen.

Mit der Kunde unserer Volkstrachten sind wir noch weit im Rückstande. Dem Verfasser ist es auch für das Gebiet, das er im vorliegenden Bande behandelt, nicht gelungen, das Material so aufzutreiben, daß er das Kostüm jederorts durch die Jahrhunderte herauf lückenlos hätte zur Darstellung bringen können. Dazu gehört das Zusammenwirken vieler Kräfte und eine Arbeit, die über das Leben eines einzigen Menschen hinausgeht. So geschieht es denn, daß der Leser nicht selten mit einem einzigen Schritte aus einer alten in eine moderne Welt kommt. Es sind nur Skizzen, was der Verfasser bieten konnte, und Skizzen, auch die besten, bleiben immer etwas schuldig. Doch hat er sich stets um den klarsten Ausdruck bemüht, damit dem Leser jedes Wort und jeder Saz so einfach, und wie eins aus dem andern sich ergibt, so selbstverständlich als möglich erscheine, damit er nichts bemerke von jenem hirnzerrüttenden Herumgrübeln zwischen den tausend Kleinigkeiten, nichts von jenem Hinsickern der Lebenskraft unter dem Drucke eines ewig sich gleichbleibenden Tagewerkes, nichts von jenem Hangen und Bangen um den Erfolg.

Möge für das Erreichte wenigstens der gute Wille gewürdigt werden. Daß es daran dem Verfasser nicht gefehlt hat, dafür dürfte die beigefügte

Nachlese sprechen. Alles, was ihm nach Fertigstellen der beiden ersten Bände an brauchbarem Material, das dorthin gehörte, noch in die Hand gefallen ist, hat er zusammengestellt, um es dem dritten Bande einzuverleiben. Daß selbst mit dieser Nachlese der Schaz unserer abbildlichen Volkstrachten völlig zusammengebracht sei, ist auch so noch nicht anzunehmen. Die Sammlungen der zahlreichen volkskundlichen Vereine bergen gewiß noch manches, was hierher gehörte. Jede neue Veröffentlichung kann Neues bringen und das hier Gegebene bereichern, sicher aber nicht entwerten.

Einem mehrfach geäußerten Wunsche entgegenkommend, hat der Verfasser für sämtliche Bände ein eingehendes Register angefertigt und dem dritten Bande beigegeben.

Zu welcher Bücherei der Verfasser seine Zuflucht genommen hat, man ist ihm überall in einer Weise entgegengekommen, die ihm den wärmsten Dank zur Ehrensache macht. Ganz besonders gilt dies von der Lipperheideschen Kostümbibliothek zu Berlin, durch die ihm seine Arbeit überhaupt erst möglich geworden ist. Wer sich je mit einer größeren geschichtlichen Arbeit beschäftigt hat, mußte es gewiß erfahren, daß das Schwerste daran oft nicht die Wissenschaft selbst ist, sondern das Herbeischaffen des Materials. Auf ein einziges Fach beschränkte Bibliotheken sind äußerst selten, ja eigentlich niemals absolut vollständig. Außerdem kommt selbst eine vollständige Bibliothek nicht zu ihrem Werte, wenn sie eines Katalogs entbehrt. Einzig nur der Katalog, der in jüngster Zeit über die Lipperheidesche Bibliothek erschienen ist, hat den Verfasser mit dem Materiale zu seiner Nachlese bekannt gemacht. Wie es in solchen Fällen geht, war das Vergnügen, den Katalog benutzen zu können, mit dem Bedauern gemischt, daß dies nicht früher möglich war, um so alles Material, altes und neues, organisch miteinander zu verbinden. Doch tröstet er sich damit, daß ein Material außerhalb der Ordnung immer noch besser sei als eine Lücke innerhalb derselben.

Zu einer ganz ausnahmsweisen Anerkennung jedoch sieht der Verfasser sich der Breslauer Universitätsbibliothek gegenüber verpflichtet. Sie ist im Besitze eines seltenen und vermutlich nur in zwei Exemplaren vorhandenen Werkes, das aus einer Sammlung von Kostümfiguren in kolorierten Umrißradierungen besteht und aus der Wende des 16. zum

17. Jahrhundert stammt. Seine Kostbarkeit würde an jeder anderen Bibliothek seine Versendung an einen fremden, fern wohnenden Benützer verboten haben. Die Verwaltung der genannten Bibliothek aber, wohl geleitet von der Einsicht, daß auch die wertvollsten Bücher nichts nützen, wenn sie nicht benutzt werden können, hat ohne zögerndes Bedenken der Bitte des Verfassers um dieses Buch gewillfahrt und damit ein Muster von Liberalität geliefert, für das ihr selbst vermutlich noch keines geliefert worden ist.

Das nordöstliche Deutschland zur römischen Zeit und im Mittelalter

Fig. 1. Wie bei den nordwestdeutschen Trachten, so wollen wir auch bei den nordostdeutschen von den Gewandresten ausgehen, die sich in den niederdeutschen Seemooren gefunden haben. Auf dem weiten Friedhofe der deutschen Vergangenheit sind es diese Moore, die uns die ältesten von allen heimischen Trachten wieder herausgegeben haben, so noch in der jüngsten Zeit ein Moor bei Damendorf im Schleswigschen; dort wurde über einem sonst nackten männlichen Leichnam ein Mantel gefunden, zu seinen Füssen ein Paar Hosen und in diese eingewickelt ein Paar Lederschuhe, ein Ledergurt und zwei Fussbinden. Der Mantel war ein viereckiges Stück von feiner Wolle, über anderthalb Meter lang, in der halben Höhe ebenso breit, unten etwas breiter, und oben, wo er um die Schultern zu liegen kam, am breitesten; hier war auch der Stoff umgeschlagen, aufs Doppelte gelegt und zusammengenäht. Das Gewebe bildete ein Rautenmuster mit zierlichen Weberkanten (1, 9); es war abgetragen und mit Flicklappen ausgebessert. Die Hosen, von gleichem Stoffe, doch, wie es schien, flanellartig gerauht, lagen in allen Nähten aufgetrennt nur in einzelnen Stücken da; doch liess sich erkennen, dass sie oben einen Bund hatten, unten aber an den Beinen zungenartig geschnitten waren, so dass man annehmen muss, sie seien mit den Zungen unter der Fusssohle hergenommen und mit der Zungenspize an sich selber festgesteckt worden. Solch eine Einrichtung hätte die Hosen nicht blos straff an den Beinen gehalten, sondern auch die Strümpfe erspart, mit denen sonst wol, wie der Fund im thorsberger Moore beweist, die Hosen vereinigt waren. Die Beinbinden pflegte man über die Hosen von untenherauf umzuwickeln; jede der beiden Binden war über meterlang und etwa 40 cm breit. Der Gürtel, ein Lederriemen, mass dreiviertel Meter in der Länge und 3 cm in der Breite; an dem einen Ende war er umgebogen und mit einigen Stichen festgenäht; dies lässt auf eine Schnalle schliessen, die, weil von Eisen, von der Moorsäure zerstört worden war. Am anderen Ende liessen sich sieben Löcher erkennen, die zweifellos für den Schnallendorn bestimmt

Fig. 1.

Germanische Trachten und Reste von Moorfunden. 1 gefangene Germanen, nach einem römischen Triumphalrelief; 2—7 Ostgermanen (Relief von der Siegessäule des Marc Aurel); 8 Köpergewebe, gefunden in einem Torfmoore bei Rendswühren; 9 Drellgewebe aus einem Moore bei Damendorf; 10 Lederschuhe von eben dorther. (8—10 J. Mestorf: Zweiundvierzigster Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer.)

waren. Wie der Mantel ursprünglich als Prachtstück gegolten haben mochte, so auch der Gurt, denn er war nicht ohne Schmuck; seiner Fläche entlang wiederholte sich siebenmal ein eingepresstes Ornament, das sich aus einem liegenden Kreuze und senkrechten Strichen zusammensezte. Von den Schuhen bestand jeder aus einem einzigen Stücke behaarter und mit der Rauhseite nach innen gewendeter Rindshaut (1.10); und so war auch jeder an der Ferse mit Sehnen oder Darmseiten zusammengenäht und mit einer Kappe erhöht, vor den Zehen zusammengeschnürt, auf dem Riste gitterartig durchbrochen und mit einem schmalen Lederriemen durchzogen. Eine besonders aufgesezte Sohle war nicht vorhanden; wie alle Schuhe fast das ganze Mittelalter hindurch wurden auch diese selbst als Sohle angesehen.

Der Leichnam verriet einen kräftigen Mann, wie wir ihn heutzutage selbst unter den Matrosen unserer Kriegsschiffe, die doch ausgesucht starke Leute sind, nicht mehr wiederfinden. Er trug einen kurzen struppigen Schnurrbart und blondes Haar, das hinten und seitwärts etwa 15 cm lang in geraden Strähnen herabhing, aber vom Scheitel aus nach vorn gekämmt und hier so kurz verschnitten war, dass die Stirne freiblieb.

Auf einer Moorleiche, die bei Rendswühren im Holsteinischen ausgegraben wurde, fand sich, doch nur in Fezen, ein Pelz sowie ein Wollmantel von Köpergewebe (1.s), ferner eine Fussknöchelbinde von behaartem Felle und zwar mit ledernen Riemen kreuzweis umwickelt und verschnürt.

Von weiblicher Kleidung hat uns ein Moor bei Korselitze auf der Insel Falster einige Zeugnisse ausgeliefert. Eine dort gefundene Leiche war eingehüllt in einen länglichviereckigen Wollmantel; dieser kam an Länge etwa dem Damendorfer gleich und war einmal mit einer runden wollenen Schnur, dann noch mit geflochtenen Bändern um den Körper befestigt, am Halse aber mit einer Bronzefibel geschlossen. Die Fibel zeigte einen Besaz von Perlen und farbigem Glase.

Jedes Gewandstück verrät eine Kulturnüance; beim Anblicke dieser Moorfunde fühlt man einen Pulsschlag mehr, als sonst, denn sie sind mit einem Alter gepaart, das Ehrfurcht erwecken muss. Indess, welcher Zeit sie etwa angehören mögen, lässt sich nur aus den Gegenständen enträtseln, die zugleich mit ihnen ausgehoben wurden, und zwar auch nur in Bruchstücken und Fezen. Es waren die Römer, die kurz vor Beginn der christlichen Zeitrechnung in diese noch urweltlichen Bezirke kamen und uns die ersten schriftlichen Notizen über die Kleidung der Eingebornen hinterlassen haben. So sagt Pompejus Mela: „Die Männer bedecken sich mit einem wollenen viereckigen Schulterumhange (sagum)“ und Tacitus (Germania 17) spricht von einem viereckigen Umhange, der durch eine Fibel oder einen Dorn festgehalten wurde. Dann fügt er hinzu: „Die Vermögenden haben ausser dem Sagum einen Rock, der eng anliegt; auch tragen sie Pelze. Die Tracht der Frauen unterscheidet sich von derjenigen der Männer nur darin, dass ihr Gewand häufiger von Leinwand ist, die sie mit roten Streifen besezen, und dass ihr Rock keine Aermel hat.“ Hier wird also von einer Gleichheit zwischen männlicher und weiblicher Kleidung gesprochen; noch in unseren Tagen ist zu bemerken, dass der weibliche Anzug sich desto mehr dem männlichen nähert, je nördlicher die Völker wohnen; so sind unter den Eskimos die Frauen ebenso gekleidet, wie die Männer; Hosen und Rock sind typisch für beide Geschlechter. Ja, wir können die Anfänge dieser Annäherung schon an den Kleidern der ostpreussischen Ge-

schlechter wahrnehmen, in Posen und Pommern, sowie in den benachbarten polnischen und russischen Provinzen. Es sind namentlich die Hosen, die durchgängig einen Teil auch der weiblichen Kleidung ausmachen, und neben den Hosen ist die Aermeljack das gemeinsame Hauptgewand, so dass der ganze Körper vom Halse bis zu den Füssen bedeckt wird. Tacitus kennt die Hosen bei den Germanen nicht und es mag sein, dass er mehr die südlichen, als die nördlichen Stämme im Sinne hatte; auf seine Worte passt die Figur eines gefangenen Germanen, die uns ein römisches Triumphalrelief im vatikanischen Museum überliefert hat (1. 1).

Stellt man sämtliche mit den Moorleichen gefundene Kleider zusammen, so ergiebt sich, dass der Anzug im nördlichen Germanien aus Hosen, einem Kittel ohne Aermel, einem Mantel von länglichviereckiger Form, aus Kapuze und kurzem Pelzmantel sowie aus Ledergurt, Fussbinden und Lederschuhen bestand. Es ist selbstverständlich, dass nicht die Garderobe eines Jeden gleichmässig mit diesen Stücken versehen war, und dass nicht blos das persönliche Vermögen, sondern auch die Jahreszeit einen Unterschied machte. In dem Augenblicke, da er in dem Moore sein Ende fand, trug der Eine dies, der Andere jenes auf dem Leibe. Auch lassen die metallenen Beigaben auf eine spätere Epoche schliessen, als die des Tacitus, die aus dem thorsberger Moore etwa auf 300 nach Christus und die Bronzefibel der korselitzer Leiche auf dieselbe Zeit. Kleine Silberkapseln, wie sie bei Oberaltendorf gefunden und uns auch von den Urnengräbern bei Darzau ausgeliefert wurden, mögen um hundert Jahre älter sein. Im allgemeinen lässt der übereinstimmende Charakter in den Kleiderresten sowol, nicht nur was Schnitt, sondern auch was Stoff und Gewebe angeht, sowie in den sonstigen Beigaben auf die Zeit von 200 bis 400 n. Chr. schliessen. Das waren Jahrhunderte voll öder Dämmerung, Jahrhunderte, aus deren Leben uns nichts übrig geblieben ist, als die Kenntnis eines Bevölkerungswechsels, Jahrhunderte, in denen die Orte und die Menschen erst anfingen, Namen zu gewinnen, um sich langsam in die Geschichte hineinzuwachsen. Die ganze Tracht steht den Abbildungen von fremden Völkern auf den Siegessäulen der spätrömischen Kaiser weit näher, als den Berichten des Tacitus. Die germanischen Schleuderer auf der Säule des Marc Aurel (1. 4) tragen Mantel, Hosen und Schuhe, sind aber sonst bis zum Gürtel nackt. Andere Germanen, die als Gefangene von römischen Soldaten eskortiert werden (1. 2. 3), tragen einen Kittel mit kurzen Aermeln und zwar gegürtet über einem Unterkittel mit langen bis zur Handwurzel reichenden Aermeln. Auch germanische Frauen finden sich auf jener Säule verbildlicht (1. 5—7), ihr Anzug besteht aus zwei Stücken, einem angezogenen Kleide und einem darüber gelegten

Mantel. Der Rock hat keine Aermel und lässt die Arme bis auf die Achselhöhe nackt, zuweilen auch den nächsten Teil der Brust; der Mantel, ungleich dem der Männer, ist nicht auf der rechten Schulter zusammengeheftet, sondern vom Rücken her gleichmässig über beide Schultern gelegt und vor dem Halse mit einer Agraffe befestigt.

Soviel Uebereinstimmung es nun auch zwischen diesen Bildwerken und jenen Moorfunden giebt, so steht doch etwas Fremdes zwischen ihnen. Die Kleider, wie die Römer sie uns vorführen, tragen nicht den Charakter der nordischen Wälder; es sind Kleider der Kultur in römischem Sinne. Man könnte sich dieses Aussehen aus der den römischen Künstlern geläufigen Darstellungsweise erklären, denen auch das Fremde unter der Hand römisch wurde, namentlich wenn sie nach Skizzen arbeiteten und niemals ein fremdes Gewand zu Gesicht bekommen

Fig. 2.

1 2 3 4 5 6 7

Altslavische Kostümstücke. 1, 2 nach P. Bartoli: columna Trajana; 3, 5, 7 nach Dubois de Montpéreux: Voyage en Caucase; 4 nach einem in Elfenbein geschnizten römischen Consulardiptychon im Domschaze zu Halberstadt.

hatten. Indess dürfte die Ursache dieser Fremdheit auch dann noch wo anders zu suchen sein. Die Germanen finden sich in den römischen Bildwerken stets mit blossem Kopfe dargestellt, wenigstens soweit es die Männer angeht; und doch gehört die Müze, halbkugelig oder abgestumpft kegelig, hoch oder niedrig, zu den gar nicht so seltenen heimischen Funden; selbst die Kapuze kommt darunter vor. Aber die auf der Trajanssäule verbildlichten Slaven sind mit solchen Müzen bedeckt (2. 1) und die in dem Buche von Dubois de Montpereux: „Voyage en Caucase“ dargestellten Slaven aus älterer Zeit haben eine Kapuze über dem Kopfe (2. 3. 5. 7). Auch die Alanen, die ursprünglich zwischen Don und Wolga mit ihren Heerden herumwanderten, trugen Kapuzen; so finden wir sie dargestellt auf einem in Elfenbein geschnizten römischen Consulardiptychon (Schreibtafeldeckel) vom Ende des 4. oder Anfange des 5. Jahrhunderts (2. 4). Und wie mit den

Kopfbedeckungen, so verhält es sich auch mit den Fuss- und Schenkelbinden; so häufig solche bis jezt in den Mooren aufgefunden wurden, die Germanen, wie die Römer sie uns darstellen, tragen diese Binden nicht; auch Tacitus spricht nicht von ihnen. Aber von den alten Slaven wird uns berichtet, dass sie die Füsse und meist auch die Unterschenkel mit Zeugstreifen umwickelten und dann den Fuss noch eigens durch eine Schnürsohle schüzten. Diese Sohle war entweder roh aus Rinds- oder Schweinshaut zugeschnitten oder aus Lindenbast geflochten und mit Stricken und Riemen versehen, die über die Beinbinden geschnürt wurden. Ferner: die dem damendorfer Seemoore enthobene Leiche zeigt einen Teil ihres sonst langen und fadenrechten Haares nach vorn gestrichen und verkürzt. Dieser Haarschnitt war uralter slavischer Brauch und hing vermutlich mit dem nach religiösen Vorschriften üblichen Haaropfer zusammen. Den Bart überliessen die Slaven seinem freien Wachstum. Von den Beinbinden und den langen Schuhriemen, wie sie einen Teil der Moorfunde ausmachen, lassen die römischen Darstellungen weder bei Germanen noch bei Slaven etwas bemerken; aber wir wissen aus den Ueberlieferungen späterer Jahrhunderte, dass die Beinbinden von der Kirche als „heidnisch" verboten waren (Taf. 2. 3). Kurz gesagt, die Moorfunde riechen nach Slaventum. Unsere Altertumsforscher haben in ihrer frischen Jagdlust auf altes Germanentum diese kostümlichen Vergleiche bis jezt übersehen; aber man wird sie genauer ins Auge fassen müssen, denn sie sagen uns mehr, als selbst die Schädel der Moorleichen; es giebt nämlich kein sicheres Kennzeichen, was ein slavischer und was ein germanischer Schädel sei.

Fig. 3 und Taf. 1. Vielleicht wird man sich noch dazu verstehen, eine vorgeschichtliche Rassenmischung der europäischen und asiatischen Völker anzuerkennen, und überhaupt kein Volk für älter halten, als das andere. Dann wird man auch, was die Germanen angeht, zugeben müssen, dass bei ihnen sich Name und Wesen weniger decken, als bis jezt bemerkt wurde. Es kann sich indess nur darum handeln, wer zuerst an einem strittigen Plaze gewesen ist, und das scheinen fast im Umfange von ganz Europa die Finnen gewesen zu sein. Der Römer Tacitus gedenkt der Finnen als eines Urvolkes, das in seiner fast Ekel erregenden Armut weder Waffen besessen, noch Pferde, noch irgend einen festen Herd, und zur Nahrung Kräuter, zur Kleidung Tierfelle, zum Lager die Erde benuzt habe; ihr einziger Verlass seien Pfeile mit Spizen aus Knochensplittern gewesen.

Nachdem die grosse Völkerwanderung zur Ruhe gekommen und die römische Welt durch die germanische abgelöst worden war, sassen im Norden von Deutschland die Sachsen, vom Harz bis zur Unstrutt die Thüringer; doch waren auch Slaven im Lande und drängten sogar

noch zu einer Zeit nach, als von den Sachsen ganze Schwärme nach England hinüberzogen. So kam es, dass im Mittelalter fast das ganze Land bis zur Elbe slavisch erschien. Bis in das Herz von Deutschland kamen die Slaven und machten sich die schönsten Landstriche unterthan, doch mehr mit dem Pfluge, als mit dem Schwerte. Vom Fichtelgebirge kamen sie in den Maingau und selbst bis nach Schwaben. In der Verschiedenheit der Dorfanlagen sind Germanen und Slaven heute noch deutlich von einander zu unterscheiden, wie denn der Wohnbau

Fig. 3.

1 2 3 4 5 6 7

Sächsische Volkstrachten im 13. Jahrhundert. 1 Spielmann: Rock auf der einen Seite grau, auf der anderen weiss mit roten Querstreifen, Hosen gelb. 2 Jude: Rock rosenfarbig, Mantel graublau, Hut blau, Hosen weiss, Schuhe schwarz. 3 Jude: Rock grün, Hut an der Spize und im Schirme gelb, in der Mitte weiss, Hosen gelb. 4 Bauer: Rock einerseits gelb, anderseits weiss mit grünen Querstreifen, Hosen grün. 5 wendischer Bauer: Rock weiss, Hosen weiss mit lederfarbigen Riemen, Schuhe grün. 6 Bauernmeister: Hut gelb, Rock lichtbraungelb, Hosen rotbraun mit weissen Riemen. 7 hinterer Bauer: Rock hellgelbbraun; vorderer Bauer: Rock weiss mit graubraunen Streifen, Hosen grün mit weissen Riemen. (U. F. Kopp: Bilder und Schriften der Vorzeit 1813: Sachsenspiegel.)

die sicherste aller Geschichtsquellen ist. Doch sind auch in der Tracht noch volkstümliche Spuren wahrzunehmen.

Bleibende Wirkungen von dem kostümlichen Dasein der Sachsen und Slaven oder Wenden, wie man sie nannte, hat uns das beginnende 13. Jahrhundert zurückgelassen, und zwar in dem „Sachsenspiegel.“ Es ist dies eine Sammlung von alten Gewohnheitsrechten, die ein damaliger Jurist, Eyke von Repkow, als Privatarbeit niedergeschrieben und mit Bildern versehen hatte. Worte wie Bilder sind in ihrer Schlichtheit herrlich redende Ueberbleibsel eines schon so lange verstummten

Daseins; hier kommt nicht blos der Fürst und der König, hier kommt auch der Bauer zu seinem Rechte. Die Zeichnungen sind noch rohe, schattenlose und nur mit Farben ausgefüllte Umrisse; man hatte damals noch kein Auge für das lebendige Spiel von Form und Farbe und führte beides auf seinen Grundcharakter zurück. Jede Persönlichkeit wurde nicht als solche, sondern durch gewisse Abzeichen kenntlich gemacht; und das ging die ganze Reihe herunter, vom Könige an, den Krone und Scepter dazu machten, bis zum Bauern und Handwerker, für die ihre Werkzeuge sprachen. Doch sind Deutsche und Wenden auch in ihrer Kleidung augenfällig von einander unterschieden.

Um diese Zeit fing das alte Erbe der heimischen Kleidung bereits an, vor den Modetrachten zu weichen; diese aber waren ausserdeutschen Ursprungs; sie bürgerten sich naturgemäss zuerst bei den begüterten Ständen ein, bei den Edelleuten auf ihren Burgen und in den verkehrsreichen Städten. Indess war auch der Bauer nicht mehr frei von ihnen; er trug zwar noch seine beiden Hosenbeine, die er oben an einen auf dem blossen Leibe sizenden Gürtel festschnürte und unten mit den Schuhriemen umwickelte, auch noch den bequemen Aermelrock, der wie ein Hemd über den Kopf herab angezogen und über den Hüften mit einer Schnur unterbunden wurde, wobei er dann eben nur bis an die Kniescheiben ging, und schliesslich auch noch den Hut von Filz oder Stroh auf dem Kopfe (3. 6). Der Strohhut war eine sächsische Eigenheit; schon der Chronist Widukind gedenkt seiner. Doch verschmähte der Bauer auch den Rock nicht, wie ihn die Mode brachte; dieser war länger, als der altväterliche; er liess zwar die Füsse frei (3.4), musste aber doch über den Hüften heraufgezogen werden, wenn er bei der Arbeit nicht hindern sollte (3. 7). Solch ein Rock war nicht mehr einfarbig, wie seither, sondern in die Quere oder Schräge gestreift, ja er war nicht selten auf jeder Seite aus einem andersfarbigen Tuche hergestellt und untenher in lange Lappen ausgeschnitten (3. 1). Schon damals machte sich eine kostümliche Bevormundung von obenher bemerklich und dem Bauern wurden diese Lappen oder „Geren“ geradezu untersagt, wenigstens vorn und hinten am Rocke. Dies Verbot war der erste präludierende Accord einer im Nahen begriffenen Zukunftsmusik, die sich als „Luxusgeseze“ bald an allen Ecken und Enden Deutschlands bis in das 16. Jahrhundert hinein hören liess, auf die aber Niemand hörte.

Nicht selten findet man in mittelalterlichen Büchern die fahrenden Spielleute mit vornehmen Kleidern auf dem Leibe abgebildet (3. 1), trozdem sie doch zum Stande der Vagabunden, der Akrobaten und Bänkelsänger, mit einem Worte, zur Hefe des Volkes gehörten. Dies erklärt sich aus dem Umstande, dass sie gern gesehene Gäste auf den

einsamen Burgen und bei den festlichen Gelagen der reichen Stadtbürger waren, wo man ihnen häufig neben dem klingenden Lohne auch die abgelegten Stücke aus der Garderobe überliess.

Die Kleider sassen damals noch nicht passend auf dem Leibe, sondern waren durchweg von bequemer Weite; das kunstgerechte Zuschneiden und Nähen wurde erst später geübt und durch das am Ausgange des 13. Jahrhunderts lebendig gewordene Ideal von einer schlanken Form veranlasst; erst dieses drängte zur Ausgestaltung einer passend auf dem Körper sizenden Gewandung.

Das Haar trug der Bauer verkürzt, so dass es nur gerade den Nacken erreichte, den Bart aber völlig hinwegrasiert. Diese Bartfeindlichkeit herrschte unter allen Ständen im ganzen Westen von Europa; sie ist eine schwer erklärbare Eigenheit des sonst so robusten Mittelalters. In jener alten Periode, die mit der Einführung des Christentums zum Abschlusse kam, finden sich alle Männer, mit Ausnahme der nur einen Schnurrbart tragenden Franken, im Barte abgebildet. Darin zeigt sich die asiatische Wurzel, aus der die germanische Tracht ihre erste Nahrung gesogen hat, denn der Bart galt im Osten von jeher und gilt heute noch als die vornehmste Zierde, ja als das Symbol des Mannes. Selbst die katholische Kirche, die wie der ganze Westen ebenfalls dem Barte abhold war und ihn bei den Gliedern ihrer Hierarchie verpönte, gestattete ihn doch ihren morgenländischen Bischöfen.

Von dem deutschen Bauer unterschied sich der wendische durch seinen weissen Rock und seine langen um die Beine gewickelten Binden. Diese Binden blieben in jenen Tagen den Leuten der Kirche, auch wenn sie von Wenden stammten, verwehrt; weder Priester noch Ordensritter durften sie tragen, denn sie galten für ein Ueberbleibsel aus heidnischer Zeit. Das wendische Schuhzeug hatte die Form von Knöchelschuhen und erscheint in den alten Bildwerken stets grün gefärbt. Grünes Leder ist nicht vorauszusezen, wol aber, dass der Schuh, wie die slavischen Schuhe überhaupt, aus Lindenbast bestanden habe, der in Streifen gerissen und dann verflochten wurde. Derartige Bastschuhe werden heute noch unten den litauischen Bauern getragen, und es sind dort namentlich die Weiber, die sich in den langen Winterabenden mit dem Flechten von Schuhen beschäftigen (vergl. Fig. 45. 2. 4; Taf. 26. 2).

Ueber die Juden (2. 3) s. Taf. 2.

Taf. 2. Die jüdische Rasse ist die einzige, die von der Dämmerung der Geschichte an bis auf den heutigen Tag ihren äusseren und inneren Charakter bewahrt hat; von keinem Volke, als nur von den Juden, lässt sich sagen, dass es von seiner ersten Stunde an bis zu seiner lezten das gleiche geblieben sei. Ein Gesez, das die Juden zu Bürgern machte, gab es im Mittelalter nicht. Die Juden wurden überall als

heimatlose Eindringlinge angesehen und als Feinde des Christentums gehasst. Man verstattete ihnen kein Geschäft, als nur den Handel, der für unedel galt, und überliess ihnen so, ohne es zu merken, den gewinnreichsten Teil der Industrie. Dadurch wurde es den Juden möglich, zu Gläubigern der Christen zu werden, und dies machte sie mehr verhasst, als ihr Glaube.

Schon im frühen Mittelalter verlangte man von den Juden, dass sie auch äusserlich durch ihren Anzug sich von den Christen unterscheiden sollten. Vermutlich hatten die Juden ihren orientalischen Kaftan damals schon abgelegt, denn sonst wäre solch eine Vorschrift nicht nötig gewesen. Im 12. Jahrhundert wurde den Juden verboten, den Bart zu scheeren; das war ihnen übrigens durch das eigene Gesez untersagt, beweist aber doch, dass sie es versuchten, sich selbst in der Frisur ihren Mitbürgern gleichzustellen. Auch zwang man sie, einen gelben oder orangefarbigen Hut zu tragen, woher es denn kam, dass man unter dem Ausdrucke „gelbe Hüte“ soviel wie „Juden“ verstand. In dem Sachsenspiegel finden sich die Juden mit zweierlei Hüten abgebildet (3. 2. 3). Der eine von den Hüten ist wie ein Zuckerhut gestaltet und unten mit einer schmalen Krempe versehen, dabei in der oberen Hälfte und im Schirme gelb gefärbt, in der unteren Hälfte weiss; der zweite sieht einem umgestülpten Trichter ähnlich und ist blau gefärbt. Es ist nicht zu bezweifeln, dass wir in dieser Figur keinen heimischen, sondern einen zugereisten Juden zu sehen haben. Der Trieb zum Wandern ist der jüdischen Rasse ebenso angeboren, wie zum Handeln. Von dem Hute, wie ihn dieser Jude trägt, ist kein zweites Muster bekannt, und von der blauen Farbe wissen wir nur, dass sie in China den Juden für ihre Hüte vorgeschrieben war. Auch der Reise- und Regenmantel deutet auf einen wandernden Mann. Dergleichen Schuzkleider waren im ganzen westlichen Europa gebräuchlich und kamen mit und ohne Kapuze vor. Sie waren ein sehr altes Stück und schon den Galloromanen bekannt; im mainzer Altertumsmuseum wird ein rheinischer Grabstein aufbewahrt, der dem 4. Jahrhundert angehören mag; auf diesem findet sich eine Figur in solch einem Regenmantel dargestellt. Der Mantel war ein grosses kreisrund geschnittenes Zeugstück mit einem Kopfloche in der Mitte; ohne Kapuze hiess er „Glocke“, mit Kapuze aber „Kappe“. In solcher Kappenform haben wir uns die im Nibelungenliede genannte „Tarnkappe“ vorzustellen, in die Siegfried hineinschlüpfte, um sich unkenntlich zu machen: „Dar in slouf er schiere, Do was er niemen bekant“. Ferner kamen dergleichen Kappen auch mit einem zum Schulterkragen verkürzten Mantel vor; alsdann hiessen sie „Schapperun.“

Eine Kirchenversammlung im 13. Jahrhundert schrieb den Juden

hornförmig gebogene Hüte vor und ausserdem ein als Streifen oder Rad zugeschnittenes Zeugstück von orangegelber Farbe, das, jedem ins Auge fallend, vorn auf der Brust des Rockes oder falls dieser vom Mantel verdeckt wurde, auf diesem selbst angeheftet werden musste. Indes hatte bald jede grössere Stadt ihre eigenen Wünsche inbetreff der Judenzeichen; so viel auch der Kirche widersprochen wurde, im Judenhasse war alles einig mit ihr.

Fig. 4. Die Wandlungen der Mode waren ausserordentlich zahlreich im 15. Jahrhundert; es machte sich damals wie auf geistigen

Fig. 4.

1 2 3 4 5

Niederdeutsche Bauern- und Handwerkertrachten um 1470. 1 nach Stephanus: Boek van dem Schakspele (Lübeck); 2—5 nach einem Holzschnitte in dem niederdeutschen Blockbuche: „Wirkung der Planeten." (Dieses Blatt ist nur einmal vorhanden.)

Gebieten so auch auf dem kostümlichen eine Unruhe bemerklich, die nach etwas suchte, ohne es vorläufig noch finden zu können, nach einer festen Form, die gesund und schön zugleich war. Das war ein ewiges Werden und Vergehen, ein ewiger Wechsel zwischen Kürze mit gespannter Enge, und Weite mit überflüssiger Länge. Nicht selten verfuhr man an dem nämlichen Gewandstücke nach beiden Tendenzen; man machte es in den Aermeln weit und schleppend, solche wie Säcke oder Trichter gestaltend, verengte es aber im Leibe derart, dass es sich glatt und faltenlos wie ein Panzer anschloss und scharf in die Taille schnitt.

Eine Garderobe von solch widersinnigem Zuschnitte konnte der Bauer am wenigsten brauchen; er liess sich noch lange Zeit an seinem einfachen grauen Rocke genügen, der in Leib und Aermeln von bequemer Weite war, nur bis in die halben Oberschenkel reichte und gegürtet wurde (4. 1–4). Dieser Rock war noch nach altem Brauche wie ein Kittel oder Hemd zugeschnitten; er wurde über den Kopf herab angezogen und über die Brust herab zugeknöpft oder zugehakt. Vielfach hatte er einen niedrigen Stehkragen, der vor dem Halse offen blieb (4. 1). Legte der Bauer einen zweiten Rock darüber an, etwa an Feiertagen, so hatte dieser gewöhnlich nur Halbärmel und war auch vorn herab durchaus geöffnet, so dass er, ein Vorläufer unserer heutigen Röcke, vom Rücken her angezogen werden konnte; doch verschloss man ihn ebenso wie den Kittel (4. 5).

Die Hosen bestanden noch wie sonst aus zwei engen Beinlingen, die vor dem Leibe durch einen Laz und hinten durch eine Naht zusammengehalten wurden. Handwerker zogen wol auch noch lange fusslose Ueberstrümpfe darüber an, um sie zu schonen (4. 2). Für die Füsse gab es geschlossene Filz- und Lederschuhe mit hoher spiziger Kappe, doch noch ohne Sohle und Absaz, aber auch ohne die unsinnigen langen Schnäbel vor den Zehen, wie es dem Fusszeuge nach der Mode eigen war.

Sein Haar trug der Bauer gewöhnlich schlicht um den ganzen Kopf herabgestrichen und hinten in der Höhe des unteren Ohrmuschelrandes, vorn aber in der halben Stirnhöhe mit geradem Schnitte verkürzt. Doch verschmähte er es auch nicht, seinen Kopf nach modischer Weise zu behandeln und ihn vom Genicke bis über die Ohren rundum kahl zu scheren, so dass das Haar hinten nicht länger war, als vorn über der Stirn (4. 2). Von dieser seltsamen Haarschur ist uns ausser dem bildlichen auch ein schriftlicher Beleg erhalten geblieben; er findet sich in der „Limburger Chronik“ und lautet: „Da auch fing es an, dass man nicht mehr Haarlocken und Zöpfe trug, sondern gekürztes Haar gleichwie die Conversbrüder über die Ohren abgeschnitten. Da dies die gemeinen Leute sahen, thaten sie es ihnen nach.“ Auch in der Bartschur folgte man der Mode; es gab nur noch glattrasierte Bauerngesichter.

Unter der Menge von Kopfbedeckungen blieb ein niedriger cylindrischer Filzhut mit mässiger aufwärts gebogener Krempe unter den Bauern bevorzugt. Daneben behielten diese auch noch den Strohhut mit niedrigem Kopfe und breitem, schräg nach unten gerichtetem Schirme, der schon im 13. Jahrhundert unter den Sachsen beliebt (3. 6), aber sicherlich weit älter war. Gleichfalls um die genannte Zeit schon bekannt und selbst von vornehmen und ritterbürtigen Leuten aus

Seidenstoff oder Nezwerk getragen, war eine Art von runder Haube, die den Ober- und Hinterkopf glattanliegend umfasste und mit breiten Wangenbändern unterm Kinn geschlossen wurde (4. 4). Weniger unter den Bauern üblich, als unter den städtischen Handwerkern war seit der Mitte des 15. Jahrhunderts ein flacher Hut mit einem Wulst als Krempe untenher und am Kopf in mannigfacher Weise mit einer breiten Binde garniert (4. 5); diese Binde wurde, weil sie durchgängig von Seide (Zendal oder Sendel) war, „Sendelbinde" genannt. Der Gebrauch dieser Binde verlor sich erst im 16. Jahrhundert, als man anfing, das flache Barett allen übrigen Kopfbedeckungen vorzuziehen. Nicht selten waren es gerade die vagierenden Leute, die mit dieser verhältnismässig teueren Kopfbedeckung und auch sonst in Gewändern von besserem Zuschnitte daher kamen, ein Beweis, dass sie aus einer wohlhabenden Garderobe damit versorgt wurden.

Mecklenburg

Fig. 5 u. 6. An der ganzen Nordküste von Deutschland bis nach Danzig hinauf war es die niederländische Tracht, in welcher damals Vornehm und Gering einherwandelte. Man hat stets die Bemerkung gemacht, dass Menschen, die unter gleichen Bedingungen ihr Leben verbringen, auch dann, wenn sie politisch von einander getrennt sind, einen gewissen Kollektivgeschmack haben, eine gewisse einmütige Vorliebe für irgend etwas und namentlich für die Kleidung. So waren es auch an den nördlichen Küsten die gleichen Lebensbedingungen, die bei Niederländern wie Deutschen das kostümliche Verhalten bestimmten. Die Niederländer hatten zu Anfang des 16. Jahrhunderts sich mehr dem Kleiderschnitte zugewendet, der von der französischen Küste heraufkam, in der Folge aber unter der Gewaltherrschaft Albas den spanischen Zuschnitt als Grundlage für ihre Gewandung angenommen. Dieser Tracht fügten sie noch verschiedene Stücke hinzu, die entweder im Lande selbst ihren Ursprung hatten, oder aus den überseeischen Kolonien kamen. Aus dieser Mischung entwickelte sich eine echt niederländische Volkstracht, die man auf den ersten Blick als solche erkannte, und die man sonst nirgends fand, als nur in den Niederlanden und an den benachbarten deutschen Küsten. Die Deutschen waren, wie auf anderen Gebieten, so auch auf dem kostümlichen, in der ersten Zeit des 16. Jahrhunderts ihre eigenen Wege gewandelt, hatten sich später aber gleichfalls dem spanischen Zuschnitte gefügt, und so vollzog sich gegen den Schluss dieser Epoche der Ausgleich an den Nordküsten von beiden Seiten her, indem die Niederländer sich nun ebenso dem deutschen Schnitte näherten, wie früher dem französischen.

Fig. 5.

Beim Betrachten der damaligen norddeutschen Küstentracht kann diese Mischung aus deutschen, spanischen und holländischen Elementen auch dem oberflächlichsten Blicke nicht entgehen, wenigstens nicht soweit es die bürgerliche Kleidung betrifft; so wie hier trug man sich in ganz Holland. Ja, es war nicht blos die Kleidung, die den holländischen Charakter zeigte, selbst die Wohnungen hatten ihn und haben ihn heute noch, jene Backsteinbauten, die doch so sehr den Eindruck des Einheimischen machen; sogar die Schriften und Malereien daran sind aus den Niederlanden heraufgekommen. Wenn man in Ditmarschen oder sonstwo in Norddeutschland ein Volksmuseum durchwandert, so wird man durch die Sicherheit in Erstaunen gesezt, mit der das Volk sich die Stilmuster der verschiedenen Zeitalter zu eigen machte, sie in seinem persönlichen Sinne handhabte und umwandelte; nur kleinere Zuthaten sind sein wirkliches Eigentum. Genau so verfuhr es auch mit dem, was es auf dem Leibe trug.

Die Beinbekleidung war das Gleichmässigste darin: an den Unterschenkeln glatt anliegende Strümpfe, an den Oberschenkeln weite Pumphosen, die über oder unter den Knieen zusammengeschnürt wurden. Auch die gefältelte Radkröse am Halse war ein durchgängiges Stück. Aber in den Röcken, Wämsern und Mänteln machte sich ein reicher Wechsel bemerkbar. Da ging der Eine noch in der altväterlichen Schaube einher (5. 6), wie sie Luther schon gesehen hatte, in der Schaube mit hängenden Aermeln und gebauschten Achselstücken, darunter eine Art von Jacke mit engen Aermeln, lose und gerade abfallend, vorn herab durchaus verknöpft. Die Schaube führte damals den Namen „Ehrrock", denn sie war zum Amtskleide von Bürgermeistern und Ratsherren vorgerückt. Diesem Bürger entgegen trat ein anderer im kurzen spanischen Mantel mit breitem aufgestellten Kragen, der in Aufschläge an den vorderen Rändern überging (5. 8), der Mantel ärméllos oder mit Sackärmeln besezt, darunter das ebenfalls spanische Wams, glatt wie ein Panzer, unterwärts zu einem spizigen „Gänsebauche" ausgestopft, und unter der scharfen Einschnürung in der Taille mit einem kaum handbreiten Schösschen vorspringend. Wie der erste Bürger die Zeit Karls V, so repräsentirte der zweite die seines Sohnes, des Königs Philipp. Die Pfade beider kreuzte ein dritter Bürger in langem bis auf die Ferse herabsteigenden und mit einem stehenden Kragen besezten Mantel von schwarzem Tuche (6. 3); dergleichen Mäntel wurden auf der Reise angelegt, an vielen Orten auch bei Begräbnissen.

Trachten aus Rostock und Umgegend um 1600. 1 Bauer; 2, 3 Bäuerinnen; 4 Dienstmagd; 5 verheiratete Frau; 6 Ratsherr; 7 Jungfrau; 8 Bürger. (Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt 1572—1618. Vierter Band. Auch unter dem Titel: Urbium praecipuarum Votius mundi.)

Das alte Barett war nicht mehr zu sehen. Die letzten Exemplare davon hatten sich in den achtziger Jahren verloren; seine Stelle nahm jezt der Hut ein; es war dies entweder der spanische Hut, ziemlich hoch, oben abgerundet und etwas enger, als unten (6. 3. 4), mit sehr schmaler Krempe, die auf- oder abwärts gestellt werden konnte; oder es war der niederländische Hut (5. 6. 8), in der schräg abstehenden Krempe etwas breiter, im Kopfe niedriger, gleichmässig weit und hier mit Stoff faltig überzogen, der, untenher zusammengefasst, den Kopf oben etwas breiter erscheinen liess, als er wirklich war.

Eine ähnliche Mischung wiederholte sich in der Frauenkleidung. Wie die männliche Tracht die ganze Figur bis unter das Kinn verhüllte und hier mit einer Radkröse abschloss, so auch die weibliche. Eine Frau wie die andere trug ein wohlanliegendes Leibchen mit runder Taille, das nach spanischer Weise den Hals mit einem Stehkragen umfasste; jede „Dekolletierung" war auf das Sorgfältigste vermieden. In den Röcken aber trugen sie sich verschieden; doch sahen sich die Röcke alle darin gleich, dass sie rundum bis auf den Boden herab stiegen und die Fussspizen nicht blicke liessen. So trug die eine Frau ihren Rock schlicht und mit breiten Falten an das Leibchen geheftet, darüber eine schmale Schürze, die andere ausserdem einen etwa handbreit kürzeren Ueberrock, der vorn so weit auseinanderklaffte, als die Schürze Raum verlangte (5. 7), dabei ringsum in schmale gleichmässige Falten gelegt war; dies war deutsche Zugabe. Eine dritte Frau hatte einen langen schaubenförmigen, durchaus taillen- und faltenlosen Ueberrock angelegt (5. 5), der mit langen engen Aermeln versehen war und vorn vom Halse an, wo er zusammengehakt wurde, bis untenhin sich gleichmässig öffnete. Die Kleidung hatte etwas würdig Matronenhaftes; es fehlte ihr der freie Faltenfluss, wie man denn auch damals darauf ausging, sie etwas zu versteifen und mit Filz zu unterlegen, den man seinerseits über Drahtreifen ausspannte.

Die Stücke, die den Anzug vollendeten, der Mantel und das Häubchen, waren durchaus niederländisch. Der Mantel vor allem war es, der den norddeutschen Frauen ihr eigenartiges Aussehen verlieh; so wie diese ihn trugen, kam der Mantel aus Holland, denn weiter an der Küste herunter, nach Flandern hin, war ein ganz anderer Mantel in Gebrauch. Der holländische Mantel war ein weiter, in gleichmässige enge Längsfalten gepresster Umhang von schwarzem oder dunkelgrauem Stoffe (5. 2. 5. 7). Er bestand aus mehreren Stücken, von denen jedes die Form eines abgestumpften gleichschenkeligen Dreiecks hatte, und war an dem Nackenteile seines vorderen Randes mit einem stark ausgesteiften Kragen besezt, der sehr hoch, aber von verschiedener Breite war. Bei gutem Wetter liess man den Kragen frei hinter dem

Genicke in die Höhe starren; bei regnerischem aber benuzte man ihn als Schuzdach, indem man ihn, den Mantel mit in die Höhe nehmend, über den Scheitel nach vorn zog, so dass er weit über das Gesicht hervorragte (5. 2. 6. 2). Noch gab es einen kürzeren Mantel von schwerem Stoffe, der seinem natürlichen Faltenflusse überlassen blieb und an den Brustkanten mit Pelz ausgeschlagen war, derart, dass die Aufschläge sich nach oben hin zu einem breiten halbstehenden Kragen vereinigten (5. 4). Dieser Mantel war sehr alt; aber aus der feineren Garderobe ganz verbannt, fristete er sein Dasein nur noch in den Trachten der unteren Klassen weiter fort.

Alles Haar wurde um den Kopf hochgestrichen und mit einem runden schlichten Häubchen, das höchstens vor der Stirn eine kleine Schneppe machte, so völlig verdeckt, dass selbst der Flaum an den Schläfen nicht mehr sichtbar blieb; so trug man Frisur und Häubchen in der rostocker Gegend (5. 2. 5). Nach Wismar hin (6. 1) wurde das Haar über den Schläfen etwas aufgepufft und mit einem Häubchen besezt, das etwa nach dem Muster der sogenannten „Stuarthaube“ sich über den Schläfen ein wenig aufblähte, über der Stirne aber herabsenkte und zugleich den Haarknoten am Hinterkopfe markierte. Manche Frau liess sich an einem schlichten Stoffdiadem in Mondsichelform genügen und sezte es derart über den Vorderkopf, dass das Gesicht von der vorderen Haarpartie eingerahmt blieb (5. 7; vgl. 36. 1; 38. 1. 5. 6. 8. 9).

Die unteren Volksschichten, die Bauern, Matrosen und Fischer, wurden von dieser Mode nur wenig berührt; die Arbeiter auf der Scholle waren keine Schazgräber und die Arbeiter auf dem Meere keine Glücksjäger. Wenigstens der männliche Teil ging damals fast noch ganz so einher, wie vor hundert Jahren. Der Bauer (5. 1) trug noch seine langen weiten Hosen, wie sonst, und seinen im ganzen geschnittenen taillenlosen Kittel mit langen engen Aermeln; darüber zog er nach Bedarf einen zweiten Rock, der etwas länger war, auch weitere Aermel hatte und einen angesezten Schoss. Dieser Rock war ein Ableger des sogenannten „wollenen Hemdes“, das nicht, wie sein Name vermuten lässt, ein Hemd war, sondern ein völliger Rock, der eben nur dem Umstande, dass er anfangs mit dem Schosse in die Hosen untergesteckt wurde, den Namen „Hemd“ verdankte. Im Leibe konnte er übereinandergeschlagen werden; namentlich war nach untenhin die auf die Seiten fallende Verbreiterung seiner Brustblätter so gross, dass diese über die Vorderkanten des Schosses hinausreichten; so konnte das überschlagene Stück über dem unterschlagenen auf der Seite festgeheftet werden, während der Schoss selbst eine Lücke zwischen seinen Vorderkanten liess. Der Schoss war häufig mit überwendlicher Naht angesezt; in seiner vorderen Lücke fanden Tasche und Messer ihren Plaz, die an

dem Hosengurte unter dem Kittel angeschnürt und die steten Begleiter des Bauern ausser dem Hause waren (vgl. 17. 3).

Auf dem Kopfe sass glattanliegend eine Ohrkappe und darüber ein Hut von rauhem Felle; dieser war ziemlich hoch und von abgestumpft kegeliger Form; eine Krempe hatte er nicht; er wurde einfach an seinem unteren Rande umgestülpt, bald ringsum, bald nur hinten oder vorn. Vielfach war er hier an den Seiten und hinten mit kleinen Einschnitten versehen, die sich öffneten und auseinanderblähten, sobald

Fig. 6.

1 2 3 4

Trachten aus Wismar um 1600. (Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt. 1572 bis 1617.)

der Stoff nach oben und innen geschlagen und hier angeheftet wurde; der vordere Teil des Randes stellte sich dann wie ein Schild über das Gesicht hervor. Die Schuhe bestanden aus einer derben Sohle mit Vorderkappe und liessen die Ferse unbedeckt.

Der weibliche Teil des Bauerntums folgte insofern der Mode, als er jezt seinen Rock in Rock und Leibchen zerlegte, was vor hundert Jahren noch nicht geschehen war (5. 3). Aus dem Oberteile machte er ein mehr oder minder tief ausgeschnittenes Mieder ohne Aermel und

verschnürte solches vorn über einem untergesteckten Laze. Für den Laz benuzte er gern einen grellfarbigen Ueberzug. Den Ausschnitt verdeckte er mit einem Kragen von dunkelem Stoffe, der den Hals passend umschloss, hinten aber und vorn, wo er offen war, mehr oder minder tief über das Mieder herabstieg, seitwärts jedoch nur bis an die Achseln reichte; hier hakte er ihn unter den Achseln her zusammen und dann auch über die Brust herab (Fig. 14.2). Nach Bedarf zog er eine kurze Aermeljacke darüber an, die er vor dem Halse schloss, sonst aber auseinanderklaffen liess Diese Jacke hatte einen umgelegten Kragen und über diesen breitete sich die weisse Radkröse aus, auf der das Kinn ruhte. Der schmalen bürgerlichen Schürze zog die Bäuerin die Doppelschürze vor, die um den ganzen Körper herumging, und verkürzte deren Länge dadurch, dass sie Schürze und Rock zugleich unter einer dicht unterhalb der Taille umgebundenen Schnur heraufzog. An diese Schnur befestigte sie dann noch seitwärts an langen Riemen ein Täschchen samt Schlüsseln; auch steckte sie ihre Fausthandschuhe darunter fest. Den Fuss beschüzte sie mit einem schweren, starkbesohlten und ringsum geschlossenen Knöchelschuh. Das Haar verbarg sie unter der üblichen Leinwandhaube und sezte beim Gange ins Feld noch eine Fellmüze so darüber, dass nur ein Linnenstreif um Stirn und Wangen her sichtbar blieb.

Fig 7. Man kann sagen, dass die Volkstrachten ebensogut, wie ein grosser Teil der Volkslieder und Volksgebräuche nichts anders, als Reste von ehemals aristokratischem Besize sind. Dies wird auch durch die vorliegenden Abbildungen bestätigt. Die beiden lezten Kostüme waren nahezu ganz französisches Produkt und über Flandern herauf nach Friesland gekommen; sie hatten die spanische Versteifung durchgemacht und doch einen freien Faltenfluss behalten. Immer wieder muss man an den Franzosen die Leichtigkeit bewundern, kostümliche Probleme mit Geschmack zu überwinden. Indess kommt bei jedem Kostüme auch viel darauf an, wie es ausgefüllt wird. Die lange Schleppe, mit welcher der Rock in das 16. Jahrhundert eingetreten war, kam jezt ganz in Wegfall oder wurde mit zierlichem Pelzmuster ausgeschlagen, in die Höhe genommen und dicht unterm Kreuze festgesteckt (4). Dadurch kam auch der untere Rock zu Ehren und wurde, soweit er gesehen werden konnte, aus besserem Stoffe hergestellt. Der Oberrock sass mit umgewendeter Naht am Leibchen und dieses, bis zur Faltenlosigkeit ausgesteift, umschloss den Oberkörper wie ein Panzer und öffnete sich vor der Brust spizig nach unten oder mit viereckigem Ausschnitte auf der oberen Brust, die Deckung der Blösse einem feinstoffigen Hemdchen überlassend. Das Leibchen wurde jezt vornherab und nicht mehr, wie früher, im Rücken oder an der Seite zugehaftelt.

Fig. 7.

1 2 3. 4

Mecklenburgische (1. 2) und friesisische Trachten (3. 4) um 1600. 1 (bei Regenwetter) Mantel (Huike) samt Schirm weiss, Rock weiss mit violettem Blumenmuster und weisser Pelzgarnitur, Schuhe schwarz. 2 (bei Sonnenschein) Mantel samt Schirm und Kopftuch weiss, Rock rosa, Schuhe grau. 3 Frau von Stand: Rock samt Aermelleibchen violett, Brustaufschläge des Leibchens karminrot, Brustbedeckung weiss, Schürze schwarz mit grauledерbraunem Ornamente, Haube grauledерbraun, Schuhe schwarz. 4 Friesin von Adel: Oberrock karminrot mit lichtgelbbraunen Pelzaufschlägen an den Aermeln und unten in der hinteren Hälfte, sowie mit weissem rotbraun ornamentiertem Bortenbesaze am Leibchen; unterer Rock rot mit gelbem Blumenmuster und weisser Saumborte, die rotbraun ornamentiert, Kopfpuz schwarz, Schuhe schwarz, Sohle mit Spannriemen grau. (Anonymes Trachtenwerk mit kolorierten Umrissradierungen auf der breslauer Universitätsbibliothek.)

Brustaufschläge von abstechender Farbe erhöhten das gefällige Aussehen des Leibchens am Oberkleide und sezten sich um den Nacken herum in einen Kragen fort. Die Aermel am Unterkleide blieben lang und passend, die Oberärmel aber wurden wie Trichter nach der Hand hin geöffnet oder als Sackärmel gestaltet; die Trichterärmel mussten dem Beispiele der Schleppe folgen und zurückgeschlagen ihr pelz- oder andersfarbiges Futter zeigen; auch wurden sie vornher mit Pelzstreifen gerändert.

Die zahlreichen Kopfpüze von früher waren einfachen Tüchern gewichen, die auf verschiedene Weise über den Kopf gelegt und mit Nadeln festgesteckt wurden. Doch kam unter das Tuch zunächst auf das Haar eine häufig über der Stirn dreieckig ausgesteifte Kappe zu sizen. In dieser Form war der Kopfpuz aus England herübergekommen. Die Friesinnen liessen sich häufig an der Kappe allein genügen; und wie sie sonst das Tuch unter dem Kinn herumzunehmen und seitwärts zu befestigen pflegten, so machten sie es auch mit den herabfallenden Kappenzipfeln.

Diese Tracht wanderte über die mecklenburgischen Grenzen herauf und zwar in Gesellschaft des holländischen Mantels, von dem wir schon geredet haben (S. 16). Es ist auffallend, dass in der sehr wertvollen Sammlung von kolorierten Kostümbildern auf der breslauer Universitätsbibliothek der mecklenburgische Mantel durchaus weiss dargestellt ist, während der Mantel anderwärts nur schwarz oder dunkelgrau beliebt wurde. Die Echtheit des Kolorits ist solch einem Hauptwerke gegenüber schwer zu bezweifeln; man muss vielmehr annehmen, dass hier der slavische Geschmack zum Durchbruche kam, der von altersher den weissen Gewändern so entschieden zugethan war.

Taf. 3. Die Insel Pöl, im Wendischen „Pole“ d. i. „Ebene“ genannt, liegt eine Meile nördlich von Wismar, gerade vor dem Meerbusen dieser Stadt, und ist das einzige Inselland Mecklenburgs von Bedeutung. Die Bewohner, zu Wasser und Land zu Hause, sind von deutscher Abkunft. Die Zeitmode fand den Weg auf diese Insel; was wir auf unserem Bilde sehen, ist die insulare Volkstracht, wie sie etwa am Anfange des 19. Jahrhunderts üblich war; doch ist es nur die weibliche Tracht, an welcher die Mode so augenfällig zum Vorscheine kommt.

Die Kleidung des Mannes war selbst dann, wenn der Mann ein Bauer war, die seemännische; als solche wurde sie namentlich durch die weiten schurzähnlichen Drillichhosen, die bis unter das Knie reichten, gekennzeichnet. Unter diesen Hosen wurde noch ein anderes Paar getragen, das etwas enger war. Die Hosen umfassten mit ihrem breiten verknöpften Bunde den unteren Teil einer übereinandergeschlagenen und mit zwei Knopfreihen besezten wollenen Jacke, die gut am Körper lag. Ein paar wollene Strümpfe samt schwarzen niedrigen Lederschuhen mit Absaz und grosser Schnalle gaben dem Anzuge nach untenhin seinen Abschluss, nach obenhin aber ein lose um den Hals geknüpftes Tuch sowie ein niedriger Hut mit cylindrischem Kopfe und breitem, etwas aufgewulsteten Rande.

Ein Charakteristikum an dem Frauenkleide war der runde Ausschnitt des Leibchens, der so gross war, dass die obere Hälfte des

Busens dem Auge freigegeben wurde. Es waren nicht ausschliesslich Frauen von zweideutigem Rufe, die sich also trugen; dies geschah von allen Frauen, die mit der Mode gingen, ob sie jung oder alt, schön oder hässlich waren, ein Beweis von der Gewalt der Mode, die den Anstandsbegriff steigen und fallen lässt, wie die Witterung das Quecksilber im Barometer. Indess verstand man sich doch dazu, den Ausschnitt durch ein Tüchlein etwas zu verkleinern, das man vom Nacken her umnahm und mit den Zipfeln vorn untersteckte. Dieses Leibchen gab die Grundlage ab für das Mieder in der mecklenburgischen Volkstracht, wie es bei Ratzeburg und Demern üblich wurde (8. 1; 9. 1). Die Taille zeigte damals die Tendenz, dem Ausschnitte entgegen in die Höhe zu steigen und demgemäss verkürzte sich das Mieder. Das Busentuch mit seinem blumigen Grunde wurde durch die Goldflinser, mit denen man es überdeckte, zu einem faltenlosen Laze, der indess noch deutlich die Neigung, Brust und Rücken im Dreiecke offen zu lassen, beibehielt, indem er, wenn auch verkleinert, diesen Ausschnitt wiederholte. Auch das Hütchen war ein Stück der grossen Mode; damals schon wie heute noch gab es das Haar vorn, wo es gescheitelt war, und im Nacken, wo es chignonartig vom Wirbel herabhing, dem Auge frei.

Fig. 8. u. 9. Wir hatten schon Gelegenheit zu bemerken, wie gerade an den Küstenstrichen zuerst die Tracht der niederen Klassen sich von der allgemeinen Mode absonderte und eigenartig weiterentwickelte (Fig. 5. 1. 3). Und so waren es auch im 19. Jahrhundert, als die ländlichen Trachten von der sogenannten „bunten Tracht", d. h. der nach französischem Schnitte sich wandelnden neuen Kleidung, immer mehr das Feld räumten, noch die stillen Bauerndörfer in der Nähe der alten Seestädte sowie der alten Bischofssize und Klöster, in denen die vererbten Volkstrachten in unberührter Frische weiterlebten.

In unseren Tagen sind es besonders die Bewohner in den Gegenden von Ratzeburg und Demern, die am entschiedensten die alten Eigenheiten in ihrer Tracht bewahrt haben (8. 1. 2). In den vierziger Jahren, und man weiss nicht wie lange schon vorher, unterschieden sie sich in „Braune" und „Bunte". Die Bunten waren die modernen, denn sie richteten sich im allgemeinen nach den Trachten, die sie in den benachbarten Städten bei den niederen Klassen bemerkten. Bei diesen Leuten ward nie eine Spur von Leibeigenschaft gefunden; so kam es, dass bis in unsere Zeit herauf der Bauer, wann er Hochzeit machte, als Zeichen seiner Freiheit einen Degen an der Seite trug. In unseren Figuren ist die gewöhnliche Kleidung dargestellt; in ihren Hauptstücken überall dieselbe, wechselte sie jedoch von Kirchspiel zu Kirchspiel in Kleinigkeiten. Im allgemeinen hatte sich die weibliche Volkstracht besser erhalten, als die männliche.

Die Frauenröcke (8. 1) waren von dickem, fast zottigem Wollstoffe und von schwarzer Farbe; sie stiegen etwa bis an die Knöchel hinab und waren am unteren Saume mit einer farbigen gemusterten Borte oder einer steifen Borte von Goldstoff und bunter Zeichnung besezt. Die nämliche Borte fand sich auch auf dem Mieder von schwarzem oder andersfarbigem Stoffe, dessen tiefen Ausschnitt sie auf Brust und Rücken umsäumte. Den Ausschnitt füllte ein Busentuch mit farbigem Blumenmuster; man beliebte solches vielfach mit Goldflittern in regelrechten Streifen derart bedeckt, dass der blumige Untergrund fast ganz darunter verschwand und das Tuch so steif war, dass es keine Falte machen konnte. Oberhalb des Tuches trat eine kleine Fräse hervor; diese folgte in ihrem Laufe um den Körper dem Brustausschnitte des Mieders, liess also auch für ihren Teil noch ein Stückchen von Brust und Nacken unbedeckt; man umschloss deshalb über ihr den Hals noch mit einem schmalen Tüchlein (9. 1). Die Hemdärmel, lang und weit, endigten unten mit einem Besaze von weissen Kanten; in dem einen Dorfe trug man die Aermel offen, in dem anderen vor dem Handgelenke derart unterbunden, dass die Kante eine offene Manschette bildete. Beim Ausgehen legte man statt des Mieders ein Kamisol von schwarzem Wollstoffe an, das sich vom Mieder selbst nur durch seine langen schlichten Aermel unterschied. Die Schürze war gewöhnlich so lang, wie der Rock, für die Festtage von schwarzer Seide und nicht selten mit eingewebten Atlasstreifen verziert oder am Saume farbig eingefasst. Die Art, sie zu befestigen, war verschieden; an dem einen Orte geschah dies mit zwei breiten farbigen Bandstreifen, die, vorn verknotet, mit ihren langen Endstücken über die Schürze fielen, an dem anderen mit zwei seidenen Quastenschnüren an der linken Seite, oder mit buntverzierten Knöpfen im Rücken. Zur Festtagstracht gehörten noch weisse Strümpfe und niedrige Lederschuhe mit derbem Absaze und silberner Schnalle. Der Häubchen gab es verschiedene und man trug sie wol selbst zweifach übereinander; so sezten die Frauen bei Demern (8. 1) zunächst auf den Kopf ein knappes Müzchen von reicher Weissstickerei, das im vorderen Teile den Scheitel im Bogen umschloss, so dass das Haar völlig bedeckt wurde und nur im Nacken sichtbar blieb. Darüber sezten sie eine hochfarbige, rote oder grüne Damasthaube oder vielmehr ein in den Rücken fallendes und nur oben wie eine Haube gestaltetes Zeugstück mit farbigen Schläfenbändern, die unter dem Kinne verschleift wurden. In der ratzeburger Gegend bestand das Häubchen aus einem Goldstoffdeckel mit weissem Kantenbesaze (9. 1); dieser war im Nacken in kleine Falten gebrannt und am vorderen Teile über den Deckel zurückgeschlagen, so dass das gescheitelte Haar bis zur Hälfte des Oberkopfes unbedeckt, die Ohren aber durchaus verdeckt blieben. In

Fig. 8.

den Dörfern nächst dem Kloster Rehna kam noch ein Hut zu diesem Anzuge, in dem benachbarten Demern aber nicht, obgleich er auch dort gebraucht wurde.

Zum Anzuge der Männer (8. 2) gehörten Lederkniehosen von bequemer Weite, unter den Knieen mit ledernen Riemen geschlossen, weisse Strümpfe, Knöchelschuhe mit grosser Zinn- oder Silberschnalle, eine übereinanderschlagbare Weste von streifigem Zeuge mit Stehkragen und doppelter Knopfreihe, eine schwarze Jacke mit Stehkragen, spizig nach unten verlaufenden Brustaufschlägen und einer Reihe blanker, häufig ornamentierter Knöpfe in Halbkugelform, um den Hals ein buntes baumwollenes Tuch mit den Zipfeln unter die Weste gesteckt, und ein niedriger schwarzer Filzhut mit schmalem gerade abstehendem Rande und einem verschnallten Bande um den Kopf.

Die Volkstracht, wie sie bei Rostock und Doberan heimisch war (8. 3. 4), wurde im Gegensaze zur modernen bunten die „schwarze Tracht" genannt; man fand sie besonders am linken Ufer der Warnow und hier vor allem in den Kirchspielen Biestow und Buchholz, dann auch

---

Mecklenburger Trachten um 1840. 1 Bäuerin aus Demern im Fürstentume Ratzeburg: Rock schwarz mit karminroter gemusterter Saumborte untenher, Mieder grün mit einer gleichgefärbten Randborte um den Brustausschnitt herum, Schürze schwarz, Schürzenbund grün, Hemdärmel und Strümpfe weiss, Busentuch grün mit farbigem Blumenwerke. Unterhäubchen weiss und bestickt, Oberhäubchen dunkelgrün mit hochrotem Bandauspuze, Schuhe schwarz mit silberner Schnalle. 2 Bauer aus der nämlichen Gegend: Hut, Kniehosen und Schuhe schwarz, Wamsknöpfe und Schuhschnallen weiss, Wam schwarz mit weissem Futter, Weste strohgelb, Strümpfe weiss, Halstuch orangefarbig. 3 Bauer aus Biestow bei Rostock: Jacke dunkelgrün mit weissen Knöpfen, Weste schwarz mit weissen Knöpfen, Hosen tiefgrau, Hut und Stiefel schwarz, Strümpfe weiss, Halstuch dunkelgrün mit farbigem Blumenmuster. 4 Bäuerin aus derselben Gegend: Rock schwarz mit violetten Bandstreifen untenher, Leibchen schwarz, Schürze tief violett, Halstuch dunkelgrün mit farbigem Blumenmuster, Brustbänder blau, Hut strohgelb mit schwarzem Bandwerke, Strümpfe hochrot, Schuhe schwarz. 5 Bauernmädchen aus der Gegend von Schwerin: Rock graugrün mit roten Längsstreifen und hellgrünem Bandbesaze untenher, Aermelleibchen schwarz, Busentuch braunrot, Schürze schwarz mit grünem Auspuze am unteren Saume, Häubchen von Goldstoff mit weissem Gesichtsschirme und rosenfarbigen Kinnbändern, Hut (in der Hand) strohgelb mit rosenrotem Kopfbande und grünem Kinnbande, Schuhe schwarz. 6 Bauer aus der gleichen Gegend: Rock blau mit weissen Knöpfen und hellgrauem Futter, Weste grau mit weissen Knöpfen, Kniehosen hellllederfarbig, Strümpfe dunkellederfarbig, Schuhe, Hut und Halstuch schwarz. 7 Bürger aus Warnemünde: Wams schwarzblau, Hosen tiefblau, Strümpfe hellblau, Schuhe und Halstuch schwarz, Weste graulederbraun, Brusthemd samt Kragen rotgestreift, Müze pelz braun. 8 Frau aus derselben Stadt: Rock dunkelblau mit schwarzem Saume untenher, Leibchen hellledergelb mit roten Punkten, Halstuch blau mit gelben und roten Streifen, Schürze blassviolett, Strümpfe hellgraublau, Schuhe schwarz, Hut strohgelb mit braunrotem Futter und schwarzem Bandbesaze. (C. C. F. Lisch: Mecklenburg in Bildern 1842—1845.)

in den Dörfern Sievershagen, Bargeshagen, Wilsen, Stäbelow und Grenz, von Ort zu Ort mit kleinen Veränderungen.

Die ledernen Kniehosen waren augenfällig weiter, als die in der Gegend von Demern; sie wurden oben mit einem Gurt und zwei grossen Knöpfen, unter den Knieen aber mit ledernen Riemen, mancherorts auch mit violetten Bändern geschlossen. An den Unterschenkeln sassen weisse Strümpfe, die indes nur oben eine Handbreit sichtbar waren, denn sie wurden von etwas kürzeren schwarzen Stiefeln bedeckt, die gut am Beine sassen. Die Weste, hier „Krupin“ oder „Kriechein“ geheissen, bedeckte die ganze Brust bis zum Halse hinauf; sie bestand aus schwarzem atlasartigen Stoffe, der „Blomseide“ genannt wurde und eine Mischung von leinenem Aufzuge mit wollenem Einschlage war.

Fig. 9.

Mecklenburger Trachten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 1 Ratzeburg: Häubchen von Goldstoff mit weissem Kantenbesaze, Kinn- und Halsband schwarz, Halsfräse weiss, Brusttuch golden, Mieder schwarz mit einer grün und rotgemusterten Randborte von Goldstoff. 2 Demern: Unterhäubchen weiss mit Stickerei, Oberhäubchen hochrot mit ebenso gefärbten Bändern, Kinnband violett mit ziegelroten Rändern, Halskragen weiss und bestickt, Busentuch und Mieder wie bei der ersten Figur. 3. 4 Biestow bei Rostock: Hütchen strohgelb mit schwarzen Bändern, Brusttuch schwarz. 5 Hut strohgelb mit blauem Auspuze, Busentuch blau mit orangefarbigem Saume. (Albert Kretschmer: Deutsche Volkstrachten.)

Nach altem Brauche wurde sie an der Seite zugeheftet; doch hatte sie auch über die Brust herab einen längeren Schliz, der mit grossen dichtaneinandersizenden Metallknöpfen geschlossen wurde. Der Teil der Weste unterhalb des Verschlusses glich einem breiten Gurte und zeigte wol auch einen Scheinverschluss von schwarzen Knöpfen. Ueber die Weste kam je nach dem Orte bald eine längere schwarze Jacke, die „Swubbjacke“, zu liegen, di sehr weit, im Schosse lang und faltig war, dabei stets offen getragen wurde, bald eine kürzere Jacke von dunkelgrüner Farbe, diese namentlich unter jüngeren Leuten. In den Dörfern von altsächsischem Ursprunge, die an ihrem auf „hagen“

endigenden Namen kenntlich sind, war es an Festtagen Brauch, statt der Weste eine Jacke von rotstreifigem Drillich anzulegen und statt der sonst üblichen Jacke einen langen Rock von schwarzem Tuche, der nach moderner Weise mit Kragen und Brustklappen, hinten aber vom oberen Schossrande an in einige Falten gelegt war. Um 1840 wenig mehr zu sehen, früher jedoch ein sehr übliches Reisekleid, das die oberste Schuzhülle bildete, war ein Mantelkragen; man nannte ihn „Wams“ oder auch „Hoike“ wie die alten Frauenmäntel. Um den Hals wurde ein dickes buntes Baumwolltuch geschürzt, derart, dass die Zipfel frei über die Weste fielen. Das Haar wurde rund geschnitten und mit einem Scheitel geteilt, der Kopf durchweg mit einem runden niedrigen Hute bedeckt, der schwarz von Farbe, schmal und abstehend in der Krempe und bei verheirateten Leuten mit einer schwarzen, bei ledigen mit einer weissen Schnur umgürtet war.

Das weibliche Geschlecht (8.4) trug ein knappanschliessendes Mieder, das nur unten zugeschnürt werden konnte und „Bindleib“ genannt wurde. Es schloss, wie bei den ratzeburger Frauen, häufig vor der oberen Brust mit einem sehr bunten, überdies mit blanken Metallflinsern übersäeten Laze, dem „Brüstchen“ oder „Böschen“, der bis unter das Kinn hinaufging und so steif war, dass er keine Falte machte. Schlank zu erscheinen galt nicht für schön; deshalb legte man etwa ein halbes Duzend fussfreier Röcke übereinander an und zwar auf einen dicken Wulst, der die Taille umschloss. Im Alltagsanzuge war der oberste Rock von roter Farbe und die Schürze darüber von weisser oder blauer Leinwand. Für die Festtage aber wurde als oberster ein schwarzer Rock bevorzugt, der in schmale Längsfalten geriefelt und untenher mit buntem Saume ausgestattet war, darüber eine Schürze von blendendem Weiss. Die Strümpfe waren stets hochrot. Der Schuhe gab es zweierlei, einmal niedrig ausgeschnittene, mit starkem Absaze und grosser Schnalle, der eine schwarze Schleife unterlegt war, dann auch höhere Knöchelschuhe, die zum Verschnüren eingerichtet und unter der Verschnürung mit einem buntausgeschlagenen Lederstücke besezt waren, derart, dass solches über sie hervortrat. Zu diesem Anzuge gehörte eine Jacke oder „Jope“ von schwarzem Tuch oder dunkelgemustertem Kattun mit breitem Schosse, die bis auf die Hüften reichte und nur offen getragen wurde. Sie verschwand übrigens fast ganz unter mehreren bunten seidenen Brusttüchern, die zumteil mit ihren Enden mitten im Rücken zusammengeknüpft wurden. Das Haar wurde aufgebunden und mit einer kleinen schwarzen Müze bedeckt, die hinten spizig überhöht und mit einem einliegenden weissen Striche versehen war; von der Spize hing eine lange Schleife von breitem schwarzen Bande, der „Start“ oder „Schweif“, über den Rücken bis zur Taille hinab. Das

gescheitelte Vorderhaar blieb unverhüllt. Beim Ausgange kam über das Müzchen ein im Hause selbst verfertigtes Hütchen von gelblichem Stroh zu sizen (9. 3); dies war ein sehr zierlich geformtes Stück, mehr ein Deckel, als ein Hut; der platte Kopf ging nach vorn nahezu eben in einen schmalen Rand über, und dieser schwang sich nach hinten leicht empor. Festgehalten wurde das Hütchen mittelst eines breiten schwarzen Bandes, das glatt über den Hutkopf weglief, zwischen diesem und der Krempe rechts und links den Hut durchschnitt und so mit seinen beiden Enden unter dem Kinn verschleift werden konnte.

Beim Abendmahle forderte es alte Sitte, ein weisses Tuch umzubinden und ebenso bei Beerdigungen ein solches um den Hut zu legen, so dass es mit den Enden über den Rücken fiel. Bei festlichen Anlässen gebräuchlich waren schwarze Handschuhe, gewöhnlich solche ohne Finger, aber mit einer buntausgenähten Klappe besezt, ausserdem noch ein kleiner schwarzer Muff.

Schon mehr oder weniger modern war die Frauentracht in der Gegend von Schwerin (8. 5); unter städtischer Einwirkung hatte sie sich der „bunten Tracht" genähert, indes noch nicht alle Merkmale eingebüsst, die sie als Volkstracht erkennen liessen. Sie war sehr kleidsam und namentlich bei religiösen Feiern von schier nonnenhafter Sittsamkeit. Die Kleider waren alsdann fast durchweg schwarz, Schürze, Busentuch und Müzenstrich aber vom reinsten Weiss. Streifige Röcke von Wolle und bunte Kattunjacken mit langen Aermeln, die etwas an „Schinkenärmel" erinnerten, bildeten die Hauptstücke des Anzuges. Die Männer (8. 8) gingen in kurzen Lederkniehosen mit farbigen Strümpfen einher, in überschlagbarer Kattunweste mit doppelter Knopfreihe, in Flanelljacke und Tuchrock, beide Stücke einzeln oder übereinander auf dem Leibe.

Für die Bewohner von Warnemünde (8. 7. 8) war von jeher das Meer die sicherste und nachhaltigste Erwerbsquelle; und so sind auch heute noch die meisten Männer Seefahrer oder Fischer; in gereifteren Jahren dienen sie im Hafen als Lootsen. Auch für das weibliche Geschlecht ist das Meer bestimmend: die Weiber vertreten ihre Männer auf dem Meere wie auf dem Flusse; sie helfen Fischen und Sand holen; sie besorgen den Verkauf der Strandbeute und vermitteln den Verkehr zwischen Dorf und Stadt. Bereits um 1840 hatten die jüngeren Leute in ihrem Anzuge sich der allgemeinen Matrosentracht angeschlossen; nur die ältere Generation von Lootsen und Fischern war noch bei dem herkömmlichen Kostüme verblieben, wie man es auch sonst an den Küsten des nördlichen Europa fand (vgl. Taf. 3).

Fig. 10. Schon zu einer Zeit, als die Scheidung der Geister noch nicht vollzogen war, hatte der Maler Cranach seinen Pinsel in den Dienst der neuen Lehre gestellt; der persönliche Verkehr mit den Reformatoren hatte ihm die Wahl erleichtert. Seine Kunst war von hausbackener Art; aber gerade deshalb sind seine Darstellungen für die Kostümkunde von so gediegenem Werte.

Fig. 10.

1 2 3 4 5 6 7

Sächsische Frauentrachten um die Mitte des 16. Jahrhunderts. (Nach einem alten Altargemälde von Lucas Cranach in der Stadkirche zu Wittenberg.)

Der Mantel, wie ihn die erste Figur trägt, ist mit langen Aermeln ausgestattet, die nach Belieben angezogen oder leer herabfallend getragen werden konnten; das Kleid war also ein Ueberzieher oder „Schaubenmantel". Von den Aermeln abgesehen bildete der Mantel im Zuschnitte ein aus drei Blättern zusammengesetztes Kreisrund mit einem Ausschnitte für Hals und Nacken. Oben an seinen Vorderkanten war er mit einem Umschlage ausgestattet, der nach untenhin spizig verlief, aber um den Nacken her

sich zu einem Kragen verbreiterte; diesen Umschlag stellte man häufig aus feinem Pelzwerke her. Die Aermel, so lang wie der Mantel selbst, waren gerade geschnitten. Eine Eigenheit an ihnen war das gebauschte Achselstück, das ebenfalls eckig geschnitten, aber an seinem hinteren Teile nicht mit in das runde Armloch untergebracht und vernäht war, so dass es frei herabhing, während der vernähte Teil durch die Form des Armloches gezwungen wurde, sich faltig aufzublähen.

Ein Mantel anderer Art war auf seiner ganzen Fläche in dichte Längsfalten geriefelt (3. 1. 7) und mit einem stehenden Kragen, der an den Brustkanten spizig verlief, oder mit einem breiten viereckigen Ueberfallkragen besezt. Derartige Mäntel konnten als Halbkreis mit einer sehr weiten Oeffnung für den Hals zugeschnitten oder aus rechteckigen Stücken zusammengesezt werden, die dadurch, dass man sie in so viele Falten schob, sich oben auf das gewünschte Mass verengten. Den Kragen stellte man aus gesteiftem Zeuge oder aus Pelzwerk her.

Die genannten Mäntel konnten auch im übrigen Deutschland gesehen werden; aber nur für die nordöstliche Bevölkerung charakteristisch und bis in die hintersten Winkel des Reiches getragen war ein aus Pelzstücken zusammengesezter Mantel (2. 5. 6). Der Stoff, der sein Futter bildete, war kreisförmig zugeschnitten; die Pelzstücke aber bildeten mehr oder minder schmale Rechtecke und wechselten zwischen hellen und dunkeln; man benuzte hierzu gewöhnlich Felle vom Hamster, Iltis und Marder, die man nach persönlichem Geschmacke miteinander abwechseln liess. Ueber der oberen Reihe, die als Ueberfallkragen aufgesezt war, erhob sich nicht selten noch breitausladend ein stehender Kragen; dieser sass am Brüstling (Fig. 14. 2) oder Leibchen (Fig. 13. 4; 35. 3. 4).

Die Kopfbedeckungen waren alldeutsch und hatten nichts an sich, das nur der nordischen Tracht eigentümlich gewesen wäre; sie bestanden aus Haarnezen und Haarhauben oder „Calotten“ sowie dem üblichen Barette. Das Nez, häufig über einen glatten Futterstoff gezogen, war aus farbigen Seidenschnüren oder aus Gold- und Silberfäden geflochten; seine sonstige Ausstattung wechselte nach Vermögen; es gab Neze deren Maschen mit quastenförmigen Bäuschchen aus bunter Seide ausgefüllt und in der Kreuzung der Fäden mit Perlen und Edelsteinen oder mit feinen Goldplättchen in Tropfenform besezt waren. Hauben ohne Nez zeigten vielfach einen streifigen Schmuck von Stickereien. Allen Hauben eigen war ein schmaler Gesichtsschirm am vorderen Rande, der die Stirne einrahmend zurückgeschlagen auf der Haube lag, sowie eine am Nackenrande angebrachte Stoffbinde, die vor das Kinn genommen werden konnte. Diese Kinnbinde gab der ganzen Kopftracht ein ungemein hausmütterliches Aussehen und war charakteristisch für die damalige Frauentracht (vgl. Fig. 11. 3).

Fig. 11 u. 12. Die bürgerliche Frauenkleidung hatte sich damals noch nicht von der grossen Mode abgesondert. Der ausgespannte Steif- und Reifrock mit den wenigen starken Falten, das weitausgeschnittene

Fig. 11.

1 2 3 4

Sächsische Volkstrachten um 1600. 1, 2 aus Thüringen; 3, 4 aus Meissen. 1 Rock samt Aermelleibchen hellviolett mit karminroten Aufschlägen an Brust und Aermeln, Brustlaz hellrot mit schwarzer goldlinierter Borte obenher, Brusthemd weiss Barett in der aufgerichteten Krempe weiss, im Kopfe dunkelkarminrot mit Goldnez, Schuhe schwarz. 2 Rock samt Aermelleibchen braunrot, Brustborte und Aermelaufschläge schwarzbraun, Hals- und Brustbedeckung weiss mit Goldstickerei an der Halsborte, Haube weiss mit Goldnez, Zöpfe karminrot, ebenso die mit Perlen und Goldstickerei gezierten beiden Haubenbänder, Schuhe schwarz. 3 Rock samt Aermelleibchen orangefarbig mit schwarzen Brust- und Saumborten, Aermelaufschläge schwarz mit orangefarbigem Futter, Koller schwarz, Schürze und Haube weiss, Beuteltäschchen karminrot mit Silberknöpfen, Dolchscheide schwarz mit Silberbeschläg, Taschenriemen schwarz. 4 Rock samt Aermelleibchen und Koller karminrot, Zöpfe ebenso, Kopftuch weiss, Kopfband karminrot mit Goldnezstrichen, Schuhe und Gürtelriemen schwarz. (Anonyme Sammlung von kolorierten Umrissradierungen auf der Universitätsbibliothek zu Breslau.)

Aermelleibchen mit glattanliegenden Aermeln oder auch mit Achsel- und Ellbogenbauschen (11. 1. 3), der Brustlaz mit seiner Verschnürung, das Brusthemdchen mit seiner bestickten Halsborte und der kleinen

Kröse darüber, der Schulterkragen, all diese Stücke teilte die bürgerliche Tracht mit der Mode. Kleine Eigenheiten machten sich allerdings jezt schon darin geltend. Während man anderwärts den Schulterkragen über die Brust herab durchaus zusammenhakte, fassten ihn die sächsischen Frauen an manchen Orten im Rücken zusammen, doch nur an den oberen Ecken (11. 4). Ueber den Rock s. 13. 1. 4. Charakteristisch für die ganze nordostdeutsche Frauentracht bis nach Danzig hinauf war damals eine besondere Art von Barett; diese Kopfbedeckung wies zwar von Ort zu Ort kleinere Abänderungen auf; im ganzen aber glichen sich alle darin, dass sie nach obenhin sich verbreiterten (1). Sie sezten sich aus einem Bunde und einer den Bund überragenden Müze zusammen. In dieser Form erinnerte das Barett stark an das „Gebende", das schon im 13. Jahrhundert die Frauenköpfe bedeckte und uns namentlich in

Fig. 12.

1 2 3 4 5

Sächsische Kopftrachten, 1 aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, 2—5 um 1600. 1 Häubchen weiss mit farbigem Saume, Kragen weiss, Kleid schwarz. 2 Kopftuch weiss, Zöpfe karminrot, Kopfband ebenso mit Goldnezstrichen, Krause weiss, Koller karminrot mit goldenem Knopfe. 3 Barett weiss, in der Krämpe im Kopfe dunkelkarminrot mit goldenem Nezwerke, Kragen und Brustbedeckung weiss, Kleid hellviolett mit dunkelroten Brustborten. 4 Häubchen weiss mit goldenem Neze, Kopfbänder karminrot mit Perlen und Goldstickereien, Zopf karminrot, Hals- und Brustbedeckung weiss. 5 Häubchen ziegelrot mit weissem Querbande über den Scheitel her und weissem doppelreihig gepufftem Randbesaze unten und hintenher, Kränzchen abwechselnd weiss und golden, Kragen karminrot mit schwarzem Bandbesaze, Pelzmantel graubraun mit goldener Agraffe. (1 nach Lukas Cranachs Bildnis der Katharina von Bora in der Morizkapelle zu Nürnberg, 2—5 nach einem anonymen Trachtenwerke auf der Universitätsbibliothek zu Breslau.)

der manessischen Liederhandschrift vor Augen tritt. Aber noch im Anfange des 19. Jahrhunderts hütete es seinen Plaz auf den Köpfen der Altenburgerinnen (Taf. 8 u. 9), so dass unter allen deutschen Kopfbedeckungen sich an Alter keine mit diesem Barette messen konnte. Neben ihm war eine Leinwandhaube mit breiter Kinnbinde (11. 3) durch

ihr hohes Alter zu einer Art von Volkstracht geworden. Frauen trugen ihr Haar völlig unter der Haube verborgen, Mädchen aber, wenn nicht freiherabfallend (14. 3), in Zöpfe geflochten, die sie gerne sehen liessen. Während sie das ungeflochtene Scheitelhaar mit einem Tüchlein oder Neze bedeckten, ordneten sie die Zöpfe als grosses Nest derart um den Hinterkopf, dass es sich schräg nach rückwärts in die Höhe stellte (11. 2; 12. 4), oder nahmen sie mitten über den Kopf nach vorn (11. 4; 12. 2) und umfassten in beiden Fällen den ganzen Puz mit einem schmucken Reifen, den sie schräg von der oberen Stirne aus nach dem Nacken hinab aufsezten. Waren es Frauen, die ihr Haar in so hoher Nestform aufsteckten, so folgte auch die Haube der Form dieser Frisur und blähte sich, sonst glattanliegend, über dem Hinterkopfe zu einem hohen platten Wulste auf; hier war die Haube über Draht gespannt und ausgestopft. Noch gab es ein hausmütterliches Häubchen von schlichter, doch sehr kleidsamer Form (12. 1); es schloss sich mit dem unteren Rande seiner Wangenteile fest an das Gesicht, blähte sich über beiden Schläfen etwas auf und legte sich mit einer kleinen Schniepe oben auf die Stirn. Zur Unterlage hatte es ein glattanschliessendes Kopftüchlein, das lose über den Nacken fiel. Ueber die farbigen Zöpfe s. S. 45.

Taf. 4. Die Kleidung, in der damals das ehrsame Bürgertum in den Städten einherwandelte, war ebenso gediegen, als anständig. Die Schaube, früher ein allgemeines Kostümstück, war zum Ehrenkleide vorgerückt und diente Bürgermeistern und Ratsherrn geradezu als Amtskleid. Ihre Aermel waren so eingerichtet, dass sie mit dem oberen Teile, der stark aufgebläht, nur den Oberarm bedeckten, mit dem unteren Teile aber, der stark verengt, einen Hängeärmel bildeten. Zu solchem Rocke gehörte eine taillenlose Jacke, die mit einem ihrer Brustblätter über die ganze Vorderseite des Körpers wegging, so dass sie ähnlich dem bäuerlichen Wollhemde völlig an der Seite zusammengefasst werden musste. Der Hut, ein Nachkomme des ehemaligen Barettes, war durch ein eingelegtes Drahtgestell unterstüzt und aussenher mit einem faltig zusammengefassten Stoffe überzogen. Man pflegte ihn über eine mit Ohrlaschen versehene Unterkappe aufzusezen.

Ueber die weibliche Ausstattung s. Fig. 5. 2. 5. 7; 10. 3. 7.; 13. 1–4.

Fig. 13. An diesen Kleidern, die so gleichmässig in ihrem Charakter sind, machen sich gleichwol einige lokale Eigenheiten bemerklich. Das Leibchen, durch Einschlagen und Abnähen möglichst knapp auf den Körper gepasst, endigt sowol mit einer runden, als gespizten Taille, und kommt ebenso oft hoch und mit stehendem Kragen, als ausgeschnitten vor. Doch ist die Dekolletierung durchweg beseitigt, sei es durch den Schulterkragen, das „Koller“, sei es durch das feine Brusthemdchen, das auch den Hals umschliesst und die Kröse unters Kinn rückt.

oder sich samt der eingesezten Fräse vor dem Halse öffnet (1. 2. 4). Vornherab ist es völlig zusammengehakt oder, wenn offenstehend, über einem Brustlaze mit hin und hergezogenen Nesteln verschnürt, doch nur in der unteren Hälfte. Der Stehkragen sezt sich beliebig noch in kleine Brustaufschläge fort. Die Schlize an den Aermeln, früher so häufig angewendet, sind entweder ganz verschwunden oder nur an Achseln und Ellbogen, locker mit farbigem Stoffe unterfüttert, angebracht. Die Achseln sind durchweg etwas ausgestopft. Sonst liegen die Aermel passend an und schliessen vor dem Handgelenke mit einer schlichten Manschette oder kleinen Kröse; wenn zu Achselärmeln verkürzt, überlassen sie den

Fig. 13.

1 2 3 4

Sächsische Frauentrachten um 1600. 1 aus Freiberg; 2, 3 aus Meissen; 4 aus Weimar. (Georgius Braun: Contrafaktur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt. 1572 bis 1617.)

übrigen Arm völligeren Sackärmeln, die am Ellbogen ihre grösste Weite haben (1).

Der Rock, ringsum gleichmässig auf den Boden stossend, ist gleichfalls ausgesteift, so dass er nur schwere Falten machen kann und eine

leicht glockenförmige Gestalt angenommen hat. Eine der Figuren trägt einen zweiten Rock darüber, der vornherab weit auseinanderklafft (1, vrgl. 5. 7). Röcke dieser Art nannte man „enge Röcke“ zum Unterschiede von den weiten taillenlosen Ueberröcken, die sich schon oben vom Halse an öffneten (vrgl. 5. 5). Es war Brauch, den engen Rock mit dem Leibchen zu verbinden, dieses aber durchaus zuzuhaken und den Rock sowol, wie den in der Lücke sichtbaren Teil des Unterrockes so reich wie möglich auszustatten oder die Lücke mit der Schürze auszufüllen.

Das 16. Jahrhundert hatte einen robusten Farbensinn; es sah alles farbiger, als die späteren Jahrhunderte, und namentlich farbiger, als die heutige Zeit. Nicht blos bei den einzelnen Menschen ist die Farbenempfindung eine verschiedene, sondern auch bei ganzen Zeitaltern (vrgl. Fig. 7. 1–4; 35. 2–4. 6).

Das Haar ist völlig um den Kopf zusammengestrichen und zumteil auf dem Hinterkopfe in einen Knoten gebunden, durchweg aber in ein Nez gefasst. Die sonstige Kopfbedeckung beschränkt sich entweder auf ein Kränzlein, das „Schapel“ (2. 3), das, wie es den Anschein hat, gerade in Sachsen sich am längsten seines Daseins erfreuen konnte, teils auf Barett oder Haube. Das Barett (1), in koketter Weise etwas schief gesezt, ist das alte flache Mannesbarett, wie es schon in der Frühzeit des 16. Jahrhunderts getragen wurde, aber damals nur von ritterbürtigen Leuten. Es bestand aus zwei gleichgrossen und kreisrund geschnittenen Zeugstücken, die meist von schwarzer Farbe und an ihrem äusseren Rande zusammengenäht waren. In die Mitte des unteren Zeugstückes war das Kopfloch eingeschnitten und in den Rand des Baretts ein dünner elastischer Stab eingelegt, der dasselbe spannend auseinander hielt. Ueber dem Loche auf dem Deckelstücke war ein kleiner niedriger und dünn wattierter Kopf angebracht und an diesem eine Feder befestigt. Solch ein Barett musste tief in den Kopf gedrückt werden, damit es festsass; daher sein schiefer Siz. Eine den ganzen Oberkopf samt der oberen Stirnhälfte festumspannende Haube (4), die sich am Hinterkopfe rechts und links zu stumpfen Hörnern ausweitet, lässt darauf schliessen, dass man die Frisur darunter in der nämlichen Form beliebte, wie sie am Rhein in der kölner Gegend üblich war; dort flocht man das Haar in Zöpfe und steckte diese zu einem breiten Neste in Form eines liegenden Achters am Hinterkopfe zusammen.

Fig. 14. Wir haben soeben erwähnt, dass damals schon in der Frauenkleidung manche lokale Eigentümlichkeiten zum Vorscheine kamen (Fig. 13); in Sachsen war manches anders, als in Schwaben und am Rhein. Vor allem zeigten sich die Frauen in den unteren Schichten dem alten Koller sehr zugethan (vrgl. 11. 3. 4), jenem Schulter-

kragen, der im Anfange des 16. Jahrhunderts zur Zeit der tiefausgeschnittenen Leibchen aufkam; aber sie machten aus dem losen Kragen ein kurzes, fest an der Büste liegendes Leibchen, das den unteren Teil des Mieders mit seinem Brustlaze und seiner Verschnürung darüber unbedeckt liess, und hakten solches unter den Achseln und vornherab

Fig. 14.

Sächsische Trachten gegen 1600. 1, 2 aus Penig in Meissen. 3 Jungfrau: Rock samt Aermelleibchen, Schürze und Barett weiss, Brustkoller golden. 4 Jungfrau: Rock karminrot, stehender Kragen ebenfalls und schwarz bordiert, Pelzkragen grau-lederbraun, Haube ziegelrot mit weissem Querstreif über dem Scheitel und weissem doppelreihig gepufftem Nackenrande, Kränzchen (Schapel) golden. (1, 2 Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt 1572—1618; 3, 4 anonymes Trachtenwerk, bestehend aus kolorierten Umrissradierungen; auf der Universitätsbibliothek in Breslau.)

zusammen (1. 2). So umgewandelt führte der Kragen den Namen „Brüstling". An einigen Orten schlossen sie den Brüstling mit einem stehenden Kragen auch um den Hals und liessen eine Kröse darüber sich ausbreiten, auf der das Kinn sass (Fig. 5. 3); an anderen Orten versahen sie ihn mit dem hohen spanischen Kragen, der sich vor dem Halse auseinander-

legte (1. 2). So trugen ihn in Sachsen vorzugsweise die dienenden und bäuerlichen Klassen, und zwar zugleich mit einem Rocke, der in der unteren Hälfte durch Bandbesaz mehr oder minder verziert war; diesen schürzten sie mittelst einer unter den Hüften umgelegten Schnur herauf, um ihn fussfrei zu machen.

Der Brüstling war auch in der gutbürgerlichen Gesellschaft beliebt, doch vorwiegend nur in der Hausgarderobe. An Festtagen trugen junge Mädchen den Ausschnitt am Kleide unbedeckt, jedoch nach Vermögen mit einer goldstoffigen Borte obenher am Leibchen etwas verkleinert (3). Die Röcke waren ausgesteift und machten nur wenige Falten, die gegeneinander gelegt waren. Die Schürze hing als glattes, faltenloses, im oberen Viertel sich rechts und links etwas verbreiterndes Stoffstück vor dem Leibe herab. An Frauenmänteln hatte Sachsen einen grossen Reichtum; wir haben schon davon gesprochen (10. 1–7). Neben den langen Mänteln gab es kürzere Umhänge ohne Aufschläge und Kragen, die nur an den Brusträndern mit Pelz verbrämt waren oder auf der ganzen Fläche (4); sie ersezten das sonst noch übliche „Schäublein“ oder „Harzkäpplein“, jene anziehbare Umhänge mit freiherabfallenden Aermeln oder kurzen an den Achseln gebauschten Halbärmeln.

Von der Art, wie Frauen und Jungfrauen ihr Haar zu ordnen und zu bedecken pflegten, haben wir schon gesprochen (Fig. 11. 1–4.; 12. 1–5). Die Haube, wie die Frau auf unserem Bilde sie trägt (4; 12. 5), hatte sich augenscheinlich aus dem alten Haarneze entwickelt; sie umspannte dichtanschliessend den Kopf und bestand aus einem Stoffstücke, das wie ein Nez gemustert war; ihrem unteren Rande folgte ein Doppelstreif, der das Muster von zwei Haarrollen wiederholte. Ueber die Haube kam ein metallenes Kränzlein zu sizen; es war dies der lezte Vertreter des uralten „Schapels“, das ebenso, wie das „Gebende“ (vrgl. 11. 1), schon seit dem 13. Jahrhundert ein in allen Ständen beliebter Kopfschmuck gewesen war.

Die Jungfrau (3) ist bis auf das goldene Koller völlig in Weiss dargestellt, ein Zeichen, dass wir es mit einer Wendin zu thun haben.

Fig. 15. In betreff der weiblichen Tracht kann hier ein Hinweis auf die vorhergehenden Nummern genügen. Der Brüstling (Fig. 14. 2) ward um soviel verlängert, dass man ihn mit Armlöchern und kurzen an den Achseln gebauschten Aermeln versehen konnte (2). Noch bleibt uns ein Wort über eine Haube zu sagen übrig, für die es sonst kein zweites Muster in irgend einer Darstellung aus jener Zeit zu geben scheint. Diese Haube (3) ist eine Art von viereckiger Müze und erinnert sogestaltet an die polnischen Müzen (41. 4), die ja ebenfalls viereckig und untenher mit einem Bräme umgeben sind, und scheint demnach slavischen Ursprungs zu sein. Der Haubendeckel, nach den hinteren Ecken zu in

überschüssiger Breite zugeschnitten, ist hier nach oben auf sich selbst zurückgeklappt und mit den Ecken zusammengesteckt.

Die männliche Bauerntracht, wie sie uns hier begegnet (1), hat nichts mit dem Anzuge gemein, der sonst dem deutschen Bauer um jene Zeit eigentümlich war; sie ist noch ein Rest aus der Garderobe der alten Landsknechte zu Anfang des 16. Jahrhunderts, der sich im Osten verspätet hat (vrgl. Fig. 49.2). Die Hosen sind anliegende Beinlinge, wie

Fig. 15.

1 2 3 4

Trachten aus der Gegend von Schneeburg in Meissen um 1600. (Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt 1572—1618.)

man sie damals aus Leder anfertigte. Darüber sizt als besonderer Unterleibsschuz eine kurze Oberhose, die vorn mit einer Schamkapsel versehen und ringsum mit Einschnitten verziert ist. Die Unterschenkel werden noch eigens durch ein Paar Ueberziehstrümpfe, die bis unter das Knie reichen, sowie durch ein Paar sohlenlose Stiefel verwahrt, die bis auf die Oberschenkel hinaufgezogen werden konnten. Es gab dergleichen Stiefel, die, heraufgenommen, das ganze Bein bedeckten und mit Strupfen oben an den Gürtel befestigt wurden. Zwischen Hosen und Wams

kommt das Hemd zum Vorschein. Das Wams war so zugeschnitten, dass es mit seinen Brustblättern vorn übereinandergriff und an der Seite zugehakt werden musste; auch nestelte man es beliebig mit den Hosen zusammen. Seine Aermel, sonst mannigfach gestaltet, sind hier von der einfachsten Art, anliegend, über dem Handgelenke umgeschlagen und auf der Achselnaht mit einem geschlizten Streifen besezt, der sich bauschig aufbläht. Und ähnlich ist auch das Wams am oberen Rande geschlizt, der Rand aber nach aussen umgeschlagen und festgenäht, wodurch der geschlizte Streif sich bügelartig in die Höhe richtet. Das Barett ist von der einfachsten Art: eine niedrige weite Kappe mit schmalem abstehendem Rande.

Fig. 16. Die hier vorgeführten Trachten bieten in keinem Stücke etwas, das der grossen Mode unbekannt gewesen wäre; es ist die

Fig. 16.

1 2 3 4 5 6

Sächsische Trachten um 1600. 1 Halberstadt; 2, 4—6 Magdeburg; 3 Dresden. (Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt.)

deutsche, nach spanischer Weise umgewandelte und versteifte Tracht nach der Mitte des 16. Jahrhunderts. In den beiden männlichen Anzügen kommt der Gegensaz zwischen spanischer und deutscher Mode auf das schärfste zum Ausdrucke; wie die eine (2) an ausgestopfter Enge und Faltenlosigkeit, so leidet die andere (4) an überflüssiger Weite und Faltenreichtum; sie ist das Kostüm der damaligen Landsknechte; selbst der lange Stossdegen fehlt nicht darin. Die Hosen sind die berüchtigten „Pluderhosen“, gegen die die geistliche Behörde mit Predigten, die weltliche mit Geldstrafen vorgingen. Alle Strafen aber erwiesen sich als unwirksam gegen diesen „zerluderten zucht- und ehrverwegenen

pludrigten Hosenteufel", und zuletzt sahen sich die Stadtväter selbst gezwungen, ihn anzuerkennen; der Rat von Magdeburg erlaubte anfangs der achtziger Jahre den Schöffen, den Adeligen und den wohlhabenden Bürgern wenigstens 18 Ellen Stoffes für die Futterhosen. Das Wams harmoniert in seinen Aermeln mit den Hosen, ist sonst aber kurz, gut am Körper liegend und unten mit einem handbreiten Schosse versehen; so wenig Aehnlichkeit es mit dem spanischen Wamse zeigt, so hat es doch den steifen Kragen, die grosse Kröse, die sich über ihn ausbreitet, und die Krösen an den Händen von ihm entlehnt. Die Kopfbedeckung, bald als „Hut", bald als „Barett" bezeichnet, ist ein Mischling von beiden Stücken und aus dem Barette entstanden, das man durch ein eingesetztes Drahtgestell in die Höhe getrieben und auseinandergespannt hatte.

Ueber die Frauentracht vrgl. 7. 1. 2; 10—15.

Fig. 17. Wir hatten schon Gelegenheit von dem Rocke, wie ihn der Bauer trägt (3), zu reden (5. 1); doch weist er manche Eigenheiten

Fig. 17.

1 2 3 4 5 6 7

Norddeutsche Trachten nach 1600. 1—3 von der böhmischen Grenze; 4, 5 aus Liegnitz; 6, 7 aus Sächsisch-Hall. (Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt.)

auf, die ihn von jenem Muster unterscheiden und ihn der sogenannten „Puffjacke" nähern, die im Leibe seitlich herab verschliessbar, im Schosse aber enger geschnitten war, so dass dieser vorn nicht zusammenstiess. Von seinen Brustblättern ist das eine ebenso überbreit, wie das andere überschmal geschnitten. Der Brustschliz samt dem umgelegten Kragen befindet sich in dem breiteren Blatte, so dass der Rock, obgleich er vornherab offen war, dennoch über den Kopf herab angezogen werden

musste. Derartige Röcke scheinen nur an der böhmischen Grenze üblich gewesen zu sein; wenigstens ist dem Verfasser kein zweites Exemplar davon aus einer anderen Gegend bis jezt bekannt geworden. Zu den Stücken, die durch Veraltung zur Volkstracht geworden waren, gehörte auch die Schamkapsel an den Hosen.

Der Mantel war durch die Ueberziehröcke fast ganz aus der vornehmen Frauengarderobe verdrängt worden; aber in der Volkstracht blieb er auch fernerhin ein unentbehrliches Stück, das man namentlich beim Kirchgange anlegte, wann übles Wetter herrschte, denn man hatte oft Stunden Weges bis zur Kirche. Dergleichen Wettermäntel waren denn auch, ihrem Zwecke entsprechend, so lang und weit, dass man seine ganze Gestalt damit verhüllen konnte; in gleicher Absicht barg man den Kopf unter einer schlichten Kapuze, die unter dem Kinne zusammengeschnürt werden konnte (5). Ueber die sonstige Frauentracht vrgl. Fig. 10—15.

Fig. 18 u. Taf. 5. Es scheinen die Bauern in Sachsen-Altenburg gewesen zu sein, die zuerst am entschiedensten von der grossen Mode ablenkten und ihre eigenen Wege gingen. Dieser schöne Eigensinn mag sich aus dem Umstande erklären lassen, dass sie von Haus aus nicht deutschen, sondern sorben-wendischen Stammes sind; und damit dürften auch die Schrullen und Wunderlichkeiten zusammenhängen, mit denen die Tracht schon von Anfang an durchsezt war, die männliche wie die weibliche.

Die Kniehosen wurden aus schwarzem Bocks- oder Ziegenleder angefertigt; die Abbildungen lassen kaum etwas von ihnen bemerken; es scheinen aber die damals auch sonst in deutschen Landen üblichen „Pumphosen“ gewesen zu sein. Sie schlossen sich mit Strümpfen von gelbem Leder zusammen. Der Rock verdankte, wie überhaupt der nordöstliche Bauernrock im Anfange der Neuzeit, dem „roten Wollhemde“ seinen Ursprung; selbst dessen Farbe hatte er noch beibehalten (vrgl. 5. 1 u. 17. 3). Sein Schoss war rundum in gleichmässige Längsfalten geschoben. Der Rock wurde, wie dies noch gegenwärtig mit dem schwarzen „Brusttuche“ geschieht, vorn übereinandergeschlagen und seitwärts zugehakt. Der Schoss stiess mit seinen Vorderkanten mitten vor dem Leibe zusammen und wurde im oberen Teile noch mit einigen Knöpfen geschlossen (3).

Ueber diesen Rock, oder, wenn man den ursprünglichen Namen dafür beibehalten will, über das rote Wollhemd kam ein Wams aus schwarzem Leder, der sogenannte „schwarze Schmizkittel“ zu liegen. Dieser war im Leibe kurz und von faltenlosem Anschlusse; er hatte einen Kragen, der schräg nach innen emporsteigend den Hals bis unter das Kinn umfasste; derselbe war nicht besonders angesezt, sondern

mit den Wamsblättern im ganzen geschnitten. Die Aermel waren Sackärmel, die am Handgelenke mit einem Bunde aus rotem Flanelle zusammengefasst wurden. Der Schoss war nur kurz und seine beiden Vorderkanten standen gegen die Brustkanten etwas zurück, so dass sie eine Lücke zwischen sich liessen. Rechts und links war eine Tasche

Fig 18.

1 2 3 4 5

Sachsen-Altenburger Volkstrachten um 1700. 1, 3 Aermelwams, Hut und Stiefel schwarz, Rock (Wollenhemd) rot. 2 Wams schwarz mit roten Brustaufschlägen und roten Borten am geschlizten Schosse, „falsches Hemd“ (Aermel und obere Brustbedeckung) weiss mit roter Einfassung, die über dem oberen Rande des Wamsausschnittes herläuft, Vorstecker schwarz. grün oder violett, Rock und Schuhe schwarz, Schürze weiss, Pelzmüze braun. 4 (Braut) Mantel schwarz mit Scharlachfutter, Mieder schwarz mit roten Aufschlägen, Vorstecker schwarz, violett oder grün, niedriges Uebermieder schwarz mit farbigem Besaze, Aermel und Schürze weiss, leztere mit Ornamenten aus farbiger Seidenstickerei, Rock und Strümpfe schwarz, Schuhe schwarz mit gelber Sohle, Brautmüze („Hormt“) rot mit vergoldetem Silberbleche auf der Stirnseite, Kopftuch mit eingewickelten Zöpfen grün. 5 (Bräutigam) Aermelwams („schwarzer Schmizkittel“) schwarz mit roten Brustaufschlägen und Aermelbünden, Oberrock („weisser Schmizkittel“, nur an Brust und Schoss sichtbar) weiss, Unterrock („wollenes Hemd“, nur untenher sichtbar) rot, Hosen und Stiefel schwarz, Hut rot mit goldener Binde, einem Zweige mit grünen Blättern und mehreren weissen, grünen und roten Bändern. (Nach einem kolorierten Kupferstiche von Kronbiegel aus dem Jahre 1701.)

angebracht, die mit einer grossen, dreieckig geschnittenen und mit der Spize nach unten gerichteten Klappe zugedeckt wurde. Wenn die Abbildung nicht trügt, könnten die Taschen auch für sich allein und ohne Schossunterlage angebracht gewesen sein. Das Wams wurde mitten über die Brust herab zugehakt und ausserdem mit einem

schmalen langen Riemen gegürtet. Dieser sass, weil das Wams nur kurz war, ziemlich hoch am Körper. So beschaffen war das werktägliche Wams; für die Feiertage aber war es spizig vom Gürtel an nach obenhin geöffnet (5), so dass hier das darunterliegende Wollhemd gesehen werden konnte; den Brustkanten folgten, spizig nach unten verlaufend, zwei mit rotem Flanelle gefütterte Aufschläge, die auch den Nacken umgaben (Taf. 5).

Die Strümpfe wurden völlig durch hochschaftige Stiefel verdeckt; so, wie der Bauer seine Stiefel trug, waren sie ein Erzeugnis der Mode, gleichwol aber plump und schwer. Oben hatten sie eine Stulpe, die nach unten geschlagen werden konnte; vor den Zehen war die Sohle gerade abgeschnitten und dort fast eben so breit, wie über dem Ballen, dabei durchweg von entsprechender Dicke. Der Absaz, hoch, fast viereckig, und unten so breit, wie oben, bestand aus Lederstücken, die mit Holznägeln zusammengehalten wurden. Stulpe und Fuss wurden besonders angesezt und die Stulpe hinten und vorn, der Schaft aber nur vornherab vernäht; es geschah dies zu jener Zeit nur auf der Aussenseite mit der sogenannten Handschuhmachernaht, bei welcher die Lederstücke mit den Rändern zusammengestossen und mit der Nadel nur in der halben Dicke durchstochen wurden. Das Schwärzen der Stiefel wurde erst im lezten Viertel des 17. Jahrhunderts allgemein üblich; es geschah dies gewöhnlich mit Kienruss; bestand der Schaft aus hartem Leder, und dies war vielfach der Fall, so pflegte man ihn mit zerlassenem Wachs zu bestreichen und mit einem Sauzahne zu glätten.

Das Haar hing schlicht und gerade auf die Schultern herab; über der Stirne war es nach uralt slavischem Brauche (vrgl. S. 6) mit wagerechtem Schnitte weggeschoren. Der Bart, früher häufig, wurde immer seltener. Auf den Kopf kam ein gewaltiger Hut von Leder zu sizen, der kegelig wie ein Zuckerhut gestaltet war und eine breite abstehende Krempe hatte. Der werktägliche Hut war geschwärzt, der feiertägliche rot gefärbt. In solchem Anzuge, mit einer grossen Tasche, dem „Kober", über der Schulter und einen Stock von Eichen oder Hasel in der Hand pflegte der altenburger Bauer nach der Stadt zu wandern.

Für besondere Festtage, namentlich wann er Hochzeit machte, legte der Bauer noch ein eigenes Gewandstück an, den „weissen Schmizkittel" (5. Taf. 5). Dieser, aus Kanevas, war gestaltet wie das Wollhemd, der Schooss vorn mit den Brustblättern im ganzen geschnitten und durchaus glatt, hinten aber in dichte regelmässige Längsfalten geschoben und mit überschlagener Naht an das glatte Rückenblatt geheftet (vrgl. Taf. 8 u. 9). Seinen Siz hatte der Kittel zwischen Wollhemd und schwarzem Schmizkittel. Auch den Hut zierte bei dieser Gelegenheit

ein besonderer Schmuck, nämlich ein mit Gold durchwirktes Band und eine Guirlande von grünen an Silberlahn befestigten Wachsblättern; beide Stücke wurden schräg um den Hutkopf gelegt, die Guirlande zu unterst, so dass ihre Blätter das Band zu beiden Seiten begleiteten. Ausserdem wurden hinten am Hutkopfe noch drei Bänder an die Guirlande geheftet, ein weisses, grünes und rotes; hatte eins der Brautleute Vater oder Mutter zu betrauern, so kam noch ein schwarzes Band hinzu.

Während am weiblichen Kostüme heutzutage keine Hemdärmel zu sehen sind, gab es damals solche von grosser Weite aus Schleierstoff oder weisser Leinwand und vorn mit einem schmalen Bündchen geschlossen, dessen oberer Kante eine gerüschte Manschette folgte. Ein alter Chronist berichtet, dass ein „Sipmass Korn" (über fünf dresdener Mezen) in solch einen Aermel gegangen seien. Die Aermel gehörten indes nicht zu dem eigentlichen Hemde, sondern zu einem kurzen Brusthemdchen, dem sogenannten „falschen Hemde", wie es ja schon im 16. Jahrhundert auch sonst in der deutschen Frauenkleidung angewendet wurde. Es schloss obenher mit einem roten Saume ab und liess darüber einen Streif des eigentlichen Hemdes blicken, das keine Aermel hatte. Das Mieder (2) hatte eine kurze Taille und einen schossartigen Vorstoss, der an der Seite geschlossen wurde; es selbst aber öffnete sich vor der Brust spiz von unten auf mit zwei schmalen Klappen; diese waren mit rotem Flanelle ausgeschlagen, während das Mieder selbst aus schwarzem Stoffe bestand. Die Lücke wurde durch einen Vorstecker von Pappdeckel mit schwarzem oder violettem Ueberzuge ausgefüllt. Eine Verschnürung war nicht üblich. Bei festlichen Anlässen bedeckte man den unteren Teil des Mieders mit einem sogenannten „Niederleibchen", das ebenfalls schwarz, aber obenher mit einer farbigen Sammetborte besezt und unter derselben mit farbigen Sammetschnitten ausgenäht war (4).

Der Rock oder „Kittel", wie man ihn hiess, stieg tiefer herab, als heute, und war auch nicht so eng; er bestand gewöhnlich aus schwarzem Tuche, war der Länge nach eng gefaltet und wurde mit einem starken Lederriemen am Mieder befestigt. Bei feierlichen Anlässen kam eine weisse Schürze dazu, die an den beiden unteren Ecken mit einem Ornamente in farbiger Seidenstickerei verbrämt war. Das Ornament hatte die Gestalt eines rechteckigen Rähmchens mit gezackter Umkränzung und umschloss einerseits den Namen der Inhaberin, anderseits die Jahreszahl der Anfertigung.

Damals gehörte auch noch ein Mantel zur altenburger Frauentracht; er war von schwarzem Stoffe, oben mit einem breiten Stehkragen versehen und rundum wie alle wendischen Frauenmäntel in dichte Längsfalten gepresst, dabei mit Scharlach gefüttert.

Als alltägliche Kopfbedeckung diente eine Rundmüze von bra nem oder schwarzem Pelz (vrgl. 19. 2). Höchst eigenartig war der Kopfpuz der Bräute (4). Er hiess das „Hormt“ und bestand in einer zwei Hand breit hohen Müze von Pappdeckel in Form einer Schachtel ohne Boden; innen wie aussen war er mit rotem Damaste überzogen und auf der Stirnseite mit einem breiten ornamentierten Silberbleche beschlagen. Bei der Anlage wurden die Zöpfe mit grünem Band umwickelt, dann an den Wangen herab und wieder empor über das Hormt genommen, wo sie mit einem ebenfalls grünen Tüchlein festgebunden wurden. Weiteres über das Hormt Fig. 19. 1, sowie Taf. 6 u. 7.

Noch sei hier eine Bemerkung beigefügt, die sich auf alte bemalte Kram- und Wirtshausschilder stüzt. Nach der Entdeckung von Amerika (1492), so heisst es, habe der Luxus überhand genommen und sich besonders den buntfarbigen Stoffen zugewendet. Auch die altenburgische Bauernschaft habe in manchen Bezirken die schwarzen Stoffe aufgegeben, die nicht in Trauerfällen allein oder nur von den geistlichen Herren getragen wurden, und die roten Stoffe bevorzugt, sei jedoch nach hundert Jahren wieder zu der alten Farbe zurückgekehrt. Das vorschlagende Rot war sicherlich keine altenburger Eigentümlichkeit; es kam und verschwand mit dem „wollenen Hemde“, von dem wir soeben geredet haben.

Fig. 19. Der bräutliche Kopfpuz, das Hormt, zeigte gegen den früher üblichen (18. 4) einigen Wechsel. Er war etwas höher, als jener, und ringsum mit drei Reihen von Goldflinsern behängt, die wie Kirschblätter ausgeschnitten und an silbernen Henkeln freibeweglich angeheftet waren. Die obere Kante hatte in ihrem hinteren Teile einen eigenen Schmuckbesaz erhalten in der Mitte einen fingerhutförmigen Aufsaz mit drei sternförmigen Blüten aus Golddraht auf gebogenen Stengeln aus Silberlahn, und rechts wie links davon eine ähnliche Blume. Das Haar der Braut wurde zusammen mit grünem Bande in vier Zöpfe geflochten und diese wurden paarweise nach beiden Seiten hin, vom Nacken aus im Bogen aufwärts genommen, in der Mitte der oberen Hormtkante wieder vereinigt, und hier mit einer doppelflügeligen Schleife aus grünem Bande befestigt.

Wann die Bäuerin über Feld oder zur Kirche ging, bestand ihre gewöhnliche Kopfbedeckung in einer grossen Rundmüze aus schwarzem oder braunem Bärenfelle (2), die untenher mit einem schwarzledernen Bunde versehen war.

Zu Anfang der achtziger Jahre wurde eine ungewöhnlich grosse Haube üblich, die ihren Ursprung der Mode zu verdanken hatte; man nannte sie „Kopfschürze“, in der vornehmen Welt auch „Chapeaubonnette“, denn sie wurde in allen Ständen getragen und gehörte zur

„grande parure“ Ihr Stoff war gesteiftes weisses Linnen (3. 4); oben machte sie einen faltig gebauschten, weiten, doch niedrigen Kopf, der durch ein Band zusammengehalten wurde und zwar derart, dass der

Fig. 19.

Altenburger Kopfbedeckungen aus dem 18. Jahrhundert. 1 Braut: Müze („Hormt“) und Kinnband karminrot, Blattflinsern am Hormt golden mit silbernen Henkeln, obere Randborte samt angesetztem Ornament silbern mit vergoldeten Zweigen und Blumen, Zöpfe grün, Aermel und Kragen weiss, Kleid schwarz mit roter Fassung. 2 Bauersfrau: Fellmüze braun mit schwarzem Kopfbunde, Unterjöppchen mit stehendem Kragen („Aermel“ oder Brusthemdchen) weiss, Mieder schwarz mit roter Fassung, Brustfleck schwarz. 3 u. 4 Kopfschürze weiss mit roten Bandstreifen. 5 Bauer: Hut schwarz, Ueberrock weiss („weisser Schmizkittel“), Unterwams schwarz („schwarzer Schmizkittel“), Brusttuch rot („rotes Wollhemd“) 6 Pelzmüze („Saumagen“) braun, Müzenbänder und Kinnschleife schwarz. 7 Pelzmüze („Bartelchen“) braun, Kinnband samt den übrigen Teilen schwarz. 8 Kommunionsmüze („Stirntuch“) weiss mit grünen Schleifen und schwarzen Bändern, Kinnschleife schwarz, Halskragen weiss, Vorstecker grün mit roten Nestelschnüren. 9 Kopfpuz einer wendischen Braut: Müze („Hormt“) schwarz mit grünem Besaze obenher sowie mit silbernen und goldenen Flinsern untenher, Schleifenbündel auf der Hinterseite gelb, Halsschmuck silbern. (Kronbiegel: Ueber die Sitten, Kleidertrachten und Gebräuche der altenburgischen Bauern.)

übrige Teil des Stoffes sich zu einem Schirme aufblähte, der sich weit um den Kopf herum hinausstellte und wie ein Dach über ihn herabhing; hinten war das Band zu einem Knoten verschleift, so dass es

mit seinen Endstücken über den Nacken fiel. Auf dem Kopfe festgehalten wurde die Haube in verschiedener Weise; entweder geschah es durch zwei Schnurbänder, die oben rechts und links am Haubenbande befestigt waren, über den Schirm herabgenommen und unter dem Kinne zusammengeschleift wurden, wobei sie dann notwendigerweise den Haubenschirm an die Schläfen drücken mussten; oder es geschah, und dies war die richtige Bauernweise, mit einem roten oder grünen Bande, das zweimal auf der Stirnseite durch den Haubenschirm gezogen war, um gleichfalls unter dem Kinne verknotet zu werden. Die Kopfschürze wurde von Ledigen und Verheirateten getragen, zu Hause wie bei der Feldarbeit, denn sie war ein vortrefflicher Schattenspender. Um den Schirm recht weit zu machen, wählte man die grössten Tücher, so gross, als man sie nur haben konnte.

Neben der runden Bärenfellmüze (2) gab es noch Müzen aus Zobel, die sich nach obenhin verbreiterten und oben mit einem kleinen schwarzen Deckel besezt waren, derart, dass die Müze in der Mitte eingedrückt erschien. Diese Bedeckung hatte verschiedene Höhe; in der niederen Form hiess sie „Bartelchen“ (7), in der höheren aber „Saumagen“ (6). Von der hohen Müze fielen hinten zwei lange schwarze Seidenbänder herab; die kleinere Müze hatte zwei Wangenbänder, die unter dem Kinne verschleift wurden. Beide Müzen wurden in der gleichen Periode getragen; aber nur reiche Bauernmädchen konnten sie sich anschaffen, denn sie waren eine sehr teure Tracht; nach 1780 kamen sie aus der Mode.

An ihre Stelle trat das weisse „Stirntuch“ (8); dies hatte die Form des Hormtes oder einer Schachtel ohne Boden, zeigte aber keinen anderen Schmuck, als auf der Hinterseite eine Doppelschleife aus grünem Bande und zwei schwarze Bänder, die von der Schleife herabhingen; dieser Besaz war von den „Saumagen“ herüber genommen worden. Die Mädchen trugen das Stirntuch nur bei kirchlichen Festen, namentlich bei der Kommunion; doch hielt es sich nicht lange; bald nach 1800 geriet es ins Verschwinden und die Mädchen erschienen selbst beim Abendmahle in ihren gewöhnlichen „Nestern“ (Taf. 8. 1).

Ueber die Brautmüze (9) s. Taf. 13. 2; von dem hohen spizen Bauernhute (5) haben wir schon geredet (Fig. 18 u. Taf. 5).

Taf. 6. Ein Schulmeister, namens Frise, hatte um 1700 den guten Gedanken, ein Büchlein über das Kostüm der altenburger Bauern herauszugeben; doch hielt er es für nötig, sich bei seinen Lesern zu entschuldigen, dass er seine Zeit mit solchen Sachen vertrödele. Das Büchlein, jezt kaum noch aufzutreiben, ist wie ein Katechismus in Fragen und Antworten abgefasst Da heisst es nun an einer Stelle: „Was ist insgemein von der Kleidertracht der Bauern zu wissen?“

Die Antwort lautet: „Dass diese Art Leute sehr beständig und feste über ihre Kleidertracht halten, wiewol heutzutage entweder in Materia oder Forma sowol Weibs- oder Mannspersonen bisweilen variiren und es scheint, als ob dieses Volkes Habit sich auch ändere“. Der Schulmeister hatte richtig gesehen; der Habit hatte Aenderungen durchgemacht und war im Begriff, noch weitere durchzumachen. Schon um 1750 war die Kleidung eine andere; immerhin gingen die Veränderungen bis 1800 nicht so schnelle vor sich, wie im 19. Jahrhundert; man lebte eben damals langsamer, als heutzutage, wenn auch nicht länger.

Zur Ausstattung einer Brautjungfer gehörten Hormt, Jacke und Kittel. Das Hormt war nicht völlig bei seiner alten Ausstattung geblieben; es zeigte sich jezt mit dreizehn Streifen aus Silberblech beschlagen; auf jedem Streifen sassen vier gleichfalls aus Silber gefertigte Knöpfe und ausserdem noch zweiundfünfzig Stück silbervergoldeter Flittern, von denen wir schon geredet haben (Fig. 19. 1). Bei jeder Bewegung liessen diese Blätter, an ihre metallene Unterlage aufschlagend, ein starkes Geklimper hören, und wenn die Sonne darauf schien, ein schimmerndes Gefunkel ruhelos über die Fläche laufen. Hinten auf der oberen Kante des Hormtes war vielfach, doch nicht durchweg, ein Sträusschen aus Silberlahn aufgepflanzt, der mit roten Seidenfäden gemischt und mit bunten Glasperlen besät war (Taf. 7). Ueber diesem Sträusschen erhob sich ein zopfartig geflochtener, mit Werg ausgestopfter und mit rotem Sammetbande umwundener Bügel im halben Zirkel und etwas nach vorn geneigt. Dies war der Ersaz für die beiden Bügel aus Doppelzöpfen in früheren Tagen (19. 1). Unterhalb des Bügels war auf dem Hormte eine Doppelschleife aus rotem Seitenbande angebracht und unter dieser eine zweite, von welcher zwei lange Bänder herabhingen (Taf. 7. 2); solche waren ebenfalls von roter Seide und ebenso zwei an den Schläfenseiten des Hormtes angebrachte Bänder, die unter dem Kinn zusammengeschleift wurden, um das Hormt auf dem Kopfe festzuhalten. Dieser aus Zöpfen, Sträusschen und Bändern zusammengesezte Auspuz wurde das „Eingebinde“ genannt. Der ganze Aufsaz kam an 40 bis 50 Thaler zu stehen und erbte sich in der Familie fort. Indes gab es auch billigere aus Tombak gearbeitete Hormte, die fein vergoldet waren und ebensoschön ins Auge fielen.

Die Jacke war von dunkelrotem Tuche und reichte bis in den halben Rock hinunter; sie hatte einen Leib mit angeseztem Schosse und lange Aermel. Im Leibe lag sie passend an; hinten aber im Schosse zeigte sie sich in viele Falten geriefelt (20. 6). An beiden Vorderblättern war sie mit einem breiten Streifen von grossblumigem Kattun ausgefüttert. Die Aermel lagen im Unterarme passend an, blähten sich aber im Oberarme zu faltigen Bauschen auf, die im Rücken bis

auf Handbreite sich einander nahekamen (Fig. 20. 6). Alle Ränder, ausgenommen vornherab, waren mit einer Rüsche aus grünem blumigem Sammetbande verbrämt. Die Jacke wurde über die Brust herab mit Schlingen und Haken und ausserdem noch unter der Brust mit einem grünen Atlasbande verschlossen; das Band fiel mit seinen Schleifen und Endstücken über die weisse Schürze hinab, die zu solchem Anzuge gehörte. Am Schosse aber blieb die Jacke unverschlossen; hier wurde sie auch etwas nach rechts und links umgeschlagen, um das blumige Futter sehen zu lassen.

Der „Kittel" genannte Rock war aus schwarzem Tuche gefertigt und in unendlich viele kleine, dichte, unten ausgestopfte und überdies noch zusammengeleimte Fältchen gelegt, so dass er steif wie Sohlleder war und von selbst aufrecht stehen bleiben konnte. Man sagt, er habe zwölf bis vierzehn Ellen Tuch und über sechs Wochen Arbeit erfordert. Untenher war er mit einer schwarzen Rüsche besezt, die das „Kittelschwänzchen" hiess. Er wurde mit einem Lederbunde an das sogenannte Kittelmieder befestigt, das eigens für ihn hergerichtet war. An Stelle des Mieders zog man wol auch den nach seinem Futter benannten Pelzrock an.

Der Vorstecklaz war viereckig, nach der Brust gebogen und mit schwarzem Tuch oder Sammet überzogen oder doch in seiner halben Höhe mit einem Sammetbande der Quere nach besezt. Dazu legte man dann noch schwarze Strümpfe an und liess auch den „Aermelhals" nicht fehlen (Taf. 7. 2; S. 51 u. 55).

Von dieser ganzen festlichen Tracht erbte sich nichts, als der schwarze Kittel in das 19. Jahrhundert hinüber; doch zählte auch dieses Stück damals nicht mehr zur bräutlichen Garderobe; man sah es nur noch bei alten armen Leuten, denen es geschenkt worden war.

Ueber die männliche Tracht s. Fig. 20. 2–5.

Taf. 7. Von dem Kopfpuze haben wir schon geredet (S. 45 u. 48). Zum festlichen Anzuge gehörte noch ein langer Mantel; dieser war in seiner ganzen Ausstattung ein würdiger Gefährte des „Kittels" und des Hormtes, denn er verlangte an sechs Wochen Arbeit und war unter dreissig Thalern nicht zu haben. Sein Stoff war durchweg schwarzes Tuch; oben, wo er um den Hals ging, war er in viele kleine Falten gepresst, die sich durch den Mantel in seiner ganzen Länge fortsezten. Ein Futter von Scharlach, etwa eine halbe Elle breit, folgte den vorderen Kanten des Mantels von oben bis untenhin und um den Nacken herum. Ferner war auf der Innenseite, etwa in Brusthöhe, noch eine Borte von blau und weissem oder von grün und weissem Stoffe angebracht, zuweilen auch innen an jeder Brustkante noch ein in Seide gesticktes Kränzlein, wovon das eine den Namen der Besizerin, das andere die Jahreszahl der Anfertigung umschloss. Ausserdem befanden sich

Fig. 20.

inwendig zwei Henkel von Tuch, an welchen ihn seine Trägerin mit den Händen festhalten konnte.

Wenn ein Bauernmädchen zu Gevatter stand, hatte es den Kopf mit dem Hormte bedeckt (Taf 6. 1) und ein Bandstück von weissem Linnen mit gerüschten Rändern vom Nacken herab mitten über den Rücken hängen; es war dies der sogenannte „Aermelhals", ein Stück, über dessen Ursprung nichts mehr zu ermitteln ist. Auch wenn die Gevatterin den Mantel anlegte, sorgte sie dafür, dass es gesehen werden konnte und liess es über ihn herabfallen (Fig. 20. 7). Ueber den sonstigen Anzug s. Taf. 8 u. 9.

Fig. 20. Es bleibt uns noch ein Wort über den hohen weissen Kopfpuz (7. 8) zu sagen übrig, der seinerzeit ein hervorstechendes Charakteristikum in der altenburger Frauentracht gewesen war. Er wurde „der Schleier" geheissen und war ein dünnes Florgewebe, das in besonderer Weise um eine hohe Haube aufgesteckt wurde. Diese Haube, die sogenannte „grosse Haube", war über eine halbe Elle hoch

---

Altenburger Bauerntrachten um 1800. 1 Rock (der „Schafpelz") ledergelblich mit schwarzem Besaze, Hosen, Stiefel und Hut schwarz, Halstuch rotviolett mit schwarzen Streifen. 2 Rock (die „Weisse") weiss mit blau gestreiftem Futter (an den Brustaufschlägen sichtbar); Hosen, Hut und Schuhe schwarz, Brusttuch schwarz mit rotem Halssaume, Strümpfe und Kragen weiss, Hosenhebe karminrot. 3 Rock (die „Kappe") schwarz mit grünem Futter, Hosen, Stiefel und Hut schwarz, Brusttuch schwarz mit rotem Halssaume, Hosenhebe karminrot. 4 Käppchen, Hosen und Schuhe schwarz, Brusttuch schwarz mit roter Randborte um das Armloch herum und an der Seite herab, Hosenhebe samt Quersteg karminrot mit gelben Knöpfen, Strümpfe und Hemdärmel weiss. 5 Hut, Hosen, Halstuch und Schuhe schwarz, Brustuch schwarz mit rotem Saum um die Hals- und Achselöffnungen her, Knöpfchen gelb, Hosenhebe karminrot, Kragen, Hemdärmel und Strümpfe weiss. 6 Braut- oder „Hormtjungfer": Jacke rot mit grüner Halsrüsche und blumigem Schossfutter, Rock und Strümpfe schwarz, Schuhe schwarz mit gelber Sohle, Halskragen und Schürze weiss, Kopfpuz („Hormt") karminrot mit gelben Blattflinsern an silbernen Knöpfchen, oberer Hutrand silbern, Zopfbügel, Kinn- und Brustbänder grün. 7 Frau im Leichengefolge: Mantel, Strümpfe, Schuhe und Rückenbehang (der „Nanger- oder Nunterhänge") schwarz, das Stück unter dem Nunterhänge (der „Aermelhals") und Kopfpuz weiss. 8 Gevatterin, ein Kind zur Taufe tragend: Mantel schwarz mit roten Aufschlägen, Strümpfe und Halstuch schwarz, Brustfleck grün, das Stück Hemd darüber sowie Kinntuch, Kopfpuz und Schürze weiss, Tauftuch blau mit goldenen Spizen und Fransen, Schuhe schwarz mit gelber Sohle. 9 Marktfrau: Joppe schwarz mit weissen Punkten, Kinn- und Hutband schwarz, Hut strohgelb, Vorstecker schwarz, Rock dunkelblau, Schürze brandgelb mit schwarzem Bund, Hemdkragen weiss. 10 Frau in Alltagskleidung: Joppe schwarz mit weissen Punkten, Vorstecker karminrot mit goldenen Schnürsenkeln, Rock an jeder dritten Falte karminrot, an dem Faltenpaare dazwischen dunkelblau, Häubchen samt Kinnband schwarz, Kopftuch weiss mit roten und blauen Streifen, Schürze brandgelb mit schwarzen Bindeschnüren, Halskragen und Strümpfe weiss, Schuhe schwarz mit gelber Sohle. (Karl Friedrich Kronbiegel: Ueber die Sitten, Kleidertrachten und Gebräuche der Altenburgischen Bauern. 1806.)

und über eine viertel breit; sie hatte ungefähr die Gestalt eines Kuhmagens; mit dem einen Teile ward sie auf den Kopf über die kleine Alltagshaube gesezt, mit dem andern aber über den Rücken fallen gelassen, so dass sie den „Aermelhals“ zur Hälfte bedeckte (7). Ihr Stoff war schwarze Klöppelseide. Um diese Haube wurde der „Schleier“ gewunden und hinten zusammengesteckt. Ein anderes Stück, das „Vorgebinde“, wurde vom Nacken her um das Kinn genommen, so dass es zugleich den Mund unter sich verbarg und vom ganzen Gesichte nichts mehr frei blieb, als nur Augen und Nase; auch Ohren, Haare und Stirn waren nicht zu sehen (8). Der Schleier wurde an allen kirchlichen Festtagen angelegt, beim Abendmahle, bei Kindstaufen, Hochzeiten und Begräbnissen; doch musste er bei der Trauer einen breiteren Saum haben und durfte nicht benäht oder mit Figuren bestickt sein; ebenso durfte das Vorgebinde als Saum nur die Weberkante haben, die aus den Endstücken der einzelnen Fäden bestand, oder das Tuch musste ausgefranst sein. So lange die Trauerzeit währte, erschienen die Weiber an Sonn- und Festtagen stets im Schleier, an Wochentagen aber in einem schwarzen Kopftuche mit weissem Blumenmuster. Auch trugen sie alsdann keine braune, sondern eine schwarze Schürze und einen schwarz- und weissgestreiften Rock oder einen solchen aus Trauerkattun.

Das Einschleiern geschah von Mädchen, die ein Geschäft daraus machten; kein Stück in dem ganzen Anzuge verursachte den Bäuerinnen soviel Not und Sorge, wie dieser Kopfpuz, und manche Frau konnte erst am Schlusse der Predigt in die Kirche kommen, weil sie mit dem Verschleiern nicht eher fertig geworden war.

Bei Kindstaufen war es Brauch, dass die Gevatterin das Kind aus der Kirche zurücktrug (8). Zu dieser Handlung war ein eigenes Tauftuch bestimmt, unter dem das Kind nach Hause gebracht wurde. Es bestand aus blauem Stoffe, aus Damast, Atlas, Grosdetour oder sonstigem Seidenzeuge, und war mit goldenen oder silbernen Randspizen und Fransen garnirt. Zuweilen war es auch nur aus schlichtem Kattune und mehrenteils der Wehemutter eigen, die es der Gevatterin oben auf der Brust zu beiden Seiten des Mantels ansteckte.

Wenden wir uns nun zur männlichen Tracht. Das Hemd, noch um 1700 eine Seltenheit, war um 1800 ein ständiges Stück in der Bauerngarderobe. Es hatte einen stehenden Kragen in Form einer breiten Borte, die den Hals umgab (2. 5; Taf. 6. 2). Dieser war sauber geglättet, besteppt mit kleinen Figuren aus weissem Zwirn und dem Namenszuge in schwarzer Seide; geschlossen wurde er mit einem Schnällchen und wol auch mit einem schwarzen Bande. Auf das Hemd kam das „Brusttuch“ von schwarzem Stoffe zu liegen, das an der linken Seite unter dem Arme mit Häkchen oder Knöpfchen, auf der

Achsel aber stets mit Knöpfchen zugemacht wurde (5). Die Stelle des Brusttuches vertrat an manchen Orten ein breiter Brustlaz, der oben am Halse und an den Armlöchern etwas eng ausgeschnitten und mit rotem Stoffe vorgestossen oder eingebördelt war. Der schwarze Stoff bildete den Untergrund für die „Hosenhebe" von karminrotem Saffiane mit einem Futter von weissem Schafleder. Sie setzte sich zusammen aus zwei über die Achseln gehenden Stegen, einem über die obere Brust und den Rücken gehendem Querstege (4) und einem senkrechten Mittelstege auf der Brust, der sich oben gabelförmig teilte und an den Quersteg anschloss. Am Mittelstege wurde die Hosenhebe durch ein Knöpfchen und an den Seitenstegen durch messingene Häkchen an dem Hosenbunde festgemacht. Sie war ein Hauptschmuck, wenn der Landmann in festlicher Stunde den Rock auszog und nun in schneeweissen, geglätteten und feingefälteten Hemdärmeln einherwandelnd sich der allgemeinen Fröhlichkeit überliess (5). Auch der Name des Besitzers war mit Blattgold darauf eingebrannt oder mit Gold- und Silberfäden eingenäht. Die Hosen waren sehr weite Kniehosen von schwarzem rauhem Bockleder und wurden unter den Knieen mit Schnällchen, Hafteln oder Riemen geschlossen. In ihrer Weite sackten sich die Hosen über die Kniee herab, so dass sie die Haftmittel unter sich verbargen (Taf. 6. 2).

Die Bekleidung der Unterschenkel geschah mit weissen Strümpfen und Stiefeln oder Schuhen. Die Strümpfe wurden aus Leinwand gefertigt und, um sie elastisch zu machen, übereck zugeschnitten. Die Schuhe waren geschlossene Knöchelschuhe mit einer über die Fussbeuge heraufsteigenden Spannlasche. Die Stiefel hatten einen hohen Schaft, so dass von den Strümpfen nichts gesehen werden konnte; vornherauf waren sie vernäht und über den Zehen rundlich ausgeweitet. Mit den Stiefeln zugleich legte man einen schwarzen Rock (3), mit den Schuhen aber einen weissen an (2).

Der Rock von schwarzem Tuche hiess die „Kappe" (3); er reichte bis in die Waden hinunter, hatte eine kurze leicht eingezogene Taille, und ein Futter von grünem Flanelle (vrgl. Taf. 11. 1). Die Kappe wurde mehr bei kühlem Wetter oder bei feierlichen Gelegenheiten angezogen, der weisse Rock aber, kurzweg „die Weisse" genannt, bei sommerlicher Arbeit, denn er galt als eine Art Negligékleidung (2). Die Weisse war ebensolang, wie die Kappe; ihre Aermel, sonst wohlanliegend, blähten sich über den Achseln etwas auf und waren hier kleingefaltet; auf dem Rücken kamen sie sich so nahe zusammen, dass nur ein schmaler Streifen vom Rocke zwischen ihnen übrig blieb. Einesteils, um sie vor Schmuz zu bewahren, dann auch der Haltbarkeit wegen, waren die Aermel vornherum und auf der hinteren Naht bis zum Ellbogen hinauf

mit schwarzem Leder besezt; ebenso waren die Vorderkanten mit einem schmalen Lederstreifen eingefasst. Unten im Schosse war der Rock etwa eine halbe Elle lang aufgeschnitten, entweder nur rechts oder auf beiden Seiten. Vom Halse an vornherunter rechts wie links und ebenso inwendig auf dem Rücken war er mit blaugestreiftem Zwillich oder Leinen gefüttert, nach Belieben auch mit englischem Kattun. Gewöhnlich trug man den Rock offenstehend; doch konnte er nötigen Falls über die Brust herab mit Hafteln und Schlingen zugemacht werden.

Für den Winter bediente sich der Bauer eines wärmeren Rockes, des „Schafpelzes“ (1). Dieser Rock war indes nicht, wie man nach dem Namen vermuten könnte, völlig aus Schafpelz gefertigt, sondern nur damit verbrämt und gefüttert; er bestand aus festem lederartigem Stoffe; der Pelzbesaz aber folgte in schmalen Streifen allen Kanten und Nähten; am Halse bildete er einen handbreiten Umlegekragen und vorn an den Aermeln ebensobreite Aufschläge. Man verwendete nur schwarzes Fell hierzu, manchmal auch schwarzes Leder; einen anderen Pelz, als schwarzen, trug der altenburger Bauer überhaupt nicht. Der Verschluss des Rockes konnte mit schwarzen Hornknöpfen oder auch mit Hafteln und Schlingen geschehen.

Zum winterlichen Schuze gehörte ein Halstuch und zwar in allen Farben, bunt von Baumwollzeug und schwarz von Seide. Auch Handschuhe durften nicht fehlen; man trug solche ebenfalls in allen Farben und zwar von Wolle, Leder, Pelz, Baumwolle oder Halbseide. Wenn man sie nicht an den Händen haben wollte, hängte man sie an der Seite in dem Schlize des Pelzes auf.

Das Haar wurde rund und kurz getragen, vorn glatt in die Stirne gestrichen und wagerecht abgeschnitten; diese Frisur nannte man „Kolbe“. Von einem Barte war nichts mehr zu sehen (vrgl. Fig. 19. 5).

Auch der hohe spize Kegelhut von rotem oder schwarzem Leder war abgekommen; man bedeckte sich jezt mit einem kleinen Filzhute, der indes immer noch grösser war, als der heutige ist; er hatte einen niedrigen glatten Kopf und eine ziemlich breite Krempe, die man gerade abstehen liess oder in die Höhe richtete, entweder rundum oder nur hinten.

Bei Leichenbegängnissen und während der Trauerzeit erschien der Bauer niemals in der „Weissen“, sondern in dem Rocke mit den schwarzledernen Aufschlägen und Hornknöpfen. Sein gewöhnliches Trauerabzeichen war ein Flor, der um den Hutkopf gewickelt und seitwärts mit zwei kleinen Schleifen gebunden wurde.

Ueber die Frauentracht (9. 10) s. Taf. 8 und 9.

Taf. 8. Die Tracht, in welcher uns die beiden Bäuerinnen auf diesem Bilde begegnen, hatte das 18. Jahrhundert dem 19. überlassen.

Der Rock zeigte nicht mehr die frühere Länge und reichte nur noch bis zum unteren Wadenrande; er war in viele schmale aneinander genähte steife Falten gelegt und oben mit einem breiten Bunde eingefasst. Je nachdem er für die Wochen- oder Feiertage bestimmt war, bestand er aus englischem Kattun, aus Halbseide, Seide oder auch aus Flanell.

Die weiten langen Hemdärmel (Fig. 18. 2. 4) waren nicht mehr zu sehen; das Hemd war ärmellos und legte sich nur mit einem schmalen Stege über die Achseln her. Aber über das Hemd kam ein Jäckchen zu liegen, das nur den Oberkörper bedeckte und in dieses waren die Aermel eingesezt. Die Aermel gingen nur bis zum Ellbogen und passten auf den Arm; für die Werktage bestanden sie aus blau und weissgestreifter Leinwand oder aus rot und weissgestreiftem Kattune, für die Festtage aber aus feinem Ziz oder englischem Kattun Der Stoff war so genommen, dass die Streifen in die Quere gingen. Den Hals umschloss das Jäckchen ganz wie das männliche Hemd mit einer weissen glatten Borte, die mit Ornamenten in schwarzer Seide bestickt war. Auch oben in der Nähe der Achseln war eine Stickerei angebracht, die sich aus den Anfangsbuchstaben vom Namen der Besizerin zusammensezte. Weil ausser der Kragenborte von dem Jäckchen nichts weiter gesehen werden konnte, als nur das Aermelpaar, so wurde das ganze Gewandstück nach diesem „die Aermel“ benannt. Es war das Mieder und sein Brustlaz, die es verdeckten. Das Mieder wurde in allen Stoffen hergestellt, von Tuch, Manchester, Baumwolle und Seide, ebenso in allen Farben. Es ging auf der Brust nicht zusammen und wurde hier über einem untergesteckten Laze mit hin- und hergezogenen Bändern in allen Farben verschnürt. Der Laz war mit Pappdeckel ausgesteift und sein Ueberzug wechselte ebenso oft an Stoff und Farbe, wie das Mieder selbst. Nach beiden Seiten hin war der Laz so gebogen, dass er sich bequem auf den Körper legte; in seiner Breite bedeckte er fast die ganze Brust; doch erreichte er bei weitem nicht die Höhe des heutigen Lazes.

Zur gewöhnlichen Tracht gehörte eine „Jäcke“ genannte Joppe; sie war mit langen anliegenden Aermeln und einem stehenden Kragen versehen, ohne Schoss und auf der Brust in tiefem Bogen ausgeschnitten; vorn herab wurde sie zugehakt oder auch mit Knöpfchen geschlossen. Wenn zur Arbeit getragen bestand die Jäcke gewöhnlich aus Kattun von schwarzer Farbe mit kleinen weit auseinander stehenden weissen Punkten und einem Futter von weissem Flanelle, für die Festtage aber aus kleingeblümtem Kattune, aus Halb- oder Ganzseide und wol auch aus Atlas mit einem Futter aus weissem Barchent oder, wenn für den Winter bestimmt, aus Pelz.

Die Schürze hatte genau die Länge des Rockes und ging in ihrer

Breite nicht über die Hüften hinaus; sie war sehr gesteift, in kleine dichte Fältchen gelegt und oben mit einer Bindeschnur besezt, die vor dem Leibe verschleift wurde. Ihr Stoff war niemals etwas anderes, als Leinwand und zwar weisse für festliche Gelegenheiten, für die Sonn- oder Wochentage brandgelbe, hell- oder dunkelbraune, im Traueranzuge schwarze. Das Band hatte die Farbe der Schürze oder war schwarz, nur weisse Schürzen hatten stets auch ein weisses Band.

Die Strümpfe wurden in früheren Tagen wie die männlichen Strümpfe aus Leinwand zugeschnitten (S. 53), jezt aber mehr gestrickt oder gewirkt, die gewöhnlichen aus Baumwolle, die festlichen namentlich zur Winterszeit aus schwarzer Wolle. Das Strumpfband war ehedem ein Lederriemen mit Schnalle, wie solchen auch die Männer beliebten, dann aber ein Streif aus Kattun, Tuch oder Leinwand, aus Atlas, Sammet, Taffet, Seide, und nach Belieben mit Stickereien in Gold, Silber und Seide geziert.

Die Fussbekleidung war verschieden geformt, stets aber über den Zehen rundlich ausgeweitet, dabei mit einer derben Sohle und einem starken Absaze unterlegt. Es gab völlige Knöchelschuhe mit einer über die Fussbeuge heraufsteigenden Spannlasche sowie auch Halbschuhe oder Pantoffeln mit fehlender Kappe. Die Schuhe waren entweder völlig geschlossen oder zum Binden eingerichtet; das Schuhhinterteil sezte sich alsdann in Laschen fort; diese wurden über dem breiten Vorderteile zusammengebunden und solches über das Gebinde herabgeschlagen. Diese Anordnung hatte einmal den Vorteil der Sauberkeit, weil so die stark mit Fett geschmierten Schuhe die Strümpfe nicht beschmuzen konnten, und dann auch den Vorteil eines guten Aussehens, denn die Klappe war mit rotem Leder gefüttert, das nach oben zu liegen kam und so nicht blos mit seiner Farbe, sondern vielfach auch noch mit Stickereien in Gold- und Seidenfäden prunken konnte. In ähnlicher Weise zeigten sich die Pantoffeln auf ihrem Spannblatte verziert. Noch herrschte vielfach der Brauch, Sohle und Absaz an ihren Rändern gelb zu färben (Taf. 6.1).

Das Haar wurde mit Wasser oder Essig und eigens dazu bestimmten Bürsten von allen Seiten so glatt als möglich um den Kopf hinaufgestrichen, oben zusammengebunden, dann in zwei Zöpfe geflochten und diese in Schneckenwindungen um den Wirbel herumgelegt. Um diese Frisur wurde das „Nest“ gesezt; es hatte dies die Gestalt eines runden Schachteldeckels ohne Boden (1), sein Futter war ein etwa zwei Zoll breites Strohband, sein Ueberzug ein Streif von Pappdeckel, der so aufgesezt war, dass er das Strohband über sich hervorblicken liess; hier an dem vorstehenden Rande war dieses mit farbigem Stoffe überzogen, oft auch mit Glasschmelz und Flittern übersät. Um den ganzen Reif

herum war noch ein schwarzes Tüchlein gebunden und solches auf der Stirnseite in eine Doppelschleife verknotet. Dies Tüchlein hiess die „Nestbinde“ und bestand aus Wolle, zum Puze auch aus Seide. Nachdem das Nest aufgesezt war, wurde ein langer Stift aus Eisen oder Messing quer durch die Zöpfe gesteckt. Dieser Stift glich an jedem Ende einem Löffelstiele und war so lang, dass er nicht blos die Zöpfe, sondern auch das Nest auf dem Kopfe festhielt, indem seine Enden sich oben auf den Rand des Nestes legten; sein Name war „Senknähle“. Nacken und Ohren blieben unbedeckt.

Zum winterlichen Kopfschuze diente die „Commode“, eine runde Haube mit langen Backen (2), die unter dem Kinne zusammenstiessen; sie bestand gewöhnlich aus aschgrauem, schwarz und weiss geblümtem Seidenzeuge (Croisée) mit einem schmalen Vorstosse von Grauwerk oder sogenanntem „Veh“. Gebunden wurde sie zweimal mit schwarzem Seidenband; ein schmäleres Band umgab die Haube von der Stirnhöhe nach dem Nacken hinab und machte hier seine Schleife; ein breiteres formte seine Schleife unter dem Kinne.

Zum Schuze gegen den Regen bedienten sich die Bäuerinnen des üblichen „Regentuches“; es war dies ein Stück von weissem Linnen, gross genug, um die ganze Gestalt damit zu verhüllen. Sein vorderer Rand war mit den handbreit vorstehenden Fadenenden, der sogenannten „Weberkante“, verbrämt. Solche Tücher führten die Bäuerinnen bei jeder Gelegenheit mit sich, bei Besuchen und Spaziergängen, und zwar, wenn sie ihrer nicht bedurften, zusammengerollt unter dem Arme. Doch fing man damals an, auch Regenschirme zu tragen.

Taf. 9. Der „Hochzeitbitter“ war eine wichtige Person im Leben der altenburger Bauernschaft; er hatte eine Fülle von Aufträgen zu besorgen und es gehörte ein angeborenes Talent zu seinem Amte: Gewandheit, guter Humor und nicht zulezt ein guter Magen. Nicht selten vererbte sich das Amt von dem erfahrenen Vater auf den Sohn: auch lohnte es sich reichlich.

Der Hochzeitbitter hatte eine eigene Kleidung, an der man ihn als solchen erkannte; sie bestand in Ueberrock und Hut. Als Ueberrock diente noch der alte „weisse Schmizkittel“ mit nur geringer Veränderung; vorn war er übereinanderschlagbar und die Kante des überschlagenen Teiles lief schräg von der linken Brusthälfte nach dem rechten Oberschenkel hinab; hinten wie vorn lag der Rock gut am Oberkörper und war hier stark gesteift. Der Schoss war auf der Vorderseite mit den Brustblättern im ganzen geschnitten und ebenfalls glatt, hinten aber mit überschlagener Naht besonders angesezt und dicht in Längsfalten geriefelt. (Taf. 10. 1.) Die Aermel hatten eine grosse Fülle; sie wurden bis an den Ellbogen heraufgeschoben und hier über den Aermeln des

„schwarzen Schmizkittels“ zusammengeschnürt, wodurch sie sich in faltige Ballonärmel verwandelten. Ein augenfälliges Besazstück an diesem Rocke bestand in einem schwarzen Bande, das auf dem glatten Rücken so aufgenäht war, dass es ein mit der Spize nach unten gewendetes Dreieck bildete; einer von den Schenkeln des Dreieckes sezte sich über den Schoss hinab bis an dessen unteren Rand fort. Dieser Teil des Bandstückes blieb unaufgenäht.

Der Hut des Hochzeitbitters kam an Höhe dem alten spizen Kegelhute gleich (Taf. 5), doch war er jezt cylindrisch und an seiner Wandung etwas eingeschweift; die Krempe, von entsprechender Breite, war rechts und links über den Schläfen nach oben geschlagen. In der oberen Hälfte schloss sich ein karminrotes, mit Gold geränderes und mit einem Bündel von farbigen Bändern behängtes Band um den Hutkopf. Hatte eins von dem Brautpaare Vater oder Mutter verloren, so waren auch schwarze Bänder darunter. So herausgepuzt wanderte der Hochzeitbitter, einen weissen oder braunen Stab mit grosser bunter Quaste in der Hand, seines Weges, um die Gäste einzuladen. Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde er jedoch in dieser Tracht nur wenig mehr gesehen. Weiteres darüber S. 62.

Ueber die Tracht der Bauersfrau s. Taf. 8. Das Häubchen stand nur verheirateten Frauen zu; sie zeigten sich in demselben schon am dritten Hochzeitstage als Frau. Es hatte die Form eines runden Schachteldeckels und bestand aus einer Einlage von Pappe mit einem schwarzen Ueberzuge von Leder oder Seide. Das umschliessende Band war etwa zwei Finger breit, glatt, an beiden Rändern mit einem gerüschten Streifen eingefasst, und endigte mit einer dreieckigen Spize, die auf der Stirnseite herab ins Gesicht fiel. Festgehalten wurde das Häubchen mit zwei gleichfalls aus schwarzer Seide bestehenden unter dem Kinne verschleiften Wangenbändern.

Taf. 10. Die Stiefel passten besser auf das Bein, als früher. Die Hosenhebe, sonst von rotem Saffiane, war jezt von schwarzem, glänzend lackiertem Leder. Wenn der Bauer über Feld ging, legte er immer mehr statt der „Kappe“ (20. 3) oder der „Weissen“ (20. 2 einen kurzen Spenzer von grünem oder olivenbraunem Tuche an, der im Rücken mit kleinen Schösschen und vorn mit Aufschlägen, die in einen kummetartigen Kragen übergingen, sowie mit besponnenen Knöpfen ausgestattet war. Der Hut, von schwarzem Seidenfilz, hatte sich zu einem Hütchen verkleinert; sein Kopf war flach, die Krempe schmal, über der Stirn schräg herabgeschlagen, sonst aber in die Höhe geste

Die weibliche Kleidung bewegte sich in der Richtung des Verengens, Verkürzens und Versteifens. Ueblich geblieben war noch das „die Aermel“ genannte Unterjäckchen, der Brustlaz und das darüber ver-

schnürte Mieder. Der Brustlaz wuchs allmählig so in die Höhe, dass er einen Teil des Kinnes bedeckte und man Mund und Nase hinter ihm verbergen konnte. Die Bäuerinnen gewöhnten sich deshalb daran, die Hand auf den oberen Rand des Lazes zu legen, um dem Munde mehr Freiheit beim Atemholen und Sprechen zu verschaffen. Zwei Bänder von schwarzer Seide, die hinten an der Aermelhalsborte angeheftet waren, wurden nach vorn genommen, so dass sie mit ihren über den Laz fallenden Endstücken diesen durchaus verdeckten. Bei sommerlichem Wetter liess man sich an den kurzen Aermeln des Unterjäckchens genügen (Taf. 8. 1), selbst an Sonn- und Festtagen; bei kaltem Wetter aber legte man ein Jöppchen mit Aermeln darüber an und hielt solches durch ein breites Band von schwarzer Seide über die Brust her zusammen, so dass das Band mit seinen beiden langen Endstücken rechts und links über die Schürze herabfiel. Die Aermel waren lang und im Oberarme gebauscht.

Der Rock verengte namentlich in seiner hinteren Hälfte immer mehr sein steifes Gefältel. Die Schürze dagegen, die meist aus dem nämlichen Stoffe bestand, erschien nicht mehr so durchweg wie sonst in feine Falten gelegt, sondern auch in breitere Falten abgenäht. Sie wurde mit breiten seidenen Bändern festgeschnürt, die unter den Aermelbändern herabhingen; Rock und Schürze waren gleichlang und stiegen bis an den unteren Knierand hinab; die Unterschenkel steckten in Strümpfen von weisser Baumwolle und diese wurden unter dem Knie mit Bändern von Kattun oder mit besseren aus Taffet mit Goldstickerei befestigt. Ausser den weissen Strümpfen waren noch dunkelblaue aus Baumwolle und schwarze aus Wolle gebräuchlich. Die Schuhe zeigten nur noch ganz niedrige Absäze, waren tief ausgeschnitten und auf dem Spannblatte mit einer kleinen schwarzen Schleife geschmückt; sie bestanden gewöhnlich aus schwarzem Leder, die für die Feiertage bestimmten aber auch aus feinem sämischen Leder oder auf dem Spanne von schwarzem Sammet oder Wollstoffe mit blumiger Stickerei. Hatte man kotige Wege zu machen, so legte man Stiefel von schwarzem Leder an.

Von dem Haare liess man nichts mehr blicken; mit Bürsten, die in Wasser oder Essig angefeuchtet wurden, strich man es von allen Seiten her glatt und scharf in die Höhe; wo es sich dem Zwange nicht fügen wollte und sich in seiner Fülle widerspenstig zeigte, half man mit der Scheere nach. Dann flocht man es in zwei Zöpfe, legte diese um den Wirbel und hielt sie mit einem breiten schwarzen Seidenbande fest, das man über die Backen, solche fast ganz bedeckend, herunternahm, unter dem Kinn in eine grosse Doppelschleife schürzte und mit den Endstücken über den ganzen Vorlaz herunterfallen liess. Schliesslich verbarg man die ganze Frisur unter einem grossen Kopftuche, so dass kein Härchen mehr zu sehen war. Das Tuch war zu einer Haube ge-

Fig. 21.

formt und zwar durch Zusammenschieben in Falten; das Vorderteil bildete eine runde Kappe, die den ganzen Oberkopf umschloss, das Hinterteil aber eine Rosette, die ihre Front nach rückwärts kehrte (Fig. 21. 3–6). In älterer Weise formte man indes das Hinterstück auch jezt noch zu einer Art von Chignonfutteral um, das man frei über den Nacken herunterbaumeln liess (Fig. 21. 2). Unterhalb der Rosette oder dem Chignon befestigte man ein besonderes Stoffstück an den Nackenrand der Haube, so dass es über den Rücken fiel. Dieses Stück war mit zwei quadratischen Blättern von Pappdeckel, den sogenannten „Steifen", ausgefüttert und derart in eine feste Stellung gebracht, dass es zunächst vom Kopfe wagerecht abstand und dann senkrecht herabfiel (Fig. 21. 6). Für gewöhnlich bestand die ganze Haube aus Kattun, für die Festtage aber auch aus Seide oder Atlas mit reichlicher Stickerei in Gold- und Seidenfäden (vrgl. Fig. 22. 2. 4).

Fig. 21. Der weisse Tuchrock (Fig. 20. 2) wurde immer weniger getragen, da es schwer war, ihn sauber zu halten; unsauber und abge-

---

Altenburger Trachten um 1840. 1 Hütchen, Halsbinde, Brusttuch, Hosen, Hosenhebe und Stiefel schwarz, Knopfstreifen auf der linken Schulter gelb, das übrige weiss. 2 Mantel graubraun mit grauem, blauem, rotem und gelbem Blumenmuster und schwarzem Kragen, Kopftuch rosa mit blauen Blumen, hinterer Teil der Haube schwarz, das Band zwischen Hinter- und Vorderteil gelb, heruntergeklappter Halskragen, Schuhe und Strümpfe schwarz, Kinnschleife und Brustbänder gemustert in Grün, Rot und Gelb. 3 Rock dunkelbraun mit grünen Streifen, ebenso gefärbter Einfassung am unteren Rande und rosenfarbigem Bunde obenher, Schürze dunkelblau mit grünem Muster, Leibchen samt Kragen ebenso, Strümpfe weiss mit rotem Kniebande und gelber Schnalle, Schuhe, Brust- und Kinnbänder schwarz, Haube mit Nackenbändern rosa, Stirnstreif der Haube graubraun, hinterer Haubenteil schwarz, Band zwischen Hinter- und Vorderteil der Haube gelb. 4 Mantel dunkelblau mit schwarzem Kragen, Schuhe, Strümpfe, Kinnschleife Brustbänder und hinterer Haubenteil schwarz, Kopftuch und Nackenschirm dunkelblau mit hochrotem Muster, Stirnrand der Haube zimmetbraun. 5 Joppe kaffeebraun mit roten, grauen und gelben Punkten, Saumborte der Joppe untenher und an den Aermeln grün, Achselstreif und Taillenschärpe schwarz, Rock grau mit roten und gelben Querstreifen und grünem Bunde, Schürze wie die Joppe, Schürzenbund (über der Taillenschärpe sichtbar) hochrot, Strümpfe weiss, Knieband grün mit roten Tupfen, Schuhe schwarz mit dunkelgrauem Blumenmuster. 6 Mantel graubraun mit grünen, rosa- und orangefarbigen Blumen, Mantelkragen, Schuhe und Strümpfe schwarz, Nackentuch der Haube („Steife") schwarz mit gelben Blumen im Grunde, nächst dem Grunde mit dunkelblauen und aussenher mit gelben Streifen eingefasst, Haube gelb mit schwarzen Blumen. 7 Ganzer Anzug schwarz, nur Rockfutter grün und stehender Halskragen weiss. 8 Wams grün, Halskragen und Strümpfe (zwischen Hosen und Stiefeln sichtbar) weiss, das übrige schwarz. 9 Halskragen weiss, das übrige schwarz. 10 Mantel dunkelgrün, Halskragen weiss, das übrige schwarz. 11 Spenzer grün mit Randbesaz und Kragen von schwarzem Pelze, Müze ebenso, das übrige schwarz. 12 Wams dunkelgrün, Halskragen weiss, das übrige schwarz. (Karl Friedrich Hempel: Sitten, Gebräuche, Trachten u. s. w. der Altenburgischen Bauern. 1839.)

tragen aber, wie man ihn zulezt noch an Werktagen anlegte, machte er einen widerwärtigen Eindruck. An seine Stelle trat ein Tuchspenzer (11), der meist aus grünem Stoffe hergestellt und ähnlich wie das Wams (Taf. 10. 2) zugeschnitten war, aber knapper und ohne Brustaufschläge, denn er wurde immer zugeknöpft getragen. Zwischen den Knöpfen war er häufig mit einigen verknöpfbaren Laschen ausgestattet. Der Winterspenzer hatte einen Besaz von schwarzem krausen Pelz an allen Rändern, vorn an den Aermeln und am umgeklappten Kragen. Mit dem Spenzer zugleich pflegte man die sogenannte „polnische Müze“ zu tragen; diese hatte einen viereckigen, nach obenhin etwas ausgeweiteten Kopf und war gleich dem Spenzer aus grünem Tuch und schwarzem Bräme zusammengesezt. Weiteres über die Männertracht Taf. 11.

Zu einem sehr gewöhnlichen Schuzkleide gegen Kälte und Regen wurde allmählich der Mantel, der sogenannte „Matin“, mit seinem Klappkragen und dem die Arme völlig bedeckenden Ueberfallkragen (10). Man fertigte ihn aus Tüffel, mehr aber noch aus grünem oder dunkelblauem Tuche an. Auch die Frauen bedienten sich derartiger Mäntel und zwar, je nach Vermögen, solcher von blumigem Kattune (2. 4. 6), einfarbigem Tuche oder von Seide. Ueber den Kopfpuz der Frauen s. Taf. 10.

Taf. 11. Um 1800 verschwand die eigentümliche Tracht der Hochzeitbitter (Taf. 9 u. 10) und wurde nur noch ab und zu hervorgesucht, wenn man dem Landesherrn und seinen fremden Gästen ein Bild von einer altenburger Bauernhochzeit aus vergangenen Tagen darstellen wollte. Der „weisse Schmizkittel“ überliess seinen Plaz der gewöhnlichen „schwarzen Kappe“; doch trug der Hochzeitlader noch manches an sich, was ihn als solchen kennzeichnete; rechts und links war sein Hut mit einem Kranze und hinten zwischen beiden Kränzen mit einem Strausse bepflanzt; Kränze wie Strauss bestanden aus künstlichen Blumen, die teils aus bunten Stoffen, teils aus Gold- und Silberlahn angefertigt waren. Die farbigen Bänder wurden nun in ihrem oberen Teile zu Schleifen geformt und hinten an der aufgestellten Krempe in einer Reihe angeheftet; zugleich wurde ein solcher Puz vorn am Rocke angebracht. Dazu kam dann noch ein rotes oder blaues Tüchlein, wohl zusammengelegt und so in die Brusttasche des Rockes gesteckt, dass es mit seinen Zipfeln etwas hervorsah.

Die bäuerliche Mannestracht hatte seit 1800 (vrgl. 20. 1–3) nur wenig Veränderungen durchgemacht. Die „Kappe“, das Hauptkleid, zeigte eine leichteingezogene, doch kurze Taille und im Schosse drei zierliche Falten, die oben in der Taille, wo sie anfingen, je mit einem Knopfe besezt waren (Fig. 21. 9). Auch hatte der Rock an Länge etwas zugenommen, wie dies überall seit Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland der Fall war, denn man benuzte ihn gewöhnlich als Ueberrock

und benannte ihn auch demgemäss. Vornherab konnte er durch eine dichte Reihe von besponnenen Knöpfen geschlossen werden (Fig. 21. 7). Die Stiefel hatten ein netteres Aussehen als früher; namentlich suchte man den Schaft, dessen Naht man nach hinten verlegte, immer mehr zu verengen und schärfer anliegend zu machen, so dass die Unterschenkel im Gegensaze zu den in weiten Hosen steckenden Oberschenkeln (Taf. 10) etwas zu dünn erschienen. Auch fing man an, kürzere Stiefel zu tragen, die zwischen sich und den Hosen einen Teil der oberen Wade mit dem weissen Strumpfe blicken liessen (Fig. 21. 1. 8). Seltener und nur im Sommer trug man Schuhe, die mit Riemen zugebunden wurden.

Die Haube, wie die Frauen sie jezt bevorzugten, unterschied sich einigermassen von den seither besprochenen; es fehlte ihr die Rosette am Hinterkopfe und zum Teil auch das Nackenstück mit den beiden „Steifen" (Fig. 21. 6). Während sonst die Hauben niedrig und glatt auf dem Kopfe sassen, legte sich diese Haube zwar auch fest um den Oberkopf, stieg dann aber, sich kegelig zuspizend, wol eine viertel Elle hoch über den Kopf empor und zwar mehr oder minder schräg nach hinten; auf der Spize war sie mit einer grossen Doppelschleife aus schwarzem Seidenbande ausgestattet. Zur Unterlage hatte sie meist eine Stirnbinde von Spizen, unter der das geflochtene Haar verborgen lag.

Fig. 22. In dieser Abbildung begegnet uns die Tracht der Altenburgerinnen mit den lezten Konsequenzen ihrer auf Engerwerden gerichteten Entwicklung. Der Oberrock, gewöhnlich mit einem Futterrocke von dunkelroter Wolle unterlegt, zeigt sich hier dergestalt verengt, dass er fast trikotartig sich an das Gesäss anschliesst und da, wo er von der Schürze nicht bedeckt wird, die Formen verrät, die er verbergen soll. Seiner Enge entspricht seine Kürze, denn er reicht nicht völlig bis unter die Kniee, und da diese auch vom Strumpfe nicht bedeckt werden, so muss der Rock sie bei der geringsten Schwankung dem Auge preisgeben. Oben zu viel, unten zu wenig. Für Werktags besteht der Rock aus Wolle oder Kattun, für die Festtage aus dunkler Seide mit Besäzen oben wie unten von buntfarbigem Seiden- oder Sammetbande. Breitstreifige Stoffe sind sehr beliebt und werden so verwendet, dass die Streifen quer zu liegen kommen. Gewöhnlich sind fünf Ellen Stoffes zu dem Rocke erforderlich, denn er ist in seiner hinteren Hälfte in ein unglaublich enges Geriefel von Fältchen eingenäht. Die Schürze ist nur wenig länger, als der Rock, und geht um die Hüften herum; sie besteht aus Leinen oder auch aus Seide und Halbseide und ist in breite Falten genäht. Festgebunden wird sie mit breiten Bändern von schwarzer Seide und zwar so, dass diese unter den Aermelbändern herabfallen (S. 59). Ueber die Kopfbedeckung s. S. 61 und Taf. 11.

Eine Braut samt ihren Jungfern unterscheidet sich nur durch den

Fig. 22.

1 2 3 4

Altenburger Frauentrachten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. 1 Brautjungfer oder Gevatterin: Spenzer graurotbraun mit weissen hellblauornamentierten Randbesäzen, Rock ebenso, Schürze gleichfalls, doch ohne Besaz. Kopfpuz (Hormt) gelb mit Goldflinsern an silbernen Knöpfen, am oberen Rand golden bordiert, Hormtbogen rotbraun mit bunten Blumen und grünen Blättern Stirn- und Kinnband rotbraun, Nackendecke ebenso, mit grünem Randbesaze und bunter Blumenstickerei, Rückenbänder hochrot mit grüner Fassung. 2 Frau im Sonntagsanzuge: Spenzer graurotbraun mit weissen hellblaugemusterten Brust- uud Aermelrandbesäzen, Schürze graurotbraun, Schürzen-, Aermel- und Halsbänder schwarz, die über die Halsbänder fallenden beiden Zipfel des Halstuches schwarz mit blauen Blumenmustern und Fransen; Kopftuch rotbraun mit gelber Metallstickerei an den Rändern. 3 Braut: Anzug wie bei der Brautjungfer; Zipfel des Halstuches weiss bestickt, Kopftuch grün mit braunrotem Muster, ebenso das unterm Kinn verschleifte und über die Brust fallende Hormtband und ausserdem braunrot gerändert. 4 Frau im Sonntagsanzuge wie der Anzug unter 2; Kopftuch mit blauen glatten und blumigen Streifen eingefasst. (Nach Albert Kretschmer: Deutsche Volkstrachten.)

Kopfpuz von der übrigen Menge. Dieser Puz, das „Hormt“, zeigt sich gegen früher etwas verändert. Das Hormt, sonst ein nach obenhin sich ums Merken verbreiternder Cylinder (Taf. 7), ist jezt oben etwas enger, als unten, doch wie sonst ohne Deckel, im Inneren rot gefüttert und aussenher mit erhabengemusterten Metallblechen von rechteckiger Form beschlagen, an denen zwei Reihen Goldplättchen mit

Henkeln an silbernen Knöpfchen baumeln, ausserdem an den Rändern mit Borten und Goldwebereien verbrämt. Auf seiner Rückseite wird das Hormt von einem im Bogen befestigtem Wulste überragt (1. 3); dieser ist mit einem gemusterten Sammetbande von grüner oder roter Farbe umwickelt, dabei auf seiner vorderen wie hinteren Seite mit kranzähnlichen Gewinden ausgepuzt. Mit solchem Schmucke ist das Hormt auch unterhalb des Bogens bepflanzt Bei der Braut sind diese Garnituren aus Myrtenzweigen hergestellt, bei ihren Begleiterinnen aus Blumen. Die Krone kommt auf die „Stirnbinde" von rotem Sammet zu sizen, die alles Haar unter sich verbirgt und hinten mit einem grossen Stücke abschliesst, das in Form einer Doppelschleife zugeschnitten, an den Rändern mit grüner Bandrüsche verbrämt und auf seiner Fläche mit Blumen verziert ist. Dieses Stück bedeckt den Nacken; unter ihm hervor kommen zwei glatte Bänder von roter Seide mit grünen Rändern hervor und fallen über den ganzen Rücken bis unter das Gesäss hinab. Ein ähnliches Band ist über das Hormt um die Wangen herabgenommen und vor dem Kinne verschleift, so dass es mit seinen Endstücken über die Brust herab bis zum Gürtel fällt. Es ist unmöglich, die Einschachtelung obenher noch weiter zu treiben.

In der Hand wird ein Taschentuch getragen, das sorgfältig zusammengelegt oder auch zusammengerollt ist. Bei dem auf das Hochzeitsmahl folgenden Balle pflegt die junge Frau einen Blumenstrauss in der Hand zu tragen; nach moderner Weise hat der Strauss seinen Plaz in einem zierlich ausgeschlagenen Papierhalter (3).

Fig. 23. Diese Trachten sind uns als sächsische überliefert, doch ohne sonst einen Vermerk über ihre engere Heimat; ihre Verwandtschaft mit der nordböhmischen lässt indes annehmen, dass diese Heimat auf dem meissener Hochlande in der sächsisch-böhmischen Schweiz zu suchen ist. Solche cylindrische Müzen, wie die Männer sie auf unserem Bilde tragen, wurden gewöhnlich aus drei bis vier Iltisfellen hergestellt und auf der Nackenseite mit einigen senkrecht übereinandersizenden Bandschleifen verziert. Es waren gewöhnlich Leute aus dem Handwerkerstande, die sich ihrer bedienten, vorab Schuster, Schneider und Zimmerleute; vielleicht dass ein dreieckiger Schild auf der Stirnseite der Müze bestimmt war, den Stand seines Inhabers zu markieren (3).

Das eigenartigste Stück in diesen Kostümen ist sicherlich die weibliche Schniepenhaube (4. 6). Solche Hauben, aus schwarzem Taffet gefertigt, waren in den dreissiger Jahren um Nürnberg herum sehr beliebt; ihre Schniepen griffen dort lang und scharf wie Geierkrallen ins Gesicht hinein, eine mitten über die Stirn herab und je eine von rechts und links in die Wangen hinein; entweder umschloss die Haube den Oberkopf durchaus oder bildete den unteren Teil einer besonderen Müze.

Fig. 23.

Sächsische Volkstrachten um 1780. 1, 5 Burschen; 2, 6 Mädchen; 3, 7 Bauern; 4, 8 Bäuerinnen. (Joh. Martin Will: Sammlung Europäischer Nationaltrachten.)

Fig. 24. Die Messe liess sich die Strassen und Marktpläze von Leipzig mit Leuten aus aller Herren Lande sowie aus allen Ständen bevölkern. Wir können nicht alle Variationen dieses kostümlichen Trubels hier durchspielen und müssen uns darauf beschränken, einige Akkorde zu greifen.

Neben den Kniehosen erschienen jezt auch die Langhosen; von diesen hatte sich eine eigene Art bei den Reitknechten und Rosstäuschern eingebürgert (5), nämlich solche, die ziemlich enganliegend an der ganzen Aussennaht herauf mit kleinen Knöpfchen besezt und unten mit Stegen versehen waren, die sie stramm am Beine hielten. Die Lützow'schen Jäger eigneten sich diese Hosen an und solche bildeten einen charakteristischen Teil ihrer Uniform. Zu den Hosen gehörte ein kurzer pelzverbrämter Spenzer, der vornherab mit Hafteln geschlossen wurde.

Unter den Röcken, wie man sie damals beliebte, waren solche, die im Begriffe standen, sich in Fräcke zu verwandeln (9); der Frack war von Anfang an nichts weiter, als ein Leibrock, dessen Schösse von der halben Brusthöhe an nach hinten umgeschlagen, mit den unteren Ecken in die Höhe genommen und angeknöpft wurden. So machten es Leute mit ihrem Rocke, die viel unterwegs waren oder viel zu Pferde sizen mussten. Ganz ebenso verfuhren die polnischen Juden, die nach Leipzig zur Messe wanderten, mit ihren langen Kaftanen (4) und so pflegen noch heuzutage die polnischen Bauern die Zipfel ihres langen Linnenkittels auf der Seite zusammenzuknüpfen. Ueber die Bäuerinnen (1. 2) s. Taf. 13—15.

Fig. 25. Auch auf diesem Blatte begegnen uns leipziger Messtypen. Um den Schluss des 18. Jahrhunderts begann man, den Mantel mit Aermeln zu versehen, so dass er ebensogut angezogen als umgehängt werden konnte. In demselben Sinne für das Praktische versah man ihn neben seinem stehenden Kragen noch mit einem, dann mit drei bis vier liegenden Schulterkragen (1. 2), von denen der untere stets etwas grösser war, als der über ihm liegende. Dieser Mantel führte den Namen „Carrick" oder „Kalmukmatin"; es ist derselbe, von dem Musäus in seinen „Physiognomischen Reisen" spricht: „da mags regnen und hageln, so viel es immer will, mögen alle zweiunddreissig Winde sausen, unter dieser dichten Filzschaube kann jeder seinen Weg geruhig fortsezen."

Das weibliche Kostüm, wie es in den Strassen von Leipzig damals einherwandelte, schien die Behauptung zu rechtfertigen, dass Leipzig ein „Kleinparis" sei.

Taf. 12. Die Ueberbleibsel des wendischen Volkes, dass ehedem einen Teil von Sachsen und den benachbarten Provinzen bewohnte, sind jezt nur noch in den Dörfern der Ober- und Niederlausitz zu finden,

Fig. 24.

Leipziger Strassentypen vom Jahre 1804. 1 Rock und Schuhe schwarz, Aermelleibchen grün. Strümpfe gelb mit hochroten Zwickeln, Müze schwarz mit weissem Randstreifen und weissem rotgegitterten Knüpftuche. 2 Rock graubraun, Schürze Brusttuch und Strümpfe weiss, Aermelleibchen grün, Müze weiss mit gelbem Knüpftuche, Schuhe schwarz. 3 (Jude) Ueberock graubraun mit weissen Knöpfen,

wo sie ihrer Sprache, ihren Sitten und Gebräuchen treu, seit Jahrhunderten das Feld bebauen. Auch in der Gegend von Dresden giebt es noch Wenden, doch nicht so zahlreich und nicht mehr so von alter Eigenart. Sie sind ein wohlgestaltetes Geschlecht, das die sächsische Armee mit guten Soldaten und die Städter mit tüchtigen Ammen versorgt.

Die Kleidung der Männer war nur wenig von derjenigen der deutschen Bauern unterschieden und noch weniger von der böhmischen, mit der sie die farbig ausgenähten Knopflöcher und die zwischen Weste und Rock liegende Jacke gemeinsam hatte. Der Rock war weit und von dunkler Farbe, der Brustlaz oder die Weste mehrenteils hochrot und mit einer dichten Reihe von versilberten Knöpfen besezt. Nächst dem Brustlaze war der Mantel das vorzüglichste Stück in der wendischen Bauerngarderobe; er hatte Aermel und konnte sowol umgehängt als angezogen werden; auch ein Schulterkragen pflegte nicht leicht zu fehlen (vrgl. 25. 1) und dieser reichte, wie die Zeitmode es verlangte. vorn wie hinten bedeutend tiefer herab, als an den Seiten. Man bevorzugte Mantelstoffe von gelber Farbe. Als Kopfbedeckung diente ein schwarzer Filzhut mit niedrigem cylindrischem Kopfe und breiter abstehender Krempe, so wie man ihn jezt noch bei den Bauern in der Gegend von Pilsen antrifft (Taf. 40. 2).

Die verheiratete Wendin unterschied sich in ihrem Anzuge merklich von der unverheirateten. Ueber der gewöhnlichen Müze (vrgl. Taf. 13. 1) trug sie eine schwarze Sammetbinde, die mit gerüschten Spizen geränderт war (vrgl. Taf. 9. 2). Das mit Knöpfen versehene Mieder und der Rock bestanden aus schwarzem Tuche. Die Art der Falten in dem Rocke kennzeichnete den Unterschied in der Religion; die katholischen Wendinnen nähten die Falten aneinander, die lutherischen aber nicht.

Leibrock (Schossweste) rot, Gamaschen und Hut schwarz, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Halsbinde und Zipfelmüze weiss. 4 (polnischer Jude) Kaftan schwarz mit hellblauem Schossfutter, Strümpfe grau, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Hut schwarz. 5 (Rosstäuscher) Wams hochrot mit gelblichem Pelzbesaze, Hosen dunkelgrün mit weissen Knöpfen, Schuhe schwarz, Hut dunkelgrün. 6 Hosen graugelblich, Leibgurt, Hut und Stiefel schwarz, Unterweste hellviolett, Hosenträger grün, Ueberweste hochrot mit gleichgefärbten Knöpfen. 7 (Schuhmacher) Hosen (nur am Knie sichtbar) graugrün, Rock blau, Weste grün, Schurzfell graubräunlich. Strümpfe hellblau, Schuhe und Hut schwarz mit weisser Schnalle, Zipfelmüze und Halsbinde weiss. 8 Rock hellgrau, Strümpfe, Halsbinde und Perücke weiss, Hut und Schuhe schwarz. 9 (Jude) Rock rotbraun, Hosen, Hut und Stiefel schwarz, Fausthandschuhe grau mit gelbbräunlichem Pelze, Untermüze (Nachtmüze) weiss. 10 (Jude) Mantel grau, Hut und Schuhe schwarz. 11 (Pferdeknecht) Hosen lederfarbig, Weste hochrot mit weissen Knöpfen, Wams blau, Hut und Stiefel schwarz. 12 (Schubkärrner) Rock lichtblau, Schürze grau, Weste und Strümpfe weiss, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Halsbinde grau, Hut schwarz. (Geissler: Leipziger Messscenen. 1804.)

Fig. 25.

1 2 3 4 5 6 7

Bürger- und Bauerntrachten in und um Leipzig 1804. 1 Kra enmantel (Kalmukmatin) grau, Lederkappe grün, Halsbinde weiss, Stiefel schwarz. 2 Kragenmantel dunkelbraun, Ueberweste hochrot, Unterweste lichtbräunlich mit roten Streifen, Hosen blaugrau, Stiefel und Hut schwarz, Halsbinde weiss mit violetten Streifen, Vatermörder weiss, Handschuhe grünlich. 3 Leibchen gelb mit rotem Blumenmuster, Rock und Strümpfe weiss, Unterrock weiss mit drei roten Saumstreifen, Schuhe bläulich, Haube weiss mit gelbem rotgemustertem Knüpfbande. 4 Ueberrock schwarz, Rock und Strümpfe weiss. Schuhe samt Bändern rosa, Hut strohgelb mit weissen Bändern. 5 Aermelleichen schwarz, Rock und Strümpfe weiss, Schuhe bläulich. 6 Rock blau mit weissen Knöpfen, Ueberweste hellblau, Unterweste hochrot, Hosen grau, Stiefel und Hut schwarz, Halsbinde weiss. 7 Rock grün, Ueberstrümpfe schwarz, Unterstrümpfe weiss, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Halsbinde weiss, Hut schwarz. (1—5, 7 nach Geissler: Leipziger Messscenen 1804; 6 nach einem fliegenden Blatte.)

Das Kamisol der verheirateten Frauen hatte weite Aermel und diese bestanden wie auch die Schürze aus gestreifter Leinwand. Rock und Schürze waren gleichlang, doch immerhin noch kurz genug, um den unteren Teil der Waden sehen zu lassen. Den Mantel trugen die Frauen wie ihre Männer zumeist von gelbem Stoffe.

Taf. 13. Der Anzug der wendischen Mädchen war von dem der deutschen Bäuerinnen einigermassen verschieden; doch stand er ihm an Schönheit und Sauberkeit nicht nach; auch hatten die Wendinnen den Vorzug eines volleren Körperbaues und einer frischeren Gesichtsfarbe.

Ihr sonntäglicher Kopfpuz war eine müzenförmige Haube aus steifem Kattun oder aus Pappdeckel mit einem Ueberzuge von weisser Leinwand. Mit ihren Seitenteilen stieg die Haube über die Wangen hinab, so dass sie unter dem Kinne zusammengefasst werden konnte. Unter ihrem vorderen Rande kam, das Gesicht einrahmend, ein Streif aus feinem weissen Spizenzeug etwa drei Centimeter breit zum Vorschein und hinten sass eine doppelflügelige Schleife aus farbigem Bande. Dem unteren Haubenrande folgten zwei handbreite halbkreisförmige Streifen aus getülltem weissen Musseline: diese schlossen sich als Kröse um den Hals und zwar so, dass sie vor dem Kinne sich niedersenkten, an den Wangen aber emporschwangen; vorn wurden sie zusammengesteckt und mit einer grossen farbigen Schleife geschmückt. Eine ähnliche Haube gehört noch heute zum Anzuge der Spreewäldlerinnen.

Ein buntes Halstuch, ein weisses gestreiftes Kamisol mit langen engen Aermeln, die über die Handwurzel gingen, ein kurzer schwarzer Tuchrock mit vielen Falten und eine Schürze von Musselin, über welche die Zipfel eines unter dem Kamisole liegenden Brusttuches herabhingen, weisse Strümpfe und ausgeschnittene, mit einer Bandrosette geschmückte Schuhe bildeten sonst noch die Hauptstücke des Anzuges.

Das am meisten in die Augen fallende Stück der bräutlichen Garderobe war eine hohe Müze von schwarzem Sammet; die Müze verengte sich etwas nach oben hin, wie die aus Filz verfertigten damaligen Husarenmüzen. Bekrönt war sie oben mit einem Kränzlein aus grüner Seide und goldenen Sternchen und untenher eingefasst mit einem zwei Finger breiten Messingreifen. Hinten über dem Haarknoten war sie mit einer Art von Krone aus Goldstoff oder auch mit einer Schleife aus goldgelbem Bande ausgestattet. Die Müze hatte keinen Deckel und stand oben offen. Um den Hals wandten sich Korallenschnüre und einige Reihen von alten Gold- und Silbermünzen. Arme Mädchen, die solchen Schmuck nicht zu eigen hatten, konnten ihn gegen eine Geldentschädigung sich leihweise verschaffen. Der Rock war nach üblicher Weise in viele Falten gelegt, kurz, und meist von schwarzem Tuche, doch auch von grünem und blauem. Vor der Brust lag ein steifer Vorsteckla, d mit buntem Stoffe überzogen war und mit einem seidenen Bande überschnürt wurde. Das Mieder war von willkürlicher Farbe und zuweilen mit goldenen Tressen garniert. Aus dem Mieder traten di weissen Aermel hervor, die bis vorn an die Hand gingen und mit kleinen gefältelten Manschetten endigten. Ueber dem Rocke lag eine weisse blumig gemusterte Schürze mit Bandstreifen untenher und über die Schürze fielen mehrere breite bunte Bänder mit ihren Schleifen und Endstücken herab. Zum bräutlichen Auspuze gehörte noch ein langes breites Band, das aus weissem Linnen bestand und mit

schwarzen Streifen gemustert war; dies wurde vom Rücken her über die Arme genommen und vorn gebunden. Das Band hatte sinnbildliche Bedeutung; es sollte damit gesagt werden, dass sie, die „Ungewisse“, wie man die Braut nannte, jezt nicht mehr entfliehen oder entführt werden könne. Diese Sitte war unter den Wenden seit alten Tagen däng und gäbe.

Taf. 14. Die wendischen Dienstmädchen in der Stadt unterschieden sich in ihrem Anzuge durch Manches von den Landmädchen, obschon sie im allgemeinen bei dem ländlichen Anzuge verblieben. Es war namentlich das nette wohlanliegende Jäckchen, gewöhnlich von Nanking und nach französischem Schnitte angefertigt, womit sie ihrem feineren Geschmacke ein Zugeständnis machten. Das Jäckchen bildete, genau betrachtet, nur das mit einem kurzen schossartigen Vorstosse versehene Oberteil einer sogenannten „Tunika“ und griff wie diese mit seinen Brustblättern nach untenhin weit übereinander. Die Tunika selbst war ursprünglich nach antikem Vorbilde angefertigt oder wenigstens nach solchem drapiert worden, denn bei der damaligen Unkenntnis des alten Schnittes hatte sie thatsächlich nichts weiter mit diesem gemein, als den Namen. Sie wurde durch ein mehr oder minder dicht unter der Brust weglaufendes Band oder eine lange bequastete Schnur zusammengehalten. Mit ihren gekreuzten Brustblättern erreichte sie die Knie; sonst war sie ärmellos und an der Brust mit einem gerüschten Besaze verbrämt. In der Folgezeit erhielt sie lange Aermel. Es bedurfte jezt nur einer Verkürzung bis auf die Hüften, um sie in ein Jäckchen zu verwandeln. Ueber die Haube s. Taf. 13. 1.

Nichts war einfacher und zugleich fremdartiger, als der Anzug, in dem die Wendinnen in der Ober- und Niederlausitz bei dem Begräbnisse ihrer nächsten Verwandten erschienen. Den Kopf bedeckte eine hohe cylindrische, nach obenhin sich etwas verbreiternde Müze, die mit weissem Schleierstoff überzogen war; daran schloss sich ein Tuch, unter dem sich Kinn und Mund verbargen, so dass nur das halbe Gesicht freiblieb. Wir hatten bereits Gelegenheit, von diesem Puze zu reden (Fig. 20. 7. 8), denn so wie hier wurde er auch von den altenburger Bäuerinnen nicht blos bei Begräbnissen, sondern bei jedem kirchlichen Feste getragen. Während diese aber zum Leichengefolge einen schwarzen Mantel anlegten, erschienen die lausitzer Wendinnen in einem grossen Stücke von weissem Damast und zwar derartig eingehüllt, dass ausser dem Kopfe nur noch die Füsse mit den schwarzen Strümpfen zu sehen waren.

Taf. 15. Der Anzug der Mädchen (1) war zwar einfach, doch merkte man wenig bäuerliches daran, mehr dagegen den Einfluss der Mode, wie solche aus Dresden sich über die Umgegend verbreitete.

Es waren namentlich die Köchinnen in der Residenz, die von den Bauernmädchen zum Muster genommen wurden. Mit derartigen Volkstrachten ist es wie mit gewissen Volksliedern, jenen vielgesungenen Melodien des Tags, die auch keine Volkslieder sind, sondern volkstümlich gewordene Arbeiten von Komponisten und Dichtern. Und wie solchen Liedern selten eine über ein Jahrzehnt hinausgehende Lebensdauer beschieden ist, so auch diesen volkstümlichen Modetrachten. Richtige Volkstrachten kommen wie richtige Volkslieder anonym zur Welt.

Namentlich das Jäckchen folgte französischem Muster, aber einem veralteten, das schon vor der Revolution seine Blütezeit gehabt hatte; es war gestreckter, als die Mode es jezt verlangte (vrgl. Taf. 13. 1) und endigte vorn wie hinten mit einer Spize. Die Aermel waren lang und anliegend und der Auspuz des ganzen Gewandstückes beschränkte sich auf gerüschte Besäze an allen Rändern. Der Stoff war Kattun oder bedruckte Leinwand. Ueber der Haube, die unter dem Kinne mit einer grossen Schleife gebunden wurde (vrgl. Taf. 8 u. 9), lag noch ein buntes Tüchlein, dessen Endzipfel sich über der Stirne mit einer blauen Schleife zusammenschürzten.

Die Mädchen pflegten, wenn sie ihren Ausgang hatten, ein Schnupftuch von hervorstechender Farbe in der Hand zu tragen, doch mehr zum Puze, als zum Gebrauche; es ersezte ihnen den Fächer und dann auch das Strickkörbchen, wie solches sonst die Mädchen in der Stadt mit sich zu führen pflegten.

Unter den städtischen Matronen gab es damals manche, die für die Schmeichelei der Mode nicht mehr recht empfänglich waren. Der Rock, wie sie ihn trugen (2), war ebenfalls kürzer, als der Zeitgeschmack billigte, und sah nur mit seinem unteren bandartig garnierten Teile unter dem Ueberzieher hervor. Solch ein Ueberzieher war für die winterliche Zeit bestimmt und aus Atlas und Pelz zusammengesezt, weshalb man ihn denn auch „Atlaspelz“ zu nennen pflegte; doch gehörte er zum Geschlechte der „polnischen Röcke“. Er öffnete sich schon von oben an und wurde vor der Magengrube mit langen Quastenschnüren zusammengefasst. Vorn war er taillenlos; hinten aber hatte er eine Taille, die indes nur eingezogen, aber nicht angeschnitten war. Mit dem Ueberzieher teilte die Müze ihre polnische Herkunft; es war eine grosse Pelzmüze mit seitlich herabhängendem Stoffzipfel, der mit Gold bestickt und an der Spize mit goldenen Flinsern behängt war. Als Futtermüze diente die gewöhnliche Haube mit den langen Backen und dem gerüschten Vorstosse (vrgl. Taf. 8. 2). Eine goldene Halskette galt als wesentliches Stück, um den bürgerlichen Wohlstand zu bezeugen. Wenn die Frauen bei strengem Wetter zur Kirche gingen, war eine „Feuergieke“ ebenso unerlässlich für sie, wie das Gebetbuch.

Taf. 16. Das Stück, das dieser Kleidung zumeist ein volkstümliches Aussehen verlieh, war der Kopfpuz, mochte dieser nun ein hoher Aufsaz oder eine Pelzmüze sein. Von letzterer, der „polnischen Müze", haben wir soeben geredet (Taf. 15). Die Haube oder der Aufsaz wurde aus zwei Teilen hergestellt, aus der Haubenkappe und dem Bunde. Die Kappe verengte sich ein wenig nach obenhin und schloss mit einem Deckel ab, der nicht selten reich bestickt war. Hinten am unteren Rande war die Kappe mit breiten Bändern oder auch mit zwei vom Kopfe abstehenden Querschleifen ausgestattet. Der ringartige Bund bestand aus einem Tuche, das mit der Mitte seiner Länge vorn an die Kappe aufgelegt, hinten gekreuzt, mit den Zipfeln wieder nach vorn genommen und hier zusammengeknotet wurde. Derartige Hauben waren mit unzähligen Variationen durch die sächsischen Lande, namentlich durch Thüringen verbreitet (vrgl. Taf. 15. 1. Fig. 24. 1. 2. 25. 2). Das Aermelleibchen war zumteile schosslos und schien sich mit seinen Brustklappen und seinem Kragen das männliche Wams (Taf. 10) zum Muster genommen zu haben; zumteil hatte es einen schossartigen Vorstoss, der unverschlossen blieb, und einen runden Ueberfallkragen von Pelz. Ob so oder so gebildet, immer zeigte es einen tiefen Ausschnitt, den ein den Hals umschliessendes und vorn untergestecktes Brusttuch ausfüllte. Ueber die Halskröse s. Taf. 13.

Fig. 26. Die Volkstrachten wechselten in den sächsischen Landen so häufig ab, wie die Dialekte, bisweilen nur mit kleinen Veränderungen zu grösseren übergehend, bisweilen auch schroff sich unterscheidend vereinzelt, wie abgeschnitten. Es war leicht erklärlich, dass der Bauer in der Nachbarschaft einer grossen Stadt sich in seinem Anzuge schneller im Sinne der Mode veränderte, als der Dörfler in stiller Gegend. Schon um 1840 hatte der Bauer in der Nähe vom Leipzig (1) nichts mehr an sich, was als Volkstracht gelten konnte. Es waren stets die langen Hosen, die sich mit den alten Kostümstücken am wenigsten vertrugen und ihren Austausch gegen moderne notwendig machten. Nur dem Fracke widerstand der verstädterte Bauer oder es nahm ihn nur derjenige an, der als Handwerker in der Stadt arbeitete, aber in seinem Dorfe ansässig blieb. Dagegen hielt das weibliche Dorfgeschlecht ziemlich fest an der altgewohnten Tracht (2). Besonders malerisch war diese in der leipziger Gegend indes auch nicht mehr; nur das über der Unterkappe verknüpfte Tuch und die Halskröse konnten noch als unverfälschtes Erbe aus grossmütterlichen Tagen gelten (Taf. 12—16). Dagegen war damals um Bautzen her noch eine gesunde Bauerntracht anzutreffen (3. 4). Da sah man noch bei den Männern die Pumphosen mit hohen Stiefeln, die hochfarbigen Brusttücher mit den Hosenträgern darüber, den langen kragenlosen Rock

Fig. 26.

1 2 3 4

Sächsische Volkstrachten um 1840. 1, 2 aus der leipziger Gegend, 3, 4 aus der Gegend von Bautzen. 1 Hosen lichtgraublau, Weste hochrot, Wams grün, Halsbinde und Stiefel schwarz, Müze blaugrün. 2 Rock lederbraun, Aermelleibchen grün mit roten Tupfen, Schürze und Schuzjacke graublau, Strümpfe und Halsfräse weiss, Schuhe schwarz, Kopftuch rot. 3 Rock schwarz mit roter Saumborte, Brustlaz und das vor der Halsgrube querlaufende Zeugstück hochrot, Halstuch mit Fräse weiss, Aermeljacke schwarz, Strümpfe rot, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Müze dunkelbraun, Stoffstücke über dem Arme grün. 4 ganzer Anzug schwarz, nur die Weste hochrot mit weissen Knöpfen und der Hemdkragen weiss. (Länder- und Völker-Schau. Eine Gallerie von Bildern. 1847.)

und den breitrandigen Hut mit niedrigem Rundkopfe. Und ebenmässig fand man noch beim weiblichen Geschlechte die kurzen untenher bordierten Röcke mit Hüftpolster und übermässiger Faltenfülle, den überschnürten Laz, das Mieder, aus dem die heraufgeschobenen weissen Hemdärmel hervorkamen, und die urtümliche Pelzmüze

Diese Tracht war wendisch und hatte ein ehrwürdiges Alter hinter sich. Fast ganz so, wie hier, findet sich ein ausdrücklich als Wenden bezeichnetes Bauernpaar in einem Kostümwerke dargestellt, das im Jahre 1709 auf Befehl des Königs August des Starken an-

gefertigt worden war; nur trägt der Bauer hier noch keine Stiefel, sondern verschnallte Knöchelschuhe, wie die Frau, und zwischen Rock und Hosenhebe eine offene langschössige Weste (vrgl. Fig. 23. 8. 7), die Frau aber statt der Pelzmüze das „Hormt", jene Müze, die der wendischen Brautmüze glich (Fig. 19. 9), nur etwas niedriger war. Ein Einzelblatt mit wendischen Bauernkostümen vom Jahre 1710, das sich ehemals auf der löbauer Ratsbibliothek befand, jezt aber dort nicht mehr aufzustöbern ist, brachte ein ähnliches Wendenpaar, nur dass die Frau statt des Hormtes oder der Pelzmüze eine Haube aufhat, die mit der unter Fig. 23. 2 dargestellten völlig einerlei ist.

Taf. 17. Nur unter alten Leuten, namentlich unter Hirten, finden sich heutzutage noch Vertreter der grossväterlichen Tracht. Im östlichen Teile des thüringer Waldes war es schon um 1840 nur noch die ältere Generation, die in kurzen, unterm Knie mit metallenen Schnallen festgehaltenen Lederhosen, in langen dunkelfarbigen Röcken mit grossen blanken oder mit Kämelgarn übersponnenen Knöpfen, in Strümpfen, Schnallenschuhen und grossem dreieckigen Hute einherging. Unter den jüngeren Männern aber fast durch ganz Thüringen machte sich eine Veränderung im Sinne der Tagesmode bemerklich. Es kamen halbhohe Schaftstiefel auf, die zwischen sich und den Hosen eine Handbreit vom Strumpfe blicken liessen, aber auch lange Tuch- und Sommerzeughosen, eine bunte Weste und eine Jacke von grünem oder braunem Tuche, ferner eine leichte Schildmüze. Nach Franken hin blieb noch die Pelzmüze, der „Bartel", üblich. Diese Tracht war bequem und kleidsam.

Preussen (östliche Hälfte)

Fig. 27. Wer in der Provinz Sachsen noch Eigentümlichkeiten sucht, der kann die „Halloren" nicht übersehen, die Salzsieder von Halle; es ist eine eigene Kolonie, die, früher stärker als jezt, sich von ihren Nachbarn nicht allein durch Mundart, sondern auch durch Tracht und Sitten unterscheidet. Man hält die Halloren für Reste von Kelten. Die älteste Abbildung, die über ihre Tracht noch vorhanden ist, stammt aus dem Jahre 1760. Die Kleidung sezte sich damals aus Stücken zusammen, die mehr oder weniger durch Veraltung den Charakter einer Volkstracht angenommen hatten. Seit 1650 etwa begann in Deutschland die französische Mode herrschend zu werden; auf die Hallorentracht indes blieb sie unwirksam. Eine Figur in dem städtischen Wahrzeichen liefert den Beweis dafür; in dem Rocke, wie ihn dieser Mann trägt (1), ist noch der Bauernkittel des 15. Jahrhunderts zu erkennen (Fig. 4. 1); nur hatte er jezt statt des Brustschlizes einen durchgehenden

Schnitt, der es möglich machte, ihn vom Rücken her anzuziehen; doch wurde er noch wie sonst über die Brust herab zugeknöpft und über den Hüften zusammengeschnürt. So alt, wie der Rock, war auch der Hut. Jünger aber waren die Kniehosen und solche erst seit etwa 1600 in Gebrauch; sie bestanden aus zwei nach unten hin sich etwas verengenden Säcken mit einem verknöpfbaren Schlize, einer Zugschnur, um sie über den Hüften, und breiten Bändern, um sie unter den Knieen zu befestigen. Von ungefähr gleichem Alter waren die Schuhe, die mit ihren seitlichen Laschen über der Spannlasche zusammengebunden wurden; auffallend daran war der Mangel eines Absazes. Noch liefert

Fig. 27.

Tracht der Halloren um 1670. 1 Hallore im städtischen Wahrzeichen; 2, 4 Arbeiter an Herde und Pfanne; 3 Träger eines Solfasses; 5 Salzgast. (Friedrich Hondorff: Das Salz-Werk zu Halle in Sachsen 1670.)

uns die nämliche Abbildung die Figur eines als „Salzgast" bezeichneten Bauern (5); hier ist im Anzuge ein anderes, nämlich das schwedische Muster zu erkennen, das im Verlaufe des dreissigjährigen Krieges zur Geltung gekommen war; nur hatte der Rock nicht den starren faltenlosen Siz auf dem Körper, wie der eigentliche Schwedenrock; für den Bauern waren Bequemlichkeit und Zweckmässigkeit entscheidend. Der Hut zeigte einen mehr gespizten Kopf und einen leicht nach abwärts gestellten flachen Rand.

Fig. 28. War der Hallorenanzug früher eine veraltete Bauerntracht, so ist der jezige eine veraltete Herrentracht. In dem Jahrzehnte vor Ausbruch der französischen Revolution konnte so gekleidet jeder

Fig. 28.

1 2 3 4 5

Neuzeitliche Tracht der Halloren. 1 Schwertträger: Hut, Rock und Hosen schwarz, Weste grau mit blumigem Muster und silbernen Knöpfen, Strümpfe violett, Schuhe schwarz mit Silberschnalle, Halskragen weiss, Schwertgriff geschwärztes Eisen, Bandelier grün. 2 Kranzjungfer: Rock und Mieder himmelblau, Brustlaz rot mit weissen Schnürsenkeln, Brusthemd samt Aemeln, Schürze und Strümpfe weiss, Schuhe blau mit Silberschnalle, Gürtel silbern, diademförmiger Aufsaz golden mit vergoldeten Gewürznelken darüber, Kopfbänder blau. 3 Plazknecht: Rock samt Knöpfen violett. Aermelaufschläge schwarz, Weste gelb mit blumigem Muster und silbernen Knöpfen. Hosen schwarz, Schuhe schwarz mit Silberschnalle, Strümpfe und Halskragen weiss, Kranzbänder blau. 4 Hallore in Trauer: ganzer Anzug schwarz, nur Halskragen weiss und Westenknöpfe samt Schuhschnalle silbern. 5 Fischerstecher: Hemd weiss, Hosen schwarz, Strümpfe blau, Schuhe schwarz mit Silberschnalle, Schild rot mit weisser Halbierung und Umrandung, Fischerstange weiss und rot geringelt. (Alfred Kirchhoff: Die Halloren in ihrer alten Tracht 1888.)

deutsche Bürger seines Weges dahingehen, ohne durch etwas anderes, als den Mangel an Zopf und Haarbeutel aufzufallen. Der Rock hat weder Brustaufschläge noch Kragen, eine nur ganz leicht eingezogene Taille, oben an den Brustkanten eine Garnitur von übesponnenen

Knöpfen in der Farbe des Rockes und zwei Knöpfe hinten im Kreuz, an die sich je eine Schossfalte anschliesst. Man trägt den Rock hellrot, violett oder lichtblau und mit Pelzaufschlägen an den Aermeln. Die Weste ist von buntem Stoffe und vom Halse bis untenhin verschliessbar mit achtzehn enggereihten Silberknöpfen, die kugelig und mit Gravierungen verziert sind. Die Knöpfe erben sich in der Familie fort und es soll darunter ein grosser Teil über dreihundert Jahre alt sein. Noch gehören zum Anzuge schwarze bequeme Kniehosen, weisse oder auch farbige Strümpfe, schwarze ziemlich niedrige Schuhe mit Silberschnalle und schliesslich als Kopfbedeckung ein Dreimaster. Bei festlichen Aufzügen erscheint der Schwertträger (1) mit einem breiten Bandeliere von Leder schräg über dem Oberkörper, das auf seiner ganzen Fläche mit aufgenähten Ledermustern verziert ist. Seine Waffe ist der sogenannte „Zweihänder", ein fast mannslanges Schwert mit Parierstange und Eselshuf am Gefäss und zwei abwärts gebogenen Dornen an der geflammten Klinge.

Das weibliche Geschlecht giebt sich nur bei festlichen Anlässen in seiner eigentümlichen Tracht und dann vorzugsweis in Himmelblau. Doch zeigt der Anzug, den Kopfpuz ausgenommen, kein augenfällig heimisches Gepräge. Ein kostbarer massiver Silbergürtel umspannt die Taille und eine Guirlande von Blumen verbrämt den oberen Rand des Mieders. Aus fernem Morgenlande aber stammt der Stoff für den Kopfpuz; es ist eine Krone aus vergoldeten Gewürznelken, die, auf den Hinterkopf gesezt, diademartig den um den Kopf gegürteten Flechtenwulst überragt.

Taf. 18. Auf kein Stück in seinem ganzen Anzuge verwendet das weibliche Geschlecht in jener Gegend, soweit sie thüringisch ist, soviel Sorgfalt, wie auf den Kopfpuz, und nirgends findet sich dieser von Ort zu Ort so verschiedenartig ausgestaltet, wie hier. In dem erfurter Bezirke sezte sich um 1840 die Haube, wie dies schon in grossmütterlichen Tagen geschehen war, aus verschiedenen Stücken zusammen, nur dass die einzelnen Stücke seitdem mancherlei Aenderungen erfahren hatten. Als Grundlage für den ganzen Aufsaz diente die Kappe, die nach obenhin sich etwas verjüngend mit einem Deckel abschloss. Unten am Rande des Deckels war ein Bündel von schwarzen, an ihrer unteren Schmalkante mit Spizen garnierten Bändern angebracht, die lang über den Rücken fielen. Ringförmig um die Kappe lag ein Bund aus graublauem getüpfeltem Stoffe und dieser war auf der Stirnseite derart verknotet, dass er mit einer Doppelschleife rechts und links breit hinausstarrte und so die Fassade des Kopfpuzes bildete. Der Bund gab dem bäuerlichen Schönheitssinne manchen Anlass zu besonderem Schmucke; man liess ihm, soweit er die Kappe selbst umgürtete, auf

der oberen Kante eine aufrechtstehende Krause folgen und bepflanzte ihn dahinter mit einem breiten Büschel von schwarzgefärbten Strauss- oder Marabufedern, der mit Blumen aus Schmelzperlen untermischt war. Mehr und mehr indes begann man, den Bund aus schwarzem Atlas herzustellen und die Schleifen durch breite Rosetten zu ersezen. Man richtete die Haube etwas schräg nach hinten, so dass von dem glattgescheitelten Haare noch der vordere Streif gesehen werden konnte, und hielt sie mit zwei Wangenbändern fest, die man unter dem Kinne verschleifte. In der übrigen Kleidung ging man mit der Mode. Das Leibchen, auch „Taille" genannt, war oben ziemlich tief ausgeschnitten und ringsum mit einem handbreiten Klappkragen versehen, unten gerade abgeschnitten und mit einem breiten Gurt oder Band gefasst, vornherab völlig verschliessbar und mit drei Knopfreihen besezt. Ein untergestecktes Halstuch verkleinerte seinen Ausschnitt. Die Aermel gehörten zum Geschlechte der Schinkenärmel. Unter der Jugend erschien das Leibchen gewöhnlich bunt, bei verehelichten Frauen dunkelfarbig. Der Rock, von Tuch oder Wollzeug, war schwer, faltenreich und untenher mit einigen Bandstreifen garniert; er reichte nicht ganz bis an die Knöchel und wurde hinten geschlossen.

Taf. 19. Der männliche Anzug sezte sich zusammen aus kurzen dunkelfarbigen Lederkniehosen, ebenso dunkelem, langem, mit übersponnenen Knöpfen beseztem und vornherab mit hellem Futter ausgeschlagenem Rocke, aus kurzer Weste, die zwischen sich und den Hosen einen Streifen vom Hemde blicken liess, karminrot gefärbt und von oben bis unten mit einer gelben dichtbesezten Knopfborte verschliessbar war, aus schwarzem Halstuche, weissen Strümpfen, kurzschäftigen Stiefeln und hohem cylindrischen Hute mit schrägabstehendem Rande. Die Freiheitskriege brachten die sogenannte „russische Müze" ins Land, jene niedrige Schirmmüze mit breitem Boden, die zwar praktisch aber nicht schön war; sie wurde zuerst beim Militär eingeführt, nahm aber mit der Zeit auch beim Civil einen Rang als Dienstmüze ein und wurde aus zweifarbigem Tuche hergestellt.

Die Frauen trugen sich im allgemeinen wie in der erfurter Gegend (Taf. 18); nur der Kopfpuz war einfacher, denn er beschränkte sich auf ein glattanliegendes Haubenköpfchen, das mit einer Schniepe von obenher in die Stirn und mit seinen mondsichelförmigen Schlussteilen über die Schläfen griff; sein Auspuz bestand einzig in zwei langherabfallenden Bandschleifen am Nackenrande. Für den Rock, der nur bis zum unteren Wadenrande ging, liebte man helle gestreifte Zeuge mit breitem lichtgrünem Besaze untenher.

Zur Provinz Brandenburg übergehend müssen wir vorausschicken, dass wir, durch die frühere Einteilung des Landes dazu gezwungen,

die jezt zur Provinz Sachsen geschlagene Altmark hier noch dazu rechnen und so auch, aus Gründen einer haushälterischen Bucheinteilung, manches ältere Stück aus der Provinz Preussen nicht davon abtrennen konnten.

Die Tracht, wie sie in Berlin während des Mittelalters getragen wurde, war allen Abbildungen und Urkunden nach die Tracht der Zeit, wie sie auch anderwärts vorkam; von volkstümlichen Eigenheiten darin war noch keine Rede. Die älteste berliner Trachtendarstellung ist auf dem Denksteine des im Anfange des 14. Jahrhunderts verstorbenen Bürgermeisters Konrad von Belitz in der „grauen Klosterkirche" zu finden; der Mann lebte also zu einer Zeit, da aus dem slavischen Marktflecken die deutsche Stadt „to dem Berlin" entstand. Die folgenden Zeugnisse bestehen in „Luxusgesezen". Für die Tracht zu Anfang des 16. Jahrhunderts dürfte ein moosgrauer Leichenstein im Dorfe Marzahn bei Berlin von Wert sein, auf dem eine Frau in schlichtem Kleid und mit einem auf die Schultern hängenden faltigen Kopftuche dargestellt ist. Wichtiger indes für die märkische Tracht in der Mitte des 16. Jahrhunderts ist ein Stein an der Marktkirche zu St. Marien in Wrietzen mit dem Bilde eines kleinbürgerlichen Ehepaares; der Mann steht da in knappanliegendem Kittel mit einem weiten Kragen darüber, in halblangem Mantel, mässig weiten Kniehosen, knappen Strümpfen und einem zuckerhutförmigen Hute, die Frau in knappem Kleide mit kurzem Mantel, um den Kopf ein seitlich verknotetes Band. Bemerkenswert an ihrem Rocke ist seine Kürze, die der eigentlichen Mode entgegen war; der Rock reicht nur bis in die halben Waden und hat einen Besaz von drei Bandstreifen untenher. In dieser Form und Ausstattung kann der Anzug als das älteste Muster einer märkischen Volkstracht bezeichnet werden.

Fig. 29. Diese Kostümfiguren sind eine grosse Seltenheit; wir haben sie einem Buche zu verdanken, das nur noch in zwei Exemplaren vorhanden ist. Etwas Schriftliches darüber enthält das Buch indessen auch nicht; dass sie dem Ausgange des 16. Jahrhunderts angehören, erzählen sie uns selbst durch ihren Zuschnitt. Es ist ein Gemisch von deutschen und slavischen Elementen in dieser Tracht, wie es ja auch in der Bevölkerung war. So wie sie hier erscheinen, wurden Rock und Leibchen damals in ganz Deutschland getragen. Eine Vorliebe zeigten die Frauen für blosgetragene Hemdärmel (5) selbst dann, wenn das Wetter sie verboten hätte; diese Sitte war slavisch; wir finden noch Gelegenheit, mehr darüber zu sagen (Fig. 36. 2. 4. 6). Auch der Mantel, ob kurz oder lang, war slavischen Ursprungs; er wurde ebensogut in Posen und Polen, wie in Schlesien und Böhmen getragen, je nach Geschmack und Vermögen von Seide oder Tuch und in verschiedenen Farben. Als Brautmantel hatte er durchweg sein Pelzfutter (4). In

Fig 29.

1 2 3 4 5

Preussische Trachten gegen 1600. 1 Frau aus der Neumark: Rock rot, Mantel schwarz mit orange... biger Borte obenher, beide Kopftücher weiss. Schuhe grau. 2 Frau aus der Altmark: Rock und beide Kopftücher samt Schirmhaube weiss, Mantel schwarz mit weisser Saumborte obenher, Schuhe grau. 3—5 Frauentrachten aus dem Herzogtume Preussen. 3 Rock samt Aermelleibchen sowie Schuhe schwarz. Brustbedeckung weiss, Barett dunkelkarminrot mit weissem Bunde und goldenem Knopfe, Hals- und Brustschnur sowie Taillenkette golden. 4 Braut: Rock hochrot, Mantel weiss mit graubraunem Pelz an den beiden Vorderkanten und schwarzer Borte obenher, Leibchen dunkelrot mit schwarzen Borten. Brautmüze hochrot mit goldener Blätterkrone und goldenem Kronenreife, Haarschmuck golden mit schwarzen Schnüren. 5 Mädchen: Rock samt kurzärmeligem Leibchen trübrosenrot mit schwarzen Borten, Kopf-, Hals- und Brustbedeckung weiss, Kopfband schwarz mit goldenen Knöpfen, Blätterkränzchen grün, Schürze weiss Schuhe schwarz. (Anonyme Sammlung von kolorierten Umrissradierungen auf der Universitätsbibliothek zu Breslau.)

Gesellschaft solch eines Mantels kam auch die kübelförmige Brautkrone ins Land; soweit Slaven sassen war sie zu sehen, selbst auf den Köpfen der nürnberger Bräute (Fig. 55.1). Die noch heute in Schwaben übliche Brautkrone, das „Kübeleshäubchen", ist ein Ableger davon. Von gleicher

Herkunft war sodann das breite Frauenbarett mit dem darumgelegten Bande, dessen Endzipfel über die Stirnmitte herabhing (3); noch um 1800 war es fast ebenso in der altenburger Frauentracht zu finden (Taf. 9. 2). Nicht minder spricht die vorschlagende weisse Farbe für die slavische Herkunft einzelner Gewandstücke.

Meist ist der Kopfpuz das eigenartigste Stück in einer Volkstracht; es waren überhaupt zuerst die Kopfpüze, womit die einzelnen Volksgruppen in Deutschland sich von einander abzusondern begannen. Der Kopfpuz, wie er den Frauen in der Alt- und Neumark damals beliebte, sezte sich aus mehreren Teilen zusammen. Zunächst auf dem Kopfe lag ein kleines Stück, das ihn dicht umschloss, alles Haar sowie die Stirne bis zu den Augenbrauen unter sich verbarg und unter dem Kinne herging, eine nonnenhafte Vermummung, die auch sonst in Deutschland üblich war. Darüber lag als zweites ein Stück von beträchtlicher Länge, das vom ersten nur die Stirnpartie sehen liess und locker über den Nacken fiel, den es bedeckte; seine Endzipfel verschmälerten sich zu Bandstreifen; davon wurde eines unter dem Kinne hergenommen und mit dem andern, das frei über den Körper fiel, seitwärts verknotet und untergesteckt. Darüber kam noch ein drittes Zeugstück, eine Kappe, die mit einem mächtigen Schirme in Tonnengewölbeform weit und in wagerechter Stellung über das Gesicht hervortrat, sonst aber in feinen Falten über den Oberkörper herabhing, den sie umgab. Soweit als Wenden hausten, wurden grosse Tücher als Wetterschuz benuzt. Dieser Ueberhang aber war von durchsichtigem Gewebe und somit gegen Sonne und Regen nicht verwendbar; es ist darum anzunehmen, dass er nur bei feierlichen Anlässen, etwa bei Begräbnissen oder beim Kirchgange angelegt wurde. Vielleicht war er auch Matronentracht; wenigstens ruft er in uns die Erinnerung an jene Schirmkappe wach, die noch in den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts von den Matronen in Westfriesland als kennzeichnendes Stück aufgesezt wurde. (Band II, Taf. 30.) Derartige Kappen wurden über ein Drahtgestell ausgespannt.

Fig. 30. Der Werktagsrock, wie er um 1780 von den Bäuerinnen in der Altmark getragen wurde, bestand gewöhnlich aus rotem oder grünem Friese und reichte in den Dörfern abseits vom grossen Verkehre nur bis zu den Knieen; nach dem Spreewalde zu stieg er tiefer hinab; in Leede und Leipe ging er bis zu den Knöcheln; doch wurde er hier mittelst eines unter den Hüften umgelegten und vor dem Leibe verschleiften Bandes auf ein bequemes Mass heraufgeschürzt. Den Oberkörper umschloss ein Mieder von schwarzem Stoffe; dies war an der unteren Kante seitwärts und hinten auf der Innenseite mit einem starken Polster und aussenher mit kräftigen Haken versehen, um den Rock zu tragen. Gegenwärtig ist das Mieder allenthalben mit dem

Rocke zusammengenäht. Das Mieder war tief ausgeschnitten, dabei vorn in den Brustblättern so schmal, dass es nicht ganz zusammenschloss, und einen Brustlaz nötig machte oder ein eigenes Busentuch. Der Laz bestand aus einem viereckigen Stücke Pappdeckel mit farbigem Ueberzuge, der für die Wochentage aus geringem Stoffe, sonst aber aus Sammet, Kalmank, geblümter Seide oder falschem Brokate bestand und überdies mit Perlen und seidenem Bandwerke ausgeschmückt war. Der Laz hatte verschiedene Höhe; an dem einem Orte stieg er nicht über das Mieder hinaus (5), an dem andern aber bis zum Kinn empor; er wurde

Fig. 30.

Bauerntrachten aus der Umgegend von Berlin um 1780. (Nach Daniel Chodowiecki.)

mit Schnüren befestigt, die durch drähterne Hafteln an den Achselbändern liefen. Indes verzichtete man auch völlig auf den Laz und überliess die nötige Verhüllung einem Tuche; denn auch das Hemd hatte bei halblangen Aermeln nur ein kleines Busenstück, wenn auch ein höheres Rückenteil. (Weiteres darüber Taf. 22.) Das Brusttuch wurde aufs Dreieck zusammengelegt und so umgenommen, dass die zwei sich deckenden Zipfel in den Rücken fielen, während die beiden andern vornherab unter das Mieder zu liegen kamen, wo sie überschnürt wurden und unter dem Bunde des Rockes verschwanden. Das werktägliche Busentuch war von hellfarbigem Kattun oder bedruckter Wolle;

an einzelnen Orten, wie in Hainersdorf und Haasow, trug man für gewöhnlich ein rotes Tuch und nur beim Kirchgange ein weisses.

Statt des Mieders oder über dasselbe legte man beliebig auch ein ärmelloses Schossleibchen an, das sich fest um den Körper schloss. Der Schoss verschmälerte sich nach vorn dergestalt, dass das Leibchen hier mit dem unteren Rande des Mieders abschloss; hinten aber in der Mitte sowie rechts und links war er mit drei Einschnitten in Lappen aufgelöst (3).

Die Schürze hatte verschiedene Breite; es gab deren, die fast um den ganzen Rock herum gingen, und solche, die nur dessen Vorderseite bedeckten. Für die Woche trug man sie aus schwarzem, blauem oder ungebleichtem Linnen.

Im Sommer ging man barfuss; Strümpfe gehörten überhaupt nur zum Festtagsanzuge. Wollte man über Feld gehen, so zog man Schuhe aus Juchtenleder an, bei tiefem Schnee oder kotigen Wegen hohe Männerstiefel. Die Schuhe waren wie der männliche Schuh an den Absäzen mit Hufeisen unterlegt und auf der Sohle mit Nägeln oder Zwecken beschlagen. Man trug sie vielfach noch in alter Weise vor der Fussbeuge mit einer rotgefütterten Lasche versehen, die über die zusammengebundenen Seitenlaschen heruntergeklappt wurde, dann aber auch nach der Mode auf dem Rist mit einer Schnalle und zwei grossen Schleifen besezt. Solche Schnallenschuhe waren namentlich im Südosten von Peitz in Gebrauch. Zu Hause liess man sich an Pantoffeln aus Leder oder Holz genügen, im Winter an Filzschuhen.

In den Spreewalddörfern scheitelte man das Haar oder strich es von der Stirne aus rundum zurück, fasste es mit einem Bande zusammen, flocht es in zwei Zöpfe und legte diese auf dem Hinterkopfe zu einem Neste zusammen (5. vrgl. Taf. 22). Als Kopfbedeckung waren bei der Feldarbeit grobgeflochtene Hauben von naturfarbigem Stroh gebräuchlich, die ähnlich wie die später als Modehut aufkommende „Kapote“ gebildet waren; man trug sie an einigen Orten einfach ohne jeglichen Besaz, an anderen auf der Seite mit einer farbigen Bandrosette geziert (2). Ueber sonstige Kopfbedeckungen s. Fig. 32, über den männlichen Anzug Fig. 31.

Fig. 31. Im lezten Drittel des 18. Jahrhunderts geriet die altlausitzer Tracht hie und da ins Verschwinden. Die junge Generation, die vielfach in germanisierten Orten als Maurer oder Zimmerleute beschäftigt war, nahm allmählig die Tracht der deutschen Arbeitsgenossen an; etwas Aehnliches wiederholte sich bei den Händlern und Hausierern, die sich in den Strassen von Berlin umhertrieben; manches Stück auf ihrem Leibe war nichts weiter, als ein Ableger aus der stadtbürgerlichen Garderobe.

Fig. 31.

Die Beinkleider (Sez), aus Tuch, Leinwand oder Hirschleder, reichten nur bis an das Knie und wurden unter demselben durch Bänder, vielfach überdies noch mit drei Knöpfen, die an der Aussenseite senkrecht übereinander angebracht waren, festgehalten. Man trug jedoch auch lange bis auf die Füsse gehende Hosen, die an der ganzen Aussenseite herunter verknöpfbar waren (vrgl. Fig. 24. 5).

Die Strümpfe bestanden für gewöhnlich aus Naturwolle, für die Feiertage aus farbiger Wolle, im Sommer aus weisser Baumwolle. Sie wurden zum grossen Teile von den Schafhirten der Umgegend gestrickt, die viel Zeit und viel Geschick dazu hatten. Fehlerhafte Strümpfe stopfte man nicht, sondern flickte sie mit Lappen von Leinwand oder Fries. In den heissen Monaten ging man barfuss; bei Regenwetter oder bei der Arbeit auf Stoppelfeldern zog man Holzpantoffeln an. In den Stiefeln trug man die Füsse nicht selten mit Leinwandlappen oder Stroh umwickelt. Die Stiefel selbst waren aus Kalb- oder Rindsleder, langschäftig, und gingen oben in Ueberschläge oder Stulpen über (3); zwischen sich und den Hosen liessen sie meist noch etwas von den Strümpfen blicken. Die Schuhe waren vorwiegend mit einer Schnalle über einer höheren Spannlasche verschliessbar (2. 4), dabei am Absaze mit einem Hufeisen und sonst auf der Sohle mit breitköpfigen Nägeln beschlagen. Daneben bürgerten sich einfachere Knöchelschuhe mit Binderiemen ein (6).

Das Hemd (Sglo), stets aus grober Leinwand, war entweder auf der Brust oder auf dem Rücken offen, in den Aermeln lang und bauschig und vor dem Handgelenke verknöpfbar.

Um den Hals wurde ein dunkles steifes Linnenstück gebunden, an festlichen Tagen aber ein schwarzes Tuch als Schleife um ein kleines äusserst einfaches Chemisette getragen; lezteres bestand aus einem rechteckigen Stücke feiner Leinwand von 30 Ctm. Länge und 20 Ctm. Breite mit einem dünnen Stehkragen, der hinten am Halse mit Nadeln zusammengesteckt wurde.

Als Brustbedeckung diente eine lange Schossweste (Kamsol 31. 3 4; 32. 2) oder ein Brustlaz (Laz), beide Stücke mit einem niedrigen Stehkragen ausgestattet und beide gleichmässig aus streifiger Leinwand oder auch aus feinem Tuche und selbst aus Seide hergestellt; man liebte gestrichelte und geblümte Stoffe. Konnte die Weste übereinandergeschlagen werden, so befanden sich zwei Reihen vergoldeter Knöpfe

---

Lausitzer und märkische Trachten um 1790. 1, 5 Händlerinnen mit Zimmetbrezeln und Spielwaren; 2 Bilderhändler; 3 Händler mit Wachholderschnaps; 4, 5, 9, 10 Händlerinnen mit Quirlen, Federwischen u. s. w.; 6 Händler mit Stiefelknechten; 7 Aepfelhändlerin; 8 Käsehändler. (J. C. Rosenberg: Ausrufer von Berlin. Ohne Jahresangabe.)

daran; innen war sie mit Leinwand gefüttert. Den Brustlaz zierten nicht selten goldene Lizen.

Der Rock für alltags, die „Pikesche“, ging nicht ganz bis an das Knie und bestand aus grober ungebleichter Leinwand. Für die Feiertage gab es einen längeren fast bis auf die Knöchel gehenden, mit Kragen und Brustaufschlägen besezten Linnenrock (Kapa oder Kapat), der mit weissem Friese gefüttert und mit einem farbigen bortenartigen Vorstosse aus dem nämlichen Stoffe geschmückt war. Dieser Vorstoss folgte als Borte dem Rande der Aufschläge bis zum Ansaze der Schösse und selbst über diese hinab, sowie dem Saume des Kragens. An diesem Auspuze war die Gegend zu erkennen, aus welcher der Rockträger herstammte; in dem südlichen Teile der Spreeniederung, in den Dörfern Burg, Müschen, Guhrona, Briesen, Dissen und Papitz, war ein grüner Vorstoss üblich, in den nördlichen Teilen aber ein roter. Andere Spreewalddörfler kennzeichneten sich nach echt slavischem Brauche durch die weisse Farbe ihrer Röcke. Derartige Röcke hatten breite Schösse und tiefe Seitentaschen mit meist senkrecht eingeschnittenen Oeffnungen, sowie einen Besaz von grossen blanken Knöpfen oder von Holzknöpfen mit Leinwandüberzug (vrgl. Taf. 46. 3). Indes waren es damals schon fast nur noch Leute in vorgerückten Jahren, die in solchen Linnenröcken einhergingen; mehr und mehr wurden blaugefärbte Röcke und ebensolche Hosen üblich; ein Mann in weissem Drillichrocke mit bunter Naht ist heutzutage eine Seltenheit. Auch kamen blaue Jacken (Jaka, Jopa) mit handbreitem Schösschen in Aufnahme; diese verengten sich gegen die Hüften hinab, waren vorn übereinanderschlagbar und wurden mit drei im Dreiecke stehenden weissen Knöpfen geschlossen. Im Winter ersezte man die Jacke durch einen weissen Schafspelz (Kozuch), der zuweilen aussen mit Tuch überzogen war, oder man ersezte diesen Ueberzug durch einen weissen Leinwandkittel (8), den man über den Pelz anlegte. Schon damals wurden die Leute, die beim Alten blieben, des weissen Kittels wegen gehänselt; man nannte ihn nur noch den „Sterbekittel“.

Die gewöhnlichste Kopfbedeckung war ein breitrandriger grober Filzhut (Klobuk, Klobyk; vrgl. 30. 4), dessen Krempe im Sommer zum Schuze gegen die Sonne niedergeschlagen wurde. An Sonn- und Festtagen kam ein seidenes Band von roter, blauer oder grüner Farbe um den Hutkopf oder eine gleichgefärbte Schnur. Daneben waren namentlich unter hausierenden Leuten dreiseitig aufgeklappte Hüte im Gebrauch, wie die Mode sie brachte (3. 8). Die üblichste Bedeckung im Winter bestand in einer Pudel- oder Sackmüze (Bobrawa oder Pudelawa) aus schwarzem Sammet oder Tuch, verbrämt mit graublauem Krimmer und besezt mit einer Troddel. Ihren Namen hatte die Müze von dem

Pudelfelle, mit dem sie gewöhnlich gefüttert war. Weiteres über Kopfbedeckungen s. Fig. 32.

In der strengen Jahreszeit pflegte man Fausthandschuhe anzuziehen; es gab solche aus Leinwand, gefüttert mit grünem oder rotem Friese, und andere aus Kalbs- oder Kaninchenfell, die haarige Seite nach innen und nur an der Einschlupföffnung mit einem breiten Streifen nach aussen gekehrt.

Zur bäuerlichen Ausstattung gehörte noch eine kurze Pfeife mit grossem Holzkopfe und ein gewichtiger Knotenstock.

Zur Kirche ging der Wende meist schwarz gekleidet. Auch als Bräutigam trug er sich schwarz, den Kopf gewöhnlich mit einer Müze, seltener mit einem Hute bedeckt. Unterhalb dieser Bedeckung, und zwar auf dem Hinterkopfe, war er noch mit einem kleinen, höchstens 15 Ctm. im Durchmesser haltenden Kränzlein aus Raute geschmückt, von dem ein Band aus grüner oder aus grüner und weisser Seide herabhing. Vor der Brust aber trug er einen Strauss aus künstlichen Blumen oder zwei Rosmarinzweige, an manchen Orten überdies noch ein weisses mehrfach zusammengelegtes Tuch in der Hand.

Für die Trauerkleidung war ein schwarzer oder doch dunkler Anzug vorgeschrieben, sowie ein schwarzes Halstuch. Die leidtragenden Männer banden einen Flor um Arm und Hut. An vielen Orten wurden im ersten Trauermonate schwarze breitrandrige Hüte aufgesezt und solche auch unter dem Gottesdienste auf dem Kopfe behalten.

Ueber die weibliche Kleidung s. Fig. 30; doch giebt uns vorstehende Figur noch Anlass zu folgendem Nachtrage. Als Wetterschuz benuzten hausierende Frauen ebenfalls den männlichen Filzhut mit breitem Schirmrande und sezten ihn über ein kleines Kopftuch auf (1. 7. 9) wie dies ja auch zumteil bei der Haube geschah. Weit verbreitet unter den Wendinnen war das Geschlecht jener Müzen, die sich aus einer mehr oder minder hohen Unterkappe und einem darumgebundenen Tüchlein zusammensezten (5. 10; vrgl. Tafel 16. 1. 2); sie bedeckten den Kopf fast bis auf die Augenbrauen. Die Tücher waren in Form und Farbe ebenso zahlreich, wie die Dörfer, in denen sie heimisch waren; gewöhnlich wurden sie in Verbindung mit einer Halskrause getragen, falls man diese nicht durch ein besser schüzendes Tuch ersezte.

Fig. 32. Der Mantel, wie ihn die Männer damals benuzten, war ein Produkt der Mode; genau betrachtet war er ein weiter Ueberzieher (2), denn seine Aermel erlaubten, ihn wie einen solchen anzuziehen; oben hatte er einen kurzen Schulterkragen, der Brust und Rücken bedeckte. Hausierende Frauen, die so manches Stück aus der männlichen Garderobe sich aneigneten, nahmen auch zu diesem Mantel ihre Zuflucht; doch trugen sie ihn ohne Aermel und aus leichterem Stoffe, dann aber nach Bedarf wattiert (3).

Zu den männlichen Kopfbedeckungen zählte eine flache Müze mit breit überstehendem Deckel aus farbigem Tuch oder aus Seide (4). Noch bis gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts waren in Saspow unter verheirateten Männern solche Müzen mit grünem, unter jungen Burschen mit rotem Deckel zu sehen, während der Deckel an den Knabenmüzen sich aus verschiedenfarbigen Tuchstücken zusammensezte.

Fig. 32.

1 2 3 4

Märkische Trachten um 1790. (F. C. Rosenberg: Ausrufer von Berlin.)

Die Frauen namentlich in der Umgegend von Peitz, Kottbus und Spremberg bedienten sich schwarzer Strohhüte mit flachem Kopfe und breitem Schirme (3); da, wo der Kopf mit dem Schirme zusammenstiess, waren die Hüte mit einem schwarzen oder roten gerüschten Band umfasst und mit gleichem Bande quer über den Kopf hinweg. Ueber einen weiblichen Hut mit anderer Ausstattung (1) s Taf. 20 u. 21.

Fig. 33. In diesen Anzügen ist nichts, was an Volkstracht erinnern könnte; alles gehört der Mode an. Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts

Fig. 33.

Bürgerliche Trachten in Berlin um 1780. 1—3 Dienstboten; 4, 5 Fleischermeister und Frau; 6, 7 Schneiderehepaar; 8, 11 Bürgerstöchter; 9 Mennonit; 10 Amme. (Daniel Chodowiecki: 1—3, 10 Kupferstich zu Lichtenbergs Orbis pictus vom Jahre 1780; 4—9, 11 aus der Folge von „Heiratsanträgen" im Taschenbuche zum Nuzen und Vergnügen fürs Jahr 1782.)

vollzog sich in den deutschen Städten ein Ausgleich im Sinne der französisch-englischen Modeformen. Alle Aenderungen bewegten sich stets nur innerhalb dieses Ausgleiches. So war es auch in Berlin; diese Stadt war eine Parvenustadt, der nichts als ein gutes und nichts als ein bequemes Erbteil zugefallen war. In der berliner Gesellschaft gab es keine dem Totschlage der Langeweile sich widmende Klasse; es hatte sich jede um ihre Existenz zu bemühen und die Nachahmung fremder Moden war für sie alle ein Notbehelf. Obschon den damaligen Berlinern kein gutes Zeugnis in Betreff ihrer Sittlichkeit ausgestellt wird, machte sich doch in ihrer Tracht das Zeugnis von mangelndem Reichtume in einer zunehmenden Vereinfachung geltend; dabei fehlte es an Sinn für die Schönheit der kleineren Sachen, für gefälligen Zuschnitt und für den Zusammenklang der Farben. Der vorn abgeschrägte Frack, meist von blauem Tuch, und der dreieckige Hut sowie die anliegenden Kniehosen mit Strümpfen und Schuhen machten durchweg die Hauptteile des männlichen Anzuges aus; dazu kam noch die Perücke mit dem Rattenschwanze von Zopf und den aufgerollten Seitenhaaren. Bei dem weiblichen Geschlecht sezte sich eine Abneigung gegen alle aus Frankreich kommenden Kleidungsstücke fest, soweit sie den männlichen Stücken nachgebildet waren, gegen die Aermeljacken, Unterwesten und Hüte. Ob Töchter des Hauses oder Dienstmägde, alle hatten auf ihren Köpfen die schlichte Haube mit dem getüllten Gesichtsschirme; die grosse Kopfschürze, der „Chapeau-bonnet“ (3), war nur noch auf den Köpfen von älteren Frauen zu sehen.

Taf. 20. Der männliche Anzug hatte in den dreissiger Jahren alle seine einzelnen Stücke der Mode zu verdanken, war aber gleichwol durch Veraltung zu einer Art von Volkstracht geworden. Den Frack trug man in dieser Form schon zur Zeit der Befreiungskriege; mit seinen Brustblättern reichte er bis in die Mitte des Leibes, während er in der vorausgehenden Form schon dicht unter der Magengrube damit Halt gemacht hatte. Die breiten, nach unten spizig verlaufenden Brustklappen waren noch nicht besonders angesezt, wie dies doch sonst schon seit 1820 geschah; dadurch kam es, dass sie sich nicht festanlegten, sondern immer eine Neigung zum Aufrichten behielten. Der Kragen war breit und hoch, so dass er, wenn nicht niedergeklappt, den Hinterkopf bis zum oberen Ohrrande bedeckte. Der Frack war weit genug, um vorn übereinandergeschlagen werden zu können, und deshalb mit zwei Knopfreihen versehen. Wollte man ihn nicht fest um den Körper nehmen und doch geschlossen halten, so bediente man sich als Verschlussmittel zweier Tuchlappen, die man einknöpfte.

Die Hosen hatten noch einen schmalen Laz, der überhaupt damals erst anfing zu verschwinden; nach älterem Schnitte erreichten sie kaum

die Knöchel (Taf. 21. 2), so dass Mancher, der im Freien aushalten musste, es für gut fand noch ein Paar mit Pelz gefütterte Ueberstrümpfe darüber anzuziehen. Die Stiefel waren durch die langen Hosen fast ganz verdrängt worden, während es die Schnallenschuhe um so leichter hatten, sich noch weiter zu behaupten.

Die Müze, bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts fast ganz vernachlässigt, kam erst seit 1820 durch die Unbequemlichkeit des hohen Cylinders wieder recht zur Geltung. Es ist beachtenswert, dass man unterm Stadtvolke auch früher schon mehr Sympathie für die Müze hatte, als für den Cylinder. Die Müze war ein intimes Stück, das man nur innerhalb seiner vier Wände trug; aber gerade dadurch kam es, dass zwischen der Müze und ihrem Träger sich so etwas wie ein Liebesverhältniss herausspann, und die Müze, allmählig in eine höher Stufe vorrückend, zur „Ausgehmüze" wurde. Gleichzeitig rückte auch ihr Name vor und verwandelte sich in „Kappe"; denn dieser Name ist von edler Abkunft und stammt von dem lateinischen caput oder Kopf. In ganz Westdeutschland nennt man heute noch die Verfertiger von Müzen „Kappenmacher". In gesellschaftlichen Kreisen kam man auf den Gedanken, die Müze als Symbol der Zusammengehörigkeit zu benuzen, und daraus wieder entwickelte sich die sprichwörtliche Redensart: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen". Diejenige Art von Müzen, die man zuerst „Kappe" nannte, hatte einen steifen deckelartigen Boden; sie bestand aus einem niedrigen, doch ziemlich weiten Kopfe, einem passenden Bund und einem darangenähten Lederschirme. Dann wurde die Müze behaglicher und blieb seitdem, wenn auch keine schöne, doch eine leichte und die Augen hinreichend gegen die Sonne schüzende Kopfbedeckung, die in kurzer Zeit ihren Plaz auf allen bürgerlichen Köpfen eroberte (Fig. 34. 1. 3). Nur der Bauer wollte, konservativ wie er ist, lange Zeit von der Müze noch weniger wissen, als vom Cylinder.

Ueber die weibliche Tracht s. Taf. 21

Taf. 21. Frauen, die hausierend die Strassen der Stadt durchwanderten (Fig. 32. 1. 34. 4), unterschieden sich damals fast nur durch die Kopfbedeckung von ihren bürgerlichen Schwestern, die der Tagesmode folgten. Es war der grosse sommerliche Kiepenhut, der ihre Erscheinung zu einer originellen machte. Der Hut stammte in der Hauptsache aus grossmütterlichen Tagen (Fig. 32. 3); doch präsentierte er sich jezt mit einigen Abänderungen; im Kopfe wie im Nackenteile zeigte er sich faltig behandelt und ringsum an seinem ganzen Rande mit einer handbreiten Fransengardine ausgestattet, die ihn trefflich befähigte, den Dienst eines Sonnenschirmes zu besorgen. (Fig. 34. 4.)

Der vordem enge Rock hatte jezt eine ziemliche Weite und wurde vielfach durch einen dünnwattierten Unterrock in einer gewissen

Ausspannung erhalten. Sein Leibchen oder die „Taille“, wie man es nannte, war entweder ganz geschlossen oder obenher bedeutend ausgeschnitten. Der Ausschnitt wurde mit einem dreizipfelig zusammengelegten Tuche verdeckt, das vorn über die ganze Brust herabgenommen, gekreuzt und mit den Zipfeln unter den Schürzenbund gefasst wurde. Unten endigte die Taille mit einem geraden Schnitte. Besonders charakteristisch waren die „Schinkenärmel“, lange Aermel, die oben eine grosse Weite hatten, vom Ellbogen an enger wurden und fest um das Handgelenk schlossen. Der Rock wurde hinten zugemacht, reichte kaum bis an die Knöchel und liess den niedrigen Schuh mit seiner Bandverzierung auf dem Vorderblatte und seine Bindeschnüre unverdeckt, die kreuzweis um den Unterschenkel gewickelt ihn am Fusse festhielten.

Fig. 34. Kurz vor 1830 waren die nach der Mode gefertigten Hosen eng bis an das Knie und erweiterten sich erst von da ab nach untenhin, wo sie mit Stegen auf dem Fusse festgehalten wurden. Die schwer arbeitende Volksklasse hatte sich um diesen Begriff von Schönheit nicht gekümmert; nur der Zweckmässigkeit folgend hatte sie die Hosen durchweg so weit getragen, dass sie nirgends spannten und aus diesem Grunde auch die Stege weggelassen. Die Hosen gingen über den Schuh und zeigten sich ganz unten an der Seitennaht ungeschlossen, um sich so weit als möglich auseinanderlegen zu können (3)

Der Mantel, der seit 1803 mit einer Anzahl dachziegelförmig übereinanderliegender Kragen ausgestattet war (Fig. 25. 2), hatte solche gegen einen einzigen radförmig geschnittenen Kragen aufgegeben, der an Länge nahezu der Armlänge gleichkam (1); auch sein Halskragen hatte sich bedeutend verbreitert, um so einen besseren Wetterschuz abzugeben.

Der sich geschweift nach oben verbreiternde Cylinderhut, wie ihn der Vogelhändler auf unserem Bilde trägt (2), kennzeichnet seinen Besizer als Pommer, und zwar durch den senkrecht gefalteten Stoff, mit dem er auf der vorderen Hälfte seiner Wandung überzogen ist. Aehnlich verziert, doch nur in der oberen Hälfte, wird der Hut noch heute unter den pommerischen Bauern getragen. Ueber die Müze (1. 3) s. Taf. 20. 2, über den Schirmhut der Fischhändlerin (4) Taf. 21. 1.

Tafel 22. Das Hemd, stets von Linnen, war aus drei Teilen zusammengesezt, aus einem unteren gleichmässig breiten Stücke, einem sehr kleinen Busenteile und einem höheren Rückenteile; es blieb entweder völlig ohne Aermel, sodass es oben nur mit Achselbändern zusammenhing, oder es war mit Halbärmeln ausgestattet, die bis zum unteren Achselrande gingen; man trug solche Aermel schlicht aus völlig weisser, teils aus buntgestreifter oder karrierter Leinwand.

Ueber das Hemd legte man das „Kittelchen“ (Kitelk), ein Hemd-

chen aus feinem Linnen, das nur bis knapp unter die Brust ging. Dieses Stück hatte durchweg buntstreifige Halbärmel und solche waren mit Kattun oder sonst einem farbigen Stoffe benäht, für die Feiertage

Fig. 34.

1 2 3 4

Trachten aus der Umgegend von Berlin um 1830. 1 Tabakspfeifenhändler: Mantel tieflederbraun mit grauem Futter, Hosen hellblau, Müze dunkelblau, Stiefel und Müzenschild schwarz, Pfeifensack naturlinnenfarbig. 2 Vogelhändler: Rock grün, Weste gelblich mit Rosastreifen, Hosen hellblau, Halstuch gelb mit roten Streifen, Hut schwarz mit weisser Schnalle, Stiefel schwarz. 3 Bürstenhändler: Hosen naturlinnenfarbig, Wams, blau in die Quere und rot in die Länge gestreift mit leichteren Zwischenstreifen, Müze graublau mit schwarzem Schild, Stiefel schwarz. Das Kantenhaar der Handbürsten ist abteilungsweise rot, blau, gelb oder sonstwie gefärbt, die Griffplatte schwarz, rosa oder gelb. 4 Fischhändlerin: Rock dunkelgrün, Schürze weiss und der Länge nach rosa gestreift, Hemdärmel weiss, Brusttuch gelb mit farbigem Blumenmuster, Hut schwarz, Schirm naturlinnenfarbig. (B. Doerbeck: Berliner Ausrufer, Costüme und locale Gebräuche.)

auch bestickt und mit Spizen gerändert. Bei rauhem Wetter zog man nicht selten zwei Kittelchen übereinander an und zwar so, dass die Aermel mit buntem Vorstosse unter den weissen, die darüber lagen,

hervorschauten; doch war diese Anlage damals nur noch hie und da bei älteren Personen zu sehen. Vergl. das „Aermel" genannte Unterleibchen der Altenburgerinnen (Taf. 8.1, Text S. 55).

Der Unterrock bestand gewöhnlich aus rotem oder grünem Friese und war mit Achselbändern versehen; er wurde eher angezogen, als das „Kittelchen", und seine Achselstege kamen unter dasselbe zu liegen. Man füttert ihn jezt durchweg mit Watte aus, was früher nicht der Fall gewesen war.

Für den alltäglichen Oberrock benüzte man hausmachenden Wollstoff; von den Tuchmachern kaufte man die Endstücke der Kette, die etwa einen halben Meter lang waren, knüpfte die Fadenenden und übergab sie dann dem Färber. Auch grell gefärbtes Garn aus Flachs verwendete man zu Ketten, und dann die Wolle als Einschlag. So wirkte man sich seine Rockstoffe selber und zwar sehr buntstreifig nach eigenen Mustern. Solch ein hausmachender Stoff zeigte Tausende von Knoten in der augenfälligsten Weise. Den Rock fütterte man mit Leinwand aus und legte ihn von oben bis unten in steife Falten; ausserdem besezte man ihn untenher, falls er nicht schon mit einem farbigen Saume gewirkt war, mit drei oder vier schmalen Sammetstreifen oder einem einzigen breiteren Seidenbande. Selbst bei der Feldarbeit zeigten sich die Mädchen gern in gefälligem Puze, namentlich im Norden und Westen von Kottbus. Indess begann man mehr und mehr, den vorderen Rockteil, der von der Schürze verdeckt wurde, aus minderwertigem Stoffe, meist aus grober Leinwand herzustellen. Die Länge des Rockes war je nach der Gegend verschieden; namentlich in den Dörfern abseits vom grossen Verkehre ging der Rock nur bis zu den Knieen; nach dem Spreewalde zu stieg er tiefer herab, in Lehde und Leipe bis zu den Knöcheln.

Ehemals mehr, als jezt, war bei festlichen Gelegenheiten ein schwarzer Rock zu sehen, der so dicht in Falten geriefelt war, dass er den Namen „Tausendfältiger", den er trug, auch verdiente.

Mit solch einem Rocke bekleidete sich jezt nur noch ein Mädchen im Brautstande, und zwar mit einem grünfarbigen, oder es legte wenigstens eine grüne Schürze darüber an.

Die Festtagsschürzen reichten fast um den ganzen Rock herum und waren aus Merino, Seide oder sonst einem feinen Stoffe; man beliess sie durchaus schmucklos, kam aber mit der Zeit dahin, sie mit gleich- oder andersfarbigen Spizen zu rändern. Beim Tanze pflegten die Mädchen ihre Schürze mehrmals zu wechseln.

Strümpfe und Schuhe zählten an sommerlichen Wochentagen zum Ueberflüssigen; Strümpfe galten überhaupt nur als Festtagspuz. In früheren Tagen kannte man nur weisse und rote Strümpfe; dann kamen

blaue hinzu, endlich noch schwarze und braune. Zum Tanze beliebte man Strümpfe in jeder Farbe, doch stets mit bunten Zwickeln verziert. Auch hatte man Strümpfe, die derart mit engen Riefeln in die Quere gefaltet waren, dass sie auf ihre doppelte Länge auseinandergezogen werden konnten. Man hielt die Strümpfe mit buntgestickten Linnen- oder Tuchbändern am Beine fest.

Die Schuhe mit roter Klappe, benagelter Sohle und Hufeisen am Absaze waren vor einem leichten Halbschuhe aus Leder, Sammet oder Plüsch gewichen, der keinen Absaz und auch sonst keine Verzierung hatte. Es war der Schuh der Mode, dem, wenn auch nur für kurze Zeit, ein Schuh mit niedrigem breiten Absaze als Uebergangsform vorausgegangen war.

Der Brustlaz und das offene Mieder kamen stark in Abnahme (vrgl. Fig. 30. 5); zwar trug man auch jezt noch das Mieder wie gewöhnlich tief ausgeschnitten, aber die Verhüllung der oberen Brust überliess man dem Busentuche und verschloss das Mieder durchaus mit metallenen Knöpfen. An Feiertagen stets, sonst aber nur bei kühlem Wetter, legte man eine Jacke aus dunkelblauem oder schwarzem Stoffe, namentlich aus Kattun oder Leinwand an. Die Jacke war nur kurz, nicht länger als das Mieder, untenher mit einer schmalen Borte eingefasst und hinten am Rande zu einer kleinen Falte emporgekrümmt, die man „Schneppe“ nannte. Der Brustausschnitt war breit und tief. So trug man die Jacke noch in den dreissiger Jahren des 19. Jahrhunderts. Dann kam eine etwas längere Jacke auf, das „Kamisol“; diese war ausgestattet mit einem handbreiten faltigen Schösschen, einem umgelegten Kragen und langen, über den Achseln stark aufgeblähten Aermeln, die dem Gewandstücke den Namen „Puffjacke“ verschafften; der Brustausschnitt war kleiner, als seither. Man fasste das Kamisol um die Taille her mit einem schwarzen Gürtel zusammen.

Dem Kamisole folgte die sogenannte „Polkajacke“ (1); es war dies eine Jacke ohne Kragen, mit glattanliegenden Aermeln und kurzem Schosse, der im Rücken drei emporstehende Falten und auf jeder Seite eine einzige hatte. Sie liess unter dem Halse einen kleinen Raum frei, der von dem Busentuche ausgefüllt wurde. Ihr Verschluss geschah gewöhnlich oben am Hals und unten an der Taille mit einer Haftel, über dem Busen aber mit einem oder zwei schmalen kurzen Tuchlappen, die man mit zwei Knöpfen festhielt. Unterhalb der Taille blieb das Kamisol auseinanderklaffend.

Bei festlichen Anlässen bediente man sich eines Brusttuches aus feinstem weissen Gewebe und mit Kanten besezt, oder von bestickter Mulle (2); dies kreuzte man vor der Brust, liess seine Zipfel aber nicht unter der Schürze verschwinden, sondern über dieselbe sich auseinander-

spreizend herabfallen; in dieser Lage hielt man es durch ein breites um die Taille gelegtes und vorn mit einer grossen Doppelschleife verknotetes Band fest, dessen lange Endstücke gleichfalls über die Schürze fielen, solche in ihrer ganzen Länge bedeckend.

Vom Haare blieb wenig oder gar nichts zu sehen; man verwendete deshalb auch nur geringe Sorgfalt darauf und befestigte es unter einem breiten Leinenbande, das man mehrmals um Scheitel und Hinterkopf herumlegte und mit Nadeln zusammensteckte. Oft schnitt man das Haar bis auf Handbreite ab, legte dann aber ausser dem Bande noch das sogenannte „Rädchen" (Kolassko) auf den Hinterkopf, ein Kränzchen aus Werg, das etwa fingerdick und mit einem Linnenbande sowie mit Fäden umwickelt war (vrgl. Fig. 30. 5). Auf dem Rädchen fand das Kopftuch besseren Halt.

Das Kopftuch war und ist heute noch ein ganz besonders originelles Stück in der niederlausitzer Frauengarderobe; es wurde von Ort zu Ort verschieden angelegt; gewöhnlich aber trug man es in allen zur gleichen Parochie gehörenden Dörfern in der nämlichen Weise; doch stimmte seine Anlage nicht selten auch in mehreren Parochien überein.

In Kolkwitz band man das Tuch auf folgende Weise um. Man legte es mit seinen zwei sich schräg gegenüberstehenden Ecken aufs Doppelte zusammen, so dass es ein Dreieck bildete, bog es dann von der Langseite her einige Male auf sich selber um, legte es unmittelbar über der Stirne fest auf den Scheitel, schlang die seitlichen Zipfel um den Hinterkopf und zwar unter dem dritten über den Nacken fallenden Zipfel her, nahm sie wieder nach oben und verschleifte sie hier, so dass der Knoten weit nach hinten zu liegen kam und die Zipfel sich rechts und links in die Schräge abwärts auseinanderstellten (1). Einmal soweit, steckte man das Tuch mit Nadeln an verschiedenen Stellen an sich selber fest, so dass es wie eine Müze auf- und abgesezt werden konnnte: das Aufsezen geschah vom Hinterkopfe aus.

In Burg zeigte man sich an Sonn- und Feiertagen gern in einem grösseren und mehr komplizierten Kopfpuze; es bildete hier das farbige geblümte oder auch weisse Tuch durch Wickelung über ein breites Pappgestell eine Art von Turban (2); an diesen schloss sich untenher eine breite Fräse von gekrepptem Mull, die vor dem Kinne herabstieg, aber nach dem Nacken hin bogenförmig in die Höhe (vrgl. Fig. 35. 2–4. 8).

Bei Leichenbegängnissen kam eine nicht minder eigenartige Tracht zum Vorscheine. Es gab zwei Arten von Trauer, die schwarze und die weisse. Bei der schwarzen Trauer waren nur das Brust- und Kopftuch sowie die Strümpfe weiss, alle übrigen Stücke aber schwarz. Diese Stücke trug man auch bei der weissen Trauer, dazu aber ein etwa zwei Meter breites und langes Leinentuch, in das man sich dergestalt einhüllte,

dass nur Gesicht und Hände freiblieben (8). Diese weisse Trauer war echter Wendenbrauch; in älteren Tagen war solch ein Tuch nicht selten mit Figuren kunstvoll durchwirkt, die Christus oder die Mutter Maria darstellten, oder auch Kirchen und Engel, begleitet von Sprüchen in zwei Centimeter grossen Buchstaben. Das Tuch wurde am Leibe mit einem Gürtel festgehalten, dieser aber durch die überfallende Stoffmasse verdeckt. So beschaffen war namentlich die Trauerkleidung in Burg; doch trug man sie anders von Ort zu Ort. So gehörte in Grosslieskow zum Trauerkopfpuze eine Müze, die rundlich aus Pappe geformt und mit grober Leinwand überzogen war, ferner ein „Podgubk" genanntes Tuch mit einem Schlize, das hinten an der Müze derart befestigt wurde, dass der Kopfpuz durch den Schliz gesteckt werden konnte, der Mund aber verhüllt blieb; nach unten reichte das Tuch etwa bis zu den Knieen. Wieder in anderer Gegend trauerte man im sogenannten „Schleier" (Schlewer), einem weissen, steifen, wie eine Düte zusammengedrehten Tuche, das man über die Haube aufsezte. (Weiteres Fig. 39. 9. 10.)

Fig. 35. Das originellste Stück in der Tracht der Spreewäldlerinnen ist sicherlich der Kopfpuz; dieser unterscheidet sich in Kopftuch und Haube.

Das Kopftuch nimmt in seiner Wickelung gar verschiedene Formen an und die Bewohnerinnen der verschiedenen Ortschaften kennzeichnen sich zumteile durch die Art seiner Anlage. Das Tuch misst etwa vier Fuss im Quadrat und besteht aus hellem Kattun oder bedruckter Wolle. Bei der Wahl unter lichten Farben giebt man gerne einem leuchtenden Rot mit bunter Blumenborte den Vorzug, wie solches denn auch überaus kleidsam ist. Bei der einfachsten Anlage wird das Tuch dreiseitig zusammengelegt und so über den Kopf genommen, dass die sich deckenden Zipfel vom Kopfe herab in den Nacken fallen, die beiden Seitenzipfel unter diesen hindurchgezogen und über dem Scheitel in Schleifen geknüpft werden können (6). So trägt man namentlich in der Gegend von Burg das Tuch im häuslichen Verkehre an Wochen- und Sonntagen. In anderen Dörfern, namentlich um Peitz herum, zieht man den oberen Knoten lang auseinander (11), so dass er flach und wulstig erscheint, und lässt die Zipfel schräg nach unten stehen; in dieser Form wird das Tuch durch eine Einlage von Papier unterstüzt. Zuweilen bindet man hier auch die Zipfel mit ihren äussersten Enden auf dem Scheitel in einen kleinen Knoten, lässt in diesem Falle aber das Tuch ohne grossen Knoten. Dabei ist es Brauch, das Tuch so zu nehmen, dass sein hinterer Tell sich nach unten hin verbreitert. Ebenfalls ohne Knoten belässt man das Tuch in Lehde und Leipe; man legt es glatt auf den mittleren Oberkopf, sodass vorn das gescheitelte Haar mit seinem schwarzen Sammet-

Fig. 35.

Kopftrachten im Spreewalde. 1—4, 6, 8—10 aus Burg, 5, 9, 12 aus Lehde und Leipe, 11 aus Peitz. 1 Kopftuch weiss, Mieder schwarz. 2 Kopftuch rot, Kinnschleife rosa, Fräse weiss, Mieder schwarz. 3 Kopftuch, Fräse, Kinnschleife und Busentuch weiss, Mieder schwarz. 4 Kopftuch rot mit farbigem Blumenmuster, Kinnschleife rosa, Fräse und Brusttuch weiss, Mieder schwarz. 5 Haube, Fräse und Nackenschleife weiss, Busentuch rot, Mieder schwarz. 6 Kopftuch rot, Busentuch verschiedenfarbig, Mieder schwarz. 7 Häubchen, Fräse und Nackenschlupf weiss, Kinnband weiss mit blumigem Muster, Busentuch rot und geblümt, Hemdärmel weiss. 8 Kopftuch rot und geblümt, Kinnband rosa mit blauen Streifen, Busentuch rot und gemustert. (1—8 Albert Kretschmer: Deutsche Volkstrachten; 9—12 Eduard Müller: Das Wendentum in der Niederlausitz.)

bande sichtbar bleibt (12). In diesen Dörfern bevorzugt man Tücher von blauer und gelber Farbe.

Namentlich bei Gelegenheiten, die nicht alltäglich, geht man darauf aus, dem Tuch durch untergelegte Pappgestelle noch andere Formen zu geben. So ist in Burg eine komplizierte Form als Festtracht sehr beliebt; das Tuch, blumig oder weiss, bildet dort durch Wickelung über ein breites Pappgestell eine Art von Hörnermüze, deren Seitenzipfel entweder gerade hinausstarren oder sich etwas nach abwärts richten (2–4. 8). Zu dieser Müze kommt eine breite Fräse von getülltem Mulle, die sich seitwärts im Bogen nach dem Nacken hinaufschwingt und vor dem Kinne herabsenkt. Zur festlichen Tracht in Burg und Umgegend zählt ausserdem ein weisses besticktes Kopftuch (1), dessen Doppelzipfel man im Dreiecke über den Nacken herabfallen lässt. Bei Begräbnissen jedoch bindet man ein schlichteres Tuch über die Untermüze, im Sommer aus blendendweisser Leinwand, im Winter aus Wolle, und lässt es stets so weit über das Gesicht vorstehen, dass dasselbe fasst ganz beschattet wird (9. 10); die beiden Seitenzipfel nimmt man entweder über den Nackenzipfel und steckt sie dort fest (9) oder verschleift sie vor dem Halse miteinander (10). Bei grosser Hize lässt man die Untermüze weg.

In der Umgegend von Kottbus wird das festtägliche Tuch in anderer Weise umgenommen. Der Knoten, etwa handbreit, mehreckig und oben in der Mitte zugespizt, steht um drei Fingerbreit von dem Stirnrande zurück und senkrecht in die Höhe, jeder Seitenzipfel aber ein wenig schräg nach unten hin. Man stellt diese Bedeckung aus einem einzigen oder aus drei Stücken her, von denen die beiden kleineren ein Viertel des grossen ausmachen. Das grosse umhüllt den Kopf, die kleineren bilden Knoten und Seitenzipfel. Fest in seiner Lage gehalten wird der Puz durch ein Futter von Pappdeckel oder mehrere Schichten von Papier.

Eine gleichwertige Rolle mit den Kopftüchern spielen die Hauben (vrgl. Taf. 13. 1 und 14. 1); doch findet man sie heute fast nur noch in Lehde und Leipe (5. 7). Der Hauptsache nach bestehen sie aus gesteiftem Kattun oder aus Pappe mit einem Ueberzuge von Leinen oder weissem durchzogenen Mulle mit Kantenbesaz und aus einer grossen Doppelschleife mit lang herabfallenden Enden am Nackenrande. Dazu kommt noch die geschwungene Halsfräse aus zwei getüllten und dachziegelartig übereinanderliegenden Stücken, die unter dem Kinne zusammengesteckt und mit einer grossen Schleife besezt werden.

Die Haube hat im Laufe der Zeit manche von ihren Eigenheiten eingebüsst. Um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert zeigten die im Südosten von Peitz getragenen Hauben zwei seitliche Läppchen, die unter dem Kinne zusammengeknüpft würden; die sonstige Ausstat-

tung war der heutigen jedoch gleich, nur waren die Nackenbänder sehr schmal. An dem ersten Tage eines hohen Festes wurde schwarzes Band oder Tuch um die ganze Müze geheftet, an den gewöhnlichen Sonn- und Feiertagen aber bunter, namentlich roter Stoff und zugleich der runde Deckel hinten mit weissem bestickten Tülle überzogen, durch welchen dann die rote oder schwarze Unterlage hindurchschimmerte. Eine besondere weisse Haube, vorn mit blauem Band eingefasst, war für Neujahr, Karfreitag und Himmelfahrt bestimmt. Die Müzen wurden so aufgesezt, das ein um den Oberkopf laufendes Seidenband vornher noch gesehen werden konnte (7).

Wesentlich verschieden von diesen Müzen war die in der senftenberger Gegend übliche. Die Hinterseite, der Deckel, hatte hier die Form eines Eies und war mit schwarzem Sammet überzogen. Nach dem Gesichte zu verjüngte die Müze ihren Umfang und war mit weissem Tuche umsteckt. Eine schwarze Atlas- oder Sammetschleife mit langen Endstücken sass am Nackenrande und an jeder Seite ein schwarzwollenes Band, das unterm Kinn mit dem andern verschleift wurde; die breite Halskrause fehlte. So trug man die Haube beim Abendmahle und in der Trauerzeit; bei der Halbtrauer jedoch sowie im Brautstande kam an die Stelle des schwarzen Ueberzuges auf dem Deckel ein dunkelblauer, Sonntags aber und sonst an Festtagen ein beliebig farbiger; so umkleidete man die Müze auch an den Seiten.

In der spremberger Gegend waren es die alten Frauen, die sich einer einfachen weissen Tüllhaube bedienten; diese hatte einen rundlichen Deckel mit einer schmalen weissen Schleife am Nackenrande. Nach Bedarf wurde über diese Haube ein Kopftuch gelegt und mit den seitlichen Zipfeln unter dem Kinne gebunden. Die Müze mit Halsfräse war so allgemein, dass die Frauen sie selbst bei den häuslichen Arbeiten trugen und die kleinen Mädchen damit zur Schule gingen.

Noch müssen wir des bräutlichen Kopfpuzes gedenken: er wurde „Hupatz“ genannt und war früher wesentlich anders, als heutzutage. Das Haar wurde oberhalb der Stirn mit einem Streifen weissen Seidenbandes, weiter hinauf mit einem grünen und schliesslich mit einem breiteren schwarzen Streifen umwunden, sodann auf dem Scheitel ein aus gelben und blauen Seidenschleifchen gebildeter Kranz befestigt. So trug man den Hupatz in Burg. Anderwärts trat an die Stelle des Kränzchens ein „Slabnik“ genannter vergoldeter oder versilberter Reif, von dem vier grüne Bänder herabhingen. Auf diesen Kranz oder Reif kam der eigentliche Brautkranz zu sizen, der seinerseits auf der Nackenseite mit grünen und weissen Seidenbändern behängt war. Der Brautkranz bestand aus Myrte, Eppich oder Raute, nicht selten auch aus Sellerieblättern. Den Hals umgab die breite getüllte Krause, für

diesen Tag verziert mit einer weissen geblümten Schleife samt deren lang herabfallenden Endstücken. Bei dem weiblichen Ehrengeleite der Braut war der Hupatz aus grünem und weissem Bande gefertigt, bei der „Towarischka“ und „Sawaschka“ (der Verfasser kann nicht sagen, wer mit diesen Namen gemeint ist) aus weissem und dunkelrotem Bande.

In jüngerer Zeit benuzte man sowol die Müze mit rundem als mit dreieckigem Deckel für den bräutlichen Kopfpuz. Man umsteckte die Müze mit schwarzem Seidenband und legte noch Ranken aus künstlicher Myrte mit weissen Blüten sowie aus Perlen und Flittern darum, einen Puz, den man schlichtweg die „Guirlande“ hiess. Eine zweite Ranke befestigte man oberhalb der steifen wagerechten Schleife; das Kränzchen mit den grünen und weissen Seidenschleifen aber brachte man auf der Hinterseite des Hupatz an und sezte überdies noch auf die Halskrause eine grosse weissseidene Schleife.

Die Brautjungfern trugen gleichfalls die Müze und zwar mit grünem Band umsteckt; ihre Guirlande bestand aus bunten Blumen, Perlen und Flittern.

In neuster Zeit ist das bräutliche Zeichen eine Myrtenranke mit weissen Blüten und innerhalb derselben ein Kränzchen mit herabhängenden Bändern aus weisser und grüner Seide. Den Kopf umhüllt ein Schleier aus Tüll. In Grosslieskow hat die ehrbare Braut das Recht auf ein Halsband aus grüner Seide und in Grosskoschen ausserdem noch auf einen grünen Seidenbüschel am linken Unterarme. Gefallene Mädchen haben das Recht auf das Kränzchen verloren oder die Ranke muss offen bleiben; so übt das Volk seine eigene Justiz.

Der Hupatz wird an einzelnen Orten auch bei der Kindstaufe getragen, aber nur dann, wenn die Taufe zugleich mit der Einsegnung der Mutter stattfindet.

Taf. 23. Die Reste von slavischen Stämmen verdichten sich immer mehr, je weiter wir gegen den deutschen Nordosten vorrücken; nächst dem Ackerbau und der Viehzucht waren die Slaven von altersher dem Handel und Gewerbe zugethan; dies gilt namentlich von jenen Stämmen, die an den Küsten der Ostsee südwärts zwischen Elbe und Weichsel hausten. Wie in Mecklenburg, so bestanden auch in Pommern zahlreiche Stapelpläze. Aus dem 11. Jahrhundert wird von den Vornehmen in Pommern berichtet, dass sie einen grossen Wert auf feine und kostbare Stoffe legten und solche vorherrschend von den Franken gegen Pelzwerk eintauschten. Auch ihrer Vorliebe für farbige Gewänder wird gedacht; doch fehlt es an zuverlässigen Berichten über die Wandlungen der Tracht bis zu der Zeit ihrer völligen Verdeutschung. Abbildungen aus dem 16. Jahrhundert stellen durchgängig die bei den Deutschen übliche Gewandung dar, untermischt mit einigen Resten von alter-

tümlichem Slavencharakter. Diese Mischung wiederholt sich auch bei unseren Figuren, die dem Ende des 16. oder Anfange des 17. Jahrhunderts angehören. Die kurzen weiten, über den Knieen zusammengefassten Schlumperhosen in Verbindung mit den engen Beinlingen (2), die gelaschten Knöchelschuhe, der kurze, über die Brust herab verknöpfte Schossrock mit den kurzen Achselärmeln, der die Mitte zwischen Wams und Jacke hielt, schliesslich die Halskröse und selbst die Haar- und Bartfrisur, alle diese Stücke wiederholten nur ihr deutsches Muster. Der slavischen Garderobe aber war das Knopf- und Schnurwerk auf dem Rocke, der als Gurt benuzte Shawl sowie die Müze mit vornüberfallender Kuppe und breitem aufgeklappten Bräme untenher entlehnt. So nahe dieses Kostüm dem westlichen Brauche stand, so nahe stand das andere dem östlichen (1). Der untere Rock mit den über die Hand zurückgeschlagenen Aermeln glich dem russischen „Kaftan" und ebenso der längere und weitere Ueberrock mit dem liegenden Pelzkragen, der nach vorn in spizig verlaufende Brustaufschläge überging, dem russischen „Feres". Selbst die bis über die Armbiege hinauf verkürzten Aermel widersprachen nicht dem altslavischen Brauche, obgleich dieser auch überlange Aermel beliebte, die oben sehr weit, nach untenhin aber stark verengt waren. Die Russen hielten viel auf grosse Bärte; doch nur ihre Popen und Priester trugen das Haar lang und auf die Schultern fallend, sonst aber nur solche Leute, die die Gunst des Zaren verscherzt hatten oder politisch nicht mehr zum Russentume gehörten.

Fig. 36. Der alte Landbeschreiber Kantzow, selbst ein Pommer, hat uns ein Bild von seinen Landsleuten hinterlassen, das nicht geschminkt ist; er spricht von ihrer Derbheit und nicht weniger von ihrer Frässigkeit und dass sie ein gross Gelüst hätten, sich in Kleidung und Geschmack zu übernehmen. Namentlich die Rügier nennt er ein „sehr zenkisch und mordisch Volk". Das Bauernpaar auf unserem Bilde (1. 2) widerspricht dieser Schilderung nicht und berechtigt uns, an die Wüstenei einer Dorfschenke am Morgen nach einer Kirchweihe zu denken. Sinnesart und Kleidung gehören nirgends enger zusammen, wie beim Naturmenschen.

In dem männlichen Anzuge sind ohne Zweifel die Hosen das älteste Stück und ihr Stammbaum wird bis auf die Hosen in den schleswigschen Seemooren zurückzuführen sein. Die Brustbedeckung entspricht dem alten auf der Seite verschliessbaren Fuhrmannshemde und hat, was sehr zu beachten ist, ein wirkliches Hemd zur Unterlage. Das Wams ist ein Ableger des alten Landsknechtwamses, aber in diesem Zuschnitte das früheste Muster unserer modernen Wämser. Ein Fellhut gehörte seit Urväterzeit zur Bauerntracht. Ziemlich modern sind die geschlossenen Knöchelschuhe mit dem niedriggeschnittenen Fersen-

stücke. In dem Anzuge der Bäuerin ist mehr von der deutschen Bekleidungsweise zu spüren, namentlich in der Bedeckung des Oberkörpers. Das Mieder scheint vorn zum teile verschnürt, aber seitwärts zugehakt worden zu sein; über ihm sizt glattaufliegend das zum „Brüstling“ umgewandelte und vornherab zusammengehakte Koller mit Aermeln und stehendem Halskragen. Von ausschlaggebendem Charakter

Fig. 36.

1 2 3 4

Bürgerliche und bäuerliche Trachten aus der Gegend von Bard in Pommern um 1600. (Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt. 1572—1618.)

ist die hohe kegelige Fellmüze; es ist sehr wahrscheinlich, dass von ihr die dichtgefütterten Kegelmüzen von schwarzem Merino abstammen, die noch heute in der Frauentracht auf Rügen eine so augenfällige Rolle spielen.

Die bürgerlichen Frauen (3. 4) hatten nichts von einer Nationaltracht an sich, als die Kopfbedeckung; wir haben indes keinen weiteren Beleg dafür, als eben nur diese Abbildung. Der Aufsaz (4) bildet eine

von den vielen Variationen der slavischen Mädchenbarette im östlichen Deutschland, die uns der Italiener Vecellio als Kronen aus Seide und besticktem Sammet schildert. (Weiteres Fig. 37. 4. 6; 38. 1.)

Fig. 37. Was wir hier dargestellt finden, sind in der Hauptsache noch die deutschen Modeformen in ihrer grössten Schlichtheit; man kann darin etwas von jenem Stehenbleiben in der Entwickelung bemerken, die dem Aufkommen der Volkstrachten vorausging, ja sie recht eigentlich begründete; dass dies an jedem Orte zu einer anderen Zeit geschah, war eine von den Ursachen für den reichen Wechsel in den Volkstrachten. In dem Buche von Vecellio finden sich einige Bemerkungen über diese Kostüme, die wir hier mitteilen wollen. „Die Kleidung der jungen danziger Mädchen, heisst es dort, hat ein etwas kurzes, aber gut auf der Brust sizendes Leibchen, das sie mit einigen Goldketten schmücken; je nach ihrem Geschmacke machen sie Gebrauch von Seide, farbigem Tuche und namentlich von gewässertem Kamelott. Die Aermel, sehr lang, sind mit Bandstreifen von Sammet oder Atlas umgeben, und die Aermel des Unterkleides bedecken die Arme auf die bequemste Weise. Als Gürtel haben sie eine Schnur von roter Seide, die sehr lang ist; daran sind Schlüssel und eine Scheide mit einem Messer aufgehängt. Einige tragen Mäntel, die um den Kragen her mit Pelz verbrämt und mit Goldknöpfen besezt sind, und ebenso sind auch die Kleider ihren Oeffnungen entlang ausgestattet."

Diesem kurzen Berichte sei noch ein Wort hinzugefügt. Die langen, vor der Handwurzel unterbundenen Hemdärmel (2. 4. 6) waren keineswegs nur dem deutschen Kostüme eigen, sondern bildeten ein hervorstechendes Charakteristikum in der slavischen Frauentracht, und dies nicht blos in Pommern, sondern auch in Posen und Polen. Selbst bei strengem Wetter verhüllten sich die Frauen ihre Arme mit weiter nichts, als den Hemdärmeln, die eigens an das Hemd angenestelt wurden. Sie waren aus feinstem Linnen und selbst aus Seide hergestellt und derart mit dem Glättsteine gebügelt und poliert, dass sie einen Glanz hatten und eher von Papier, als von Leinwand zu sein schienen. Diesen Aermeln zulieb waren die Aermel am Leibchen mit einer Durchschlupföffnung versehen, so dass sie nur knapp den Oberarm bedeckten, mit dem übrigen Teile aber leer und fast bis auf den Boden herabhängen konnten. Doch verwahrten sich die Frauen den oberen Teil der Brust und die Achseln mit dem Kragenkoller (1–3). Als Kopfbedeckung benuzten sie teils das deutsche Barett (2), teils das slavische „Nest" (4. 6), jenen Ring, der oben offen und hier an der Kante verbrämt (4) oder mit einer eingesezten Futtermüze verbunden war. (Taf. 8. 1; 9. 2; Fig. 31. 5. 45. 1. Taf. 26 1.)

An einer andern Stelle bemerkt der erwähnte italienische Gewährs-

mann Folgendes über die Kleidung der danziger Dienstmädchen (8): „Sie kleiden sich mit ausgesuchtem Geschmack und ihr Anzug ist sehr ehrbar; sie tragen eine Haube, in die sie ihr Haar einschliessen (damit

Fig. 37.

1 2 3 4 5 6

Frauentrachten aus Danzig und Umgegend in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. (Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt. 1572—1617.) In dem kolorierten Exemplare von Weigel findet sich ein Teil dieser Figuren mit folgenden Farbenangaben. 2 Handwerkerfrau: Kleid mit kurzen Oberärmeln und hängenden Aermeln, grün mit karminbraunem Bandbesaze, Unterärmel sowie Hals- und Handkrausen weiss, Schulterkragen rot mit grüner Saumborte, Schürze schwarzbraun, Barett schwarz. 3 Milchfrau: Rock rotviolettlich, Schulterkragen tiefrot, Schürze und Schuhe schwarz, Halskrause, Hemdärmel und Strümpfe weiss. 4 Jungfrau: Kleid grün mit braunrotem Bortenbesaze, Unterärmel weiss. Schürze und Schuhe schwarz, Kopfpuz und Halskette golden. 6 Braut: Rock braunkarmin mit olivengrünem Bandbesaze über die Brust herab, im unteren Teile der kurzen Bauschärmel, unten an den Hängeärmeln sowie am Fusssaume des Rockes; Unterärmel weiss, Diadem und Halskette golden, Täschchen samt Gürtelschnur grün.

ist wol ein Haarnez gemeint, Fig. 38. 7. 8), einen schlichten Rock von dickem Tuche in Grau oder einer ähnlichen Farbe, zusammen mit einem Leibchen und einer groben Leinwandschürze, an der sie sich die Hände

in der Küche reinhalten. Um Hals und Schultern tragen sie anstatt eines Tuches einen tuchenen Kragen. Wenn sie zur Quelle oder zum Brunnen gehen, sind sie mit zwei Holzeimern ausgerüstet, in denen sie das Wasser mit Geschick und schnellen Schrittes dahintragen."

So wirksam, wie in der danziger Gegend, blieb der slavische Einfluss auch nach Westen hinab an der deutschen Küste, wenigstens in der Volkstracht, obgleich diese sich in deutschen Hauptformen bewegte; doch nahm er nach den oberen Ständen hin immer mehr ab und zwar in demselben Masse, als der deutsche zunahm. Das Kostüm, wie es damals etwa in Stettin eine vornehme Dame beliebte (Taf. 29. 2), würde auch in Nürnberg nicht aufgefallen sein. Der glockenförmig ausgesteifte Rock, der ringsum gleichmässig auf den Boden stiess, der vorn von der Taille an nach abwärts sich auseinanderspreizende feingefältete Ueberrock, die schmale Schürze in der Lücke, das Leibchen mit runder Taille und grossem Ausschnitte, das Brusthemdchen, das Kragenkoller und die weisse Radkröse darüber: das alles konnte in jeder süddeutschen Stadt, wo der Bürgerstand noch fest am Altherkömmlichen hielt, für heimisch gelten. Hier wie dort verwendete die vornehme Frauenwelt zu ihren Anzügen meist Sammet, sowie reichgemusterte oder mit Gold und Silber durchwirkte Seide, dabei lebhafte Farben: Rot, Grün, Gelb, Blau, Violett und Schwarz, und solche Farben nebst Gold und Silber auch für die eingewirkten Muster. Stickereien brachte sie am Unterteile der Röcke an und zwar in breiten Streifen bis zur halben Rockhöhe hinauf.

Dem Geschmeide waren alle norddeutschen Frauen überaus zugethan; davon geben sowol die Abbildungen, als auch die städtischen Kleiderordnungen ein lebhaftes Zeugnis. Eine vornehme Braut mochte damals an 160 Lot oder 5 Pfund Gold auf dem Leibe haben, was, wenn es Feingold war, einen Wert von 5400 Mark darstellte. Dem dritten Stande indes wurde kein Gold erlaubt, sondern nur Silber, dem vierten aber auch dieses nicht. Unter dem Geschmeide waren Gürtel und Flinserhauben die gewichtigsten Stücke. Möglich, dass diese Art von Hauben einen slavischen Ursprung hatte, denn man fand sie nur gerade soweit nach Deutschland hinein, als slavische Stämme gekommen waren, in Nürnberg ebensogut, wie in Stettin, in Bautzen und Görlitz (Taf. 29. 1).

Bemerkenswert ist, dass die stettiner Brautjungfer auf unserer Tafel bis zum Kinne verhüllt dargestellt ist, während sonst in deutschen Städten dergleichen Mädchen das Vorrecht hatten, Hals und Schultern samt der oberen Brust entblösst tragen zu dürfen (vrgl. Fig. 14. 3; 29. 4; 37. 6).

Fig. 38. Nur zwei mit Pelz verbrämte Stücke, Müze und Mantel, sowie die Frisur waren es, die diese Tracht zu einer nationalen machten; die übrigen Teile der Garderobe konnten ebensogut in einer süd-

Fig. 38.

Frauentrachten aus Danzig um 1600. 1 Jungfrau im häuslichen Anzuge; 2 Dienstmagd; 3 Jungfrau auf der Promenade; 4 betagte Frau; 5 Jungfrau beim Tanze; 6 Wartefrau; 7 Frau auf der Hochzeit; 8 Frau im Hause. (Anton Möller: Der Dantzger Frawen und Jungfrawen gebreuchliche Zierheit vnd Tracht. 1601.)

deutschen Stadt, in Augsburg oder Nürnberg gefunden werden, so namentlich das kurze nach unten abstehende Mäntelchen mit seinen Pelzaufschlägen (3. 6), das einem Umhängekragen ähnlich sah, und der

Hut mit kleinem Kopfe und breitem Schirme, der wie schwebend auf der Frisur befestigt war (3).

Der Rock liess die Fussspizen blicken, unter Dienstmägden selbst den ganzen Fuss bis über die Knöchel (2) und machte in seiner Aussteifung nur wenig oder gar keine Falten; sein Schmuck beschränkte sich auf streifige Bandbesäze. Auch das Leibchen war bis zum panzerartigen Anschlusse auswattiert. Von passender Länge schnitt es unten gerade ab und seinem Rande folgte hier eine aus Seidenfilet gedrehte Gürtelschnur, einfach oder zweifach umgeschlungen und mit ihrem Endstücke in die seitwärts eingeschnittene Rocktasche untergesteckt. Das Leibchen ging bis zum Ansaze des Halses hinauf und wurde hier von einer grossen. aber kaum anderthalb Finger dicken Kröse oder einem mit Spizen geränderten Rundscheibenkragen überragt, der sich, wie auch die Kröse, vor dem Kinn herab- und im Nacken emporstellte. Jede Dekolletierung war vermieden. Die Aermel, dünn wattiert oder mit Barchent gefüttert, waren ähnlich wie Schinkenärmel oben am weitesten und nach der Hand hinab allmählig enger; der Achselnaht folgte ein mit kleinen Schlizen verzierter wulstiger Streif. Ganz wie dieses Leibchen gestaltet gab es ein mit seinem glatten offenstehenden Schosse im ganzen geschnittenes Leibchen (7); dessen Aermeln waren noch Unterärmel beigefügt, die als Hängeärmel gestaltet vornherab offen und nur unten zusammengehakt waren, so dass sie auch zum Anziehen taugten. Man stellte das Leibchen gern aus geblümten Stoffen her oder zierte es auf seiner ganzen Fläche mit Reihen von kleinen Schlizen, durch die das farbige Futter hervorblickte. Als Schurze benuzte man ein schmales faltenloses Zeugstück (2–4).

Das Haar strich man rings vom Gesichte aus nach hinten und brachte es in einem Neze unter, oder flocht es in Zöpfe und legte diese als Nest um den Hinterkopf (3). Man liebte es, diesen hinteren Teil der Frisur stark zu überhöhen, wodurch sie sehr geeignet wurde, dem Hut oder der Müze einen festen Halt zu geben (vrgl. Fig. 41. 1–3). Wie an der ganzen Nordküste, so galt auch in Danzig das „Pael“ als üblichster Kopfschmuck, jener diadem- oder mondsichelförmige Aufsaz, der ebensogut aus schlichtem glatten Stoffe mit Stickerei (Fig. 39. 5. 6. 8. 9) wie aus scharnierten und mit Perlen besezten Goldblechen bestehen konnte. Eine allverbreitete Kopfbedeckung war die „böhmische Haube“, eine Müze von Tuch oder Sammet, die die Ohren bedeckte, hinten aber am unteren Rand einen Ausschnitt für den Haarknoten hatte (Fig. 39. 7. 40. 3) und ringsum mit einem schmalen oder dicken Pelzbräme ausgestattet war (Fig. 39. 2. 3). Es gab grössere Hauben dieser Art, die die Stirne fast bis zu den Augenbrauen mitbedeckten (4), und kleinere, die die Haarwurzeln vornherum freiliessen. Sie erwiesen

sich brauchbarer, als manche andere, von denen wir bis jezt gesprochen haben.

Mit den nordwestdeutschen Frauen theilte die Danzigerin den enggeriefelten Tuchmantel, die „Hoike“ (2; Fig. 39. 2. 4–9), mit den nordostdeutschen den aus zweifarbigen Pelzstücken zusammengesezten Mantel (4; vrgl. Fig. 10. 2. 5. 6), den „Artellionenpelz“. Solch ein Pelzmantel galt in der Zunft der „Buntmacher“ als Meisterstück; wenn der Geselle ihn fertig hatte, wurde er für alle Meister seines Gewerbes sowie für die ganze Stadt öffentlich zur Kritik ausgestellt. Seine Kostspieligkeit aber machte, dass der Geselle mit der Zeit immer weniger auf seine Rechnung kam, und so wurde im Laufe des 17. Jahrhunderts an seiner Stelle ein gewöhnlicher „Grauwerksmantel“ als Meisterstück vorgeschrieben.

Fig. 39. Die Erläuterungen zu Fig. 38. 1–8 gelten auch für dieses Blatt.

Fig. 40. Der tagelöhnernde Teil des weiblichen Geschlechtes, der auch Männerarbeit besorgte, konnte von dem modischen Leibchen mit seiner atemraubenden Knappheit wenigstens an Wochentagen keinen Gebrauch machen, und so musste dieses Stück nur auf seine Zweckmässigkeit hin beschafft werden. Was sonst in dem Anzuge von Belang erscheint, findet sich unter Fig. 38 angegeben.

Fig. 41. Eine der auffallendsten Strassenfiguren in Danzig war der polnische „Fliss“ (3. Fig. 42. 5), der damals wie heute noch die Produkte der polnischen Ebene, hauptsächlich Holz und Getreide, auf langen und breiten Kähnen, oft auch auf Flössen, die Weichsel abwärts nach Danzig schaffte. Die Tracht im westlichen Polen hatte sich im Mittelalter fast ganz verdeutscht, wenigstens soweit die vornehmen Stände inbetracht kamen; ja sie war noch im 16. Jahrhundert deutsch.

In den übrigen Landstrichen aber hatte sich durch den Verkehr mit Tartaren, Russen und Türken eine asiatisierende Tracht herausgebildet und aus diesen Elementen sich die polnische Nationaltracht entwickelt, vor der die deutsche immer mehr das Feld räumte. Zur polnischen Tracht gehörte vor allem ein langer bis unter die Knie gehender Rock (Zuppan) mit langen Oberärmeln (3); diese waren hinterwärts im Oberarme aufgeschlizt und bauschig gefüttert, in der ganzen Länge des Unterarmes aber mit kleinen Knöpfchen geschlossen; unten stiegen sie mit einer dreieckig geschnittenen Lasche, die zurückgeschlagen werden konnte, über den Handrücken hinab. Der Rock war vornherab durchaus offen, doch wurde er hier übereinandergeschlagen und um die Taille mit einem Ledergurte unterfasst. Dies war jezt der eigentliche Nationalrock, der von Gegend zu Gegend nur wenig im Zuschnitte wechselte. Die Beinkleider waren weit und steckten mit den lappenumwickelten Unterschenkeln in plumpen Stiefeln. Das

Fig. 39.

Haar hatte einen mönchsartigen Schnitt und war rund um den Scheitel her in halber Stirnhöhe gleichmässig verkürzt. Als Kopfbedeckung diente eine mehr oder minder hohe Müze mit viereckigem Boden und handbreitem Pelzbräme (42. 4) oder eine höhere stumpfkegelige Fellmüze (42. 5). Indes fristete diese Tracht fast nur noch unter dem niederen Volke und beim kleinen Landadel ein dürftiges Dasein, zumteil

Fig. 40.

1 2 3

Danziger Dienstmägde um 1600. (Anton Möller: Danziger Frauentrachten. 1601.)

in lumpenhafter Gestalt. In der vornehmen Welt hatte man sich der französischen Mode zugewendet und fing hier erst nach der lezten Teilung des Landes an, die einheimische Tracht gelegentlich wieder hervorzusuchen, wenn man politisch demonstrieren wollte.

Im Regierungsbezirke Köslin sizt noch heute ein schwacher Rest von wendischer Bevölkerung; es sind die „Kassuben", Leute, die sich

Danziger Frauentrachten um 1600. 1 Langgartische Gemüsehändlerin; 2, 3 Umbitter-Weiber; 4 Handwerkersfrau; 5, 6 Jungfrauen in Trauer; 7 Frau zur Kirche gehend; 8, 9 Jungfrauen in der Kirche. (Anton Möller: Danziger Frauentrachten. 1601.)

in einer mit slavischen Worten durchsezten niederdeutschen Mundart verständigen. In ihrer Tracht wiederholte sich dasselbe Gemisch. Der weibliche Rock (1. 2) war nach deutschem Muster in Rock und Leibchen getrennt; lezteres stiess vorn nicht ganz zusammen und wurde über einem untergelegten Busentuche vernestelt, das seinen grossen Ausschnitt ausfüllte. Die Unterschenkel wurden wie bei den Männern mit Zeuglappen umwickelt und kreuzweise mit den langen Binderiemen der Schuhe überschnürt. Als Kofpuz diente eine Art von Baschlik, der

Fig. 41.

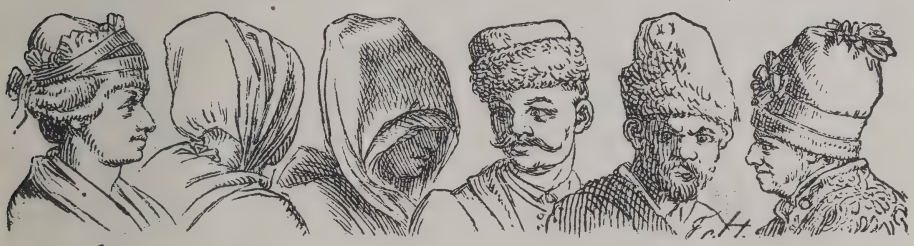
Pommerische Trachten 1773. 1, 2 wendische Frauen (Kassuben); 3 Pole, 4 Kaufmann auf Reisen: Mantel blau und mit Pelz ausgeschlagen, Rock (langschössige Weste) und Kniehosen (beide Stücke hier nicht sichtbar) schwarz, Untermüze weiss. Uebermüze grau (von Filz); 5 Handwerker (Glaser); 6 Koch. (Daniel Chodowiecki: Von Berlin nach Danzig.)

hinten die Wurzeln des Nackenhaares blicken liess (Fig. 42. 2), mit seinem Vorderteile aber über die Wangen herab auf Brust und Schultern stieg und mit einer Zugschnur am Kopfe festgehalten wurde.

Als Reisekleid diente ein langer Ueberrock französischen Ursprungs, der „Roquelaure“ (4). Der Schnitt dieses bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts gebräuchlichen Gewandstückes entsprach dem der damaligen Röcke; nur dass es nicht wie sonst die Röcke den Leib bis zur Taille eng umschloss, sondern von oben bis unten ziemlich weit war und durch einen besonderen Schulterkragen ein mantelartiges Aussehen hatte.

Fig. 42. Diese Kopftrachten finden sich zumteil in der voraufgehenden Nummer erklärt. Bei rauhem Wetter, namentlich im Winter, wurde in der weiblichen Welt eine besondere Art von wollenen Tüchern getragen, die man baschlikartig über den Kopf legte (3) und nach Bedürfnis um Hals und obere Brust wickelte, im Nacken mit den drei Zipfeln verknüpfte und solche frei über den Rücken fallen liess. Die über dem Hinterkopf erhöhte Frisur (Fig. 38. 1. 2) trieb hier jede Art von Haube gleichfalls in die Höhe und ebenso, wie die Frisur, umgürtete man die Haube mehrfach mit einem Bande und untergelegten Spizenstreifen (1). Eine hohe steife Hausmüze (6), die einem Sacke ähnlich sah und besonders in gutbürgerlichen Kreisen anzutreffen war, glich noch völlig der Müze, wie sie im 16. Jahrhundert die Gelehrten

Fig. 42.



Danziger Kopftrachten 1773. 1—3 bürgerliche Frauen zu Haus und in der Kirche; 4 Pole; 5 polnischer Flösser (Fliss oder Schimki); 6 Bürger in der Hausmüze. (Daniel Chodowiecki: Von Berlin nach Danzig.)

zu tragen pflegten; nur der Auspuz mit buntem Band- und Schleifenwerke gab ihr ein modernes Aussehen.

Fig. 43. In der männlichen Bauerntracht gab es nur wenig Stücke, die als volkstümlich bezeichnet werden konnten; unter diesen war zumeist noch die Müze charakteristisch (3), die sich aus farbigem, meist karminrotem Tuche und schwarzen Pelzrande zusammensezte; dieser Rand war in der vorderen Hälfte gewöhnlich etwas höher geschnitten, als in der hinteren. Hierher gehörten dann auch noch die plumpen Stiefel mit angesezter weiter Stulpe, die etwa bis zum unteren Kniehosenrande hinaufgingen.

Indes machte sich unter der Bevölkerung stets der Seemann durch seine Kleidung augenfällig, ob er nun seinem Berufe als Schiffer oder als Fischer nachging. Charakteristisch für ihn waren namentlich Jacke,

Kniehosen und Halstuch (5). Die Jacke lag knapp am Körper und wurde vornherab verknöpft; ihre bequemen Aermel, vorn geschlizt und verknöpfbar, liessen hier die Hemdärmel mit ihrem schmalen Bunde unter sich hervortreten. Die Jacke wurde unten von den weiten Kniehosen überfasst, die mit breitem Laze und eingeschnittenen Seitentaschen versehen waren und oft mehrfach übereinander angezogen wurden. Der

Fig. 43.

1 2 3 4 5

Trachten aus Danzig und Umgegend um 1780. 1 Händler mit Steingut; 2 Pilzhändlerin; 3 Milchmann; 4 Kesselflicker; 5 Schiffer. (Deisch: Danziger Ausrufer.)

Hals, die gefährlichste Stelle am menschlichen Körper, wurde bis dicht unter das Kinn hinauf durch ein wollenes Tuch verwahrt, das, vorn vorknotet, mit seinen Zipfeln breit über die Jacke fiel. In dieser Zeit der Perücken waren es die Bauern und Schiffsleute, die ihr Haar halblang verschnitten seinem natürlichen Falle überliessen; doch fanden sich unter den Seeleuten, die etwas mehr als gemeine Matrosen waren, auch solche, die der natürlichen Frisur eine Perücke vorzogen.

Ueber die weibliche Tracht (2) s. Fig. 41.

Fig. 44. Ueber das weibliche Hemd, wie es im slavischen Nordosten von Deutschland getragen wurde, haben wir bereits unter Fig. 30 einige Notizen gegeben. Die eigentlichen Aermel sassen an einem kurzen Ueberhemdchen und schlossen entweder schlicht vor dem Handgelenke mit einem schmalen Bunde ab (7) oder überliessen den Unterarm einer gerüschten Manschette (5). Die Bedeckung der oberen Brust blieb vielfach diesem Hemdchen vorbehalten, das dann bis zum Halse hinaufreichte und diesen mit einem schmalen Klappkragen umgab (7). Meist jedoch geschah die Verhüllung der Brust wenigstens zumteil mit einem streifig bedruckten oder einfarbigen Kattuntuche, das zum Dreiecke zusammengelegt mit seinem hinteren Zipfel frei über den Rücken fiel, an den beiden vorderen aber vom Brustlaze und dem Mieder überfasst wurde. Der Laz war ein viereckiges Stück aus Pappdeckel und, je nachdem er für die Wochen- oder Feiertage benuzt wurde, mit einfacherem oder besserem Stoffe überzogen. Er stieg höchstens bis zum oberen Busenrande empor (Fig. 43. 2), machte jedoch meist unter demselben Halt.

Ueber Laz und Tuch kam das Mieder zu liegen; dies war stets bis auf den oberen Rand des Lazes hinab ausgeschnitten und wurde mit Nesteln, häufiger aber mit dreieckig geschnittenen Laschen über ihm zusammengehalten, in die seine Brustkanten ausgeschnitten (2. 5) oder mit denen sie besezt waren (10); diese Zungen wurden mit ihrer Spize durch Haken und Oesen (5. 8) oder auch mit Knöpfen aneinandergeschlossen. Die Aermel waren meist von bequemer Weite und lang genug, um über die Unterarme zurückgeschlagen werden zu können. Daneben gab es Leibchen, die vornherab durchaus zusammengeknöpft oder verhakt werden konnten (3. 7) und engere Aermel hatten, die rückwärts im Unterarme geschlizt und mit einigen Knöpfen verschliessbar waren (3). Gewöhnlich krempte man sie in ihrem untersten Teile, der unverknöpft blieb, nach Aussen um (Fig. 43. 2).

An seinem unteren Rande war das Mieder inwendig mit Polsterstücken und aussen mit starken Haken versehen, die bestimmt waren, die Röcke zu tragen. Diese bestanden gewöhnlich aus einem Unter- und Oberrocke und blieben ihrem natürlichen breiten Faltenflusse überlassen; wenigstens scheint die nordische Sitte, den Oberrock zunächst des Bundes in enge Falten abzunähen, nur an einzelnen Orten üblich gewesen zu sein; er machte mit seinem unteren Rande etwa eine Handbreit über dem Fussknöchel Halt und zeigte in seiner Schmucklosigkeit keine Spur von irgendwelchem Besaze. Die Schürze war breit genug, um die ganze Vorderseite des Rockes zu bedecken. Die Schuhe waren derbe Knöchelschuhe mit starkem Absaze, einer Spannlasche und zwei Seitenlaschen, die über der ersteren zusammengebunden wurden.

Fig. 44.

Bei kühlem Wetter legte man keine Jacke an, wie dies anderwärts geschah, sondern ein Mäntelchen von dickem Tuche, das etwa bis in die halben Oberschenkel hinabreichte und mit Pelz gerändert oder durchweg damit ausgeschlagen sowie oben mit einem Klappkragen aus Pelz verbrämt war (6. 8. vrgl. Fig. 14. 4). Es wurde an seinen oberen Ecken vor der Halsgrube zusammengefasst (8) oder hier unverschlossen gelassen, dagegen in der Schultergegend mit zwei Tuchspangen festgehalten, die auf der Innenseite angebracht waren und unter der Achsel her um den Oberarm liefen. Diese Wetterhülle verschwand mit der Zeit völlig aus der nordischen Volkstracht; nur auf der Insel Rügen hat sich noch ein Ableger davon erhalten, aber nur als Puz- und nicht als Schuzgewand; es ist ein bis zur Starrheit ausgesteiftes und in Falten fixiertes Mäntelchen von schwarzer Wolle mit gemustertem Atlasbande, das bei der Abendmahlsfeier angelegt und gleichfalls mit Achselspangen festgehalten wird.

Als gewöhnlichster Kopfschuz diente die mit Zeugstreifen umwickelte Müze (43. 2), die fast überall im nordöstlichen Deutschland heimisch war (vrgl. Taf. 16. 1. 2). Aehnlich wie im Spreewalde (vrgl. Fig. 30. 1. 2) fand sich auch an einigen Orten um Danzig herum die Capote aus naturfarbigem oder geschwärztem Stroh (3. 4. 8. 9), deren ganzer Auspuz sich auf eine Schleife oder Rosette an den breiten Schläfenwänden beschränkte.

Auch trug man Hauben aus steifem Kattunstoffe oder aus Pappe mit Leinenüberzug. Diese deckten, Stirn und Wangen einrahmend, die Ohren und markierten hinten das Haarnest; wo das hintere Stück mit dem Vorderteile zusammenstiess, war ein Band rundherum gelegt, das am Nacken sich zusammenschloss. Den vorderen und unteren Haubenrand säumte ein schmaler Pelzstreif. Eine ähnliche Haube aus leichterem Stoffe und rundanliegend zeigte sich vorn und untenher mit einer Rüsche verbrämt und oben von der Stirn schräg nach dem Nacken hinab mit einer Binde umschlossen (10). Daneben gab es kleinere Häubchen mit gerüschtem Saume, die wie das genannte aus der Modetracht herüberge ommen worden waren (1. 6).

Fig. 45. In unsern Tagen ist es die unter dem Namen „der Waitzacker“ bekannte Umgegend von Kyritz, die in Sitte und Tracht noch die meisten Eigentümlichkeiten aufzuweisen hat. Schon ein gewöhnlicher Werktag genügt dem reichen Bauer, sich im Staate zu zeigen. Dann

Trachten aus Danzig und Umgegend um 1780. 1 Dienstmagd; 2 Krabbenhändlerin; 3 Händlerin mit „Karschbeeren“; 4, 7 Krebshändlerinnen; 5 Händlerin mit Heilkräutern; 6 Bürgerstochter; 7 „Wrucken“-Händlerin; 9 Milchhändlerin; 10 Händlerin mit Walnüssen. (Deisch: Danziger Ausrufer; 40 Blatt Kupferstiche ohne Titel und Jahreszahl.)

trägt er den langen blauen Tuchrock mit rotem Futter, roten Aufschlägen und Randfassungen sowie einer Garnitur von grossen Thalerknöpfen, dazu weissledern Kniehosen, weisse Strümpfe und lederne Bindeschuhe oder Stiefel die oben noch etwas vom Strumpfe blicken lassen, auf dem Kopf einen Hut von schwarzem Filz mit breitem schwarzseidenen Bande und darüber mit einer Schnur, die den breiten, auf seiner Unterseite vornher mit schwarzseidenen Rüschen und Rosetten gefütterten Schirm in die Höhe hält (2). An Sonntagen aber vertauscht der Bauer diesen Hut gegen einen Cylinderhut von schwarzem Seidenfilze (4. 5), dessen Kopf mit gemustertem Bande völlig überzogen und oben in der vorderen Hälfte mit einem senkrecht getüllten Streifen herausgepuzt ist. Zu Hause lässt er sich an einer Rundmüze aus karminrotem Tuche ge-

Fig. 45.

1 2 3 4 5

Pommerische Volkstrachten: 1 Hut strohgelb mit schwarzem Bande, Mantel (dreifache Pelerine) blau mit roter Schnureinfassung. Krempenhut schwarz. 3 Müze karminrot mit goldenen Quasten und Bortenbesaz. 4 Cylinderhut und Halstuch schwarz, Rock blau mit roter Schnureinfassung und roten Brustaufschlägen. 5 ebenso. (Albert Kretschmer: Deutsche Volkstrachten.)

nügen (3), die auf ihren Nähten mit goldenen Borten, auf dem Wirbel mit goldener Quaste und um den unteren Rand her mit schwarzem Bräme ausgestattet ist. Die Bäuerin aber geht zu Markte in einem Kapothute von naturfarbigem Stroh mit schwarzem Sammetbande (1), den sie zuweilen gegen die Sonne vornüberkippt. Wenn das Wetter es fordert, legt sie einen langen blautuchenen Mantel mit blauem Stehkragen und dreifacher Pelerine um, die an ihren Rändern ausgezackt und mit roter Schnur eingefasst ist.

Taf. 24. Die im Herzogtume Preussen sesshaften Leute gaben sich damals vorwiegend mit Handel ab; sie besuchten die Märkte und Häfen von Livland, Litauen, Deutschland und Polen und machten namentlich in Pelz Geschäfte. Einfach und bequem, was das Kostüm anbetrifft, näherten sie sich in der Beinbekleidung durchaus ihren westlichen, im

sonstigem Anzuge aber ihren östlichen Nachbarn. Die Hosen waren anliegend und bedeckten zugleich die Füsse. Doch wurden diese und die Unterschenkel noch eigens durch hohe strumpfähnliche Reitstiefel verwahrt, die bis an das Knie gingen. Der Rock war mehr brauchbar, als schön; er stieg taillenlos bis in die halben Oberschenkel hinab, hatte lange bequeme Aermel und an den Rändern einen Pelzbesaz; sein Verschluss geschah vor der Halsgrube mit einem Knopfe und um die Taille her mit einer Stoffbinde (vrgl. Taf. 23). Der Mantel war ein Rock zum Ueberziehen; gerade abfallend reichte er bis unter die Kniescheibe und hatte ebensolange Aermel, die oben geschlizt waren und so nach Bedürfnis angezogen oder leerherabfallend getragen werden konnten. Er bestand aus Leder oder dickem Tuch und war ohne Rücksicht auf die Jahreszeit mit einem Futter und einem breiten Ueberfallkragen aus Wolfs- oder Bärenfell ausgestattet. Ueber die Brust herab war er zum Verschliessen mit Schnurwerk und gehenkelten Zinnknöpfen besezt und solch eine Garnitur sass auch unten auf jeder Seite, wo der Rock geschlizt war. Das Haar trug man in den Nacken fallend, den Schnurrbart nach polnischer Weise sehr gepflegt und den Bart in zwei Zipfel geteilt. Ein wunderliches Stück war die Kopfbedeckung, nämlich ein kübelförmiger Hut aus schwarzem Leder, der untenher mit einem Pelzstreif gerändert und oben mit dem Boden rechts und links in zwei Zipfel überging, die frei hinabhingen.

Aehnlich gemischt aus östlichen und westlichen Elementen war die weibliche Kleidung. Der Rock, von Tuch, Seide oder anderem Stoffe in beliebiger Farbe und hinten wie vorn lang bis auf die Erde, war ringsum in gleichmässige Falten geriefelt, mit Pelz gefüttert und untenher mit gemusterten Bandstreifen besezt. Darüber lag schmal und faltenlos eine Schürze von Linnen oder Kamelott mit einigen Stickereien im unteren Teile. Wie in Pommern, so war es auch hier unter den Frauen üblich, in Hemdärmeln einherzugehen (vrgl. Fig. 37. 2. 4. 6); indes benuzte man, wenn nötig, auch ein Leibchen mit langen Aermeln, die durch ihre Sammetstreifen von abstechender Farbe auffielen, womit sie der Quere nach von oben bis unten besezt waren. Der winterliche Oberrock war wie der männliche beschaffen, doch länger und weiter, als dieser, und nur an den oberen Ecken verschliessbar. Er bestand aus festem Stoffe, selbst aus Sammet und Atlas, mit Futter und Kragen von Pelz. Schläfen, Ohren und Kinn schüzte man sich mit einem am Kopfe befestigten Tüchlein und darüber sezte man die Müze, wie sie in jenen östlichen Landstrichen zur Nationaltracht gehörte (Fig. 39. 3; 40. 3).

Taf. 25. Mit den Slaven verwandt, jedoch in Sprache und Nationalität durchaus selbständig sind die Litauer; nur ein kleiner

Teil von ihnen gehört politisch zu Deutschland, nämlich jener, der die nördlichen Distrikte der Provinz Ostpreussen bewohnt. An Alter sind die Litauer ihren Nachbarn, den Deutschen und Slaven, durchaus ebenbürtig, wenn sie es auch niemals zu einer politischen Unabhängigkeit bringen konnten. Wol die ältesten Abbildungen, die wir von ihrem Kostüme besizen, finden sich in dem Trachtenwerke von Vecellio und gehören dem Ende des 16. Jahrhunderts an. Wir wollen uns hier an der Beschreibung genügen lassen, die der Venetianer davon giebt und solche hier einschalten. „Litauen, sagt er, ist ein sehr grosses Land und hat verschiedene Trachten. Der Frauenrock ist mit gemusterten Bandstreifen umgeben. An Stelle der Schürze trägt die Frau ein Stück Tuch. Auch wickelt sie ein Stoffstück in Form eines Turbans um ihren Hut. Die Halbärmel des Ueberrockes haben einige Einschnitte. Die Männer sind tapfere Kriegsleute und tragen als Waffe gewöhnlich Tartsche, Schwert und Eisenkeule. Ihren Körper zu schüzen tragen sie dann noch einen Rock von gutem farbigen Stoffe und mit Baumwolle ausgefüttert. Der Hut ist rot, aber mit einem andersfarbigen Stoffe ausgeschlagen. Als Fusszeug tragen sie Stiefel, die einen Teil des Beines bedecken."

In ihrer volkstümlichen Geschlossenheit hielt diese Tracht die Mitte zwischen altüberlieferten heimischen und fremden östlichen Formen. Ohne jene zu verläugnen, noch diesen ganz zu folgen, trug sie das Gepräge einer selbständigen Hülle. Dem männlichen Rocke sind wir schon bei den alten Pommern begegnet (Taf. 23. 1); hier wie dort wurde er über die Brust herab mit Knöpfen und Lizen, um die Taille her aber mit einer Gürtelschärpe geschlossen, dann auch unterhalb des Gurtes mit beiden Schosskanten zurückgeschlagen und im Kreuze festgesteckt, einmal der Bequemlichkeit halber und dann auch, um das farbige Futter sehen zu lassen. Ueber das Tuchstück, das unter dem weiblichen Geschlechte den nationalen Rock ausmachte, s. Fig. 46. 1. 2 und Taf. 26. 1.

Fig. 46 und Taf. 26. Das Hemd, aus Hede (flächsernem Werg) oder Linnen gefertigt, war kurz, eng und oben faltig an den Bund gesezt; dieser aber war etwa drei Finger breit und wurde „Einösel" oder auch „Umhälschen" (Apikakli) genannt. Im Sommer trug man leinene Hosen und Röcke; die gemeiniglich weiss gewaschen waren. Im Insterburgischen und an der polnischen Grenze waren die Hosen schmal und lang bis zu den Fersen (3), in der Gegend von Tilsit und Ragnitz aber kurz und weit (1); diese wurden unter den Knieen derart gebunden, dass sie, das Bindemittel verdeckend, sich faltig herabsackten. Mituntergefasst wurde zugleich die Bedeckung der Unterschenkel; es bestand diese aus grauen, braunen und dunkelblauen Zeugstreifen, die zugleich um die Füsse gewickelt wurden und den Dienst von Strümpfen

versahen. Vermögende Leute indess bedienten sich wirklicher Strümpfe, weisser und blauer, die zumteil aus Leinwand und Tuch zugeschnitten, zumteil aus Wolle gestrickt waren, und zogen solche im Winter noch über die Lappenumwickelung an. Dieser Beinschuz wurde von untenherauf mit den langen Schuhriemen umschnürt. Der alltägliche Schuh war korbartig aus Lindenbaststreifen geflochten; jeder Litauer verstand sich aufs Schuhflechten, weshalb man damals, als der Kurfürst von

Fig. 46.

1 2 3 4

Litauische Volkstrachten in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. (Theodor Lepner: Der Preusche Litauer 1744.)

Brandenburg das Land in Besiz nahm, scherzweise zu sagen pflegte, er habe sich ein Ländchen voll lauter Schuster angeeignet. Die Schuhe hiessen „Pareskai"; sie wurden am Fusse gehalten mit langen Riemen oder Bastbändern, die wie gesagt spiralig oder übers Kreuz um die Beine gewickelt wurden. Doch trug der Litauer auch kunstgerecht vom Schuster angefertigte Schuhe und Stiefel von Leder, schonte solche aber sehr und benuzte sie nur bei festlichen Anlässen; die Paresken

waren ihm bequemer; sie drückten nirgends, schützten trefflich vor Frost und Kot und wenn sie nass geworden, konnte man sie am Feuer trocknen; ja der Litauer liebte sogar den Geruch, den sie beim Trocknen ausströmten, obschon solcher durchaus kein Balsam war.

Der sommerliche Rock war von Leinwand, zumeist weiss, doch auch grau, dunkelblau oder braun, von bequemer Weite und reichte bis an das Knie; über der Brust wurde er an drei Stellen mit Hafteln und Oesen geschlossen, über den Hüften aber mit einem verschnallbaren Gürtel; dieser war etwa zwei Finger breit, bei Wohlhabenden von Elenshaut, etwas breiter und mit einem messingenen Schlosse versehen. Um den Hals kam nach Bedarf ein kleines Tuch. Für den Sommer wurde gewöhnlich ein Filzhut mit schräg abstehendem Rande benuzt (3), im Winter eine Müze, die unter armen Leuten vielfach einen Hasenbräm, bei wohlhabenden einen Fuchsbräm hatte. Die eigentliche nationale Müze, mit der sich auch die alten Preussen bedeckt hatten, war um 1740 fast gar nicht mehr zu sehen; sie war für Sommer und Winter die nämliche, von schwarzem Filz, kurz, dass sie kaum die Ohren bedeckte, vorn wie hinten aufgeschnitten und aufgeschlagen (vrgl. Taf. 25). Diese Müze führte den Namen „Majerken".

Die weibliche Tracht wechselte von Ort zu Ort in mancherlei kleinen Eigenheiten. Das Hemd ging bis auf die Füsse herab und hatte lange weite Aermel, die vorn um das Handgelenk her an einen Bund dicht zusammengefältelt waren. An diesem Bunde sowie oben am Halsbunde, auf den glatten Achselstücken und mitten über die Brust herab war das Hemd mit Blumenranken und Streifen nach heimischen Mustern abgesteppt, meistenteils in Rot, doch auch in Blau und Schwarz. Gewöhnlich trug man das Hemd in blendendem Weiss, nicht selten auch von gelblichgrauer ungebleichter Leinwand, auf der die weisse Stickerei von besonders feiner Wirkung war. Das Hemd galt noch als das, was es von Haus aus war, als Leibrock. Wenn die Frauen zu Gaste gingen, zogen sie zwei, die vermögenden auch drei Hemden übereinander an. Ein Mieder wurde nicht gebraucht, sondern das Hemd ohne solches über den Hüften mit einer Schurzdecke, der „Marginne", überfasst. Es war diese Decke ein Rest aus der altnationalen Tracht, gefertigt aus selbstgesponnener Wolle, bis zu sieben Ellen lang und anderthalb Ellen breit, blau, weiss, gelb, vorzugweise aber trübrot gefärbt und von bunten Strichen, breiten und feinen, in würfelförmigen Mustern durchkreuzt. Sie wurde mit den Enden rockförmig zusammengenäht, um den Leib gewickelt und oben mit einer fingerbreiten Schnur von zwei Ellen Länge oder einer breiteren Binde befestigt. Der Gürtel hiess „Egge" und war aus roten, blauen und weissen Wollfäden gewirkt. An einigen Orten

trugen die Mädchen auch Gürtel von Messing oder Zinn (2). Die Marginne war das Hauptstück des weiblichen Anzuges und wurde winters wie sommers getragen; von dem Hemde liess sie untenher noch einen Streifen hervorblicken (1. 2). Diese Sitte ist heute noch in der pommerschen Frauentracht zu bemerken und zwar in den beiden Dörfern Letnin und Britzig, wo die alte waitzackersche Tracht noch in ihrer Ursprünglichkeit bewahrt wird. Vor dem Leibe wurde die Marginne mit einem schmalen Schurze bedeckt, der teils von Leinwand, schlicht oder ausgenäht, bestickt und bedruckt, teils auch von glattem Rasche war. An einigen insterburgischen Orten glich der Schurz an Stoff und farbigem Muster ganz der Marginne, war aber gefältelt, wie dies bei dem Deckenrocke nur ausnahmsweis geschah. Sonst war es noch Brauch, über die Schürze einen zweiten Schurz zu legen, der zwar nur sehr kurz, aber etwas breiter war, ein glattes Stoffstück, in der Mitte sowie in den vier Ecken mit blauem Garne ausgenäht, an den unteren Ecken mit Quasten behangen, und solches zugleich mit mit der Schürze unter den Gürtel zu fassen.

Strümpfe wurden aus Rasch oder Tuch zugeschnitten oder auch aus Wolle gestrickt, und in schlichtem Weiss oder in Grün und Gelb getragen. Im gewöhnlichen Verkehre kamen die Bastschuhe oder Paresken an die Füsse, an Feiertagen aber lederne Schuhe mit hoher Spannlasche und darüber verschnallten Seitenlaschen. Doch suchte man solche soviel als möglich zu schonen und trabte, sie in der Hand tragend, barfüssig dahin, wenn es über Feld oder zur Kirche ging. Im 17. Jahrhundert gab es unter den wohlhabenden Litauerinnen kleine Stiefel von rotem Leder, die den polnischen Stiefeln ähnlich sahen; aber schon um 1690 waren solche völlig abgekommen, ohne Zweifel wegen der schweren Zeit.

An kirchlichen Festtagen, namentlich bei der Abendmahlsfeier, kam zu diesem Anzuge ein längerer bis zu den Knieen gehender Ueberrock von dunkelblauem Tuche, der vornherab und ebenso an den Aermeln mit gelbem Rasche ausgeschlagen war (2). Für den Winter war er mit Lämmerfell gefüttert, wol auch an den Rändern mit Otternfell verbrämt und um die Armlöcher her mit grünen, roten, gelben oder goldenen Bandstreifsn benäht (Fig. 47. 1). Der Name des Rockes war „Pamusztinis.“ An manchen Orten, wie in Budwehten, zeigte sich der Rock zu einer Jacke mit kaum handbreitem Schösschen verkürzt, sonst aber aus den nämlichen Stoffen hergestellt oder auch aus grün farbigem, an anderen Orten aus weissem; selbst sein Name war verändert und lautete jezt „Wieste“. An Festtagen wurde diese Bekleidung zumteil verdeckt durch ein weisses oder ungebleichtes „dröhlichtes“ Leinenstück, einen „Drobula“ genannten Shawl, der verschieden lang,

und in der Mitte mit einem etwa vierzehn Centimeter breiten Streifeneinsaze benäht war; der Streif selbst war gelbgraues Leinen und ähnlich wie Hemd und Schürze mit einem heimischen Muster aus breiten weissen Linien bestickt.

Die Frisur war je nach dem Orte verschieden. Im Insterburgischen trugen die Mädchen zu Hause ihr Haar in zwei Zöpfe oder „Zilpen" geflochten und diese um das Haupt gewickelt; wenn sie zum Abendmahle gingen, liessen sie es aufgelöst über den Rücken fallen. Auf das Haar sezten sie das „Börtichen", eine deckellose halbhohe cylindrische Müze von schwarzem Plüsch, die an der oberen Kante mit einem Kranze von Rauten, Pallei und anderen Blumen verbrämt war, und steckten solche mit Nadeln fest. In den blumenlosen Wintertagen stellten sie den Kranz aus weissem Papier sowie aus roten und blauen Stoffschnitten her. Wenn sie Trauer hatten, trugen sie beim Gang zur Kirche einen weissen Schleier um das Haupt gebunden.

Im Kreise Ragnitz waren weitmaschig gestrickte Hauben in Form eines Barettes mit breitem überstehendem Kopfe und glattanliegendem Bunde üblich (2). Der Haubenkopf war über einen eingelegten Bügel ausgespannt und die ganze Müze in ihrem hinteren Teile mit einem orangefarbigen Schleier umwickelt; doch bedienten sich fast nur junge Weiber dieses Schmuckes. Die Haube hiess „Kieka".

An Feiertagen war es üblich, grosse Sträusse oder „Würzchen" aus Raute, Rosmarin, Marienblatt und anderen Gewächsen bei sich zu tragen, das weibliche Geschlecht in der Hand, das männliche am Hute, und den Ohr-, Gold- und Mittelfinger mit Ringen zu bestecken, die selten von Silber, meist aber von Blei oder Messing waren. Selbst die Schminke war allen Frauen willkommen, Schminke aus Schemper oder Tafelbier; in der Badstube rieben sie sich das Gesicht mit Quasten ab, um der Haut einen gewissen Glanz zu geben.

Bei der Brautwerbung kamen einige wunderliche Bräuche zum Vorscheine. Der Heiratsvermittler erhielt von der Braut oder deren Mutter ein Schnupftuch und gab ein solches dafür zurück. Auf seinen Stab wurde ihm ein Würzchen gebunden und ihm ausserdem noch zwei Handtücher überreicht, die er um den Leib wickelte, ferner ein Würzchen, ein Schupftuch und ein Paar Hosenträger. Sein Pferd aber wurde mit allerlei Kräutern, im Winter mit Kletten und bunten Lappen behängt. Ausgestattet mit solchen Ehrenzeichen kam der Vermittler zum Bräutigam in das Haus, um ihm das Jawort zu überbringen. Das eine von den Handtüchern überlieferte er den Eltern des Bräutigams, das andere behielt er für sich, das Schnupftuch aber, die Hosenträger und den Strauss übergab er dem Bräutigam.

Taf. 27. Die Erläuterungen zu Fig. 46 und Taf. 26 lassen uns

für dieses Blatt noch folgendes zu bemerken übrig. Der Männerrock für den Winter war etwas länger, als der sommerliche, und ging bis unter die Waden herab; er bestand aus dickem braunen und blauen „Wand", einem hausmachenden tuchähnlichen Stoffe, hatte einen faltig angesezten Schoss mit einer Schliztasche auf jeder Seite und glatte Aermel mit roten Aufschlägen, die sich nach dem Ellbogen hin zuspizten. Ueber die Brust herab wurde der Rock mit Haken und Oesen zugemacht, über den Hüften aber mit einem drei Finger breiten Gurt aus Elenshaut zusammengefasst, dessen Schloss aus zwei Messingplatten mit Krampen bestand. Zu dem Rocke gehörte eine Kragenkapuze oder Sturmkappe aus blauem Wand mit einem den Aermelaufschlägen entsprechenden visirähnlichen Aufschlage am Stirnrande des Gesichtausschnittes. Diese Kapuze im Verein mit dem langen gegürteten Rocke und den gekreuzten Unterschenkelriemen gaben dem litauischen Bauer ein wahrhaft rittermässiges Aussehen, wie es im Mittelalter etwa zur Zeit des Kaisers Adolf alltäglich gewesen war. Ueber die Kappe wurde dann noch nach Bedarf der schwarze Filzhut oder die Müze von Lämmerfell gesezt. Man sagt, die roten Aufschläge seien ein Vorrecht gewesen, das der grosse Kurfürst den Litauern wegen ihrer gegen die Schweden bewiesenen Tapferkeit verliehen habe. Dass er ihnen aber das Recht auf einen Degen nicht zugestand, geht daraus hervor, dass der Gurt, der ursprünglich Soldatengurt gewesen war, keine Tasche dafür hatte.

Zum winterlichen Anzuge unter beiden Geschlechtern zählten noch sogenannte „Zimpelpelze", nämlich weisse Schafpelze, die mit der buntbestickten Lederseite nach aussen getragen wurden.

Fig. 47. Man kann sagen, dass die Menschen, ob sie rasch oder langsam leben, stets ihren Zeitgenossen ähnlicher sehen, als ihren Vätern; wie im Handel und Wandel, so gilt dies auch von ihrem Kostüme. Die Litauer machten keine Ausnahme davon; ihr Kostüm sah in der Mitte des 19. Jahunderts anders aus, als in der Mitte des 18. Die „Marginne" war jezt keine Decke mehr, die man um den Leib wickelte, sondern ein in viele Falten abgenähtes Röckchen, das troz seiner Kürze auch nicht den schmälsten Streifen vom Hemde mehr unter sich hervorblicken liess. Zu dem Rocke kamen jezt noch Mieder und Jacke, die früher nicht bekannt waren. Das Mieder hatte einen grossen Ausschnitt und ging mit schmalen Streifen über die Achseln, so dass es von dem noch wie sonst mit Stickereien ausgestatteten Hemde und seinen Aermeln so wenig als möglich verbarg; nur gelegentlich wurde dessen oberer Brustteil mit einem Tüchlein von feiner Wolle oder geblümtem Mulle verdeckt (5). Die Jacke, von dunkelblauem Tuch, lag gut am Körper, hatte bauschige Aermel oben einen schmalen

Klappkragen, unten ein kurzes Schösschen und wurde vornherab mit Haken oder blanken Knöpfen geschlossen (3. 4).

Von den alten Baretten und „Börtichen“ war nichts mehr zu sehen; statt ihrer waren rotbunte Tücher mit blumigen oder gewürfelten Mustern landeseigentümlich geworden. Man wickelte solche entweder zu einem Turbane zusammen und sezte diesen so auf, dass seine beiden Endstücke über den Nacken herabhingen (4), oder legte das Tuch baschlikartig um den Kopf und verknotete es mit seinen sämtlichen Zipfeln im Nacken (1). Mädchen machten weniger Gebrauch von dem Kopftuche oder bevorzugten doch ein weisses, das sie zu einem Wulstringe zusammendrehten und so aufsezten, dass es den oberen Scheitel unbedeckt liess und mit seinen beiden verknoteten Zipfeln in den

Fig. 47.

1 2 3 4 5

Litauische Volkstrachten: 1 Kopftuch (Motores) rot mit blumigem oder gewürfeltem Muster, Ueberock (Pamusztinis) dunkelblau mit mit einem Schulterbesaz aus grünen, roten, gelben oder goldenen und weissen Bandstreifen. 2 Kopftuch weiss mit rotem Stickmuster, Jacke dunkelblau. 3 Jacke dunkelblau. 4 Kopftuch rot mit gewürfeltem Muster Umschlagetuch (Drobula) weiss mit gelbgrauem Streifenbesaz, der weiss gemustert. 5 Diadem auf dem Scheitelhaar dunkelblau mit roten Knüpfbändern im Nacken, Busentuch weiss. (Albert Kretschmer: Deutsche Volkstrachten.)

Nacken fiel (2). Meist jedoch legten sie ihr mit Bändern durchflochtenes Haar als Kranz um den Hinterkopf und vor ihm her auf das Scheitelhaar einen diademartig ausgeschnittenen Sammetstreif mit Goldflittern, den sie im Nacken mit bunten Seidenbändern befestigten (5).

Taf. 28. Wie überall in der norddeutschen Tracht, so machte sich auch in der schlesischen um 1600 eine Mischung von deutschen und slavischen Elementen bemerklich; die slavische Art äusserte sich vorzugsweise in Kopfpuz und Mantel, die deutsche in den auf dem Leibe sizenden Gewandstücken. Wir können, was die lezteren betrifft, uns auf Frühergesagtes berufen; nur auffallend und sonst nicht zu sehen waren die gewaltigen Brustklappen am Aermelleibchen (1; vrgl. Taf. 30. 1. 2). Mädchen gingen in Hemdärmeln einher wie ihre pom-

merischen und litauischen Schwestern (Fig. 37. 2; 46. 1); doch unterschieden sie sich von jenen durch den sonderbaren Brauch, die Aermel vor dem Handgelenke mit farbigem Bande zu umwickeln, dessen lange Endstücke miteinander zu verknoten und frei herabfallen zu lassen. Auch ihr Kopfpuz entsprach dem der litauischen Mädchen, dem „Börtichen“ (Taf. 46. 1); es war eine Art von Kübel ohne Boden, bestehend aus Pappe mit einem Ueberzuge von Seide oder besticktem Sammet. Ueber den Kopfpuz der Frau s. Taf. 30. 2.

Taf. 29. Wir haben bereits gelegentlich der Besprechung von Fig. 37. 1–6 einige Angaben über dieses Kostüm gemacht. Der geriefelte Mantel, sonst durchweg nur in Schwarz zu sehen, wurde in der Gegend zwischen Bautzen und Görlitz von roter Farbe beliebt, doch wie es scheint, nur bei gewissen Anlässen und dann über die Achseln herab mit einer Borte von grüner Farbe mit schwarzen Querstrichen garniert, die wie ein Gürtel mit metallenen Schliessen unterhalb der Magengrube zusammengefasst wurde. Dieses Stück wiederholte sich öfter in der wendischen Frauentracht; doch war es von Ort zu Ort stets nur mit Abänderungen anzutreffen. Im altenburger Lande machte es, weiss und mit schwarzem Muster, einen symbolischen Teil des bräutlichen Kostümes aus (Taf. 13. 2). In dem weissen Shawl oder Umschlagetuche der Litauerinnen ist heute noch ein etwa 14 Ctm. breiter Streifenbesaz von gelbgrauer Leinwand mit weisser Stickerei zu bemerken und zwar längs der Mittellinie des Tuches, so dass es zum Randbesaze wird, sobald man das Tuch zusammenlegt, um es umzuhängen. (Fig. 47. 4, Taf. 31. 1.)

Taf. 30. Nach dem, was wir bereits gesagt haben, bleibt uns für diese Kostüme kaum noch ein Wort übrig (Fig. 10. 5; 37. 1–6; 38. 4. Taf. 28. 1). Der Mantel fehlte damals in der vornehmen Frauengarderobe, wie die Mode sie verlangte, war aber in der bürgerlichen Garderobe ein unentbehrliches Stück, dessen Wert um so grösser war, je weiter nordöstlich es sich vorfand. Neben den fein geriefelten Mänteln gab es halbkreisförmig geschnittene Tuchmäntel, die auf den Schultern glatt auflagen und nach untenhin grosse Falten machten (1). Da sie nur als Wetterschuz dienten, waren sie gewöhnlich mit Pelz ausgeschlagen. Selbst adlige Damen legten solche Mäntel um. Ueber den bräutlichen Kopfpuz in Schlesien findet sich bei Vecellio eine Bemerkung: „Die Bräute tragen auf dem Haupt eine Platte aus massivem Golde in reicher Arbeit, die beinahe einer Krone gleichsieht, so sehr ist sie mit verschiedenen Edelsteinen ausgeschmückt. Das Haar ist mit farbigen Schnüren eingefasst, in die Goldfäden eingewebt sind, und fällt lose über die Schultern.“ Der Kopfschmuck war ein Zirkeldiadem, das mit seinen beiden Endstücken in breiten Schnecken oder Voluten überging; zwischen diesen lag das

Haarnez und unter dem Nackenrande des Nezes kam das unterbundene Haar freiherabfallend zum Vorscheine. „Der Rock, so berichtet Vecellio weiter, von Atlas oder farbigem Teppichstoffe mit dichten zahlreichen Falten, reicht bis zur Erde; darüber legen sie eine Schürze von hochrotem Atlas“. Zum Brautstaate gehörte der völlig mit Pelzstücken verbrämte Mantel. Er war kreisförmig gestaltet, um den Hals sehr weit ausgeschnitten und gewöhnlich mit Seidenzeug gefüttert. Die Pelzstücke wechselten gewöhnlich zwischen Hamster-, Iltis- und Marderfellen.

Taf. 31. Die weibliche Welt in und um Breslau hatte damals von einer Nationaltracht kaum noch etwas anderes an sich, als die Kopfbedeckung; diese bestand, wenn nicht in dem „schlesischen Häubchen“ (Fig. 48. 3. 5. 6) in dem sogenannten „Kasket“. Was nun dieses Kasket angeht, so sezte es sich aus zwei Teilen zusammen (Fig. 48. 1 2), aus dem „Schiff“ oder Vorderteile und dem „Deckel“ oder hinteren Teile. Die Grundlage von beiden Stücken war Pappdeckel; das Schiff war auf seiner Oberfläche durchaus mit schwarzem Sammet überzogen (3) und auf seiner Scheitelhöhe ringsumher mit einer handbreiten Chenillenkante besezt. die von einem Drahtgeflechte gestüzt schräg nach hinten emporstand; die Unterseite war mit Taffet oder Atlas von beliebiger Farbe, doch meistenteils in Weiss, überzogen. Der Deckel war sechsteilig, gewöhnlich von reichem Stoffe und mit Spizen verbrämt; an seinem Nackenrande sass eine Schleife oder „Masche“ aus feinem Band. Als Kinnbänder dienten zwei schwarze mit Flor oder Spizen umwickelte Zeugstreifen, die „Bärtel“ genannt wurden. Das Haar musste nach der echten Sitte verschnitten und ungepudert sein. Personen, die mit diesen Häubchen Staat machten (3), hiessen „Schleisserinnen“ und ihr Geschäft war ungefähr das, was heutzutage unsere Kammer- und Hausjungfern besorgen. Im übrigen Anzuge trugen sich die Schleisserinnen wie ihre Herrinnen; sie benüzten eine steife Schnürbrust mit einem Schneppenleibchen oder „Corsage“ von hellerem Stoffe, als der Rock, und hinten verschnürbar, über dem Gesäss ein Kissen, den „Cul de Paris“, einen reichfaltigen Rock, ein Jäckchen oder „Carako“ mit langen engen Aermeln, streifigem Randbesaze und faltigem Schosse, der sich dem Gesässkissen entsprechend aufblähte, eine Brustschleife, die das Jäckchen an den oberen Ecken zusammenhielt, und ein Busentuch oder „Fichu“, das häufig vorn über dem Busen noch eigens untergepufft wurde.

Von allen übrigen Einwohnern unterschieden sich die sogenannten „Kräuter“ durch ihre Sprache und Lebensweise eben so sehr, wie durch ihren Anzug (1. 2); sie bauten allerlei Arten von gewöhnlichen Gartengemüsen, auch etwas Getreide, und versorgten zumteil die Stadt mit Milch. Ihre Sprache hatte viel von der thüringischen Mundart, so dass es scheint, als wären sie Ueberreste von alten obersächsischen Kolonien

gewesen. Sie blieben sich auch lange Zeit immer gleich, ohne sich denen, unter welchen sie lebten, merklich zu nähern. Unser Bild stellt solch ein Kräuterpaar in seinem sonntäglichen Winteranzuge dar (1 2). Eigenartig erschien die Frauentracht namentlich durch den Klappkragen von weissem Linnen, der aus dem bis zur Halsgrube gehenden Leibchen emporstieg, schmal über beiden Schultern, im Rücken aber so breit wie ein Matrosenkragen. Dazu kam ein ebenfalls aus weisser Leinwand gefertigter Shawl, der unter dem Kragen her um die Schultern genommen

Fig. 48.

1 2 3 4 5 6

Schlesische Hauben: 1, 2 aus der Gegend von Breslau um 1790. 3, 5, 6 aus Fischbach, 4 aus Tannhausen (3—6 um 1870). 1 Hinterer Teil der Haubenkappe (Deckel) samt breiten Schleifen grün, der sechsstrahliche Besaz des Deckels, die die Haube am äusseren Rand umfassende Chenillenkante und die beiden herabhängenden mit Spizen verbrämten Bänder schwarz, der Streif zwischen Deckel und Kante rot. 2 schwarz mit weissem Futter und grünen Schleifen. 3 weiss, nur das kleine dreieckige Stück zwischen Gesichtsschirm und Haubenkopf rot gemustert. 4 Gesichtsschirm, im vorderen Teile weiss, im hinteren gelb mit rotem Muster, Kappe dunkelkarminrot, Nackenschleife ebenso mit farbigem Muster. 5 weiss, nur die Bandschleife, die die breiten Haubenbänder unten zusammenfasst grün gerändert und blassrot getupft. 6 Unterkappe weiss mit grünem Muster, das übrige weiss. (1, 2 Johann Friedrich Zöllner: Briefe über Schlesien, Krakau, Wielizka und die Grafschaft Glatz 1792; 3—6 Albert Kretschmer: Deutsche Volkstrachten.)

und vorn mit den Armen zusammengefasst wurde. Dieses Stück hatte die Kräuterin mit ihren litauischen Schwestern gemein. Der männliche Anzug glich ziemlich dem der altenburger und egerländer Bauern (vrgl. Taf. 11. 1; 34—36).

Fig. 48. Von dem „Kasket", wie wir es eben beschrieben (1. 2. Taf. 31. 3), haben sich in Schlesien noch einige Ableger erhalten und zwar bei Tannhausen und Fischbach. Das bei ersterem Orte getragene Häubchen (4) besteht aus buntgeblümtem Seidendamast oder Sammet, ist reich mit Goldspizen besezt und vornher mit einem Gesichtsschirme

von getülltem Mulle ausgestattet. Die Kappe ist nicht sechs- oder dreiteilig, sondern im Nacken faltig zusammengezogen, der Schirm von grosser Breite, über eine Drahtunterlage gespannt und in starker Biegung über die Stirne niedergedrückt, über die Wangen herabgenommen und unter denselben wieder nach aussen hinaufgeschwungen. Die Kinnbänder fehlen jezt, aber im Nacken sizt noch die breite Schleife. Der Schirm, gewöhnlich weiss, ist bei der Trauer oder sonst einem ernsten Anlasse schwarz und ebenso die Kappe. Auch an der Haube, wie sie bei Fischbach getragen wird (3), ist die Spize des „Schiffes“ noch zu sehen; sie steigt dort über die Stirne bis auf die Nase herab und bildet einen Teil der getüllten weissen Einfassung um das Gesicht her. Diese sezt sich rechts und links in schmale glatte Bänder fort, die bis unter den Gürtel herabfallen. Die Haubenkappe ist anliegend und von buntgemustertem Kattun; ein breites weisses Band ist auf ihrer Scheitelhöhe quer darübergezogen und im Nacken zu einer Doppelschleife geschürzt, so dass es mit seinen beiden Endstücken über den Rücken herabfällt. Dies Band ist gewöhnlich mit durchbrochener Stickerei geziert. Bei der Sonntagshaube, der eigentlichen schlesischen „Kamode“, kommt die herabhängende Stirnschneppe nicht vor (5. 6), aber die langen Wangenbänder sind an der Aussenkante mit einer doppelt übereinandergelegten Blonde besezt und werden vor der Brust mit einer seidenen Schleife in der Farbe der Kappe zusammengefasst (5).

Taf. 32. Unser Bild stellt ein Bauernpaar aus Oberschlesien um das Jahr 1840 dar. Es gab damals Hosen von schwarzem und gelbem Leder, die entweder bis zum Knie gingen oder bis zum Knöchel herunter, wo sie gebunden wurden; zu den Kniehosen wurden weisse Strümpfe, zu den Langhosen aber Stiefel angelegt, die bis ans Knie hinaufstiegen. Für die Weste war dunkles Tuch gebräuchlich, für die feiertägliche Damast oder geblümter Sammet; zumteil war sie bis zur Magengrube, zumteil bis zur Halsgrube hinauf verschliessbar und ihr Verschluss geschah mit einer Reihe von übersponnenen oder buntmetallenen Knöpfen. Der Hals wurde mit einem vorn geknüpften Tuche von buntem Kattune verwahrt; an dem einen Orte liess man über dem Halstuche nichts vom Hemde bemerken, an dem andern aber dessen herabgeschlagenen Kragen. Ueber die Weste kam an gewöhnlichen Tagen eine kurze Jacke von dunkelblauem Tuche mit ebensolchen Knöpfen zu liegen, die oben mit einem Kragen und im Rücken mit einem kleinen Schösschen ausgestattet war, sonst aber ein bis zum Knie gehender Rock aus dem nämlichen Stoffe mit breitem Klappkragen und über die Brust herab mit einer Knopfgarnitur. Ausserdem war ein sehr langer taillenloser Ueberrock gebräuchlich, der bis auf die Füsse ging und einen breiten Klappkragen hatte. Dieser Rock wurde

nur beim Kirchgange angelegt und daher auch seinem Zwecke entsprechend der „Gottestischrock“ genannt; sein Stoff war gleichfalls dunkelblaues Tuch. Heutzutage wird der Rock von schwarzem Tuche getragen, ausgestattet mit modernem Kragen, der in Brustklappen übergeht, und mit Knöpfen, die in schräger Linie vom unteren Brustrande an nach der Achsel hinauf angeheftet sind. Das Haar wurde schlicht auf die Schultern fallend beliebt und mit einer hohen cylindrischen Müze aus schwarzem kraushaarigen Hundefelle bedeckt.

Der Frauenrock war von schwarzem Fries und untenher mit grünem Bande gesäumt; zuweilen war der Rock auch rot, dann aber mit schwarzen Längsstreifen durchwebt; ob schwarz oder rot, stets war er in enge Falten gelegt, die nach untenhin in gewöhnliche Falten übergingen; die Füsse samt dem nächsten Teile des Beines liess er unbedeckt. Den Oberkörper umschloss ein tiefausgeschnittenes dunkelblaues Tuchmieder und die Brust darüber bedeckte ein buntes Tuch von Kattun oder Seide, das mit einem Zipfel über den Rücken hing, vorn aber übereinandergelegt und mit den Zipfeln unter das Mieder gesteckt oder über dasselbe herabgenommen und mit dem Schürzenbunde überfasst wurde. Ueber das Halstuch legte sich der gefältelte Hemdkragen breit auseinander. Die Schürze ging von einer Hüfte bis zur andern; sie bestand aus Leinen, Kattun oder Halbseide mit unscheinbaren Mustern, war weitgefaltet und untenher oder zugleich auch an den Längskanten mit einer Rüsche eingefasst. Nach Bedarf wurde über das Mieder eine Schossjacke von dem Stoffe des Mieders angezogen: diese wies je nach der Gegend mancherlei Eigenheiten auf; gewöhnlich hatte sie einen weiten Ausschnitt, einen schmalen Ueberfallkragen mit geschweiften Kanten, lange enge Aermel und einen Schoss, der mit seinen Vorderkanten etwas gegen die Brustkanten zurücktrat und hinten im Kreuze zwei Falten machte; vorn war sie mit doppelter Knopfreihe besezt und übereinanderschlagbar. In anderer Weise konnte sie mitten über die Brust herab zusammengehakt und um die Taille her mit einem Gürtel vom nämlichen Stoffe zusammengefasst werden. Die Strümpfe waren ohne Zwickel, hier rot, dort blau oder weiss, die Schuhe von schwarzem Leder oder Sammet, tief ausgeschnitten, ohne Absaz, aber auf dem Spannblatte häufig mit einer farbigen Doppelschleife oder einer Bandrosette geschmückt. Von den Kopfbedeckungen haben wir schon geredet (Fig. 48, 1–6); es bleibt uns noch übrig, einer mit schwarzem Fell umrandeten Kappe in der beliebten dunkelblauen Farbe zu gedenken, die um die Wangen herab genommen und unterm Kinne zusammengebunden wurde.

Fig. 49. Wenn sonst Gebirgszüge die Völkerscheide bilden, für Böhmen trifft dies nicht zu; im Süden und Westen greift der baierische Stamm weit über den Kamm des Böhmerwaldes hinüber, im Norden und Nordosten der sächsische und schlesische über Erz- und Riesengebirg. Tschechen- und Deutschtum findet sich hier mehr, dort weniger

Fig. 49.

1 2 3 4

Böhmische Trachten gegen Ende des 16. Jahrhunderts. 2 Leibchen schwarz, Rock lederbraun, Schürze und Kopftuch weiss. 3 Schaube schwarz mit tiefgelbbraunem Pelze, Wams und Hosen violett, Schuhe und Barett schwarz. (1, 4 Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt 1572—1618; 2, 3 H. Weigel: Trachtenbuch 1577.)

mit einander vermischt. Wol behaupteten die Tschechen, wie in Sitten und Bräuchen, so auch in der Tracht manche nationale Eigenheiten; doch vollzog sich, gerade was die leztere betrifft, zwischen ihnen und ihren deutschen Landsleuten ein gewisser Ausgleich. Vor allem waren es die vornehmen Stände, die schon früh im Mittelalter sich durchaus

nach deutscher Weise kleideten und später mit den Deutschen zugleich zur französischen Mode übergingen. Den oberen Ständen folgte das tschechische Bürgertum, doch nur mit zögerndem Schritte; es nahm in seine Gewandung manches Stück aus der deutschen herüber, ohne ein eigenes dafür aufzugeben. Diese Mischung findet sich auf unserem Bilde in augenfälliger Weise illustriert. Genau betrachtet ist es weniger eine Mischung, als ein Nebeneinander; neben dem deutschen steht das tschechische Kostüm und es sind nur einzelne Stücke, auf die sich die Vermittelung beschränkt. Die Schaube (3), das breite niedrige Barett, die vor den Zehen überbreiten und ausgestopften Schuhe, die sogenannten „Kuhmäuler", bei dem Manne, der glockenförmig ausgesteifte Rock mit der schmalen Schürze darüber (2), das wohlanschliessende Leibchen mit den engen, an den Achseln aufgebauschten Aermeln, die Haube mit dem Kinntuche, das Gürteltäschchen mit dem Bestecke bei der Frau, das alles konnte ebenmässig in jeder deutschen Stadt gefunden werden. Was den Mann jedoch immer noch als Böhmen charakterisierte, war sein langer Bart; die Slaven sezten einen Stolz in lange Bärte und hatten vielfach die Gewohnheit, deren beide Zipfel miteinander zu verflechten.

In der eigentlich böhmischen Frauentracht wusste man nichts von den faltenlosen Glockenröcken; hier blieb der Rock seinem natürlichen Falle und Faltenflusse überlassen; namentlich aber waren Kopfpuz und Mantel eigenartig. So, wie in Böhmen, fand man den Mantel nur noch im nordöstlichen Deutschland, so weit Slaven gekommen waren; wir haben seiner als eines schlesischen Gewandstückes bereits gedacht (Taf. 30. 1). Daneben gab es nach deutscher Art kürzere Umhänge (1), die gewöhnlich mit Armschlizen, nicht selten auch mit Aermeln versehen waren. Echt national dagegen war wiederum ein Mantel von mittler Länge, der zwischen dem kurzen und dem langen Mantel seinen Plaz hatte; Taf. 33 giebt uns Anlass, von ihm zu reden. Nicht minder, wie durch den Mantel charakterisierte sich die Böhmin durch ihre Kopfbedeckung; dieser schien eine Glocke samt deren Henkel oder Handgriff zum Muster gedient zu haben; sie bestand aus dickem langharigen Wollstoffe und wurde, untenher aufgekrempt oder nicht, tief über den Kopf herab aufgesezt, doch nicht unmitelbar auf das Haar, sondern über ein weisses Linnentuch, das unter dem Kinne hergehend das Gesicht einrahmte.

Taf. 33. Die heimische Böhmentracht, soweit sie bei dem slavischen Zuschnitte blieb, findet sich bei Vecellio mit folgenden Worten charakterisiert: „Die Bewohner dieser Gegend tragen zum grössten Teil einen langhaarigen und hohen Hut und Kleider von Tuch, blau oder rot mit Pelzwerk. Die Aermel des Ueberrockes sind derart

gemacht, dass sie im Notfalle die Arme aufnehmen können. Der Leibrock, ebenmässig von Tuch mit Pelzbesaz, wird mit dem Schwertriemen gegürtet. Sie tragen anliegende Hosen, Halbstiefel von Korduan und einen runden aus Fell gemachten Kragen, der sie trefflich gegen Kälte, Wind und starken Regen schüzt.“ Der Schwertgurt lag unter der Schärpe, mit der der taillenlose Rock umfasst wurde. Der Hut war von hoher abgestuzter Kegelform und hatte keine Krempe, aber unten über beiden Augen einen Einschnitt, wodurch es möglich wurde, ihn mit seinem hinteren Teile in die Höhe zu schlagen, mit dem vorderen aber das Gesicht beschatten zu lassen.

Ueber die weibliche Tracht bemerkt Vecellio: „Die Frauen tragen ein Kleid von Leinwand oder starkem Tuche mit einigen Bandstreifen von Sammet oder Atlas untenher. Der Hut von zottigem Wollstoffe bedeckt einen weissen Schleier, der das Gesicht einrahmt. Ein kleiner Mantel fällt über ein mit Pelz ausgeschlagenes Gewandstück, unter dem man einen Rock von Tuch mit zahlreichen Falten hervorkommen sieht, derart, dass sie wohl gegen den Frost geschüzt sind. Die Kleider sind demgemäss geschlossen und enge.“ Wie wir schon bemerkt haben, war neben dem Hute der pelzgeränderte Zwischenmantel echt national; genau betrachtet war es ein Rock und kein Mantel, denn er hatte nicht selten lange enge Aermel; von den Schultern ab erweiterte er sich taillenlos nach unten hin. So gestaltet entsprach er dem männlichen Mantelrocke; doch wurde er, was sein Slaventum nicht minder charakterisierte, nur in Weiss getragen (vrgl. Fig. 7. 1. 2).

Fig. 50. An der Ostgrenze des Böhmerlandes, zwischen Reichenbach und Olmütz, längs der deutsch-schlesischen Grenze, haust Germanen- und Slaventum neben- und zwischeneinander. Hier ist Hussitenland, das die Phantasie der Geschichtskundigen sich so gern mit eulenartigen Ziska- und kazenhaarigen Prokopgesichtern bevölkert. An dem echten Slaventume der nichtdeutschen Insassen ist kein Zweifel; das sind flachnasige Gesichter, aber eigentümlich spiz und schmal geschnitten. Der Anzug war zur Zeit, von der wir reden, durchaus deutsch, ja noch vielfach so, wie ihn der deutsche Bauer schon am Ende des 15. Jahrhunderts getragen hatte. Da sah man die anliegenden Strumpfhosen, zumteile noch obenher bedeckt mit kurzen geschlizten Oberschenkelhosen, zwischen denen sich die Schamkapsel hervordrängte (2), daneben die längeren weiteren über den Knieen gebundenen Pumphosen (5). In Gesellschaft der Röcke und Kittel, wie sie von den Bauern getragen wurden, befand sich das kurze lederne Landsknechtwams, das früher nur Achseldecken, jezt aber völlige Aermel hatte (1. 2); seine Brustblätter griffen in der Magengegend übereinander. Unter den Röcken gab es solche von ähnlichem Zuschnitte (5), nur dass sie bis in die

halben Oberschenkel herabgingen, doch auch solche, die mitten vor dem Körper herab geöffnet waren (4). Ihr Verschluss geschah lediglich mit einem Gürtel, und ebenmässig wurde der Kittel unterfasst (3), der nur einen Brustschliz hatte. Am Fusse sassen derbe Lederschuhe mit etwas niedrig geschnittenem Fersenstücke (1. 3. 5) und solche selbst dann, wenn das Bein mit stiefelartigen Lederstrümpfen verwahrt wurde, die man lose um das Bein herabhängen liess oder oben an den Gürtel

Fig. 50.

1 2 3 4 5

Böhmische Bauerntrachten um 1600. 1—3 aus Czeslau; 4, 5 aus Polna. (Georgius Braun: Contrafactur und Beschreibung der vornembsten Stät der Welt. 1572—1618.)

band. Neben den einfachen Rund- oder Kegelmüzen von Fell (1. 3) gab es noch die alte flachbodige Bauernmüze, vorn oder hinten aufgeklappt (2), und einen niedrigen Filzhut mit abgerundetem Kopfe und abstehendem Schirme, der sich namentlich im Kreise Eger bis auf den heutigen Tag erhalten hat (vrgl. Taf. 35. 2). Jeder Böhme war Soldat und hatte seinen Säbel umgeschnallt oder wenigstens seine Keule in der Hand.

Fig. 51. Obschon Deutsche wie Tschechen sich damals von der französischen Mode beeinflussen liessen, hielten sie sich doch soweit in der Reserve, dass ihre Tracht immer noch als national gelten konnte. Ein deutsches Mädchen in Prag kam etwa ebenso daher, wie ein solches in Augsburg; dort wie hier trug es denselben senkrecht abfallenden Rock, untenher mit Bandstreifen garniert, auf den Hüften mit Kissen unter-

Fig. 51.

1 2 3 4

Böhmische Volkstrachten um die Mitte des 17. Jahrhunderts. 1 bürgerliche Frau aus Prag; 2 Bäuerin; 3 Kaufmannsfrau aus Prag; 4 Edelfrau. (Wenzel Hollar: 1—3 Theatrum mulierum sive varietas atque differentia habituum foemini sexus 1643; 4 Aula veneris sive varietas foemini sexus habitum 1644.)

füttert (1), dasselbe vorn gespizte und über einem untergesteckten Laze verschnürte Leibchen mit langen anliegenden Aermeln, aufgepolsterten Achseln und dicken Achselwulsten oder -klappen, dasselbe nach spanischem Muster hergerichtete kurze abstehende Mäntelchen mit zurückgeschlagenem Pelzfutter, die grosse Mühlsteinkröse, das unter ein Nez zusammengefasste Haar und, schräg nach der Nase hinab aufgesezt, den

Hut mit breitem Deckelschirme. Mit ihren tschechischen Schwestern teilte die Deutsch-Böhmin den an beiden Hüften aufgenommenen Oberrock (4), das geschlossene Leibchen mit und ohne Ausschnitt, mit Brustschleife und guirlandenartig aufgesezten Zeugstreifen. sowie den viereckig oder halbkreisförmig zugeschnittenen Scheibenkragen (Fig. 52. 2. 4), der schräg nach hinten emporsteigend hier durch ein untergelegtes Drahtgestell in seiner Lage gehalten wurde (Fig. 52. 5). Tschechisch-national waren wie auch im vorigen Jahrhundert nur Mantel und Müze samt Kopftuch (2–4); der weisse Mantel mit Armschlizen (Taf. 33. 2) war kaum noch zu sehen. Der lange Mantel (2) aber hatte sich vielfach ganz wie der kurze Mädchenumhang nach spanischem Muster umgebildet und kehrte sein aus zahlreichen Pelzstreifen zusammengestücktes Futter als breite Aufschläge und viereckigen Ueber-

Fig. 52.

1 2 3 4 5

Böhmische Frauentrachten um die Mitte des 17. Jahrhunderts. (Aus Wenzel Hollars Skizzenbuch.)

fallkragen nach aussen. Glockenmüze und Kinntuch waren gleichfalls nur noch bei älteren Frauen zu sehen; ihre Stelle nahm eine hohe stumpfkegelige Müze aus langhaarigem Wollstoffe ein, die hinten einen Ausschnitt für den Haarknoten hatte (Fig. 52. 1). Es ist die Ahne jener hohen blauschwarzen Müzen aus gestrickter Schafwolle, die heute noch in ganz Tirol, namentlich im Oberinnthale getragen werden. Ueber den Muff (3) s. Fig. 63. 1.

Fig. 52. Näheres darüber unter Fig. 51. 1–4.

Taf. 34, 35 und 36. Was wir von der älteren Tracht der Egerländer noch übrig haben, lässt keinen Zweifel, dass solche im Anfange des 17. Jahrhunderts jener der altenburger Bauern ziemlich ähnlich gewesen war (vrgl. Fig. 18. 1–5); die Egerländer trugen damals grosse schwarze Mäntel und spizige Hüte, sowie Dolche, die bei den Herren

von Silber, bei den Dienern von Eisen waren. Die Aehnlichkeit sezte sich bis in die jüngere Zeit herauf noch weiter fort und war noch im 18. Jahrhundert nicht zu verkennen. Damals trug der Egerländer weite Pumphosen von Bockleder, einen Brustlaz von rotem Tuche mit Silberstickerei oder drei kleinen Messingknöpfen, breite Hosenträger mit Quersteg, an dessen Unterseite sich mancherorts noch ein gleichschenkeliger Winkelsteg anschloss, alle Stegteile von schwarzem Leder und mit Silber ausgenäht. Der Winkelsteg wurde an einen auf dem Hosenbunde sizenden Knopf befestigt, der von ungewöhnlicher Grösse, achteckig, mit Laubwerk verziert und vergoldet war, jeder Seitensteg aber an einen Messinghaken rechts und links neben dem Knopfe. An den Unterschenkeln sassen weisswollene Strümpfe und an den Füssen Schuhe von Rindsleder, die über einer Spannlasche verschnallt oder auf dem Rist zusammengebunden wurden. Ueber den Hosenträgern lag eine Weste, die man offenstehen liess, trozdem sie verknöpfbar war. Kurz bei weithinaufgehenden Hosen, sonst länger, war sie stets mit bedeckelten Seitentaschen ausgestattet und an den Rändern mit hochroter Schnur eingefasst. Zum Gang über Feld legte man einen hellblauen Rock an, der kurz im Leibe und abstehend in den Schössen war, dabei Stehkragen und spize Brustklappen, doch keine Knöpfe hatte (Taf. 36. 1), ferner Stiefel mit engem Schafte, hoch bis zu den Hosen oder kürzer und den weissen Strumpf blicken lassend. Als Kopfbedeckung diente bald ein kleiner rundköpfiger schwarzer Filzhut, bald ein grösserer mit aufgewulstetem Schirme und abgestumpft kegeligem Kopfe. Die Ausstattung des Hutes zeigte grossen Wechsel; vielfach beschränkte sie sich auf ein schmales Seidenband, das bei Junggesellen von roter, sonst aber von grüner Farbe war: in anderer Weise umschloss das Band mit grosser Breite den Hutkopf in seiner ganzen Höhe und war in enge senkrechte Falten abgesteppt, wie man es ähnlich bei den pommerischen Hüten fand (Fig. 45. 4. 5). Ueber einen weiteren Auspuz s. Taf. 37. 1, über die Stiefel (36. 1) s. Fig. 53. 1.

Das Hemd, wie es zur weiblichen Tracht gehörte, hatte sehr weite, doch kurze Aermel; diese umfassten den Oberarm mit einem breiten Bunde, der mit blauer Seide bestickt war. Der Rock bestand aus Wollstoff, reichte höchstens bis an die Knöchel und war meist ringsherum in enge, hie und da nach neuerer Weise auch in breite Falten gelegt und bei Frauen wie Mädchen braun oder schwarz gefärbt. Darüber lag eine blaue mit seidenen Bändern festgehaltene Schürze.

Das Mieder war ziemlich tief ausgeschnitten und an den Brusträndern mit messingenen Spangen beschlagen; es wurde über einem steifen Laze verschnürt, der vielfach mit breiter Goldborte besezt und mit Spizen verbrämt war. Nach Bedarf wurde über das Mieder ein

enges Wams mit langen Aermeln angelegt, das mit Pelz oder Wollzeug gerändert oder gefüttert und hinten im Kreuze mit einigen grossen, steifen, weitabstehenden Falten versehen war. Der tiefe Ausschnitt am Mieder machte ein Brusttuch nötig, das mit seinen beiden Zipfeln vorn untergesteckt wurde. Zur Beinbekleidung gehörten schwarze wollene Strümpfe und Schuhe von schwarzem Kalbleder mit hohen Stöckeln von Holz und einer mit rotem Leder gefütterten Spannlasche, die über die Bindeschnüre herabgeklappt wurde; nicht selten fehlten dergleichen Laschen und Schnüre (Taf. 34. 2, 36. 2). Das Haar wurde zu einem kleinen Neste über dem Genicke zusammengebunden, solches bei Jungfrauen mit hochrotem Kameelgarn umwunden und mit einer grossen Nadel besteckt, bei Frauen aber mit weissem Stoffe oder einem Nesthäubchen umgeben. Gefallenen Mädchen war nur Band oder Flor von schwarzer Farbe verstattet. Der üblichste Kopfpuz bestand in einem Tuche von weissen Damaste; dies wurde aufs Doppelte in drei Zipfel zusammengelegt und von vornher straff um den Kopf genommen (Taf. 35), so dass der Doppelzipfel in den Nacken fiel; dann wurden die beiden Seitenzipfel unter dem Nackenzipfel gekreuzt und in den sogenannten „rebanitzer Knoten" geschlungen, derart, dass die Spizen weit vom Kopfe abstanden; schliesslich wurde der hintere Zipfel in die Höhe und wieder herabgebogen und festgesteckt, so dass er die Gestalt einer Tiare zeigte. Indes war das weisse Kopftuch nicht mehr so allgemein, wie früher; es kamen auch schwarze und farbige Tücher auf, die gewöhnlich an ihren Kanten mit Fransen besezt waren; auch die Verknotung wurde einfacher. Zur guten Ausstattung gehörte ein silberner oder aus sonst einem Metalle hergestellter und schön verzierter Gürtel, der einmal um die Taille ging und dann sich im Bogen oben von einer Hüfte schräg unter die andere über die Schürze hinablegte, um hier ein Besteck oder einen Schlüsselbund zu tragen.

Taf. 37. Im bräutlichen Anzuge fehlte das Busentuch; der Laz stieg bis zur Halsgrube hinauf oder die obere Brust wurde mit einem feinstoffigen und zierlich ausgenähten Hemdchen bedeckt Sonst trug die Braut nebst dem gewöhnlichen Anzuge einen langen Mantel von schwarzem Zeuge mit Scharlachfutter und schwarzem viereckigen Klappkragen, der die Achseln mitbedeckte (Fig. 53. 5). Das Haar hing in einem Zopfe, in den rotes Kameelhaar eingeflochten war, über den Rücken hinab. Den Kopf umgab ein metallenes Band, das mit Steinen besezt und am unteren Rande mit gehenkelten Blättern oder Trauben aus Messing oder vergoldetem Silber behängt war. Den Scheitel überspannte ein Querbügel und auf dessen Höhe sass ein Krönchen aus den nämlichen Blättern, die bestielt waren. Der ganze Schmuck wurde

„Glockenpendel“ genannt. Zum erstenmale an diesem seinen Ehrentage war dem Mädchen verstattet, das Symbol der eigenen Häuslichkeit, den Schlüsselbund, am Gürtel zu tragen; ein Rosmarinstrauss, in den eingeengten Busen gesteckt, pflegte nicht zu fehlen.

In dem Anzuge des Bräutigams war nichts, das ihn als solchen gekennzeichnet hätte; selbst der Auspuz des Hutes war unter dem Namen „Holzstoss“ ein Alltagsschmuck (vrgl. Fig. 53. 1. 2) und hergerichtet aus einem Bande, dass seitwärts in eine Rosette verschleift war, sowie einer Anzahl von Schleifen aus dem nämlichen Bande, die vom Wirbel des Hutkopfes herabfallend diesen rings umgaben.

Fig. 53. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts trugen die Egerländer weite hochhinaufgehende Pumphosen aus schwarzem Ziegenleder, die am Knie mit Lederriemen gebunden wurden (1), oben jedoch in der Mitte mit einem sehr grossen verzierten Bronzeknopfe sowie zu dessen Seiten mit zwei kleineren Knöpfen besezt waren. Dazu gesellten sie einen farbigen Brustlaz mit drei Knöpfen, breite Hosenträger von schwarzem Leder, weiss abgenäht und teilweise durchbrochen, ein kurzes Koller oder Tuchspenzer, schwarz mit roter Kanteneinfassung, auf beiden Seiten mit Knopflöchern und Metallknöpfen garniert, ein schwarzseidenes Tuch um den Hals und rückwärts gebunden, Stiefel von Bockleder mit engem hohen Schafte, mit Riemen befestigt und einen kleinen Hut mit schwarzen breiten Seidenbändern (vrgl. Taf. 37). An Sonn- und Feiertagen legten sie statt des Wamses einen langen dunklen Rock an (2), der einen auffallend kurzen Leib und keinen Kragen hatte, mit hochrotem Futter ausgeschlagen und in dichter Reihe mit Tuchknöpfen besezt war. Um diese Zeit begannen sie auch Mäntel zu tragen und zwar zu jeder Jahreszeit; im Winter sezten sie eine Pelzmüze unter den Hut auf.

Unter dem weiblichen Geschlechte war die Pelzmüze (Taf. 39. 1) fast ganz verschwunden und auch das weisse Kopftuch nur noch selten zu sehen; an seiner Stelle bediente man sich eines grossen schwarzen Seidentuches mit bunten Kanten. Der Tuchspenzer erhielt einen Sammetbesaz und weitere Aermel, die im Oberarme dichtanliegend abgenäht waren. Abgekommen war auch der Rock mit engen Falten und an seine Stelle der Rock mit natürlichen Falten getreten; er wurde gewöhnlich von Wolle und in verschiedenen Farben getragen; nur ältere Frauen bedienten sich noch schwarzer und brauner Röcke, Mädchen aber bevorzugten bunte Muster. Bei der Schürze schlug noch die blaue Farbe vor. Die Strümpfe beliebte man von weisser oder blauer Wolle, dazu Halbstiefel oder Schuhe wie die Mode sie brachte. Im feiertäglichen Anzuge liess man die Haube mit goldbesticktem Kopfe und weissem getüllten Gesichtsschirme nicht fehlen, dem auf der Innenseite noch ein kleiner ebenfalls getüllter Schirm aus dem Stoffe des Kopfes

folgte (Taf. 39. 2). Doch fingen diese Goldhauben damals an zu verschwinden und ihre Stelle den Damenhüten und einfachen Hauben von Weisszeug zu überlassen. Wenn die Jahreszeit es verlangte, verhüllte man sich mit seiner ganzen Garderobe in einen weiten tuchenen Mantel mit überfallendem Kragen: dieser lag entweder glatt auf dem Mantel

Fig. 53.

1 2 3 4 5 6

Böhmische Volkstrachten aus dem Kreise Eger; 1—3 um 1840, 4 um 1650, 5, 6 Ende des 18. Jahrhunderts. 1 ganzer Anzug schwarz mit dunkelroter Einfassung an allen Rändern, Hosenknopf gelb, Hut schwarz mit rotem Band. 2 Rockfutter hochrot, das übrige schwarz. 3 Mantel grau mit hochrotem Futter und gelbem Kragen, Halstuch dunkelgrün, Haube gelb mit weissem Nackenstück. 4 Mantel wie bei 3, Halstuch dunkelblau, Haube gelb mit weisser Gesichtsrüsche, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz mit roten Absäzen. 5 (Brautjungfer), Rock und Schürze schwarz, Mantel schwarz mit hochrotem Futter und schwarzem Kragen, Brustfleck in der unteren Hälfte weiss mit Goldstickerei, in der oberen braunrot, Hemdstreif darüber weiss, Kopfschmuck tiefrot mit goldenen Blättern, Schuhe schwarz mit roten Absäzen und herabgeklappten Spannlaschen. 6 Kopftuch und Hüftkette weiss, das übrige schwarz, Schuhe schwarz mit roten Absäzen. (Vincenz Pröckl: Eger und das Egerland.)

und war mit einer Goldborte besezt (Taf. 39. 2), oder er war einer Kröse ähnlich in wellige Falten gelegt, ein Brauch, der auch an den mährischen Mänteln bemerkt werden konnte.

Es traf sich damals nur noch selten, dass man einer Braut an ihrem Hochzeitstage mit „Glockenpendel“, Mantel und Gürtel ausgestattet

begegnete (5); ganz verschwunden aus ihrem Anzuge waren die Schuhe mit den hohen Stöckeln samt den wollenen Strümpfen. Auch sonst war manches gegen früher anders geworden; während ehemals das Brautpaar in wohlgeordnetem Zuge zum Altar wanderte, begleitet von Pfeifern und Spielleuten und umknallt von Pistolenschüssen, geschah dies jetzt zumeist in einer Reihe von Kutschen.

Taf. 38. Unter Fig. 54. 1–5 findet sich das Nötigste über diese Kostüme angegeben. Nirgends trat die Scheidung zwischen deutschem und tschechischem Kostüme so deutlich hervor, wie im Kreise Eger; namentlich war es hier die männliche Tracht, die deutscherseits in Schnitt und Farbe noch für echt gelten konnte, weniger die weibliche; diese behauptete zumeist nur durch das langzipfelige Kopftuch der tschechischen gegenüber ihren mitteldeutschen Charakter. Nicht mehr so durchgängig im Brauche, wie sonst, war die Aufpolsterung der Hüften; man fand Gefallen an einer schlankeren Taille und umwand diese, wie um dem Polster einen Ersaz zu geben, mit einem buntfarbigen Shawl; dies geschah derart, dass das Tuch mit einem seiner breiten Zipfel unterhalb der Umwindung mitten auf den Leib zu liegen kam, eine Anordnung, die sehr gefällig, aber nicht deutsch war.

Taf. 39. Ueber Mantel und Haube s. Fig. 55. 3–5. Verheiratete Frauen, namentlich ältere, bedeckten sich an festlichen Tagen mit einer schwarzen Pelzmüze, die kugelrund, seltener cylindrisch geformt war; sie trugen solche auch im Leichengefolge, darunter eine weisse Kappe, die unterhalb der Pelzmüze die Stirne fast bis zu den Augenbrauen bedeckte. Es war überhaupt Sitte, in Weiss zu trauern; wie dies unter den Wendinnen im Spreewalde geschah (vrgl. Taf. 22. 3) verhüllte man seine ganze Gestalt mit einem weissen Leintuche, das den Namen „Schleier“ führte, an manchen Orten auch nur den Oberkörper; in diesem Falle war das Tuch zu einem Kappenmantel mit einem Kopfloche in der Mitte hergerichtet.

Taf. 40. Der Rock, wie ihn die Männer in der Gegend von Auherzen im Kreise Pilsen trugen, reichte bis in die halben Unterschenkel hinab und hatte einen abgesteppten Stehkragen; er war von dunkelblauem Tuche, an beiden Vorderkanten sowie am Kragenrande mit roter Schnur eingefasst und dieser Einfassung entlang auf der Innenseite etwa 14 Ctm. breit mit hochrotem Wollstoffe gefüttert, im übrigen Teile aber mit weissem, das untenher mit schwarzem bordiert. An der rechten Vorderkante und zwar von oben bis untenhin, sass eine Reihe von Messingknöpfen in so dichter Folge, dass ihre Zahl ein halbes Hundert überstieg; die entsprechenden Knopflöcher am anderen Rande waren hellgrün eingefasst und die drei im Kreuze sizenden Knöpfe mit ebenso gefärbten Lizen versehen, die senkrecht

standen. Unterhalb dieser Knöpfe war der Rock dreiteilig aufgeschnitten und rechts wie links, doch nicht in der Mitte in Falten gelegt. Die Weste stimmte in Stoff und Ausstattung mit dem Rocke überein; sie war ziemlich lang und stieg über die Taille herab, hatte einen Stehkragen, bedeckelte Seitentaschen, roten Vorstoss, dichtgereihte Messingknöpfe und grünausgenähte Knopflöcher. Die Hosen aus gelbem Leder reichten bis unters Knie und waren an den Rändern der Seitentaschen, des Lazes, sowie an dessen mittlerer Naht mit reichen Steppmustern verziert. An den Unterschenkeln sassen Strümpfe von weisser Wolle und Stiefel mit halbhohem Schafte, der oben den Strumpf nicht ganz bedeckte. Einen Bart trug der Bauer nicht, das Haar aber halblang und bedeckt mit einem schwarzen Filzhute, der in der Krempe sehr breit und etwas aufgewulstet, im Kopfe aber flach und niedrig war; den Kopf umschloss ein schwarzes Band, vorn zusammengehalten mit einer Schnalle aus Gelbmetall, und quer über den Kopf lief eine vielfach verschleifte Schnur, die mit ihren bequasteten Enden über den Nacken herabhing. In anderer Weise war hinten am Hutrande ein Bündel von schwarzen Sammetschleifen festgeheftet, doch nur unter unverheirateten Burschen.

Zu der weiblichen Tracht, soweit sie für die Festtage bestimmt war, gehörte das Hemd wie zum Schuze auch zum Puze; seine Aermel waren lang, weit und unten mit einer zumteil farbig bestickten Krause verbrämt, die sich vor dem Handgelenke öffnete, wenn der Aermel geschlossen wurde. Eine ähnliche Krause umsäumte die Halsöffnung. Es war unter den Frauen üblich, ein dickes, mit Heu, Werg oder Rosshaar ausgestopftes Polster über die Hüften umzulegen, wodurch der Rock stark aufgeschwellt wurde und, ohnedies nicht lang, nur die Mitte der Waden erreichte, dagegen oben mit seinem Bunde nahe unter den Ausschnitt für die Hemdärmel ging. Dadurch erhielten die pilsener Frauen das gedrungene Aussehen der Dachauerinnen. Der Rock war von schwarzer Wolle, dichtgefaltet, untenher hochrot paspeliert und über der Randfassung mit verschiedenfarbigem Seidenbande garniert, doch gewöhnlich nur im hinteren Teile, soweit er von der Schürze nicht verdeckt wurde. Die Schürze selbst war etwas kürzer und der Länge nach streifig gemustert; sie wurde mit schmalen Bändern im Rücken gebunden; doch liess man gern zwei breite Seidenbänder, bunt und mit Gold durchwirkt, vorn über sie herabfallen. Das Mieder, aus farbiger Wolle oder Goldstoff, war weit ausgeschnitten (Fig. 54. s. 4) und am Rocke befestigt. Darüber kam eine Jacke von weissem Piqué, der „Kürass", zu liegen; dies Gewandstück war in den Aermeln oben an den Achseln etwas aufgetrieben, unten in der Naht offen belassen und mit rotem ausgeschlagenem Muster besezt, im Rückenteile aber untenher

in eine Anzahl von dichten hochstehenden Falten gelegt. Dazu kam noch ein buntblumiges Brusttuch, das vorn übers Kreuz gelegt und im Mieder untergesteckt wurde. Die Strümpfe waren von purpurroter Wolle, die Schuhe von schwarzem Leder, tiefausgeschnitten, auf dem Spannblatte mit einem grünseidenen Schleifenbündel und einem silbernen Randstreifen verziert. Das Haar, glatt zurückgestrichen, wurde von Mädchen in Zöpfe geflochten, solche mit weissen Bändern gebunden und über den Rücken hangen gelassen; zugleich wurde eine dunkelblaue Binde, das sogenannte „Stirntüchel", vorn über das Haar gelegt, schräg nach dem Nacken hinabgenommen, und hier zugleich mit zwei weissen Bändern festgesteckt, die farbig verziert und an der unteren Schmalkante mit Spizen verbrämt, unter den Zöpfen und tiefer als diese herabingen. Schliesslich wurde oben am Ansaze der Zöpfe, wo sie gebunden waren, eine halbkreisförmig gebogene Metallspange eingesteckt; diese war wie eine Nadel geformt und wurde deshalb auch „Nadel" genannt; nach der einen Seite hin war sie breit und arabeskenartig, nach der anderen spizzulaufend gestaltet; in ihrer Halbkreisform umfasste sie den ganzen Hinterkopf. Nur unbescholtene Mädchen hatten ein Recht auf diesen Schmuck. Verheiratete Frauen verbargen ihr Haar unter einer Haube, die sich aus einem unten offenen Sacke für den Hinterkopf und zwei Flügeln zusammensezte, die weit über das Gesicht vortraten und über der Stirn zusammenstiessen (Fig. 54. 5). Der Sack war von weissem Pique, jeder Flügel aber von reichem Spizenzeuge, mit Draht ausgesteift und hinten nach dem Sacke hin mit roter und gelber Stickerei in halber Rundscheibenform ornamentiert. Nach Belieben konnten die Flügel zurückgeschlagen werden (Fig. 54. 2). Zusammengehalten wurden Sack und Flügel durch das „Stirntüchel", das über den Oberkopf herab nach dem Nacken gelegt und hier gebunden wurde.

Fig. 54. Im alltäglichen Verkehre wurde nicht der Hut mit dem grossen Schirme, sondern eine Müze aufgesezt; diese kam verschieden gestaltet vor. Vielfach war sie von dunkelblauem Tuche (9), flachbodig und ausgestattet mit einem Bräm aus schwarzem kraushaarigem Hundefelle, einem Lederschirme, darüber mit einem Schleifenbündel am oberen Brämrande und mitten auf dem Deckel mit einem Puschel. Jüngere Leute indes bevorzugten eine Rundkappe aus grünem Sammt (10) mit seidenem Band auf den Nähten, einem Puschel auf dem Wirbel und einem Pelzbräm untenher (Taf. 41. 1). Im intimen Verkehre liess man sich an einer schwarzen Zipfelmüze genügen (8).

Im Winter trugen die Frauen ihre kurze Jacke, den „Kürass", mit Pelz ausgefüttert oder gerändert (2) und an den oberen Ecken mit bunten Seidenbändern zusammengeschlossen. Namentlich unter älteren Frauen gab es derartige Pelzjacken, die mit hellem Leder überzogen,

an den hinteren Nähten abgesteppt und auf dem Rückenblatte mit buntblumigem Muster bestickt waren (1).

Eine Braut unterschied sich von den übrigen Mädchen im Sonntagsstaate durch nichts, als den Kopfpuz und den Besaz unten am Rocke,

Fig. 54.

Böhmische Trachten aus dem Kreise Pilsen um 1870. 1 Jacke graublau mit farbiger Stickerei und braunem Pelzrande, Rock schwarz, Kopftuch rot mit blumigem Muster. 2 Jacke weiss mit braunem Pelzrande, um die Brustöffnung her grün bestickt und vorn am Aermel hochrot besezt; Brustbänder gelb, rot und blau, Rock schwarz, Schürze rot, gelb, rosa und grün gestreift, Haube weiss. 3 Mieder samt Achselstegen hochrot mit weissem Blumenmuster, Hemd weiss, Schürze weiss und rosa gestreift, Halstuch hellblau. 4 Mieder dunkelblau mit weissen Blumen, deren Inneres rot und grün, Rock hellgrün, Schürze und Halstuch graubraun, Schürzenbänder weiss mit grünblätterigem Rosenmuster, Hemd weiss. 5 Haube weiss mit roter Verzierung und schwarzblauem Stirntuch. 6 (Brautjungfer), Stirntuch schwarz, auf dem Wirbel ein grünblätteriger Blumenkranz. 7 (Braut) Kopfbinde rot, Brautkrone von gelbem Metalle und farbigen Glasperlen zusammengesezt. 8 Zipfelmüze schwarz, Halstuch rot. 9 Müze schwarz mit grauem Bräm, Halstuch schwarz, Rock dunkelblau. 10 Müze schwarz mit grünem Band- und Quastenbesaze und gelbbraunem Bräm, Halstuch schwarz, Wams blau mit roter Kante. (Albert Kretschmer: Deutsche Volkstrachten.)

der, sonst bunt, bei ihr schwarz gefärbt war, sowie durch eine mit Spizen geränderte Schürze von weissem durchsichtigem Stoffe. Der Kopf war mit rotem Bande so völlig umwickelt (7), dass von dem Haare

und den kranzartig umgelegten Zöpfen nichts mehr zu sehen war. Zuoberst auf dem Kopfe sass die Brautkrone; diese war nur klein, ein winziges Ding in Zuckerhutform und umsteckt mit künstlichen Blumen aus Perlen von Metall und buntem Glas. Die Kranzelschwestern legten ihre Zöpfe um den Kopf, durchsteckten sie aber nicht mit der „Nadel" (Taf. 40. 2), sondern schmückten den Kopf über der Flechtenkrone mit einem Blumenkranze (6). Auch steckten sie ein Sträusschen in das zusammengerollte Taschentuch, das bei dieser Gelegenheit von blumigem Stoffe war. Ueber den Haarpuz (3. 4) s. Taf. 41.

Taf. 41. Die Tracht, wie sie unter den Deutschen in der Gegend von Pilsen üblich war, findet sich auf Taf. 40 dargestellt. In dem Anzuge der übrigen Bevölkerung kam das tschechische Element hinzu; dies änderte zwar in der Hauptsache nur wenig, machte sich aber in kleineren Abweichungen bemerklich und dies ebenmässig in Form wie in Farbe. Die Tschechen kleideten sich lieber in helle Farben, die Deutschen in dunkele. Dies fiel namentlich bei der weiblichen Kleidung ins Auge; alles weibliche Slaventum, und nicht blos in Böhmen, liebte es von jeher, sich in den buntesten Farben herauszupuzen. Von den männlichen Kostümen kann man sagen, sie wiederholten sich und variierten stets das nämliche Thema. Wenn man genau hinsieht, thaten dies freilich auch die weiblichen, aber die Geschwisterschaft der einzelnen Trachten stand sich nicht so nahe, wie bei den männlichen. Es war die veränderte Fassung, die das Frauengeschlecht den gleichen Motiven gab. Was die männliche Tracht angeht, so waren die Randschnüre an Rock und Weste beim Deutschen rot, beim Tschechen weiss. Der Deutsche liess oben nichts vom Hemde blicken und verbarg jede Spur davon unter einem schwarzen Halstuche mit langen Schleifen. Der Tscheche verschmähte vielfach das Halstuch und sezte seinen Stolz in einen weissen Hemdkragen, der in ziemlicher Breite mit gleichmässig gegeneinandergelegten Falten den Hals umgab und ringsum sich niedersenkend auf dem Oberkörper lag. Diesem Kragen zulieb waren Rock und Weste oben so tief ausgeschnitten, dass auch bei ihrem völligen Verschlusse nichts von ihm verdeckt werden konnte. Selbst bei Röcken, die, für die rauhere Jahreszeit bestimmt, bis zur Halsgrube hinauf zugeknöpft werden konnten, kam der Hemdkragen zu seinem Rechte und über den Rock zu liegen (Fig. 57. 4). Er war mehr weiblich, als männlich, und fand sich denn auch in der That genau ebenso am weiblichen Hemde (Fig. 57. 3).

Die Strümpfe waren bei den Tschechinnen meistens rot wie bei den deutschen Frauen, doch fand man auch weisse und blaue bei ihnen. Vielfach verschmähten sie das hochsizende dicke Hüftpolster unter den Röcken das die Taille so kurz machte, die Röcke so gewaltig auf-

trieb und der ganzen Figur ein so vierschrötiges und hochbeiniges Aussehen gab. Der Mangel dieses Polsters erlaubte überdies, das Mieder hinten wie vorn mit einer leichten Spize endigen zu lassen. Die tschechische Haube zeigte weder den sackartigen Kopf, noch den grossen doppelflügeligen Gesichtsschirm der deutschen. Rund anschliessend und mit mässigem Schirme vortretend, hatte sie über dem Nacken einen Besaz von ungewöhnlich grossen Doppelschleifen, von denen nach jeder Seite hin zwei Flügel übereinander hinausstarrten. Die tschechischen Mädchen trugen ihr Haar gescheitelt und mit einem schmalen Bande von schwarzem Sammet umschlossen, das, vom Nacken nach dem vorderen Oberkopf aufsteigend, sich in vier Schnüre teilte, die den Scheitel überspannten (Fig. 54. 3. 4). Indes war die kostümliche Sonderung keine so scharfe, dass die eine oder andere Eigenheit nicht auch in der gegnerischen Tracht zu finden gewesen wäre.

Taf. 42. Die allgemeinen Bemerkungen zu Taf. 38 und 41 gelten auch für das Kostüm im saatzer Kreise. Die vorschlagende Farbe im männlichen Anzuge war hier schwarz; Rot kam nur in untergeordneten Sachen zur Geltung, namentlich als Randeinfassung, und dann stets in tiefem Karmintone. Ein eigenartiger Brauch unter beiden Geschlechtern war das Uebereinander von mehreren Röcken ohne Rücksicht auf die Jahreszeit. So waren beim Manne zwei Röcke übereinander alltäglich, beide ganz gleichgestaltet, ohne Kragen und Brustaufschläge, aber mit einer langen Knopfreihe, die vom unteren Saume bis obenhin und noch weiter in den Halsrand hinein reichte. Die Weste hatte jederseits bedeckelte Doppeltaschen. Für jeden Rock, den der Mann anlegte, trug die Frau deren mindestens zwei; indes waren ihr selbst fünf Röcke nicht zuviel; alle Röcke waren faltenlos, doch verschieden an Farbe und Länge; einer trat unter dem anderen handbreit hervor; aber selbst der längste erreichte kaum die halben Waden, indes der kürzeste das Knie nicht erreichte. Dies Aufeinanderhäufen von Gewandstücken war keine vereinzelte Erscheinung; es fand sich in noch höherem Masse bei der älteren holländischen Strandbevölkerung unter den Schiffern und Fischern; hier trug der Mann seine Pumphosen siebenfach übereinander, was die Frau zu Röcken in doppelter Anzahl verpflichtete.

Taf. 43. Die Erläuterungen zu Taf. 38, 41 und 42 lassen uns für dieses Blatt kaum ein Wort zu sagen übrig. Mädchen flochten ihr Haar in zwei Zöpfe, legten diese über ein rundes Kappenhäubchen kranzartig um Ober- und Hinterkopf und befestigten sie mit zwei langen Nadeln, die sie in sich kreuzender Richtung durch die Frisur steckten (vrgl. Taf. 44. 1). Die Kappe gehörte zum Geschlechte der „Stirnen"; sie griff mit einer Schniepe in die Stirn, mit den zwei Schläfenschniepen in die Wangen und war hinten mit einer ungewöhnlich grossen Doppel-

schleife besezt, die über den Nacken hinausstarrte. Aehnliche Häubchen mit Flechten- und Nadelschmuck waren noch an anderen Orten daheim, so in den Kreisen Czaslau und Prachin (Fig. 55. 3. 5), andere von der einfachsten Art und nur mit Gesichtsrüsche und Nackenschleife ausgestattet in den Kreisen Rakonitz, Chrudim (Fig. 55. 7. 9) und Bunzlau (Fig 56. 7).

Taf. 44. Die hier dargestellten Trachten sind uns ohne weitere Ortsangabe überliefert worden. Die übers Kreuz eingesteckten Haarnadeln lassen uns jedoch vermuten, dass das eine Kostüm in der Gegend von Czaslau daheim war (vrgl. Fig. 55. 3), während das Kopftuch und der in Krösefalten gelegte schossartige Vorstoss an dem knappanliegenden Leibchen des zweiten Kostüms dasselbe in die Gegend von Kraunzimer verweisen (vrgl. Fig. 56. 9).

Taf. 45. Es kann nicht in unserer Absicht liegen, den bunten Menschenkindern, soweit sie deutschem Geblüt und früheren Tagen angehören, in allen Winkeln des Böhmerlandes nachzuspüren; solch ein Beginnen würde sich bei dem lückenhaften und schwer zugänglichen Materiale als unausführbar erweisen und dann auch nicht das gewünschte Resultat haben, weil durch alle Trachten, soweit sie bekannt geworden, ein gleichartiger Hauptzug geht, und die Merkmale, die sie zu Sondertrachten stempeln könnten, von der Zeitmode vielfach hinweggewischt worden sind. Das vorliegende Blatt liefert ein sprechendes Beispiel dafür.

Fig. 55—57. Bei diesen Blättern müssen wir uns an einem Hinweise auf die bis jezt gegebenen Erläuterungen zu den deutschböhmischen Trachten genügen lassen. Der dreiseitig aufgeklappte Hut (Fig. 57. 2), der sonst eine herschende Rolle in dem Kostüme des deutschen Bauerntums spielte, war in dem deutsch-böhmischen geradezu eine Seltenheit. Zahlreich vertreten dagegen war hier das Geschlecht der Pelzmüzen. Ihre Formen waren oft mehr seltsam als schön (Fig. 55. 10; vrgl. Taf. 31. 2); unter allen jedoch war keine so charakteristisch, als eine hohe, nach obenhin sich etwas erweiternde cylindrische Müze (Fig. 56. 8; 57. 8. 10); man fand sie sowol südwärts wie nordwärts über die Grenzen von Böhmen hinaus, in Mähren ebensogut, wie in Schlesien und Sachsen; sie wurde namentlich von älteren Leuten aus dem Handwerkerstande gern getragen, von Schustern, Schmieden, Zimmer- und Bergleuten, dann auch von Müllern. Ihr Name war „Schopmüze“; sie bestand gewöhnlich aus drei bis vier Iltisfellen und war mit drei Schleifen aus blauem oder sonst einem farbigen Bande geschmückt, die an der Stirn- oder einer Schläfenseite senkrecht übereinander angebracht waren. Ein Trauerfall verlangte schwarze Schleifen. Unter den weiblichen Kopfbedeckungen spielte das wollene Tuch eine grosse

Rolle; es mass häufig an zwei Ellen im Quadrate und war sowol schlicht in Rot, Weiss und Schwarz, als auch mit farbigen Blumenborten und -fransen längs seiner Kanten beliebt. Es wurde gewöhnlich zu einem Dreiecke aufs Doppelte zusammengelegt und mit den zwei Seitenzipfeln unterm Kinne verknotet, oder auch fest um den Kopf gelegt, mit den beiden Seitenzipfeln unter dem Nackenzipfel hergenommen und auf der Höhe des Kopfes verschleift. Ueber den Umwurf (Fig. 57. 3) s. S. 125 und 126 sowie Fig. 47. 4.

Nachlese

Fig. 58. In den süddeutschen Reichsstädten hatten damals die bürgerlichen Frauen ihre eigene Tracht, die sich von der französischem Muster folgenden Modetracht hauptsächlich durch ihr Leibchen, dann aber auch durch ihre Kröse und Kopfbedeckung augenfällig unterschied. Das Leibchen gab der Gestalt etwas Behäbiges, denn es hatte eine kurze runde Taille und war nur auf der Vorderseite mit dünnen Fischbeinstäben ausgesteift, die zu beiden Seiten des Verschlusses eingenäht waren. Das Behäbige wurde noch vielfach durch Hüftkissen vermehrt, wodurch der Rock, oben und unten gleichweit, fast senkrecht herabfiel. Der Rock war vorn in breite, hinten aber in dichtere Falten gelegt und mit der einen Seite seines Vorderteiles an das Leibchen gehakt, sonst aber mit umgewendeter Naht angeheftet. Uebereinstimmend mit der Schwere des ganzen Anzuges waren die Aermel sehr weit, vornherab aufgeschnitten und unten, nicht selten auch noch vor der Armbeuge, über einem ausgepolsterten Futterärmel zusammengeknüpft. Eine ungeheure Radkröse mit weiten gleichmässigen Rohrfalten umgürtete den Hals und legte sich in die Schräge nach dem Körper hinab. Von Spizen, Schleifenbündeln und farbigen Borten wurde ausgiebig Gebrauch gemacht. Die Haube war den reichsstädtischen Frauen gleichsam an das Herz gewachsen; mit den Bäuerinnen teilten sie die Pelzmüze und diese war ihnen um so lieber, je grösser sie war. Gerade in Augsburg blieben dergleichen Müzen bis ins nächste Jahrhundert hinein unentwegt in Mode. Gern getragen wurde auch eine Haube mit kleinem stumpfkegeligem Kopfe und grossem zurückgestelltem Radschirme (6. 10), der wie eine Aureole das Gesicht umgab und auf der Vorderseite mit radial gestellten Puffen, hinten aber um den Kopf her mit Schleifenrosetten garniert war. Ein anderes Häubchen, bescheiden und sehr kleidsam, umschloss das Gesicht bis an die Augenbrauen herab und blähte sich über dem Hinterkopfe zu einem tellerförmigen wulstigen Deckel auf (4). Dergleichen Häubchen gingen vielfach in die bäuerliche Garderobe über. Die vorschlagenden

Fig. 55.

Farben in der Kleidung waren Schwarz und Weiss; dazu gesellten sich kräftige Ergänzungsfarben, Karmin, Gold, Grün u. s. w.

In einer so reichen Stadt wie Augsburg hatte selbstverständlich auch die französische Mode, die damals anfing, mächtig zu werden, ihre Verehrerinnen. Das vornehme Bürgertum und der Adel waren ihr mehr oder minder zugethan. Der Unterschied zwischen gemeinbürgerlicher und vornehmer Kleidung war sehr bedeutend und wurde

---

Böhmische Volkstrachten um 1830. 1 Kreis Königgrätz; 2, 3 Kreis Czaslau; 4, 5 Kreis Prachin; 6, 7 Kreis Rakonitz; 8, 9 Kreis Chrudim; 10 Kreis Budweis. 1 Rock dunkelviolett mit olivengrüner Saumborte, die nach obenhin von einem karminfarbigen und ganz schmalen weissen Streifen begrenzt wird; Strümpfe tiefrot mit blauen Zwickeln, Mieder grün, Brusttuch orangefarbig mit braunrotem gerüschtem Saume, Kopftuch weiss mit rosenfarbigen Ornamenten, Schuhe schwarz. 2 Rock stumpfgrün mit weissen Säumen, Knöpfen und Lizen und violettem Futter, Weste rosa mit weissen Säumen und Knöpfen, Hosen mennigrot, Strümpfe graublau, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Hemd samt Kragen weiss, Hut schwarz mit rosenfarbigem Bande. 3 Rock dunkelblau mit grünem in der Mitte karminrot durchzogenem Saume, Aermelleibchen dunkelblau, Brusttuch orangefarbig mit dunkelrothen Tupfen, Strümpfe tiefrot mit weissen Zwickeln, Schuhe schwarz, Häubchen weiss mit weissen rosenfarbig verzierten Schleifen und karminrotem Haarbande, Gewandstück über dem Arme stumpfgrün mit roten Streifen, Schürze rosa. 4 Rock dunkelblau mit roten Randschnüren, ebenso gefassten Aermel- und Taschenpatten, weissen Knöpfen und dunkelgrünem Futter, Weste schwarz mit weissen Randfassungen und Knöpfen Hosen grauledergelb, Strümpfe graublau, Schuhe schwarz, Hemd samt Kragen weiss, Hut schwarz mit rosenfarbigem Bande. 5 Rock hochrot mit blauem weissgerändertem Saume, Schürze weiss, Mieder blau mit gelben Randborten, Vorstecker chocoladebraun mit gelbem Rande, Achselstege, Aermelband an Ellbogen und Handgelenk sowie Taillenschleifen violett, Brusthemd samt völligen Aermeln und stehendem Kragen weiss, Häubchen samt Nackenschleifen weiss mit Goldstickerei, Haarband rosenrot, Strümpfe tiefrot mit weissen Zwickeln, Schuhe schwarz. 6 Rock dunkelblau mit violettem Futter, weissen Knöpfen und Einfassungen, Hosen grauledergelb, Strümpfe hellblau, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Brusttuch hellgrün, Hosenträger dunkelgrün mit karminroter Fassung, Halstuch hochrot, Hut schwarz mit dunkelgrünem Bande. 7 Rock olivengrün mit hellrosenfarbiger gelbgefasster Saumborte, Aermelleibchen blau mit gelben Brustborten, Mieder und Vorstecker schwarz mit gelber Fassung und gelben Nesteln, Brusttuch hellrosenrot, Häubchen und Schürze weiss, Strümpfe tiefrot mit weissen Zwickeln, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle. 8 Rock hellblau mit lichtviolettem Futter, weissen Randfassungen und Knöpfen, Weste ebenfalls hellblau mit weissen Rändern und Knöpfen, Strümpfe von gleichem Blau, Schuhe schwarz, Hosen grauledерfarbig, Hemd samt Kragen weiss, Müze weiss mit drei tiefroten Bandschleifen. 9. Rock weiss mit farbigen Blumen und rosenroter untenher weissgefasster Saumborte, Mieder dunkelgrün mit gelben Saumborten, Vorstecker hochrot mit gelber Borte, Strümpfe hochrot mit weissen Zwickeln, Schuhe schwarz, Aermelhemd und Haube weiss. 10 Rock tiefgrau mit blauem Futter, weissen Randfassungen, Knöpfen und Lizen, Weste hochrot mit weisser Fassung, Hose tiefgrau, Strümpfe graublau, Schuhe schwarz, Hemd samt Kragen weiss, Müze dunkelgrün mit rotem gelbgefasstem Stirnschilde und braunen seitlich aufgerichteten Brämstücken.
(V. R. Grüner: Böhmische Volkstrachten 1830.)

Fig. 56.

vor allem durch die gestrecktere Taille und den Reifrock bewirkt. Das französische Leibchen hatte eine Schnürbrust zur Unterlage und endigte vorn mit einer rundlichen Schniepe. Die Schnürbrust war mit dicht aneinandergereihten Fischbeinen durchaus gepanzert. Der Verschluss lag im Rücken und wurde durch Verschnürung bewerkstelligt. Der Rock war ein Reifrock und zählte zu den wunderlichsten Exemplaren dieser Art, die man bis jezt gesehen hätte; er glich einem umgestülpten Trichter und sein Ueberzug war durchaus glatt und faltenlos ausgespannt, dabei von gutem Stoffe und vielfach untenher reich bestickt. Trug man den Reifrock mit einem Ueberkleide, so hatte dieses

---

Böhmische Volkstrachten um 1830. 1 Kreis Budweis; 2, 4 Kreis Leitmeritz; 3 Kreis Beraun; 5, 6 Kreis Tabor; 7, 8 Kreis Bunzlau; 9, 10 Kreis Kraunzimer. 1 Oberrock grauviolett, Unterrock grün mit blauer roteingefasster Saumborte, Schürze dunkelblau, Mieder braunrot, Hemdärmel weiss, Kopftuch hochrot, Strümpfe weiss mit roten Zwickeln, Schuhe schwarz. 2 Rock weiss mit rosenrotem weiss eingefasstem Saume, Mieder blau mit gelber Einfassung und gelben Achselstegen, Brusthemd samt Kragen weiss, Aermel und Schürze weiss mit hellblauen Querstreifen, Schürzenband blau, unteres Kopftuch blau mit rosenrotem Kinnbande, oberes Kopftuch weiss mit hellroten Streifen und grünen Fransen; Strümpfe blau mit weissen Zwickeln, Schuhe schwarz mit gelber Schnalle, Bündeltuch weiss. 3 Rock dunkelblau mit gelbem Futter, weisser Einfassung und weissen Knöpfen, Kniehosen dunkelgrün, Strümpfe hellblau, Stiefel schwarz mit grauen Umschlägen, Stulphandschuhe ledergraubraun, Halskrause weiss, Müze braun mit tiefroten Schleifen. 4 Kittel graulederbraun, Hosen samt Kniebändern, Halstuch und Hut schwarz, Strümpfe dunkelgrün, Schuhe schwarz mit gelber Schnalle, Halskragen weiss. 5 Rock samt Aermelleibchen lichtlederfarbig mit roter Einfassung, Saumborte des Rockes grün mit grüner und weisser Einfassung zu beiden Seiten, Stümpfe hochrot mit weissen Zwickeln und weissem schuhartigen Besaze, Busentuch rosenfarbig, Kopftuch weiss. 6 Rock lichtlederfarbig mit ebensolchen Knöpfen und roter Einfassung, Weste hochrot mit weisser Einfassung, weissen Lizen und Knöpfen, Hosen und Schuhe schwarz, Strümpfe grau, Hemd samt Halskrause weiss, Müze grün mit hellbraunem Bräm. 7 Rock tiefviolett mit hellgrüner rosenrot eingefasster Saumborte und einer schmälernen hellgrünen Borte über der Saumborte, Aermelleibchen grauviolett, Busentuch stark rosenrot, Haube weiss mit gelber Nackenschleife, Schürze weiss mit braunrotem Randmuster, Strümpfe hochrot mit weissen Zwickeln, Schuhe schwarz. 8 Hosen lederfarbig, Strümpfe dunkelblau, Stiefel schwarz mit graubraunem Umschlage, Rock dunkelgrün mit rosenfarbigem Futter, weisser Einfassung und weissen Knöpfen und Lizen, Weste hellblau mit weissen Randborten und Knöpfen, Hemd samt Halskrause weiss, Müze pelzbraun mit grüner Mittelschleife und einer braunroten Schleife über und unter der mittleren. 9 Rock tiefrot mit zwei dunkelblauen Streifen untenher, Aermelleibchen tiefviolett, Schürze weiss mit rosenfarbigen Querstreifen, Brusthemd weiss, Kopftuch gelb, Strümpfe weiss mit rosenroten Zwickeln, Schuhe schwarz. 10 Rock dunkelgrün mit gelbem Futter (an den Brustaufschlägen sichtbar), weissen Saumborten, Knöpfen und Lizen, Hosen gelb, Strümpfe dunkelblau, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Halskrause weiss, Weste hochrot, Müze weiss mit einer blauen Mittelschleife und zwei braunroten Seitenschleifen. (V. R. Grüner: Böhmische Volkstrachten.)

kein Leibchen; entweder klaffte es von der Taillenmitte an nach untenhin weit auseinander oder war ringsum geschlossen (8) und in

Fig. 57.

1 2 3 4

Böhmische Volkstrachten um 1830. 1, 2 Kreis Ellbogen, 3, 4 Kreis Bidschau. 1 Rock tiefrot, Saumborten des Rockes, von unten nach oben gezählt: ledergelb, grün, ledergelb, graublau, tiefviolett, grün. Mieder tiefrot mit weissen Säumen, Knöpfen und weissen rotgestickten Achselbändern, Hemd mit kurzen Aermeln weiss, Strümpfe grauviolett mit hochroten Zwickeln, Schuhe schwarz, Schürze dunkelgrün, Kopftuch weiss mit roten Saumornamenten. 2 Rock und Weste tiefgrauviolett mit weisser Randfassung, weissen Knöpfen und dunkelgrünem Futter, Hosen und Hut schwarz, Strümpfe hellgraublau, Stiefel schwarz mit hellledérfarbigen Kappen und Strupfen, Untermüze weiss mit rosenfarbigem Streife, Halstuch schwarz. 3 Rock braunkarminrot mit hellgrünem, obenher weiss gerändertem Saume, Schürze weiss mit hellblauen Streifen, Umschlagetuch gelb mit roten Streifen, Brusthemd, Kragen und Aermel weiss, Strümpfe hochrot mit weissen Zwickeln, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Kopftuch trübziegelrot mit dunkelroten Punkten. 4 Rock kräftig himmelblau mit weissen Randfassungen und Knöpfen, Hosen graulederfarbig, Strümpfe blau wie der Rock, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Hut schwarz mit gelbem rotgestreiften Bande. (V. R. Grüner: Böhmische Volkstrachten.)

diesem Falle zugleich von schleppender Länge, so dass es beim Gehen in die Höhe und über den Arm genommen werden musste. In beiden

Formen war der Rock stets ringsum in enge Falten geriefelt. Robuste Farben waren bei dieser Kleidung nicht mehr üblich; bevorzugt wurden Rosa, mattes Himmelblau, Meergrün, Schwefelgelb u. s. w. Die Muster, eingestickt oder eingewirkt, sezten sich aus Blumenranken oder Bouquets zusammen. Ueber den bräutlichen Kopfpuz (8) vrgl. Fig. 61. 5.

Neben den Pumphosen mit Strümpfen war es der Rock, der den Charakter der männlichen Tracht bestimmte (1). Der Rock stammte von dem schwedischen Rocke her, der im Verlaufe des dreissigjährigen Krieges üblich und seitdem mit geringen Abänderungen von Leuten geringen Standes getragen wurde. Er hatte seine Taille ganz verloren und erweiterte sich gleichmässig von oben nach untenhin; auf der vorderen Seite wurde er immer im ganzen geschnitten, im Rücken meistenteils und nur selten mit dem Schossteile besonders angesezt. Von der Magengrube an wurde er nach obenhin zugleich mit dem in Rohrfalten gelegten Hemdkragen auseinandergespreitet. Beibehalten hatte er noch seine alten Aermel mit dem schmalen „Achselstücklein", jenem an beiden Enden spizzulaufendem Zeugstreifen, der die Aermel an der Achselnaht umgab. Vornherab konnte der Rock mit Knöpfen, Haken oder Nesteln geschlossen werden; hinten war er im Schosse aufgeschlizt.

Fig. 59. Die vorhergehende Nummer hat uns bereits Gelegenheit gegeben, über einige reichsstädtische Frauenhauben das Nötigste mitzuteilen. Die Frauen gingen nicht gern mit blossem Kopfe einher, wenn dies nicht von einem besonderen Anlasse gefordert wurde. Der Reichtum an Haubenformen war erstaunlich. In hohen Ehren stand die sogenannte „Flinder"- oder „Flinserhaube"; darunter kamen Meisterstücke von zierlicher Arbeit vor. Solch eine Haube sah einem um den Kopf gelegten Polster ähnlich; darüber waren starke Seidenschnüre wie ein Nezgewebe gespannt, also, dass in jeder Masche die Polsterung so stark als möglich hervortrat und die Haube das Aussehen eines Ananas hatte. In der Kreuzung der Schnüre sassen goldene Knöpfe und häufig auch an jeder Erhöhung in der Masche ein Goldflitter in Gestalt eines Baumblattes. Enganliegende Haubenkappen mit einem dicken Wulstrande vornher hatten ein hohes Alter hinter sich (6); schon das 14. Jahrhundert hatte sie gesehen. Die Brautmüze (1) hatte die Form eines hohen Kübels und verriet damit ihre slavische Herkunft. Die Frisur, wie sie zu diesem Kopfschmucke gehörte, bestand in einem Zopfpaare auf jeder Wangenseite, das, Ohren und Schläfe bedeckend, von hinten nach vorn in die Höhe genommen und auf dem Scheitel befestigt oder in umgekehrter Richtung angeordnet wurde.

Fig. 60. In der reichsstädtischen Frauenkleidung des 18. Jahrhunderts war die behäbige kurze runde Taille, wie das 17. Jahrhundert

Fig. 58.

sie so lange beliebt hatte, nicht mehr zu sehen. Das seit der Mitte dieser Epoche von hohen und höchsten Ständen gegebene Beispiel war mit der Zeit auch auf die niederen Stände wirksam geworden und ehe man 1700 schrieb, war die französische Tracht unter dem städtischen Bürgertume zum Allgemeingute geworden. Wir haben schon von dem gestickten und ausgepanzerten französischen Leibchen gesprochen (Fig. 58). In der Zeit, von der wir hier reden, hatte das sonst nur vorn gespizte Leibchen auch hinten seine Schneppe, und sein Verschluss, der sonst im Rücken lag, war wieder nach vorn verlegt worden. Das Leibchen hatte einen sehr tiefen Ausschnitt und war vorn an den Ecken von seinem oberen Rande an bis untenhin in schiefer

Fig. 59

1 2 3 4 5 6

Nürnberger Kopftrachten 1669. 1 Krone einer adeligen Braut; 2 Frisur einer bürgerlichen Brautjungfer; 3 Haushaube; 4, 5 bräutlicher Kopfpuz; 6 Kopfpuz einer Dienstmagd. (Johann Krämer: Nürnbergische Kleider-Arten 1669.)

Linie abgeschnitten, so dass es hier eine Lücke hatte (8); diese wurde mit einer gestreckt dreieckigen Platte, dem sogenannten „Stecker", ausgefüllt und über diesem das Leibchen verschnürt (Fig. 63. 1). Die Platte war gewöhnlich reich bestickt und obenher mit einer feinen Spizenkrause verbrämt. Das Leibchen ging unter den Armen durch und nur mit zwei schmalen Stegen über die Achseln, die Bedeckung der oberen Brust dem fein ausgenähten Koller (8) oder der tief sich herabsenkenden Kröse mit feinen Rohrfalten (10) oder einem ähnlich gestalteten getüllten Kragen überlassend (5). Wenn Kragen und Kröse fehlten, besorgte ein locker umgelegtes Busentüchlein deren Dienst. Das Obergewand klaffte vorn von der Taille an bis untenhin weit auseinander und

Nürnberger Trachten 1669. 1 Bauer; 2 Dienstmagd; 3 Bürgersfrau aus niederem Stande; 4 Matrone, zum Gottestische gehend; 5 Bier- und Weinschröter; 6, 10 Jungfrauen, die auf eine Nachhochzeit gehen; 7, 9 Brautjungfern aus bürgerlichem Stande; 8 adelige Brautjungfer. (Johann Krämer: Nürnbergische Kleider-Arten 1669.)

Fig. 60.

wurde überdies nicht selten auch mit den Vorderkanten zurückgeschlagen, so dass man nun gleichzeitig mit dem Ober- und Unterkleide prunken konnte (6. 10). Die Aermel waren stark verkürzt, bedeckten nur den Oberarm und schlossen, sonst eng, mit einem sehr weiten Umschlage, der gewöhnlich mit gerüschtem Spizenzeuge garniert war. Darunter trat der Hemdärmel mit seinem Bündchen oder seiner gefältelten Manschette hervor. Beliebt war damals ein rund anschliessendes Häubchen,

Augsburger Trachten um 1720. 1 bürgerliche Frau im Winter: Rock gelb mit dunkelrotem Blumenmuster, Aermelleibchen ebenso mit dunkelroten Aufschlägen, die mit goldenen Lizen besezt, Schürze, Halstuch und Spizenmanschette weiss, enge Unterärmel dunkelblau mit goldenen Streifen, Handschuhe dunkelrot, Häubchen ebenso mit goldenen Streifen, weissem Spizenschirme und blauem Bandpuze, Schuhe grün, Muffe schwarz. 2 eine vornehme Frau im sommerlichen Anzuge zur Kirche gehend: Schürze, Aermelleibchen und Gesichtsschniepen schwarz, Spizenmanschette und Kragen weiss, Rock dunkelrot mit goldenem Blumenmuster am unteren Saume, Nezhaube weiss mit goldpunktiertem Stirnbande und dunkelrotem Bandpuze im Nacken, Handschuhe gelb mit rotem goldgerändertem Umschlage hinterwärts, Schuhe blau. 3 bürgerliche Frau im Promenadenanzuge: Rock und Leibchen dunkelrot mit schwarzem Auspuze, dem ein goldener Grenzstreif folgt, Schürze, Halstuch und Spizenmanschette weiss, Häubchen dunkelrot mit goldenen Streifen und blauem Bandpuze, Schuhe dunkelrot, Handschuhe gelb. 4 vornehme Frau im Promenadenanzuge: Rock wie bei der vorigen Figur, Aermelleibchen dunkelblau mit schwarzem Auspuze, dem goldene Randstreifen folgen, Schürze und Kragen weiss, Kopfnez weiss mit goldbeknöpftem Stirnbande und dunkelrotem Bandpuze hinterwärts, Handschuhe gelb mit rotem Umschlage vorn und ebenso gefärbtem Rüschenbesaze hinten, Schuhe blau. 5 vornehme Braut: Rock, Leibchen und Schürze schwarz, Spizenmanschetten und Kragen weiss, Handschuhe (in der Hand getragen) dunkelrot mit gelbem dreifachen gerüschten Besaz, Schuhe dunkelrot, Frisur lichtblond. 6 Frau im häuslichen Anzuge während des Sommers: Rock zusammengesezt aus gelben, roten und grünen Längsstreifen, Leibchen dunkelrot mit blauen Brustaufschlägen und ebenso gefärbten, mit Goldlizen besezten Aermelaufschlägen, Brust- und Schürzenschleife dunkelrot, Brusthemdchen weiss mit Stickereien, Spizenmanschette weiss, Schürze weiss mit blauem Blumenmuster, Schuhe dunkelrot, Häubchen ebenso mit goldenen Randstreifen und blauem Bandauspuze. 7 Handwerkersfrau im Winter: Rock und Leibchen rotbraun mit schwarzem Besaze, Schürze dunkelblau, Schuhe, Stauchen und Gesichtsschniepen schwarz, Halstuch weiss, Pelzmüze dunkelgelbbraun. 8 Bürgermädchen in sommerlicher Haustracht: Rock, Hemdärmelbinde mit Schlupf und Brustbinde mit Schlupf rotbraun, Leibchen grün mit goldenen Randstreifen, Schürze weiss mit rotbraunem und weissem Blumenmuster, Schuhe und Schürzenschleife blau, Kopfschniepe schwarz, das Uebrige weiss. 9 Handwerkerstochter in winterlicher Strassentracht: Rock und Aermelleibchen gelbbraun mit schwarzem Besaze, Brustlaz (unten in der Lücke des offenen Leibchens sichtbar) blau mit weisser Verschnürung, Schürze, Halstuch und Brusthemd weiss, Schuhe und Stauchen schwarz, Häubchen dunkelrot mit weissem Gesichtsschirme. 10 Braut aus bürgerlichem Stande: Unterrock dunkelrot mit farbigem Blumen- und Blättermuster untenher, offener Ueberrock schwarz mit rosenfarbigem und blumig gemustertem Umschlage, Schuhe und Leibchen schwarz, Hemdärmel und Kragen weiss, Handschuhe hellrot mit Goldverbrämung, Stirnband obenher grün, untenher golden, Frisur lichtblond. (Albrecht Schmidt: Vorstellung der Augspurgischen Kleidertracht.)

das hinten den Haarknoten markierte, mit den tiefherabgehenden Seitenteilen sich dicht an die Wangen schloss und mit einem Schirme über die Stirne leicht sich einsenkend hervortrat (9). Ungeschwächt im Ansehen standen die sogenannten „Stirnen“, jene glattanliegenden Haubenkappen aus schwarzem Taffet, die mit je einer krallenartigen Schniepe in die Stirne und beide Wangen griff (2. 6—8). Unter der schwäbischen Bevölkerung erhielten sie sich bis tief in das 19. Jahrhundert.

Fig. 61. Zu den Frisuren des 18. Jahrhunderts zählten nebst den schwarzen „Stirnen“ (2—4) die erstaunlich grossen farbigen Zöpfe zu den augenfälligsten Eigenheiten. Von den Stirnen haben wir soeben ge-

Fig. 61.

1 2 3 4 5

Augsburgische Kopftrachten um 1720. 1 Kopfpuz einer vornehmen Frau in Trauer: Müze, Wangenschniepe und Halstuch schwarz. 2 Kopfpuz einer vornehmen Frau, die zur Hochzeit geht: Haarnez weiss mit goldenem Stirnbunde und tiefroter Schleife hinterwärts, Gesichtsschniepen und Leibchen schwarz, Kragen weiss, Halskette golden (vrgl. Fig. 2). 3 Kopfpuz eines bürgerlichen Mädchens bei der Hochzeit: Schniepenhäubchen schwarz, oberer Teil der Frisur (soweit sie schraffiert ist) dunkelrot, Nackenzopf lichtblond, Stirnband und Quastenschnur golden, Kragen weiss, Leibchen schwarz. 4 Kopfpuz eines vornehmen Mädchens beim Kirchengang: wie bei 3. 5 Kopfpuz eines vornehmen Mädchens bei der Hochzeit: hohes Diadem („Barett“) golden, Frisur wie bei 3 und 4. (Albrecht Schmidt: Vorstellung der Augspurgischen Kleidertracht.)

redet. Die Zöpfe suchte man auf jede erdenkbare Weise zu verstärken und wenn es nicht anders ging, mit falschen Zöpfen zu bereichern oder durch solche zu ersezen. Die gewünschte Farbe erzielte man meist durch eingelegte farbige Fäden oder durch Umwickelung mit Schnüren und selbst durch zopfartige Futterale aus Seide, die mit Werg ausgestopft waren; nicht selten beliess man unter den Zöpfen einen Teil in seiner natürlichen Farbe. In der Art, sie um den Kopf zu ordnen, schien der weibliche Erfindungsgeist unerschöpflich zu sein. Zum bräutlichen Kopfschmucke zählte ein hohes diademartiges Stirnblech mit einem Perlenrande obenher; es war das nämliche, das man unter

dem Namen „Pael“ bei der wendischen und friesischen Bevölkerung mannigfach wechselnd vertreten fand (vrgl. Fig 39. 5–9).

Fig. 62. In ihren Grundzügen war diese Tracht schon im Anfange des 18. Jahrhunderts festgelegt worden; damals konnte sie für moderner gelten, als jezt, denn sie hatte den seitherigen Modewechel zum grössten Teile unbenuzt vorübergehen lassen und sich durch eigenmächtige Zusäze

Fig. 62.

1 2 3 4

Augsburger Volkstrachten um 1780. 1 Kaufmannsfrau katholischer Konfession; 2 katholische Bürgerstochter; 3 Handwerkersfrau; 4 evangelische Bürgerstochter. (Joh. Martin Will: Sammlung Europäischer Nationaltrachten.)

zu einer wirklichen Volkstracht herausgebildet. Es ist erstaunlich, wie wenig sich in der Dauer eines ganzen Jahrhunderts der eigentliche Charakter dieser Tracht verändert hatte; es giebt kaum etwas, das für den konservativen, in zünftlerischem Wesen eingekerkerten Geist der süddeutschen Städte in damaliger Zeit so kennzeichnend wäre, wie gerade die Tracht.

Das Leibchen hatte seine kürassähnliche Steifheit noch nicht aufgegeben; es war von den Schultern an bis an die Spize geradlinig abgeschnitten und wurde vielfach über dem Stecker mit Laschen zusammengefasst, die sich einander gegenübersassen und mit ihren Zungenspizen verhakt werden konnten (1). Der Rock hatte durchweg eine ansehnliche Weite, wurde aber obenher in mehr oder minder dichte Falten gelegt, so dass er sich nach untenhin glockenförmig aufblähte: dieser Glockenform folgte auch die breite Schürze mit ihrer reichen gerüschten Spizenverbrämung. Seit dem lezten Drittel des 17. Jahrhunderts bildete sich eine grosse Vorliebe für Schossjacken heraus und erhielt sich bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts, wenn auch die Jacken im Schnitte ihres Leibes, ihres Schosses und ihrer Aermel einem reichen Wechsel unterworfen wurden. Ihr Schoss sezte sich über den Unterleib fort, bald ungeteilt und unten abgerundet einen Schurz über der Schürze bildend (3; Fig. 60.10), bald vorn mit zwei mächtigen Spizen auseinanderklaffend (4). Jetzt wiederholte die Jacke die Form des Leibchens und wurde vorn geschlossen, dann legte sie, nur an den oberen Ecken zusammengefasst, sich lose über die Hüften hinab. Die Aermel waren kurz und eng, unten aber mit doppelt so breiten geruschten Aufschlägen besezt, unter denen eine Spizenmanschette hervorkam. Den weiten Ausschnitt verhüllte die altmütterliche Radkröse, fein gefältelt, ein getüllter Kragen oder ein vorn untergestecktes Busentuch. Unentwegt blieb die schwarze Schniepenhaupe oder „Stirne“ in Geltung und die mächtige Zopffrisur, in deren Verschlingungen man einen grossen Erfindungsgeist bewährte.

Fig. 63. So leicht man sich versucht fühlt, an den alten Kostümen nur das Gute und an den neuen das Schlechte herauszufinden, so muss diese Neigung doch dem Panzerkorsette des 18. Jahrhunderts gegenüber verstummen (1). Diese mit Fischbein und Eisenstäben gefütterte Schnürbrust war ein festes Gebäude, unter dessen Tugenden die Nachgiebigkeit fehlte; sie presste die Taille auf eine Weise zusammen, dass man die Mädchen schon von frühauf an dieses Marterinstrument gewöhnen musste. Die Taille musste vorn möglichst tief hinabsteigen; weil man meist gar nichts oder nur eine leichte Jacke darüber anlegte, so überzog man sie mit einem guten derben, gewöhnlich seidenen Stoffe und besezte sie vornherunter, eine Verschnürung nachahmend, mit einem Schmucke von Schliessen, Hafteln, Schnüren und Kettchen. Das darüber gelegte Brusthemdchen markierte, faltenlos ausgespannt, deutlich die obere Kante dieses Panzers. Die Hemdärmel waren bald kurz, bald lang, stets aber nicht so weit, als früher, puffig in die Höhe gezogen, unten geschlossen und mit einem manschettenartig abfallenden Streifen von Linnen oder Spizen verziert. Die Schnürbrust bildete zugleich den Leib des Rockes; unterhalb der Taille war sie in

Laschen geteilt, um sich hier auseinanderspreiten zu können, und über diesen Laschen wurde der Rock mittelst eines eingenähten Gurtes befestigt, der zusammengehakt und zugleich hinten im Kreuz mit Haken in Oesen eingehängt werden konnte, die hier am Leibchen angebracht waren.

Die kostümlichen Trauerabzeichen waren von Stadt zu Stadt verschieden. Das üblichste Stück, das dazu gehörte, war ein langer dicht-

Fig. 63.

1 2 3 4 5

Münchener Volkstrachten um 1780. 1 Handwerkersfrau; 2 Bauernmädchen aus Oberbaiern; 3 Handwerkersfrau in tiefer Trauer; 4 Frau aus hohem Stande; 5 Braut eines Bräuers oder Branntweinbrenners. (Joh. Martin Will: Sammlung Europäischer Nationaltrachten.)

faltiger schwarzer Mantel. Dies hatte seinen guten Grund; ein Mantel erfüllt zugleich am besten den Zweck einer schüzenden Hülle; trauernde Leute haben eine gewisse Scheu vor der Berührung mit einer lebensfrohen Nachbarschaft und ein Mantel schliesst sie am natürlichsten dagegen ab. Auch geht von dem schlichten Trauergewande eine ehrfurchtgebietende Scheu aus, die das laute Leben in

seiner Nähe dämpft und seinem Träger selbst unter rohherzigen Menschen eine gewisse Rücksicht sichert. In München war es Sitte, unter dem schwarzen Ueberfallkragen des Mantels, der ebenso gefältelt war wie dieser, den Rand eines glatten weissen Futterkragens hervorblicken zu lassen, ferner, wie das auch sonst in Deutschland geschah, soweit slavische Elemente gekommen waren (vrgl. Taf. 14. 2; Fig. 64. 1), mit einem weissen Linnentuch den unteren Teil des Gesichtes bis unter die Nase herauf zu verhüllen. Auch am Hute fand gewöhnlich ein Trauerabzeichen seine Stelle, ein Band von schwarzer Seide, glatt oder in kleine Schleifen und Puffen gebunden.

Gegen den Regen schüzte man sich durch besondere Tücher, die man über den Kopf hängte und nach Belieben unter dem Kinne zusammenfasste; dies konnte mit Nadeln geschehen wie auch mit Bändern, die man verschleifte. Das Tuch war viereckig und je nach der Güte des Stoffes und der feinen Borte von verschiedenem Werte; es wurde jedoch mehr von Leuten aus dem Bürgerstande, als von vornehmen und adeligen getragen.

Diese Kleidung war zwar Volkstracht, aber einfach und billig war sie nicht; namentlich ihre Kostbarkeit war der Grund, weshalb der Hof, der, wie auch die vornehmen Stände, dem französischen Muster folgte, mit Verboten dagegen einschritt. Diese Verbote kamen naturgemäss der französischen Mode zugut, und so war es die Regierung selbst, die die Ausländerei unterstüzte. Um die Mitte des Jahrhunderts erschien ein Erlass, der die goldenen Besäze, sowie den Frauen die „Riegelhauben“ und goldenen Brustläze streng untersagte. Dies fruchtete aber nichts und die Regierung versuchte sich nun dadurch Gehorsam zu verschaffen, dass sie zunächst in der Hauptstadt selbst diesen Puz, wo er sich zu zeigen wagte und wenn es mitten auf der Strasse war, durch Amtsdiener hinwegnehmen liess. Im neunzehnten Jahrhundert war es der kunstsinnige König Ludwig, der jede Frau, die im Riegelhäubchen ihm auf der Strasse begegnete, mit besonders freundlicher Achtung zu begrüssen pflegte. Diese harten, steifen, gold- und silberbestickten Leinwandhauben werden jezt nur noch von den Bäuerinnen im Oberlande als bräutlicher Hochzeitsschmuck getragen, doch nur dann, wenn sie ihren Hochzeitern schon vorher die Gewissheit auf Nachkommenschaft gegeben haben.

In der bäuerlichen Tracht hatte man für die überlange Schnürbrust keine Verwendung; die von der Arbeit geforderte Bewegung war ihr hier entgegen. Zwar benuzte man auch hier eine kürassähnliche Taille, aber sie war nur kurz und unten rund. Die Tracht, wie unsere Abbildung sie darstellt (2), hatte ihre Heimat in Oberbaiern, etwa in der Gegend vom Schliersee. Man trug hier eine Uebertaille, die mit Fisch-

bein ausgesteift und mit glänzend schwarzem Orleans überzogen war; festgehalten wurde sie einesteils durch schmale Stege, die über die Achseln gingen, aber jederzeit durch das Koller verdeckt wurden, anderseits auf der Brustseite durch einen Hakenverschluss, der nicht in der Mitte, sondern etwas mehr auf der Seite lag. An jeder Brustkante waren sechs silberne Agraffen mit Haken angebracht, durch die das „Geschnür" gezogen wurde. Die obere Brust wurde durch das viereckige reichbestickte Koller verdeckt, das unter den Achseln zusammengeschnürt sich glatt und faltenlos anlegte und in seiner halben Höhe deutlich die obere Kante von Laz und Mieder markierte, über die es eine Handbreit herabstieg. Um den Hals kam ein silbernes Kettenband mit einem goldenen Schlosse. Von dem Halstuche, wie es heute üblich ist, und den langen Kleidärmeln war damals noch nichts zu bemerken. Auch die Schürze war nicht so breit und samt dem Rocke kürzer, als jezt. Die Schuhe, von schwarzem Leder, hatten eine über die Bindeschnüre heruntergeklappte Lasche. Der Kopf war zweifach bedeckt, einmal durch eine glatte Unterkappe, die alles Haar einschloss, und darüber durch einen schwarzen Filzhut mit spizem Kopfe, der mit hellgrünem, hinten in Schleifen über den Schirm hängendem Bande umgeben war.

Fig 64. So wenig es angeht, in einem bestimmten Landstriche sich Stücke nach Belieben auszuwählen, solche mit Zaunhecken zu umgeben und zu sagen: hier soll die alte Zeit und dort die moderne schalten und walten, so wenig war dies von jeher im Gebiete der Trachten möglich gewesen, vorab in Deutschland, dem gelobten Lande der Kontraste, in dem sich Veraltetes und Allerjüngstes wunderbarlich vermischten und gute Nachbarschaft hielten. Auf solchen Gedanken bringt uns unwillkürlich das vorliegende Blatt, auf dem das grösste moderne Ungeheuer sich friedlich unter die schlichten Bauerntrachten aus grossväterlichen Tagen gemischt findet. Jede kostümliche Veränderung im 18. Jahrhu dert war unbedeutend im Vergleich zu jener, die das neue Geschöpf bewirkte, denn es veränderte den Gesammtcharakter der weiblichen Erscheinung ganz und gar. Dies Stück war der „Reifrock" (2). Nicht zum erstenmale geschah es, dass dieser Rock die gesunde Vernunft in Erstaunen sezte; schon am Ende des 16. Jahrhunderts war er einmal da und dann um 1735 zum zweitenmale (Fig. 58. 7–9), nachdem er erst kurz vorher, wie man glaubte auf Nimmerwiedersehen, verschwunden war. Aber die Fischbein- und Drahtreife, die damals seine Unterlage ausmachten, waren nur locker durch Schnüre miteinander verbunden; so blieb wenigstens das Gestell bequem und beweglich; auch entfernte der darüber ausgespannte Rock in seiner Glocken- oder Trichterform sich immer noch nicht so weit von der

natürlichen Form, wie es der jezige Reifrock that. Dieser gab nämlich seiner Trägerin schon oben über den Hüften eine enorme Breite und diese blieb bis untenhin die nämliche. Doch war dies noch nicht alles; das Gestell drückte zugleich seine Trägerin von vorn nach hinten möglichst platt zusammen, so dass diese von der Seite gesehen ebenso schmal erschien, wie von vorn gesehen unsinnig breit. Indes war

Fig. 64.

Nürnberger Volkstrachten um 1780. 1, 4 Bauer und Bäuerin bei Nürnberg; 2 städtische Jungfrau; 3 Bauernbursche. (Joh. Martin Will: Sammlung Europäischer Nationaltrachten.)

Rücksicht darauf genommen, um das Passieren von engen Thüren möglich zu machen; in dem Reifengestelle waren zu beiden Seiten Scharniere angebracht, die es verstatteten, die ausspreizenden Bügel sammt den Kleidern darüber in die Höhe zu ziehen und sie nötigenfalls mit dem Oberarme festzuhalten; dadurch fiel das Gestell auf ein natürliches Mass zusammen. Ueber das Regentuch s. 63. 4.

Ueber die Bauertrachten (1. s. 4) s. Fig. 65, 66, 69, 73 und 74. Anfangs überraschend, dann einförmig wirkend, kehrte der Grundcharakter dieser Trachten in ganz Süddeutschland gleichartig wieder. Gruppen mit geringen Unterschieden verbreiteten sich über gewisse Gebiete; sie trugen einen Reichtum zur Schau, aber einen einförmigen, der etwa dem Reichtume einer Wiese oder Haide vergleichbar war in

Fig. 65.

Baierische und württembergische Volkstrachten um 1780. 1 ein „bey dem Militair einroulirter Bayerischer Bauern Kerll"; 2, 3 Knecht und Magd in schwäbisch Baiern; 4 württembergischer Bauer von wohlhabendem Stande; 5 württembergischer Bauernbursche. (Joh. Martin Will: Sammlung Europäischer Nationáltrachten.)

der Art, wie solche sich wol auch über Berg und Thal verbreitet und nach dem Boden die eine oder andere Pflanze vorherrschen lässt, im ganzen aber bis auf Duft und Farbe sich immer gleichbleibt.

Fig. 65 und 66. Die Tracht in Niederbaiern hatte mit der oberbaierischen weniger gemein, als mit der schwäbischen. An Sonntagen trug der Bauer seinen Rock nach der Mode hergerichtet (4), ohne Kragen und Brustaufschläge, aber mit weiten Aufschlägen an den

Aermeln, vornherab durchaus mit Knöpfen und Knopflöchern und an jeder Seite mit einer quereingeschnittenen bedeckelten Tasche versehen, darunter eine ähnlich zugeschnittene und garnierte lange Schossweste oder auch eine kurze Weste, Kniehosen, hier enger, dort weiter, Strümpfe, derbe Knöchelschuhe, mit Schnallen oder Bändern über der hohen Spannlasche verschlossen, und einen dreickig aufgeschlagenen Filzhut, bald mit der Spize, bald mit der Breitseite nach vorn gerichtet. Zum Haus- und Wochentagsanzuge gehörte ein Rock von weisser Leinwand, kragen-, klappen- und knopflos (5), ein ähnlich gestalteter Unterrock samt kurzer schossloser Weste und ein rundes „Schmeerkäppchen" von schwarzem Leder (vrgl. Fig. 71. 3). In der Richtung nach Oberbaiern vertrat die Stelle des Rockes eine Joppe von bräunlichgrauem Wollstoffe mit dunkelgrüner Einfassung und ebensolchen Aermelaufschlägen, ohne Kragen, Taschen und Knöpfe (1), die Stelle der Weste aber ein hochrotes Brusttuch mit schwarzen Hosenträgern darüber; diese hatten einen doppelten Bruststeg und darunter einen Winkelsteg, der mit seiner Spize an einem grossen Knopf am Hosenbande befestigt wurde. Den Kopf deckte statt des Dreispizes ein niederer Hut von schwarzem Filze mit abstehendem Rande, einem hinterwärts verschleiften grünen Bande um den Kopf und einer grünen Bandeinfassung am Schirme.

Zur weiblichen Tracht gehörte ein enggefalteter Rock von schwarzem oder dunkelblauem Tuche, vielfach untenher mit einer Goldborte oder sonst einem farbig gemusterten Bandstreifen gesäumt; bei Mädchen reichte er bis in die halben Unterschenkel, bei Frauen etwas tiefer. Das Leibchen war mit Borten besezt, vielfach an den Brustkanten mit solchen von Silber mit dichtgereihten Schliessen. Es wurde über einem untergelegten Laze von karminroter Wolle verschnürt und die Verschnürung noch mit einer gedrehten Goldschnur bereichert, die mehrfach die Brust überspannte und mit ihrem bequasteten Endstücke seitwärts über die Schürze herabfiel. Zu der Schnurkette kam noch ein Medaillon in Vierpassform vor der Magengrube. Den oberen Teil der Brust bedeckte ein kollerartiges Hemdchen mit bestickten Randborten, das glattaufliegend den oberen Rand des Steckers mit einem scharfen Bruche erkennen liess. Die weissen langen Hemdärmel waren unten geschlossen und öffneten sich mit einer Kantenmanschette über der Handwurzel. Das zu solchem Auspuze gehörige Häubchen war eigentlich nur ein Haubenschirm, ein schmales Band von schwarzseidenem Damaste mit einem schwarzen Tüllschirme am vorderen Rande, der weit über das Gesicht hervortrat. Zusammengesteckt wurde der Bund im Nacken unter dem Haarknoten, und zwar so, dass beide Zöpfe unter ihm herabfielen. Es war eine stattliche Tracht, die noch gehoben wurde durch

die Frische und Festigkeit, mit der ihre Trägerinnen dahinschritten. Wenn die Gelegenheit es forderte, kam noch eine Jacke hinzu, die man „Kittel“ nannte; sie war aus farbigem Stoffe, vorn spizig verlängert und oben weit ausgeschnitten, in den Aermeln eng und mit schwarzen Borten an allen Rändern sowie auf den Achseln und Aermelaufschlägen ausgestattet (Fig. 66. 5).

Fig. 66.

1 2 3 4 5

Baierische Volkstrachten um 1780. 1, 2, 3 Bauer, Bäuerin und Bauernmädchen aus Niederbaiern; 4, 5 Bauer und Bäuerin. (Joh. Martin Will: Sammlung Europäischer Nationaltrachten.)

Die Figuren auf beiden Blättern sind uns ohne nähere Angaben überliefert worden; es bleibt deshalb misslich, ihre Heimat zu bestimmen und näher auf ihre Eigenheiten einzugehen. In den Frauentrachten (Fig. 66. 2. 3) war manches, das wir anderwärts nicht wiederholt finden; einige Merkmale scheinen auf die dachauer Gegend zu weisen. In allen Einzelnteilen war die Tracht mit Geschmack zusammeng tellt; ihr wunderliches Aussehen wurde verursacht durch die kurze Taille, durch den Laz, der vorn unter das Hemd eingesteckt, dieses um eine Hand

breit überragte, durch den wulstigen ausgestopften Gurt, der in schräger Lage hinten vom oberen Gesäss nach dem Unterleibe hinabsteigend den Körper umschloss, und durch das Kopftuch, das mit einem Bunde über den Augenbrauen zusammengefasst in freien Falten über den Nacken fiel.

Fig. 67. Ueber diese Trachten s. F. 65, 66 und 71, über den Muff insbesondere (4) Fig. 68. 1. In der württembergischen Oberamts-

Fig. 67.

1 2 3 4 5

Württembergische Volkstrachten um 1780. 1, 2 Bäuerin und Bauer in tiefer Trauer; 3 Frau eines Weingärtners; 4 Bürgermädchen von geringem Stande; 5 Weingärtner (Wingerter). (Joh. Martin Will: Sammlung Europäischer Nationaltrachten.)

beschreibung vom Jahre 1836 findet sich folgende Notiz: „Im Oberamte Calw kommt die edle Sitte, dass bei Leichenbegängnissen die Leidtragenden in schwarzen Mänteln einhergehen und im Trauermantel jede Leiche angesagt wird, immer mehr ab". Ferner: „Im Oberamte Böblingen erscheinen die Bauern bei Leichenbegängnissen und beim Abendmahle vielerorts mit langem schwarzem Mantel". Wie unsere

Abbildung zeigt, gehörte zum männlichen Traueranzuge (2) noch eine lange schwarze Binde die um den Hutkopf geschlungen und mit grossen Schleifen gebunden, ihre langen Endstücke seitwärts über den Trauermantel herabfallen liess. Rook, Schossweste und Halsbinde waren weiss. Beim weiblichen Geschlechte waren eine kübelförmige, nach obenhin sich viereckig ausweitende Müze mit einem daran befestigten Kinntuche die Stücke womit man seine Trauer äusserlich kundgab, und zwar völlig in Weiss. Dieser Kopfpuz war von slavischer Herkunft und fand sich nahezu ebenso auch in der altenburgischen Frauengarderobe (Fig. 20. 7. 8). In dem sonstigen Anzuge mit seiner gestreckten Taille (4), seinem grossen Ausschnitte und dem Busentuche, das den mittleren Teil der oberen Brust entblösst liess, steckte viel französisches Zofentum.

Ueber ältere schwäbische Trachten überliefert uns ein Buch von Joh. Georg Keyssler: „Reise durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz etc. 1751" folgende Notiz: „In der Gegend von Geisslingen und Schwäbisch-Hall habe ich als eine besondere Tracht angemerkt. dass die Bauernjungen an Sonn- und Feiertagen Krägen von weisser Leinwand um den Hals haben, wie man in verschiedenen Reichsstädten an den Geistlichen sieht. — Ehemals war in Heibronn eine besondere Trauertracht, dass die Frauen ausgestopfte Hörner von schwarzem Tuch, ungefähr eine Spanne lang, auf dem Kopfe trugen und habe ich nicht nur diese Mode an einem Pfeiler einer Kirche ausgedrückt gefunden, sondern auch noch vor wenigen Jahren etliche alte Bürgerweiber gesehen, die solche Gebräuch noch nicht abgeschafft hatten."

Fig 68. Es sind städtische und bäuerliche Trachten, was sich hier dargestellt findet; so weit sie bäuerlich sind, kann ein Hinweis auf die zu Fig. 65, 66, 69 und 71 gegebenen Erläuterungen genügen. Der Mantel, in dem die alte Bürgersfrau einhergeht (1), war um 1780 aufgekommen und für die Frühjahrs- und Herbsttage bestimmt. In der modischen Frauenkleidung war seit hundert Jahren kein Mantel mehr üblich gewesen, und als er um 1750 als Winterkleid wieder auftauchte und sich so überaus zweckmässig bewies, wurde er bald auch für die minder strengen Jahreszeiten eingerichtet. Als solcher war er nur halblang, radförmig geschnitten und nur dünn oder gar nicht wattiert, jedoch mit einer über den Rücken fallenden Kapuze von rundem Zuschnitte ausgestattet; an den Seiten hatte er Armschlize. Die Kapuze wurde nicht selten nur durch einen Rüschenbesaz markiert und mit solchem der Mantel auch an den Armschlizen verbrämt.

Schon seit länger als drei Menschenaltern waren verschieden geformte Hauben in Gebrauch, die sowol von den Töchtern des Hauses, als auch von den Dienstmägden und überhaupt von den Frauen aus bürger-

Fig. 68.

Nürnberger Trachten um 1790. (Nürnberger Typen; anonyme Sammlung von karrikierten Darstellungen Nürnberger Persönlichkeiten. Die Verzerrungen an den Originalen sind in dieser Auswahl unberücksichtigt geblieben.)

lichen Kreisen getragen wurden. Sie bestanden teils in kleinen Hauskäppchen, teils in haubenartigen Aufsäzen von Band und Spizen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts bedienten sich ausschliesslich die Frauen der Haube, während die Jungfrauen auf der Strasse unbehaubt einhergingen. Aus diesem Brauche entstand die sprichwörtliche Redensart: „ein Mädchen unter die Haube bringen", was soviel als es verheiraten bedeutete. Die Haube sezte sich aus einem Käppchen mit einem Spizenschirme zusammen; sowol das Käppchen wie der Schirm wechselten vielfach in ihrer Grösse; der Schirm war bald ein schlichter Vorstoss, der das Gesicht einrahmte, bald einer umgestülpten Schüssel gleich, die den Kopf beschattend ihn ringsum überwölbte; bald stand er mehr als handbreit wagrecht vom Kopfe ab und sezte sich von den Kanten, die hinten zusammenstiessen, in zwei breite Bänder fort, die über den Rücken fielen. In jedem Falle aber war er getüllt.

Die Abbildung giebt uns Gelegenheit, ein Wort über den Muff zu reden, über jene cylindrische Hülle aus Pelzwerk, in die man bei kaltem Wetter die Hände steckt, um sie warm zu halten (1). Es liegt nahe, anzunehmen, dass der Muff ein Product von nordischem Ursprunge sei, und doch widerspricht dieser Annahme die Tradition, die die Heimat des Muffs nach Venedig verlegt; dort soll der Muff zum erstenmale im Jahre 1499 getragen worden sein. Das Buch von Vecellio, in dem sich eine grosse Anzahl von Venetianerinnen aus mittelalterlicher Zeit bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts abgebildet findet, bietet aus der lezten Epoche die Figur einer Matrone mit solch einem Handwärmer aus Pelz. Dieser sieht unserem heutigen Muffe durchaus gleich, ist jedoch aussenher mit einem farbigen und reich gemusterten glatten Stoffe überzogen, der den Pelz nur an den Rändern seiner Einschlupföffnungen unbedeckt lässt, so dass er hier als schmaler Streif die Oeffnungen umsäumt. Indes verliert Vecellio kein Wort über diesen Gegenstand, was doch sonst nicht seine Art. Dieses Schweigen ist sehr beredt, denn es beweist, dass der Muff für ihn nichts Absonderliches war, sondern eine altgewohnte Sache, über die ein Wort zu verlieren er nicht für nötig hielt. Somit kann die Annahme, dass der Muff von Venedig aus nach Deutschland und dem westlichen Europa gekommen sei, nicht so ohne weiteres von der Hand gewiesen werden, so naturwidrig es auch scheint, dass ein Gewandstück, das von einem strengen Klima notwendig gemacht wurde, in einem milden sollte erfunden worden sein, wo es überflüssig war. Gleichwol liegt die Frage nahe, ob der Muff nicht auf dem Handelswege von den nordischen Völkern nach Venedig gekommen sei. Durchblättern wir das Buch von Vecellio und durchmustern die Bewohner der nördlichen Gebiete, so finden wir auch nicht die Spur von einem Muffe, und doch sind es Moskowiter,

Schweden, Norweger und Lappländer, die uns hier begegnen. Von den Moskowitern sagt Vecellio ausdrücklich: „Ihre Hüte und selbst ihre Röcke sind aus Fell gemacht; sie tragen lange Aermel und haben die Gewohnheit, sich die Hände damit zu bedecken.“ Und von den Frauenröcken sagt er: „Die Aermel sind eng, aber lang genug, um einen Teil der Hände damit zu bedecken, was ihnen erspart, Handschuhe zu tragen.“ Eine zufällige Bemerkung, die der Venetianer über seine Landsmänninen macht, nämlich dass sie sehr darauf sähen, ihre Hände weiss und weich (bianche et delicate) zu halten, legt die Vermutung nahe, dass sie den Muff mehr aus diesem Grunde, als des Warmhaltens wegen getragen haben; nur dieser Umstand würde ihn als venetianisches Produkt erklärlich machen.

In den Sprachen der nordeuropäischen Völker findet sich das Wort „Muff“ in mehrfachen Variationen, selbst in der isländischen. Gleichwol bleibt es fraglich, ob mit diesem Namen auch derselbe Gegenstand gemeint ist, den wir heutzutage darunter verstehen; unsere eigene Sprache liefert ein Zeugniss dafür, dass er auf Sachen angewendet wurde, die zwar den Dienst von Muffen versahen, aber keine Muffen im heutigen Sinne waren.

In Deutschland ist der Muff erst mit dem Einsezen des 17. Jahrhunderts bekannt geworden. Dass dies so spät geschah, lässt sich leicht aus dem Umstande erklären, dass früher die Aermel der deutschen Ueberröcke vornher mit Pelz beschlagen waren; die Pelzstulpen machten den Muff überflüssig, denn sie leisteten so von selbst, was ein Muff nur leisten konnte. Dies Wärmen der Hände mittelst der Aermel war seit Jahrhunderten üblich; bereits im Spätlateinischen bedeutete „Muffulla“ oder „Mofulla“ einen losen wärmenden Pelzärmel; und so war bei den alten Friesen unter dem Namen „Mowe“ ein langer Puz- und Wärmeärmel bekannt, der für sich hergestellt, nach Bedarf über den Arm geschoben und an den Rock geheftet wurde. Im 14. Jahrhundert pflegte man die engen Frauenärmel über der Handwurzel sich trichterförmig ausweiten zu lassen, um so die Hände in ihnen unterstecken zu können, und bezeichnete diese Trichter mit dem Namen „Muffe“. Mit dem anbrechenden 17. Jahrhundert verschwand das viele Pelzwerk aus der deutschen Garderobe und nun erschien das, was wir jezt Muff nennen. Als sich damals die ersten sächsischen Frauen mit Muffen aus Zobel blicken liessen, gab es ein grosses Aufsehen. Die Obrigkeit, die ja von jeher sich zum Vormunde in Kleidersachen verpflichtet fühlte, war sehr aufgebracht über diese Neuerung, „denn es hörten ja nun alle von Gott gewollten Unterschiede derer Personen und Stände auff“; sie liess sogar durchblicken, dass der liebe Gott mit schweren Strafen als „Pestilentz, Hagel und erschröcklichem Kriegsgeschreye

gantzer Stadt Einwohner dafür heimgesucht hätte.“ In einer sächsischen Landespolizeiordnung vom Jahre 1661 wurde vorgeschrieben: „So sollen auch die gefärbten zobelnen Müffe denen Professoren, Doktoren, Practicis, Secretarien uud deren Weibern und Töchtern nachgelassen, denen übrigen aber gänzlich verboten werden“.

Seit dem Jahre 1680 wurde es auch unter dem starken Geschlechte üblich, sich des runden Muffes zu bedienen, der damals einen enormen Umfang aufwies. Als feinster Stoff dafür galt Leopardenfell; doch wurden auch Plüsch und Sammet verwendet und der Muff überdies noch mit Schleifen und Quasten geschmückt. Damals ging überhaupt kein Mann von Welt mehr über die Strasse, ohne den Hut unterm Arme und den Muff vor dem Leibe zu tragen. Es giebt eben keine Mode ohne Narrheit und keine Eleganz ohne Extravaganz, denn es giebt immer Menschen, bei denen der eingebildete Wert den wirklichen übersteigt. Der erwähnte Sport soll aus England herübergekommen sein.

Der Muff war aus einem Schuzmitel zu einem Puzmittel geworden; zu Beginn des 18. Jahrhunderts gehörte er ebensogut, wie Handschuhe, Fächer und Taschentücher in die Klasse der Schmuckartikel. Der Damenmuff hatte damals eine Länge von 30 bis 35 Ctm. und bestand vielfach aus feinem dunklem Pelzwerke mit befransten Schleifen. Ein Schriftsteller aus der Mitte dieser Epoche hat uns einige Notizen über die damalige Mode der Müffe hinterlassen; dort heisst es: „Die bisherige allgemeine Mode waren Federmüffe, besonders von schwarzen Federn. Jezt aber trägt das Frauenzimmer zur neusten Mode Müffe von ziemlicher Grösse, deren ganze äussere Bekleidung ein schöner, buntfarbiger, seidener Atlas oder auch von Chenille geflochten ist und bunten Atlas zum Boden hat.“ Damit war der Muff im Zenithe seines Daseins angelangt und sein zeitweiliges Verschwinden eingeleitet. Die grosse Veränderung in der Gesamttoilette, die im Jahre 1790 eintrat und eine „griechische Nacktheit“ zum feinen Tone machte, war für den pelzwerkigen Handwärmer verhängnisvoll, denn sie beseitigte ihn durchaus. Es dauerte aber kein volles Vierteljahrhundert und um 1813 erschien der Muff von neuem.

Die kurze Taille, wie sie bei der dritten Figur so augenfällig ist, lässt uns in dieser Frau eine Dachauerin vermuten. Die Tracht wäre in allen Teilen mit Geschmack zusammengestellt, wenn nicht das untergelegte Hüftpolster der ganzen Gestalt ein so vierschrötiges Aussehen gäbe. In dieser Tracht war der Unterrock wie auch der Oberrock mit einem eigenen Leibchen versehen. Das obere Leibchen war mit einer bunten Damastborte eingefasst und auf dem Rücken mit zwei goldenen Tressen geziert. An jedem der vorderen Ränder

befanden sich sechs Ringe, durch die die blauen Wollbänder gezogen wurden, mit denen man das Leibchen über dem bunten Damastlaze zusammenschnürte. Der Laz stieg bis unter das Kinn hinauf und wurde hier zum Teil durch eine lose gefaltete Hemdkrause verdeckt, die den Hals umschloss. Das Stück, das die Bekleidung des Oberkörpers vollendete, war auch hier wie in ganz Süddeutschland eine Jacke, im Sommer von halbseidenem Stoffe mit blumigen oder karrierten Mustern, im Winter von Tuch mit Pelzrändern. Alsdann bedeckte den Kopf eine Pelzmüze, während sonst eine bunte Damasthaube mit breiten schwarzen Seidenschleifen auf der Höhe des Scheitels und einem Schirme von schwarzem, durchsichtigem Tülle vornherum, das Gesicht beschattend, üblich war.

Fig. 69. In dem männlichen Anzuge gab es immer noch hie und da ein Stück, das die Zeitmode nicht verläugnen konnte; vorab war es die lange Schossweste, die man zu dem Leibrocke anlegte, und die kurze Weste mit zurückgeschnittenen Schössen (5), die man der langen Weste als Unterlage gab, was wenigstens unter den reichen Bauersleuten dem Anzuge einen Stich ins Modische gab. Die Kniehosen waren noch die nach unten hin sich verengenden faltigen Schlumperhosen mit verknöpfbarem Laze (7. 9) wie im vorigen Jahrhundert, und das Brusttuch, das sonst auf einer Seite unter dem Arme zusammengehakt wurde, hatte dem Zuge der Mode folgend seinen Verschluss mitten auf die Brust verlegt und Knöpfe statt der Haken angenommen. Die Hosenträger fehlten bei der modischen Weste so wenig, wie bei dem alten Brusttuche; nur kamen sie hier über, dort aber auch unter die Brustbedeckung zu liegen. Der Rock war weit und taillenlos geworden und ging so gestaltet ohne Knöpfe und Kragen in die Volkstracht über (5), in der er sich bis auf den heutigen Tag zu behaupten wusste, sei's aus dunkelem Tuche mit farbigem oder weissem Futter, sei s aus weisser Leinwand und gänzlich futterlos. Der richtige Gebirgsbauer trug keinen Rock, sondern eine kürzere Joppe von dickem Wollstoffe mit hörnenen Knöpfen. In seinen Anzug geriet indes eine Halsbinde, die vorn verknotet wurde und mit den Endstücken frei herabfiel; diese Binde war modisches Produkt, denn sonst pflegte der Bauer seinen Hals nackt zu tragen. Die üblichste Kopfbedeckung war der Hut mit einer Unterkappe, den Schirm entweder geradeaus gestellt oder ringsum etwas aufgewulstet oder dreiseitig aufgeklappt. Nur dem baierischen Schwaben in dem gebirgigen Teile des Oberlandes eigentümlich und ihn als solchen kennzeichnend waren die Wadenstrümpfe (9) und der lodene Wettermantel (3. 4); man findet beide Stücke noch heute bei ihm, wenn auch mit Variationen, so bei dem Hirten im Lechthale; doch deckt hier der Mantel zugleich die Arme, während der alemannische

seitwärts ausgeschnitten war wie ein priesterliches Skapulier; bei grösserer Länge wurde er wenigstens mit dem Vorderblatte unterbunden und um den Leib gefasst; dies geschah einesteils, um ihn beim Gehen weniger hinderlich zu machen, dann auch, um eine Tasche für mancherlei Bedürfnisse an ihm zu haben, und endlich, um ihn bei strengem Wetter als Muff benuzen zu können. Je nach der Jahreszeit bediente man sich des Mantels auch als Unterbett oder als Decke. Sein Kopfloch war nur eng, aber ein Brustschliz machte es möglich, ihn über den Kopf herab anzuziehen. Zu beiden Seiten des Schlizes waren die Anfangsbuchstaben vom Namen des Besizers eingenäht; schreiben und lesen konnte der Bauer freilich nicht selbst, aber sein Namenszug garantierte ihm seine Sache, denn er war geschüzt, wo er auch stand, von dem Selbstbewusstsein des Eigners wie von der Treue und dem Glauben der Zeit.

So viel die weibliche Tracht auch im einzelnen wechselte, im ganzen blieb sie sich gleich. Hier wie dort fand man den kurzen Rock, vielfach wenigstens obenher dicht gefaltet, das Mieder mit seinem Brustlaze und der Verschnürung aus Bändern und silbernen Kettchen, auf der oberen Brust das viereckige Koller oder das Hemdchen von feinem bestickten Weisszeuge und schliesslich das kurze immer offen getragene Aermeljäckchen mit seinem Bandbesaze. Die Taille war etwas länger, als heutzutage, dabei mehr oder minder gespizt, und demgemäss zeigte sich auch das Jäckchen an seinen Brustblättern spizig nach unten verlängert. Troz der gestreckten Taille waren die Röcke an den Hüften unterpolstert, was der ganzen Gestalt ein behäbiges Aussehen gab. Die Schürze war stets etwas kürzer, als der Rock und ihr Verschluss lag zumeist vorn unter der Miederverschnürung; in diesem Falle machte man aus den Schleifen ein Puzstück und steckte solche wol auch besonders an. Mehr als die Formen brachten die Farben eine Abwechslung in diese Tracht. Der ungebrochene Farbensinn des Volkes konnte sich hier nach Herzenslust gehen lassen, ein Sinn, der den Bauern von heute abhanden gekommen scheint. Auch waren alle Stoffe dick und schwer; selbst die Leinenstoffe schienen unverwüstlich zu sein. Ein eigentümliches Stück in diesem Anzuge waren die quergefalteten Strümpfe (1); man konnte sie aufs Doppelte ihrer scheinbaren Länge auseinanderziehen. Als volkstümlichste Kopfbedeckung diente noch immer die Pelz- oder Pudelmüze; sie hat sich bis heute noch in der runden schwarzen Otternfellkappe erhalten, die durch ganz Oberbayern gebräuchlich ist und oben mit einem goldenen Deckelchen in Form eines Kreuzes abschliesst. Dann war noch eine Haube zu sehen, die ohne Zweifel von der sogenannten Stuarthaube stammte, die schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts zur vornehmen Garderobe

Fig. 69.

gehört hatte. Klein und hutförmig im Kopfe blähte sie sich im Schirme bogenförmig über den Schläfen empor (8); ihr Stoff war gewöhnlich schwarzer Sammet und ihr Schmuck ein Besaz von schmalen gerüschten Streifen oder schmale Spizen, bei reichen Leuten auch von Perlenschnüren. Die seitlichen Aufblähungen hatten früher einen bestimmten Zweck, denn man pflegte das Vorderhaar hier mit Puffen zu unterlegen und in die Haubenflügel hinein zu frisieren. Jezt aber lag alles Haar sorgfältig unter einem Unterhäubchen verborgen, das die halbe Stirn bedeckte und seinerseits hier in der Mitte von obenherab noch mit einer von den schwarzen Schniepen verziert war, die in früheren Tagen ein so durchgängiger Kopfschmuck gewesen waren. Ein Häubchen anderer Art krümmte seine Seitenteile über den Ohren in die Höhe und wurde zeitweise von einem flachen Hute mit rundem Tellerschirme überdeckt. Dieser Hut war Reisehut; in seiner Gesellschaft fand man einen kurzen kreisförmig geschnittenen Umhang aus Loden, der als Regenmantel diente. Das Häubchen, das im südlichen Deutschland zu den beliebtesten zählte, hatte einen rundlichen, hinten etwas gespizten Kopf und einen Gesichtsschirm aus Spizen; es machte unzählige Variationen durch und ist heute noch in der schwäbischen Tracht zu finden.

Fig. 70. In der württembergischen Oberamtsbeschreibung von 1836 findet sich über die Tracht um Ellwangen her folgende Notiz: „Der weibliche Teil trägt kein geschnürtes Panzerkorsett, aber auch kein Leibchen, das die Rundung der Brust trägt und erhält. Die Brüste werden von dem Kleiderleibe heruntergedrückt, auf die Rippen gepresst und plattgedrückt. Frauen und Mädchen tragen noch zum Staat ihre schwarzen „Bändelhauben“; sonst aber wird der Kopf meist bloss getragen oder durch ein umgebundenes Tuch geschüzt. Strohhüte tragen die Mädchen zum Staate. Der Frauenrock und die Jacke ist gewöhnlich schwarz, der Rock zuweilen nach altem Brauche grün. Vielerlei Rot: Rosenrot, Scharlach- und Hochrot, konnte man früher an Schürze, Halstuch und Rock beisammen sehen. Die Kopfbedeckung der Männer war früher der Dreispiz; dazu kamen ein bis zwischen die Schultern herauf gespaltener Rock mit langen Flügeln, Kniehosen, Strümpfe und Schuhe. Im Sommer wird jezt eine blaue Blouse viel gesehen. Schwarze Lederhosen sieht man noch da und dort im Ries“. Hier sei noch ein Wort hinzugesezt. Die Frauen trugen über dem tiefausgeschnittenen Mieder ein weisses Koller, das hemdartig die obere Brust bedeckte, oder einen weissen Kragen, darüber ein den Hals engumschliessendes Tuch,

Schwäbisch-baierische Volkstrachten um 1780. 1, 3 Bäuerin und Bauer aus dem Allgäu im Regenmantel; 2, 4, 9, 10 Bauern und Bäuerinnen aus der Gegend von Sunthofen im Allgäu; 5, 6 Bauer und Bäuerin; 7, 8 Bauer und Bäuerin aus dem Unterlande. (Joh. Martin Will: Sammlung Europäischer Volkstrachten.)

das im Nacken geknüpft, und eine Oberjacke, die durch ein verschleiftes Band obenher nur lose zusammengehalten wurde, sonst aber offen stand,

Fig. 70.

1 2 3 4 5

Schwäbische Volkstrachten um 1840. 1—3 von Ellwangen, 4, 5 von Cannstatt. 1 Häubchen (Kappe) samt Kinnband sowie Aermeljacke schwarz, Rock rot mit hellblauer Saumborte, Schultertuch karminrot mit weissen Streifen, Schürze und Strümpfe weiss, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle. 2 Häubchen samt Kinnbändern, Halstuch, Oberjacke samt Brustband, Schürze samt verschleiften Bändern schwarz, Brustlaz rot mit schwarzen Schnürsenkeln, Brusthemdchen (zwischen Halstuch und Brustlaz sichtbar) weiss, Rock grün mit schwarzem Saume; die nicht sichtbaren Strümpfe sind als blau anzunehmen und die gleichbreit bandartigen Zwickel in den Strümpfen als rot mit weissem Zickzackmuster, die niederen tief ausgeschnittenen Schuhe als schwarze. 3 Rock weiss mit hochrotem Futter und weissen Knöpfen, Weste rot mit weissen Knöpfen, Hosen ledergelb, Strümpfe blau, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Halstuch und Hut schwarz. 4 Aermelleibchen und Rock weiss mit hellblauen Streifen, Schürze und Strümpfe weiss, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Busentuch karminrot mit weissen Saumstreifen, Häubchen karminrot mit schwarzem Bandbesaze. 5 Rock schwarz mit weissen Knöpfen, Hosen ledergelb, Strümpfe weiss, Weste rot mit weissen Knöpfen, Halstuch und Hut schwarz, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle. (Länder- und Völker-Schau. Eine Gallerie von Bildern.)

statt dieser Jacke auch eine völlig geschlossene, die gut am Körper lag und sich hinten unterm Kreuz in einen gespizten zweiteiligen Schoss verlängerte. Die „Bändelhaube“ (1. 2) war bis ins Badische hinüber anzutreffen; sie veränderte sich in Kleinigkeiten von Ort zu Ort, ohne im ganzen ihren Charakter aufzugeben. Das Gestell dieser Kopfbedeckung lag verborgen unter einer Umwickelung von breitem schwarzseidenen meist gewässerten Bande, so dass nur der Deckel auf der Rückseite sichtbar blieb, der vielfach aus farbigem Sammet oder halbseidenem Damaste mit reicher Gold- und Silberstickerei bestand. An den vorderen Ecken waren breite Bänder angebracht, die wie bei den meisten Bauernhauben um die Wangen herabgenommen und unterm Kinn in eine Doppelschleife mit lang herabfallenden Endstücken geschürzt wurde. Aehnliche Bänder mit Schleifen sassen im Nacken.

So weit es die männliche Bauerntracht anging, war sie in Württemberg von wesentlich gleichartiger Form. Eigentlich war es nur der Schwarzwald, der die meiste Eigenartigkeit darin aufwies (vrgl. Fig. 72. 73); alle flacheren Gegenden aber waren dürftig in der Tracht und schlossen sich dem allgemein Ueblichen an. Dies galt selbst von der Frauentracht; unser Bild, das ein cannstatter Bauernpaar vorführt (4. 5), liefert dafür den Beweis.

Fig. 71 In der Beschreibung der württembergischen Oberämter von Memminger aus dem Jahre 1836 findet sich über die ulmer Tracht folgende Bemerkung: „Das Eigentümliche der ulmer Tracht hat sich in der Stadt grösstenteils und auf den Dörfern (denn auch die Bauersleute hatten ihre eigene Tracht) weniger bei den Weibs- als Mannspersonen verloren. Die weiblichen Bewohner der Alb, welcher der Bezirk grösstenteils angehört, unterscheiden sich in ihrer Tracht auch in den evangelischen Orten von den Bewohnern der altwürttembergischen Alb durch buntere Farben, weisse Koller, rotseidene mit silbernen Ketten durchzogene „Preisbändel“ (Schnürsenkel), grüne wollene Röcke, weisse und blaue Schürzen.“

In den Dörfern um Ulm war der Männerrock (1) von schwarzem oder dunkelblauem Tuche und zumteile rot, zumteile weiss gefüttert. Neben dem Rocke hatte man noch ein Wams oder eine kurze Jacke von dunkelblauem oder schwarzem Tuche, schwarzem Sammet oder grauem Leinen mit flachen besponnenen oder metallenen Knöpfen, eine Weste von schwarzem Sammet oder Tuch sowie von rotem Tuch mit dichtgereihten weissen Metallknöpfen und farbig bestickten Knopflöchern. Darüber lagen die buntbestickten Hosenträger mit ihrem Querstege über die Brust her. Die Kniehosen waren von schwarzem Leder; in ihrer rechten Tasche pflegte ein silbernes Besteck nicht zu fehlen. Strümpfe gab es in Weiss, Blau und Schwarz, dazu verschnall-

Fig. 71.

Schwäbische Volkstrachten um 1840. 1, 2 von Ulm, 3, 4 von Reutlingen, 5—7 Einzelheiten zu 4, 8—10 Einzelheiten zu 3. 1 Rock blau, Futter des Rockes samt Aufschlägen vornherab und Randborten an den Aermelaufschlägen weiss, Knöpfe des Rockes weiss. Hosen, Stiefel, Hut und Halstuch schwarz, Weste rot mit weissen Knöpfen, Hosenträger gelb. 2 Oberjacke, Schürze, Halsband und Häubchen schwarz, Brustlaz und Mieder schwarz mit roter Verschnürung, Brusthemdchen und Strümpfe weiss, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle. 3 Rock weiss, Futter des Rockes samt Brustaufschlägen rosa, Hosen gelb, Weste rot mit weissen Knöpfen, Hosenträger grün, Strümpfe, Halstuch und Käppchen schwarz, Schuhe schwarz mit

bare Knöchelschuhe und hochschaftige Stiefel, die gut anlagen. Das Halstuch war wie in Württemberg überhaupt schwarz und darüber lag der weisse Hemdkragen heruntergeklappt. Unter Fuhrleuten und Marktgängern war ein blauleinener Kittel, mit roter Schnur am Halsloche, auf den Achseln und an den Seiten benäht, alltäglich. Der Hut von schwarzem Filze war dreiseitig aufgeklappt und wurde mit der Breitseite und nicht, wie der richtige Nebelspalter, mit der Spize nach vorn aufgesezt.

Die Frauentracht (2) schloss sich im allgemeinen der landesüblichen an. Ueber dem Mieder kam ein weisser gefältelter, mit einem Bunde den Hals umschliessenden Kragen zum Vorscheine. Nach Bedarf wurde ein Halstuch über die Borte umgebunden und solches im Nacken geknüpft. Die Jacke wurde mit ihren oberen Ecken zusammengehakt oder zusammengeschleift. In den Farben waren die Gewandstücke meist dunkel, namentlich die Haubenkappe immer schwarz, der Brustlaz mancherorts auch rot mit schwarzer Verschnürung und die Strümpfe weiss mit farbig bestickten Zwickeln. Die alte Ulmertracht mit den kostbaren Perlenkränzen, weissen oder auch silbernen und goldenen Hauben, silbernen, mit goldenen Buckeln beschlagenen Gürteln und Schnürketten, wie sie sonst von den wohlhabenden Bürgerinnen getragen wurden, sah man schon damals nur noch an Porträts.

Für die Tracht im Oberamte Reutlingen gab namentlich die um Betzingen herum übliche ein charakteristisches Muster ab. Im männlichen Anzuge war es der Rock von weisser Leinwand (3), was zumeist ins Auge fiel; er blieb meist ungefüttert oder war doch nur vornher

---

weisser Schnalle. 4 Rock hellblau mit gelber Saumborte, Mieder und Koller rot mit schwarzer Einfassung und gelben Zierstücken, Brusthemdchen samt Aermeln weiss, Schürze und Häubchen schwarz, Strümpfe weiss, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle. 5 Hemdärmel und Schürze samt Kantenbesaz obenher weiss, Koller rot mit grüner Bandeinfassung, Mieder ebenso und überdies mit schmalen weissen Borten neben den grünen verziert, Brustlaz rot mit blauer Verschnürung. Bandabschluss von Mieder und Brustlaz untenher grün, Schürzenband samt Knoten und herabhängenden Endstücken rot, Rock zwischen dem roten Schürzenbande und dem Kantenbesaze der Schürze dunkelblau, schmales Halsband schwarz mit gelbem Medaillon, Korallenschnüre dunkelrot. 6 (zu 5 gehörig) Strumpf weiss mit weisser Verzierung, Schuh schwarz. 7 Koller rosa mit grüner Bandeinfassung, Mieder rosa, Brustlaz lichtrosa mit schwarzer Einfassung, Brusthemdchen, Aermel und Schürze samt Bändern weiss, Halsband schwarz mit gelbem Medaillon, Häubschen schwarz. 8 (zu 9 gehörig) Strumpf schwarz, Schuh schwarz mit grauem Umschlage, grauer Riemenzunge und gelber Schnalle. 9 Rock weiss mit gelben Knöpfen, Weste rot mit weissen Knöpfen, Hosen gelb, Hosenträger (Brustlaz) rot mit grünem Ornamente, Halstuch schwarz mit weisser Nadel. 10 Rock, Weste und Hosen wie bei 8, Strümpfe schwarz. (1—4 Länder- und Völker-Schau. Eine Gallerie von Bildern. 5, 6, 8—10 nach Albert Kretschmer: Deutsche Volkstrachten, 7 nach Eduard Duller: Deutschland und das deutsche Volk.)

mit einem rosenfarbigen Futter ausgeschlagen und mit einer Reihe von messingenen Knöpfen besezt. Die Weste für Sonn- und Feiertage war von rotem Tuche, mit einer dichten Reihe von zinnernen Kugelknöpfen garniert und bis obenhin verschliessbar; für werktags aber war sie von schwarzem Tuche. Darüber lag der buntbestickte Hosenträger mit seinem Querstege. Die Hosen von gelbem Leder reichten bis ans Knie und waren an allen Nähten, namentlich aber an den Kanten des Lazes mit Verzierungen abgenäht. Die Strümpfe waren von schwarzer Wolle und wurden durch ebensolche Kniebänder befestigt. Der Verschluss der Schuhe geschah mit einer grossen Zinn- oder Messingschnalle über einem kurzen Spannblatte. Den Hals umgab ein schwarzseidenes Tuch, das jede Spur von einem Hemde unter sich verbarg. Das sogenannte „Schmeerkäppli", ein rundes Käppchen von schwarzem Leder, war fürs Haus und die Wochentage bestimmt; beim Kirchgange aber wurde ein Dreispiz von schwarzem Filze mit der Spize bald nach vorn, bald nach hinten aufgesezt.

Im weiblichen Anzuge (4) war der Rock von dunkel- oder hellblauem Tuche, mit einer Goldtresse untenher besezt und in enge Falten gelegt, die sich nach untenhin verliefen; er reichte bis zum unteren Wadenrande. Ein niedriges Leibchen mit einem zweiteiligen Laze (7), beide Stücke von karminrotem Tuche mit schwarzen Sammetstreifen, umgaben den Körper bis unter den Busen und ein ebenso ausgestattetes Koller von rotem Merino umschloss ihn oberhalb des Busens bis zum Halse, so dass zwischen Laz und Koller das weisse Hemd, das den Busen verhüllte, unbedeckt blieb. Die Hemdärmel waren lang und weit, mit einem Bündchen vor dem Handgelenke verschliessbar und dieses mit einer offenen Kantenmanschette bedeckend. Die Schürze war von schwarzer Leinwand, etwas kürzer als der Rock, und wurde vor dem Leibe gebunden. Die Strümpfe, von weisser Baumwolle, zeigten nicht selten weiss eingestickte Zwickel; auf den Knöchelschuhen von schwarzem Leder sass eine grosse Zinnschnalle. Die Müze, kappenartig anliegend und hinten etwas gespizt, bestand aus schwarzem Seidendamast und wurde im Nacken durch ein schmales Zugband befestigt, während sie an den beiden vorderen Ecken sich in lange breite Bänder fortsezte, die freiherabfallend getragen oder in Schulterhöhe zu einer Schleife wieder emporgenommen wurden (7). Beliebt als Schmuckstücke waren eine Schliesse von Edelmetall unten am Brustschlize des Kollers, sowie ein Medaillon, das an einem schwarzen Sammtbändchen vom Halsknopfe des Kollers herabhing und am oberen Leibchenrande befestigt wurde.

In der Hauptsache ist diese Trachst sich bis heute gleichgeblieben; nur in Kleinigkeiten hat sie sich verändert. So hat der männliche Leinwandrock sein farbiges Futter verloren und die Hosen-

träger sind unter die Weste gewandert (9); im weiblichen Anzuge sind Koller und Mieder so nahe zusammengerückt, dass sie den Busen völlig bedecken(5), und ihr schwarzer Bandbesaz ist vor einem grünseidenen gewichen. Den vorderen Teil des Leibchens ersezt vielfach ein breiter Laz vom Stoffe des Leibchen mit blauer Verschnürung und die Schürze ist von weisser Leinwand mit einem überfallenden Kantenbesaz am oberen Rande; sie wird so locker umgebunden, dass sie mit ihrem Besaze vor dem Leibe einen kleinen Bogen macht.

Fig. 72. In der Gegend zwischen Rottenburg und Rottweil war die weibliche Kopfbedeckung eine recht eigenartige. Ein abgestepptes Häubchen von schwarzer Seide bedeckte, das gescheitelte Stirnhaar freilassend, mit glattem Anschlusse den Oberkopf. Sein Deckel auf der Rückseite war von farbigem Sammet und reich mit Metallfäden bestickt oder aus Gold- und Silberstoff hergestellt. Ueber diesem erhob sich in schräger Richtung nach hinten ein halbkreisförmiger Kamm (1) von Drahtgeflecht mit einem Ueberzuge von schwarzer Chenille, der zunächst des Deckels nezartig gemustert, dem Rande entlang aber strahlig aufs engste gefältelt war. Von der unteren Kante des Deckels, die ganze Breite des Kammes einnehmend, fielen vier breite Bänder von schwarzer Seide über den Rücken hinab; diese waren so geordnet, dass in den Lücken zwischen ihnen die beiden langen Zöpfe, die unter ihnen herabhingen, gesehen werden konnten (5) Die Zöpfe waren an ihren Enden mit rotseidenen Bändern geknüpft und die Bandschleifen derart angeordnet, dass sie unter sich ein symmetrisches Muster bildeten (7). Dergleichen Hauben wurden in ihrer Heimat „Gimpelhauben“ genannt, auswärts aber „Ehinger Hauben“. Die Jacke war meistens von schwarzem oder gelbbraunem Sammet und mit weiten bauschigen Schinkenärmeln besezt.

Der Ueberrock, wie ihn der bessergestellte Bürger benüzte (2), war erst wenige Jahre alt und hielt die Mitte zwischen Rock und Mantel. Vor ihm war ein Mantel mit Aermeln und grossem Kragen üblich gewesen (Fig. 34. 1); man hatte diesen zunächst bedeutend enger und kürzer gemacht, ihm aber, der so zum Rocke geworden war, den Charakter eines Mantels durch den radförmigen Schulterkragen belassen. Noch mehr Einbusse erlitt diese Tracht in ihrem volkstümlichen Charakter durch den cylindrischen Hut mit oben ausgeweitetem Kopfe, der die Stelle des üblichen Dreimasters einnahm; gleichwol war sie kleidsamer, als manche echte Bauerntracht.

Eine Erscheinung, merkwürdig und sonderbar zugleich, war es, dass der Cylinder, der nur schwer in der Bauerngarderobe Eingang gefunden hatte, hier im Schwarzwalde sogar bei dem weiblichen Geschlechte sein Glück machte. Dies geschah im Bregthale (8. 9). Der

Württembergische und badische Volkstrachten um 1840. 1, 2 auf dem Schwarzwalde bei Schramberg; 3 im Bregthale, Amts Furtwangen; 4 im Amte Hornberg; 5—7 Einzelnheiten zu 1; 8, 9 Einzelnheiten zu 3. 1 Rock dunkelblau, Schürze rosenfarbig, Aermeljacke gelbbraun, Mieder gelb, Halstuch weiss, Haube und Schuhe schwarz, Strümpfe graublau. 2 Rock schwarz, Futter und Brustaufschläge des Rockes weiss, Hosen, Hut, Schuhe und Halstuch schwarz, Weste schwarz mit dunkelroter Einfassung, Strümpfe und Hemd samt Halskragen weiss. 3 Rock dunkelgrün, Saum des Rockes schwarz mit einzelnen senkrechtstehenden dunkelroten Streifen, Schürze weiss mit zwei gelb und rotgefärbten Zierzwickeln am unteren Saume, Aermeljacke und Schuhe schwarz, Mieder weinrot mit dunkel-

Cylinderhut war nicht von Filz, sondern von Stroh, auch nicht schwarz, sondern in augenangreifendem Orange mit glänzendem Lacke gefärbt, so dass er wie von Blech gemacht aussah. Die Krempe war über beiden Schläfen spizig nach unten, über der Stirn aber in die Höhe gebogen und der Kopf hatte eine Höhe, wie sie bei dem männlichen Cylinder niemals üblich gewesen war. Doch wechselte der Hut ein wenig in Form und Farbe je nach dem Orte. Befestigt wurde er mit schwarzseidenen Bändern unterm Kinne, kam aber nicht unmittelbar auf das Haar zu sizen, sondern auf eine schwarzseidene Haube mit buntem Damastdeckel, von der mancherorts lange schwarze Bänder von schwarzem Moiré über den Rücken herab fast bis auf die Füsse hingen. Das Haar wurde gewöhnlich glatt zurückgekämmt und in zwei freiherabfallende Zöpfe geflochten.

Dem Hute zum Troze wäre diese Tracht nicht so unkleidsam gewesen, wenn sie nicht zugleich an übertriebener Polsterung gelitten hätte, da man den Mangel an Körperfülle durch Watte und Werg unbemerkbar zu machen suchte. Dies geschah schon bei den Kindern; dabei war die Taille naturwidrig kurz. Der Rock, am Gürtel in engen Falten abgenäht, ging nach unten in breitere über und reichte bis an den unteren Wadenrand. Ein weitausgeschnittenes Mieder, meist hochrot oder sonst lebhaft gefärbt und mit Goldtressen, farbigen Seidenbändern und Metallflittern besezt, umpanzerte die kurze Taille bis zur Busenhöhe hinauf. Darüber kam das weisse Hemd mit gebauschten Achselärmeln zum Vorscheine, seinerseits obenher wiederum bedeckt von einem roten, mit Schleifenbündeln, Goldflittern und Perlen geschmückten Koller, das mit einem Bündchen den Hals umfasste. Die Schürze war breit, faltenreich und nicht immer ganz so lang, wie der

---

blauem Randbesaze und schwarzer Einfassung, der innen und untenher ein schmaler gelber Streifen folgt, Halskoller ebenfalls dunkelrot mit schwarzer Einfassung, Hemd (zwischen Koller und Mieder sichtbar) weiss, Halstuch rosenrot, Hut gelb mit schwarzem Kinnbande, Strümpfe weinrot. 4 Hosen, Hut und Schuhe schwarz, Jacke dunkelblau, Futter, Brustaufschläge und Randfassung der Jacke weiss, Knöpfe gelb, Hosenträger gelb mit dunkelroter Einfassung, Hemd und Strümpfe weiss. 5 Haubenschirm samt Nackenbändern schwarz, Boden des Haubenkopfes grün mit weissen Blumen, Jacke dunkelgelbbraun, Schürze mit Taillenband dunkelgrün, Rock schwarz. 6 Haube samt Kinn- und Nackenbändern schwarz, Halstuch weinrot, Kragen (unterm Halstuche sichtbar) weiss, Jacke schokoladefarbig. 7 Rock schwarz, Schürze mit Taillenband dunkelgrün, Jacke dunkelgelbbraun, Zopfbänder weinrot. 8 niederes Mieder hochrot mit gelber Borte obenher und blauem Blumenmuster, Halskoller hochrot mit verschiedenfarbigem Schleifenbesaze und blauer Halsborte, Brusthemdchen mit kurzen Bauschärmeln weiss, gerüschter Stehkragen weiss mit rotem Umschlage obenher, Hut hochgelb mit schwarzem Kinnbande. 9 Hut wie bei 8, Jacke graublau mit gelbem Blumenmuster, Halstuch dunkelrot, Rock schwarz. (1—4 nach Eduard Duller: Deutschland und das deutsche Volk 1845; 5—9 nach Albert Kretschmer: Deutsche Volkstrachten.)

Rock, farbig und meist quadriert oder blumig gemustert. Das Kamisol schloss sich fest an den Oberkörper und hatte keinen Schoss, aber lange Aermel, die Schinkenärmeln ähnlich sahen.

Im Anschluss an dieses Blatt wollen wir die Notizen zusammenstellen, die wir über die schwäbischen Volkstrachten in der schon mehrfach erwähnten Oberamtsbeschreibung ausser den bis jezt gegebenen noch gefunden haben.

Im Oberamte Tuttlingen, namentlich bei Thalheim, tragen die Männer hohe Filzhüte (Schlosser) mit breitem Rande und blauangelaufener stählerner Schnalle, lange blaue Tuchröcke, rote Brusttücher mit Rollknöpfen von Silber oder Zinn, kurze schwarze Lederhosen, weisse Strümpfe und Laschenschuhe. Die Weiber tragen enganliegende, tief in die Stirn hereingehende Kappen mit breiten, langen, schwarzen Bändern, weisse Spizenkrausen, schwarze Sammetkoller mit Haften und schwarzen Bändern über die Brust geschnürt. Von der Halskrause gehen nach beiden Seiten weisse Bänder, die sie über die Brust zusammenziehen. Der vielgefältelte Rock, die sogenannte „Hippe", der beim Auseinanderziehen so breite Streifen bildet, dass er „hernen" am Lupfen und „dernen" am Karpfen streift, ist schwarz; von gleicher Farbe ist die lange Schürze. Dazu kommen rote Strümpfe, schwarze weitausgeschnittene Sommerschuhe mit niederen Absäzen, feine, schön ausgenähte Strumpfbänder, rot eingefasst, mit silbernen Schlössern. Die Unterröcke sind von rotem geringem Tuch, die Hemdärmel im Sommer immer weiss. Im Winter bedient man sich eines „Schobers" (Jacke), im Sommer hoher Stroh- und Basthüte. Zwischen Rock und Mieder läuft von beiden Hüften rückwärts ein Wulst, der sogenannte „Hippenkragen". Bei Festlichkeiten sind noch die „Schappeln" beliebt, eine Art von Kronen aus Drahtgeflecht, mit Flittergold umwunden und mit allerlei glänzenden Gegenständeu aus farbigem Glas und Metall behängt. In den katholischen Ortschaften der Bar sind bei der weiblichen Bevölkerung statt der enganliegenden schwarzen Kappe Hauben gebräuchlich mit gefärbten Einsäzen oder auch mit Gold und Silber bestickten Böden; diese werden „Bletzen" genannt.

Im Oberamt Künzelsau zeigt die weibliche Tracht farbige Mieder mit seidenen Schnüren oder Silberkettchen, engen Leibrock mit frei über den Nacken fallender Lasche, einen vierfaltigen, kurzen, „geschlagenen Pappelrock" von Wolle, rot oder grün, rote oder blaue Strümpfe mit Zwickeln, Stöckelschuhe mit hohen Absäzen, die drei Nägel haben, am Sonntag silberne Schnallen, bei den evangelischen Frauen die teuere aber wohlstehende Draht- oder „Storhaube" in der Form einer Aureole, mit schwarzem Flor überzogen, bei Jungfrauen mit weissem. Erhalten hat sich die schöne Bandhaube mit langen

seidenen, zwei- oder dreifach über den Rücken fallenden Bändern. Die katholischen Frauen trugen früher sogenannte „Löperbecher“, spizige Florhauben in Zuckerhutform, die Jugend „Kreuselhauben“ und „Bodenhauben“ mit Goldborten, ähnlich wie die in der Steinlache.

Im Oberamte Crailsheim wird bei den Frauen die schwarze Radhaube von Flor immer seltener, ebenso die äusserst wohlstehende weisse Radhaube bei der Jugend. Dagegen hat sich die niedere Bandhaube, welche in der Form eines Nachens das Hinterhaupt bedeckt, an der eine ganze Reihe über 10 Centimeter breiter und 70 bis 80 Centimeter langer Bänder hängt, erhalten. Beim Ueberfeldgehen hüllen sich die Frauen in ein grosses dreieckig zusammengeschlagenes Kopftuch, das vorn zusammengeknotet wird, während der dritte Zipfel auf den Rücken fällt.

In den Oberämtern Neckarsulm, Biberach und Heidenheim giebt es keine Volkstrachten mehr.

Im Oberamte Mergentheim trägt das weibliche Geschlecht für gewöhnlich eine „Bändelkappe“, bei festlichen Gelegenheiten eine grosse „Spizkappe“, bei der sommerlichen Arbeit in evangelischen Gemeinden ein weisses, in katholischen ein rotes Kopftuch und sonst bei rauher Witterung ein grosses wollenes Kopftuch, über Kopf, Hals, Rücken und Brust kapuzenartig geschlagen, schliesslich einen Rock mit „Laible“ daran und mit dem „Hosack“ darin.

Im Oberamte Sulz nähert sich die Tracht im nordwestlichen Teile der schwarzwälder Tracht. Das weibliche Geschlecht trägt das wohlkleidende deutsche Häubchen und über demselben den zierlichen gelben Strohhut mit schwarzgefärbten Strohschnüren und Rosetten, ferner ein dunkeles „Kittelchen“, oder, wenn dieses fehlt, weite reichgefältelte Hemdärmel, ein schwarzes Koller mit hellblauer, zuweilen roter, ziemlich breiter Einfassung oder vorn blau und hinten rot eingefasst, vielgefältelte schwarze oder blaue „Wilflingröcke“, an den Hüften „Bäuste“, eine dunkle Schürze mit roten oder hellblauen Bändern, weisse Strümpfe und schwarze Schuhe. Zum männlichen Anzuge gehört ein Schlapphut, ein Rock, meist von blauem Tuche mit kurzer Taille und grossen, platten, übereinandergreifenden weissen Metallknöpfen; nur an der Taille stehen die Knöpfe auffallend weit voneinander und zwischen denselben ist ein Dessin von heller Seide eingesteppt; ferner eine Weste von dunklem Manchester oder Tuch mit platten kleinen Knöpfen und wie auch der Rock grün ausgeschlagen, kurze schwarze Hosen, weisse Strümpfe und Lederschuhe. Die in Aisteig und Weiden, hauptsächlich aber in Bickelsberg und Brittheim früher üblichen „Stirnen“ sind abgekommen, jene anliegenden schwarzen Hauben, die gegen die Stirn und die beiden Wangen eine krallenartige Schneppe hatten (Fig. 64 2–4).

Im Oberamte Nagold tragen die Weiber schwarze Marlinhauben, schwarze Kittel ohne Schleife, schwarze Röcke und Schürzen und Hölzer- oder Stöcklesschuhe. Bei den Männern sieht man noch den dreispizigen Hut, den blauen Tuchrock mit Stahlknöpfen, schwarze oder gelbe Lederhosen, ein Brusttuch von dunklem Manchester mit gewöhnlichen oder auch Rollknöpfen, bei alten Männern noch ein Scharlachbrusttuch mit angesezten Knöpfen. Ledige Burschen tragen häufig statt des Rockes ein Wams von Tuch oder Manchester und statt des Hutes eine pelzverbrämte Müze mit goldener Troddel. Im Walde arbeitende Männer tragen zum Schuze gegen Schnee und Kälte weisswollene Gamaschen. Die Mädchen tragen das deutsche Häubchen mit schwarzen Bändern und den Sommer über den mit schwarzen Rosetten und Schnüren gezierten Strohhut, kurze schwarze Leibchen, nicht selten auf der Brust eine rote Bandschleife, blaue oder schwarze reichgefältelte Wilflingröcke, blaue Schürzen und weisse Strümpfe, in den katholischen Orten Ober- und Unterthalheim kleine Radhäubchen.

Im Oberamte Wangen umgiebt beim weiblichen Geschlechte gewöhnlich eine silberne, oft sehr schwere Kette das feine Wams und den Kopf ziert eine schwarze Chenillenhaube, welche in lange Radien ausstrahlt, die sogenannte „Radhaube“; Mädchen und Frauen in der Stadt tragen solche von Silber oder Gold.

Im Oberamte Geislingen trägt das weibliche Geschlecht schwarze Mieder, grüne oder rote tuchene Röcke, weisse Schürzen und Strümpfe. In Wiesensteig ist die Sonntagstracht sehr niedlich: bunter, weissblauer Faltenrock, weisse Schürze, farbiges Mieder, schneeweisse Hemdärmel und Strümpfe; zwei mit Bändern durchflochtene Zöpfe hängen vom blossen Kopfe herab. Der Haarpuz besteht bei den Katholiken aus der „Nesterhaube“; die kostbare bairische Haube von Gold und Silber mit zwei Schwänzchen im Nacken, die „Riegelhaube“, wird immer seltener. Bei den Protestanten ist ein leichtes Häubchen üblich, bei den Jungfrauen mit roten, bei verheirateten oder gefallenen Frauen mit schwarzen Bändern.

Im Oberamte Neresheim, in der sogenannten „jungen Pfalz“, finden sich beim weiblichen Geschlechte die vielgefältelten Röcke meist schwarz, zum Staate rot. Ueber einem „Kittel“ wird das Mieder getragen, unten mit „Bäusten“ versehen, an welche der Rock eingehängt wird, und zwar mit Hafteln und Haken, die bei den Wohlhabenden von Silber sind. Auf der Brust wird das Mieder verschnürt, bei den Reichen mit silbernen Ketten, woran Thaler oder sonstige Zierraten von Silber hängen. Als Kopfbedeckung tragen gewöhnlich nur ältere Weiber runde Hüte; zum Staate aber werden Radhauben mit gold- und silberbestickten Böden und breiten Bändern getragen.

Die Zöpfe werden um lange Haarnadeln von Holz oder Bein gewunden. Auf dem Herdtfelde werden die Brusttücher mit silbernen Geldknöpfen immer seltener. Das feste Mieder wird besonders getragen und der Rock mit Haken daran gehängt. Ueber das Mieder wird gewöhnlich noch ein meist dunkelfarbiger Kittel angezogen. Zu Bopfingen im Ries trägt man zum Staate weisse oder schwarze Florhauben, oben mit einem grossen spizenverzierten Rade.

Im Oberamte Oberndorf gehört zur Tracht des weiblichen Geschlechtes das sogenannte „deutsche Häubchen" mit breiten, stark in die Wangen hineingreifenden Bändern, die unter dem Kinne geknüpft werden. Bei den Bewohnerinnen von Lauterbach, Aichhald und Umgegend sizt über dem Häubchen ein schwarzer Strohhut in Form der gewöhnlichen Filzhüte mit hohem, gegen obenhin etwas auswärts geschweiftem Kopfe, von dem schwarze Bänder bis zu der ziemlich breiten Krempe heruntergehen. Sonst werden auch gelbe, breitkrempige Strohhüte mit niederem runden Kopfe, der mit schwarzen Strohrosetten und Geflechten verziert ist, getragen. Ueber den Rücken hängen zwei lange Zöpfe, in welche bei den Jungfrauen rotseidene, bei den Verheirateten schwarze, fast bis auf den Boden reichende Bänder eingeflochten sind. Die vielgefalteten Röcke sind meist von schwarzem Wilfling und mit rotem oder hellblauem Saume eingefasst.

Im Oberamte Waiblingen waren vor fünfzig Jahren noch gebräuchlich hohe Hauben, vorn mit Flor garniert, Koller, die über den Kopf herab angezogen wurden, solche von verschiedenen Farben und Stoffen mit Goldbesezung, abgenähte Mieder, oft mit silbernen Haken und Knöpfen ausgestattet, dann ein „Fürstecker", der bei den Reichen aus Scharlach bestand. Im Sommer trugen die Weibsleute schwarze Leinwandleibchen, hinten und vorn sowie an beiden Seiten mit Schnäbeln.

Im Oberamte Böblingen erscheinen die Bauern bei Leichenbegängnissen und beim Abendmahle vielerorts noch mit langem schwarzen Mantel. Das „deutsche Häubchen" wird immer seltener. Eine Volkstracht besteht nur noch in Schönaich; die Männer tragen dort weisse Zwillichkittel, Schariachbrusttücher mit Rollknöpfen, weisse Lederhosen mit grünen Hosenträgern, Laschenschuhe, an der Hemdbrust eine runde oder herzförmige silberne Schnalle und nicht selten am Hemdkragen zwei silberne Rollknöpfe, ältere Männer einen dreieckigen Hut, ledige Burschen eine mit Pelz verbrämte Müze. Bei den Filderbauern ist vielerorts wenigstens als Sonntagskleidung noch heute üblich ein Dreispiz, unter diesem eine runde schwarzlederne Kappe, ein blauer oder dunkelmelierter tuchener Oberrock oder ein Wams von gleicher Farbe, eine runde oder herzförmige silberne Hemdschnalle auf der Brust, eine schwarze oder dunkelblaue Manchesterweste, die hie und

da auch mit grossen weissen Metallknöpfen besezt ist, kurze schwarze, seltener gelbe oder weisse Lederhosen mit hohen Stiefeln oder mit weissen Strümpfen und Bindeschuhen. Von dieser Tracht weichen die ledigen Burschen nur darin ab, dass sie statt der Röcke Wämser von blauem Tuche und Kappen mit Pelzverbrämung tragen, einen gewöhnlichen einreihigen Oberrock von gebleichtem Reussen, zwei silberne, unter der schwarzen Halsbinde vorn am Hemdkragen befestigte Kugelknöpfe, ein das Hemd zusammenhaltendes silbernes Herz unter dem Hals, ein scharlachrotes Brusttuch mit einer Reihe silberner Rollknöpfe, weisse oder gelbe Lederhosen, unter den Knieen mit schwarzen herabhängenden Bändern gebunden, weisse Strümpfe und Bindeschuhe statt der in früherer Zeit üblichen Schuhe mit grosser weisser Schnalle.

Im Oberamte Hall ist die Männertracht sehr unkleidsam; für die tägliche Arbeit besteht sie aus graublauwollenen, im Sommer aus leinenen Wämsern und Beinkleidern sowie einer Lederkappe mit Schild. Beim Kirchgange aber und zum Staate tragen die Männer lange schlotternde schwarzgraue Ueberröcke von grober selbstgezogener und selbstgewobener Wolle, lange Beinkleider von demselben Zeug, auf dem Kopf den Dreimaster, mit dem Bug nach vorn, mit der nebelspaltenden Partie nach hinten gerichtet. Gefälliger ist die weibliche Tracht; neben den Bandhauben sieht man kunstreich ausgenähte Kragen oder Chemisette, Spenzer oder „Muzen“ von farbigem oder schwarzem Stoffe, Röcke von geschlagenem Tuche mit eingepressten Farben oder rotgefärbt, bei den Wohlhabenden schwarze und weit ausgeschnittene niedrige Schuhe, bei jungen Burschen eine grüne Sammetmüze mit Marder- oder Otterfell.

Abweichend von dieser Tracht ist die der Haller Salzsieder; bei diesen sieht man hellbraune bis ans Knie reichende Röcke mit silbernen Knöpfen, schwarze Kniehosen, grüne Strümpfe, schwarze mit Spizen verbrämte Lederkappen, um den Hals ein Flortuch und an grünem Bandelier einen Degen, bei den Mädchen eine Stirnbinde, schwarze Muze (Spenzer), roten Rock und weisse Schürze.

Im Oberamte Welzheim ist das kurze Mieder meist noch vorhanden; doch verlarvt es die Taille derart, dass der Leib vom Kopf bis zu den Füssen eine geradlinige Pyramide bildet. Dazu wird ein „Bändelhäubchen“ getragen, unter dem die bebänderten Zöpfe herabfallen, solang die Schöne noch unverheiratet ist.

Fig. 73. Der lange kragen- und brustklappenlose Rock mit den ausgenähten Knopflöchern, die fast ebenso lange mit bedeckelten Taschen versehene Schossweste darunter, die den Schnitt des Rockes nahezu wiederholte, die Kniehosen samt den Strümpfen und der dreispizig aufgeklappte Hut waren Produkte einer noch nicht veralteten Mode, die

sich auch in der Garderobe vornehmer Leute fanden (9). An jeder Seite des Rockschosses sah man noch die Falten, die an der Stelle, von der sie ausgingen, mit einem Knopfe besezt waren (7). Bei reichen Leuten blieb ein Teil des Schlizes zwischen den linksseitigen Falten unvernäht, um hier den Degen durchstecken zu können. Die Aermel hatten vielfach noch ihre grossen Aufschläge, die an Umfang die Aermel übertrafen und mit einigen Knöpfen darauf befestigt waren. Diese Röcke begannen jezt immer weiter und schlotteriger zu werden, ihre leicht eingezogene Taille zu verlieren und frei herabzufallen, ohne mit einem einzigen Knopfe verschlossen werden zu können (2. 4). So gestaltet gingen sie vielfach in die alemannische Volkstracht über; hier trug man sie von schwarzem geripptem Sammet oder glattem Tuche und mit rotem, weissem oder grünem Futter ausgeschlagen, wie auch von weisser Leinwand und dann meist ohne Futter. Aelter waren die weiten faltigen Kniehosen (4); sie hatten schon mehr als ein Jahrhundert hinter sich; schon im Anfange des 18. Jahrhunderts hatte die Mode sie gegen engere Kniehosen aufgegeben (7), denen sie dann auch bis jezt treu geblieben war. Diese Hosen hatten nicht wie die früheren zumteil einen Schliz (4), sondern einen Laz und waren, wenn aus Leder, mit nur einer Naht hergestellt, die oben als Eingang zu einer Tasche benuzt wurde und hier verknöpfbar war. Der Hut zeigte sich noch in allen Abänderungen, die er seit einem Jahrhundert durchgemacht hatte; er kam sowol auf einer Seite (9) wie auf zwei (4. 7) und drei Seiten (2) aufgeklappt vor. Das Halstuch wurde noch so gebunden, wie etwa um 1700; man knüpfte es vorn zusammen und liess seine langen Endstücke frei herabfallen; bis um die genannte Zeit hatten die Bauern durchgängig den Hals nackt getragen.

Dagegen war an der weiblichen Bauerntracht kaum die Spur von einer Mode zu finden, es müssten denn die breiten, hinterwärts geschlizten Aufschläge an den verkürzten Aermeln ihrer Jacken gewesen sein (1. 3), die unter sich den mit einem Bündchen geschlossenen Hemdärmel hervortreten liessen. Auch die vorn tief ausgeschnittene Jacke mit kurzen Schössen (3) hatte die Mode gebracht; um dieser Jacke einen recht glatten Siz auf dem Körper zu geben, wurde sie dünn wattiert und längs der mittleren Rückennaht mit zwei eingenähten platten Fischbeinen ausgesteift. Die Achselstücklein (1. 3), in der Schwedenzeit aufgekommen und damals schlicht und platt, waren jezt getüllt oder zackig gerändert. Im allgemeinen zeigte sich die Taille damals schlanker, als heute, und vorn mehr oder minder gespizt.

Gegenwärtig hat jedes Schwarzwaldthal seine kostümlichen Eigenheiten; diese Vielseitigkeit lässt sich auf die wenigen Grundformen zurückführen, die in der Zeit, von der wir hier sprechen, noch mass-

Fig. 73.

1 2 3 4 5

6 7 8 9 10

gebend waren. Der Frauenrock, meist obenher dicht gefaltet, dabei mehr oder minder kurz, das aufklaffende Leibchen mit dem Brustlaze und der Verschnürung darüber, das viereckige Koller (5) oder das zierlich ausgenähte Brusthemdchen (8) über dem Laze, die kurze offengetragene Aermeljacke, alle diese Stücke wiederholten sich von den oberen bis zu den unteren Schwarzwaldthälern mit geringer Veränderung. Modisch dagegen war das Busentuch (1), das nur dann angewendet wurde, wenn das Koller fehlte; unten spiz zusammengelegt und unter den Laz gesteckt liess es die obere Brust in der Mitte unbedeckt. Bei seiner Anwendung verzichtete man auf ein eigenes Halstuch (5. 6. 8. 10), das lose umgelegt und meist im Nacken gebunden wurde, sodass die Zipfel in den Rücken fielen, während es vornher viele Falten machte. So trägt man das Tuch noch heute in der Gegend von Stauffen und Müllheim, und zwar von bunter, meist rosenfarbiger Seide mit Fransen an den Rändern. Die Schuhe waren durchgängig Knöchelschuhe mit Stöckeln und rotgefütterter auf den Rist heruntergeklappter Spannlasche. Die Schleifen, die heute eine so grosse Rolle auf dem Scheitel der Schwarzwaldhauben spielen, traten damals erst schüchtern hervor (5. 6). Der eigentliche Schmuck der Haube war ein Spizenschirm, am vorderen und unteren Rande, der glatt oder gerüscht mehr oder minder vortrat oder in die Stirne fiel. Teils wurde die Haube über dem Nacken durch eine Zugschnur zusammengezogen (8. 10), teils in fester Form tellerartig über dem Haarknoten am Hinterkopfe aufgebläht (5). Beim Ausgange pflegte man über die Haube noch ein flaches Strohhütchen mit geschwungenem Schirme zu sezen (8. 10) und zwar etwas schräg gegen die Nase hinab, oder den Männerhut mit niedrigem Kopfe, aber einem Schirme von äusserster Grösse und zweiseitig aufgeklappt (1).

Fig. 74. Die Hosen, wie sie unsere Abbildung zeigt waren im lezten Drittel des 16. Jahrhunderts aufgekommen und zwar gleichzeitig mit den sogenannten Pumphosen; während diese jedoch unten und oben von gleicher Weite waren, verengten sich die hier dargestellten, die man „Schlumperhosen“ nannte, nach untenhin. Beide Hosen reichten bis unter das Knie und wurden hier gebunden, beide hatten eine Wattierung; aber nur die Pumphosen waren mit einem Schlize versehen, der verknöpft werden konnte, indes die Schlumperhosen meist mit einem breiten Laze verschliessbar waren. Im Laufe der Zeit machte sich in der oberen Schwarzwaldgegend noch eine

Badische Volkstrachten um 1780. 1, 2 Bäuerin und Bauer aus Baden-Baden; 3 Schwarzwälderin aus der Gegend von Waldshut; 4, 5 Bauernbursche und Bauernmädchen aus Baden-Baden; 6 Markgräflerin aus dem oberen Breisgau; 7, 8 Knecht und Magd aus dem Breisgau; 9, 10 Bauer und Bäuerin aus der Gegend von Kirchhofen im Breisgau. (Joh. Martin Will: Sammlung Europäischer Nationaltrachten.)

andere Eigentümlichkeit an den Schlumperhosen bemerklich. Sie wurden dort aus schwarzer Leinwand hergestellt und in sehr enge Längsfalten eingenäht (5), ein Brauch, der sich bis ins 19. Jahrhundert hinein erhielt (Fig. 75. 3); doch sind jezt dergleichen Hosen nicht mehr zu sehen. Es war die richtige Tracht der Gebirgsbauern, wie sie damals hier getragen wurde, und durchaus verwandt mit der Bauerntracht in

Fig. 74.

Badische Volkstrachten um 1780. 1, 3 Bauer und Bäuerin aus dem bregenzer Wald; 2 Bürgerstochter aus Baden-Baden; 4 Markgräfler Dienstmagd aus dem oberen Breisgau; 5 Bauer aus Hauenstein im Schwarzwald. (Joh. Martin Will: Sammlung Europäischer Nationaltrachten.)

dem schwäbisch-baierischen Hochlande. Dort wie hier fand man das scharlachrote Brusttuch mit den grünen blumigausgenähten Hosenträgern darüber, die geradabfallende Joppe von dickem Wollstoffe ohne Knöpfe und Kragen und den Hut mit hohem spizigen Kopf und breitem Bande, dessen Schleifen und Endstücke über den Schirm herabfielen, solchen namentlich unter Jägern und Forstleuten, oder einen Hut mit niedrigerem Kopfe, aber ebenso ausgestattet. Eigenartig war

bei den Bauern im bregenzer Walde (1) der Gebrauch von kurzen weissen Ueberziehjäckchen mit Achselstücken statt der Aermel und an den Rändern mit Band besezt (1). Man fand das Jäckchen genau so bei den Bauern in der Gegend von Mury in der Schweiz. Ein weiteres Stück, das diese Bauerntracht von anderen unterschied, bestand in einem anderthalb Hand breiten Gurte von schwarzem Leder, der reihenweis mit dichtaneinandergesezten Nagelköpfen beschlagen war.

In der weiblichen Tracht, soweit sie echt war (3), wiederholte sich mit unwesentlichen Aenderungen das schwäbisch-baierische Muster (s. darüber Fig. 65—67). In den städtischen Gemeinden, wie in Baden-Baden, wo die modischen Trachten mehr oder minder aufdringlich verkehrten, blieb man nicht so fest am Althergebrachten hangen und suchte Altes und Neues in einem Anzuge zu verbinden, dem die Kleidsamkeit nicht abzusprechen war (2. 4). Zunächst war es die mehr gestreckte und nach vornhin zugespizte Taille, die die bäuerliche Behäbigkeit aus dem Anzuge verdrängte und auch den Rocksaum mehr nach unten rückte. Die Mode hatte ein wohlanliegendes Jäckchen gebracht und zwar in zweierlei Form; nach französischer zeigte das Jäckchen einen tiefen Ausschnitt und enge Halbärmel, die mit doppelt so weiten Aufschlägen endigten und einen Spizenbehang unter sich hervortreten liessen, über dem Ausschnitte ein leichtes Tuch, das die Brustmitte offen liess (2); über diesem Jäckchen befestigte man den länglich dreieckigen Brustlaz und liess unter seiner Spize die Schürzenbänder mit ihren Schleifen und Endstücken herabfallen; dieser Schmuck wurde vielfach besonders angeheftet. Das Jäckchen nach englischer Weise (4) hatte lange enge Aermel, einen kleineren Ausschnitt und wurde vorn übereinandergeschlagen und verknöpft. Um den Hals kam ein buntes Seidentuch, locker umgelegt und im Nacken gebunden, wie man es jezt noch bei den Markgräflerinnen sehen kann. Ueber den Kopfpuz (2) s. Fig. 61, 62. Die Müze, wie die Bäuerinnen im bregenzer Walde sie trugen (3), gehörte zu jener Gattung von Tellermüzen, wie man sie noch heute hier und da im Vorarlberge, namentlich im Klosterthale sehen kann. Der obere Teil weitete sich erst dicht unter dem Deckel beträchtlich aus, war von schwarzem Sammet und auf dem Deckel mit schwarzseidenen Schleifen geschmückt, der Bund aber mit grauem Krimmer verbrämt.

Fig. 75. Am eigentümlichsten hatte sich das alemannische Kostüm, soweit es Baden angeht, in dem unteren Teile des Oberrheinkreises erhalten. In der männlichen Tracht waren namentlich Hosen und Brusttuch charakteristisch geblieben; so wie hier wurden beide Stücke sonst nicht mehr gefunden. Für die Hosen hatte schon das vorige Jahrhundert das Muster geliefert (Fig. 74. 5); es waren Kniehosen von schwarzer Leinwand (3),

Fig. 75.

die in enge Längsfalten geriefelt, der Quere nach in verschiedenen Höhen abgenäht waren und unter dem Knie mit violetten Bändern befestigt wurden, deren Schleifen und Endstücke lang herabfielen. Das Brusttuch war eine Art von übereinanderschlagbarer Weste; es bedeckte den ganzen Rumpf bis über die Hüften herab und wurde an der rechten Seite zugehakt. Gewöhnlich bestand es aus karminrotem Tuch und war um den Halsausschnitt her sowie von diesem aus nach den Achselhöhlen hinunter mit Streifen von schwarzem Sammet besezt. Sein unterer Saum wurde von der hellfarbigen Weberkante gebildet, die man beibehielt. Der Halsausschnitt war ziemlich weit; über ihm trat das Hemd hervor und legte sich mit einem breiten Kragen auseinander, der mit einem Rüschenstreifen gerändert war. Zusammengefasst wurde der Kragen vor der Halsgrube mit weissen Schnüren, deren lange Endstücke mit Quästchen über die Brust herabfielen. Der Rock war nur wenig länger, als das Brusttuch; er hatte an jeder Seite eine wagerecht eingeschnittene Tasche mit breitem Deckel, dabei einen in vier Teile geschlizten Schoss, sonst aber weder Kragen noch Knöpfe; lose zusammengehalten wurde er vor der Magengegend mit violetten Lederstreifen. Sein Stoff war schwarzer Sammet, doch auch Tuch oder Leinwand. An die Hosen schlossen sich weisse gestrickte Wollstrümpfe mit eingestickten Zwickeln und an die Füsse tiefausgeschnittene Schuhe, die mit einem Spannriemen vor der Fussbeuge festgehalten wurden. Den Kopf bedeckte eine farbige Sammetmüze mit Pelzrand.

Was nun die Frauentracht angeht, so hatte sie, trozdem die dortige

---

Badische Volkstrachten um 1840. 1, 2 Bauersleute aus dem Murgthale, 3, 4 aus Hauenstein, 5, 6 aus Kirchgarten, 7, 8 aus dem Odenwalde. 1 Rock dunkelgrün, Schürze grauviolett, Brustlaz weiss mit roter Verschnürung, Aermeljacke dunkelblau, Brusthemd samt Halskragen weiss, Strümpfe rot, Kopftuch und Schuhe schwarz. 2 Rock blau mit weissen Aufschlägen und weissem Futter, Hosen, Schuhe und Halstuch schwarz, Strümpfe weiss mit grünen Kniebändern, Brustlaz hochrot, Bruststeg (Hosenträger) grün, Hut schwarz mit grüner Quastenschnur. 3 Brusttuch hochrot mit schwarzem Saume obenher und hellem untenher, Rock, Hosen und Schuhe schwarz, Strümpfe und Halskragen weiss, Müze grün mit braunem Bräm. 4 Rock grün mit tiefrotem Saume untenher, Aermeljackr hochrot mit blauem Saume, Schürze weiss mit Rosasaum, Hüftgürtel karminrot, Strümpfe, Brusthemd und Kopfbedeckung weiss, Schuhe und Halstuch schwarz. 5 Hosen schwarz, Strümpfe und Halskragen weiss, Rock blau mit hellgrauen Brustaufschlägen und Futter, Brusttuch hochrot, Hosenträger grün, Halstuch schwarz, Hut schwarz mit weisser Agraffe, Schuhe schwarz mit weisser Schnalle. 6 Schürze lichtgelblich, Brustlaz gelb (golden) mit rother Zeichnung, Halshemd weiss, Aermeljacke und Schuhe schwarz, Strümpfe rot, Kopfpuz (Brautkrone) gelb (golden). 7 Rock schwarzbraun, Hosen hellblau, Weste violett, oberes Halstuch schwarz, unteres weiss mit Rosastreifen, Hut und Schuhe schwarz, Strümpfe weiss. 8 Rock samt Aermelleibchen bräunlichgelb, Schürze und Strümpfe weiss, Schuhe schwarz, Busentuch rosa, Häubchen samt Bändern schwarz. (Länder- und Völker-Schau 1847.)

Gegend vielfach zerklüftet ist, einen ziemlich gemeinsamen Charakter, namentlich in den Seitenthälern der Kinzig, in dem Gutach-, Kirnbach- und Reichenbachthale. Das alemannische Koller, das den Hals eng umschloss, machte einen wesentlichen Teil des Puzes aus, ebenso das geschnürte Mieder und der in enge Falten gelegte Rock. Es waren fast nur die Farben, die in diese Stücke einige Verschiedenheit brachten. Dagegen waren die Kopftrachten sehr mannigfaltig und es liess sich die Gegend an ihnen erkennen, wo ihre Trägerinnen zu Hause waren. Da gab es manche schöne und originelle Kopfbedeckung, die jezt nicht mehr oder doch nur als Antiquität in irgend einem Museum zu sehen ist. Bei den Frauen aus Hauenstein (4) fiel das Hinterhaupthaar in langen Flechten über den Rücken hinab. Der Hut, der unmittelbar auf das Haar zu sizen kam, war ein Strohhut mit niedrigem cylinderförmigem Kopfe und einer an vier Stellen, nämlich über Stirn und Nacken sowie über beiden Ohren, in hochgekrümmter Mondsichelform aufwärts gerichteten Krempe. Vielfach behielt die untere Seite der Krempe ihre natürliche St ohfarbe; die äussere aber war stets mit einem kreidigen Anstriche vom reinsten Weiss übertüncht. Möglich, dass diese seltsame Krempe den Anlass zu den vier grossen schwarzen oder hochroten Wollrosetten gegeben hat, die man jezt in dieser Gegend an solchen Frauenhüten bemerkt und an einem um den Hutkopf gehenden schwarzgefärbten Strohbande sizen; diese vertreten nämlich genau die Stellen und die Höhe der aufwärts gebogenen Krempenteile und sind in älteren Abbildungen noch nicht zu bemerken.

Wenig mehr zu sehen und dann fast nur noch bei alten Männern in den westlich um Offenburg gelegenen Ortschaften sind die kurzen schwarzen Lederkniehosen (5), die hellgrünen blumig gestickten Hosenträger mit dem queren Brustsţege und darunter das karminrote Brusttuch. Dies Tuch, das die Stelle der Weste vertritt, wurde, wie auch jezt noch, unter den Armen durch Häkchen geschlossen; nach untenhin verschwand es unter dem Bunde der Hosen. Ueber das schwarzseidene Halstuch klappte sich der Hemdkragen herunter, während er jezt nur aufrechtstehend getragen wird. Der lange blaue Tuchrock mit weisswollenem Futter hatte keinen Kragen und mancherorts statt der Knöpfe nur Häkchen; ebenso wurden hie und da die weissen Strümpfe noch mit grünen oder karminroten Bändern und die Schuhe von schwarzem Leder mit Schnallen oder Bindeschnüren festgehalten. Stark im Rückgange begriffen war die mit rotem Leder ausgeschlagene Spannlasche, die man heute nur noch ab und zu über die Schnalle heruntergeklappt sieht. Im allgemeinen liess sich damals schon bemerken, wie die Tracht sich der neuen Mode zuwendete; Zeichen dieser Aenderung waren die langen dunkel- oder hellblauen Tuchpantalons (7) statt der

Lederkniehosen, statt des Brusttuches die Weste von violettem oder schwarzem Sammet, wol auch von rotem Tuche, vornherab verknöpft, auf der oberen Brust aber offenstehend, die kurze Jacke mit Metallknöpfen statt des langen Rockes und der runde Filzhut statt des Dreimasters. Und so dürfte auch die aus Goldblech geschlagene helmförmige Brautkrone mit querstehendem Kamme, wie sie in Kirchgarten getragen wurde, jezt nur noch als Museumsnummer aufzutreiben sein. Die mannigfach gestalteten Kopfschleifen über dem Scheitel, mit denen man jezt so vielfach die Bauernhauben im Schwarzwalde ausgestattet findet, sind modernes Produkt (vrgl. Fig. 73. 5. 6).

Fig. 76. Die Bauern rachten im Elsass wiesen den nämlichen alemannischen Grundzug auf, der auf der anderen Rheinseite den schwäbischen und schwäbisch-baierischen Trachten eigentümlich war. Diese Aehnlichkeit überhebt uns einer wiederholten Besprechung. Was sich im Elsass anders, als in Baden erwies, war französische Modesache und trat mehr im bürgerlichen, als bäuerlichen Anzuge hervor. Die Schnurbrust bildete sozusagen den Grundstock dieser Veränderung, jener Panzer aus Fischbein mit seinem Eisenstabe in der vorderen Mitte, der sich im Ueberzuge als scharfe Kante markierte (10). Sie war mit schmalen Achselbändern versehen und hinten zum Schnüren eingerichtet. Weil man meist gar nichts, als nur eine leichte Jacke darüber anlegte, so benuzte man zum Ueberzuge gute, namentlich seidene Stoffe. Untenherum war die Schnürbrust in Laschen geteilt, über die der Rock zu sizen kam, und hinten mit Oesen versehen, in die der Rock eingehakt wurde. Neben dieser Schnürbrust trug man auch minder ausgepanzerte ohne den eisernen Stab und gewöhnlich nur hinten mit Fischbein gesteift (1. 2). Im Verlaufe des ganzen Jahrhunderts wurden vielerlei Arten von Jacken getragen, die bald kürzere, bald längere Schösse hatten, sich bald fest um den Körper schlossen, bald, nur an den oberen Ecken znsammengefasst, sich lose über den Rock herablegten. Durchgängig aber waren die Aermel sehr kurz und endigten unten mit einem Aufschlage von doppelter Weite; unter diesem hing ein feiner weisser Unterärmel als offene Manschette herab (3). In anderer Weise war der Aufschlag und häufig auch die Manschette in eine Puffe zusammengezogen und mit einer Bandschleife garniert. Ein gerüschter Besaz an den Rändern war sehr beliebt. Das Haar strich man rings um den Kopf nach hinten, um es dort in ein Nest zu versammeln. Nach dieser Frisur richtete sich gewöhnlich auch die Haube, die über dem Haarknoten sich entsprechend erweiterte. Ein am Vorderrande eigens angesezter Schirm machte über der Stirn eine leichte Einsenkung. Die Doppelschleife aus Band, mit der man sie auf dem Oberkopfe besezte, war sehr bescheiden und liess noch

Fig. 76.

nicht den gewaltigen Schleifen- und Flügelpuz ahnen, der in unsern Tagen als elsässisches Wahrzeichen gilt. Goethe berichtet in „Dichtung und Wahrheit“, er habe 1770 im Elsass eine „deutsche Volkstracht“ vorgefunden; die Schwestern Brion hätten sie getragen. Es ist thatsächlich anzunehmen, dass diese Tracht den Namen „deutsch“ verdiente und keine ländliche Umgestaltung einer älteren französischen Mode gewesen sei, etwa der Mode von 1730—1740. Ein halbes Jahrhundert genügt allerdings, um aus einer vorübergehenden eine feststehende Tracht, also eine Volkstracht zu machen. Unsere Abbildung zeigt jedoch, dass die um 1770 üblichen deutschen Volkstrachten (5) wenig oder gar nichts mit einer älteren französischen Mode zu thun hatten. Ein hinten verschnürbares Mieder mit seinem Grate über die Brustmitte herab (10) war von Haus aus französisches Produkt.

Das Zigeunertum war im Elsass stärker vertreten, als sonst in einem deutschen Gebietsteile; doch war es auch hier stets ein fremdes Element und sich nur selber gleich geblieben. Auch bei ihm gehörten Kniehosen und Strümpfe zum männlichen Anzuge; das Wams hatte sich allem Anscheine nach aus dem Schwedenrocke entwickelt, denn dieser, ursprünglich ein Koller, war nach und nach zu einer Jacke geworden. Wie die Zigeuner sie trugen, hatte die Jacke die alten Achselstücklein beibehalten, doch in Tüllen gelegt, unten am Aermel Aufschläge, die hinten geschlizt waren, und in den Schössen bedeckelte Taschen angenommen, schliesslich sich oben geöffnet uud kragenartig nach aussen umgelegt. Das grosse Schuztuch, unter dem das Zigeunerweib auf unserem Bilde ihren Anzug verbirgt (7), gestattet nur die Vermutung, dass dieser von der elsässischen Weise nicht abgewichen sei. Dergleichen Hüllen waren als Regentücher allerwärts im Gebrauch.

Fig. 77. Die Haube, wie sie heutzutage im Schleithale allgemein getragen wird (1), ist ebenso originell, als kleidsam; sie besteht aus durchzogenem Mulle und ist hart und steif, denn sie hat ein Drahtgestell zur Einlage; ihr Kopf erweitert sich hinten bald mehr, bald weniger hoch und so erinnert die Haube etwas an einen Helm; festgehalten wird sie mit Wangenbändern aus Seidendamast, die unterm Kinne verschleift werden. Man trägt die Haube gewöhnlich in Weiss, doch sonst auch in Hellblau. Im häuslichen Verkehre trägt man ein kappenartiges Häubchen von hellem Kattune (2), das nach vornhin eng, doch leicht gefältelt und über den Scheitel her mit einem weissen, auf der Scheitelhöhe verschleiften Bande überspannt ist; es wird in gleicher Weise,

Elsässische Volkstrachten um 1780. 1 Jungfer; 2, 3 bürgerliche Frauen vom Lande; 4 Bursche; 5 Mädchen; 6, 7 Zigeuner; 8 Bauer; 9 wohlhabender Landbürger; 10 Bäuerin. 6—8, 10 aus dem Kreise Hagenau. (Joh. Martin Will: Sammlung Europäischer Nationaltrachten.)

wie die andere Haube, mit breiten Kinnbändern festgehalten. Die Bäuerinnen von Oberseebach im weissenburger Kreise tragen das Haar vorn gescheitelt und im Nacken chignonartig aufgenommen, darauf ein Unterkäppchen von kleinster Form mit einer Doppelschleife von leuchtend roter Seide auf seiner Höhe (3); das Band sezt sich fest aufgenäht rechts und links über das Käppchen bis zu seinem Nackenrande fort. Das Käppchen ist ausserdem mit reicher Goldstickerei verziert. Die Haube, wie die älteren Frauen um Strassburg sie tragen (4), ist aus schlichtem oder gepresstem schwarzen Sammet hergestellt und zuweilen mit Goldblumen oder sonstigen Mustern zierlich bestickt; sie lässt das gescheitelte Haar breit um das Gesicht her frei; im Vorderteile

Fig. 77.

1 2 3 4 5

Elsässische Kopftrachten. 1, 2 im Schleithale; 3 in Oberseebach; 4, 5 um Strassburg. 1 Häubchen samt Kinnschleife weiss, Kragen weiss, das darüber liegende Brusttuch schwarz mit dunkelm Pelzrande. 2 Häubchen samt Kinnschleife weiss, Halsrüsche weiss, Brusttuch farbig. 3 Käppchen gelb mit hochroter Schleife, Halsrüsche schwarz, Brusttuch samt Schleife rot, Aermelleibchen grün mit schwarzer Rüsche obenher am Ausschnitte. 4 Haube schwarz, Brusttuch schwarz mit Blumenmuster. 5 Käppchen rot, im Grunde mit blumigem Muster und Goldstickerei, Nackenschleife grün mit buntem Muster, Halstuch rot, Leibchen schwarz. (Albert Kretschmer: Deutsche Volkstrachten.)

besteht sie aus einem glatten Bunde, der den hinteren Oberkopf und die Ohren bedeckt; ihr angesezter Kopf aber bläht sich mit weichen losen Falten bedeutend auf und wird mit einer Zugschnur im Nacken zusammengezogen. Als winterliche Kopfbedeckung dient ein Käppchen aus buntblumigem Sammet (5) mit einem Boden aus dunklem Sammet und reicher Goldstickerei; der Boden ist nach rückwärts gewendet und unten mit einer eingelegten Zugschnur versehen; ein weiterer Schmuck besteht in einer blumiggemusterten Seidenschleife an der linken Seite des Gesichtes, die ihre langen Endstücke frei herabfallen lässt.

Fig. 78. Von einer landeseigentümlichen Tracht waren damals nur noch wenige Spuren vorhanden; soweit sie dem männlichen Ge-

schlechte angehörte, war es nur Veraltung, die sie eigenartig machte; wo einmal die langen Tuchhosen sich eingenistet hatten, war es auch

Fig. 78.

1 2 3 4 5

Volkstrachten aus der Rheinpfalz 1, 2 um 1840, 3—5 um 1830. 1 Rock blau, Hose hellgrau, Weste hochrot, Hut, Halsbinde und Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Strümpfe weiss. 2 Rock samt Aermelleibchen und Schürzenband lichtgraublau, Brusttuch gelb mit schwarzen Streifen, Schürze rosenrot, Häubchen weiss, Schuhe schwarz. 3 Rock lederfarbig mit schmalen roten und breiteren grünen Längsstreifen, Schürze, Hemdärmel, Strümpfe und Leibchen weiss, Mieder dunkelgrün, Busentuch weiss und mit blauen und roten Streifen gegittert, Schuhe schwarz. 4 Rock lederbraun, Schürze, Strümpfe und Häubchen weiss, Leibchen lichtgrauviolett, Busentuch gelblich, Schuhe und Halbhandschuhe (Stauchen) schwarz. 5 Hosen schwarz, Weste, Strümpfe und Hemdkragen weiss, Frack dunkelblau mit weissen Knöpfen, Hut und Schuhe schwarz mit weisser Schnalle, Halstuch karminrot, Untermüze ebenso mit graubraunem Pelzrande. (1, 2 Länder- und Völker-Schau. Eine Gallerie von Bildern 1840. 3—5 Opiz: Volkstrachten der Deutschen 1830.)

mit dieser Veraltung vorbei, denn diese konnte sich mit Gewandstücken aus grossväterlichen Zeiten nicht gut vertragen. Eher schon der Frack; dieser hatte überhaupt etwas von einem Allerweltscharakter an sich;

soviel er bespöttelt wurde, soviel wurde er getragen. So wie ihn der pfälzer Bauer damals trug (5), war er etwa um 1812 in Mode gekommen; mit den Brustkanten reichte er bis in die Mitte des Leibes herab und mit den Schosskanten trat er nur wenig gegen diese zurück; der Kragen war wie ein Kummet hinten vom Halse abstehend; die spizig geschnittenen Schösse reichten bis unter die Kniekehle; dem Bauern waren diese Zipfel zuwider und er benuzte gern die Gelegenheit, als die Mode sie selbst einmal für einen Augenblick tüchtig beschnitt und das Gewandstück einem Wamse ziemlich nahe brachte. Die unten zugeknöpften Kniehosen waren schon über hundert Jahre alt; wenn von Leder verfertigt, wurden sie nur mit einer einzigen Naht und zwar auf der äusseren Seite geschlossen, sonst aber mit zwei Nähten. Auch die Weste mit ihren bedeckelten Taschen und zurückgeschnittenen Schossrändern folgte noch einem altem Muster, das etwa um 1770 in Mode gekommen war, und der Hut mit seinem stark über das Gesicht vorspringenden Schirmteile, hinten und seitwärts aber aufgeklappt, einem alten Müzenmuster, das schon im 16. Jahrhundert üblich gewesen.

Beschränkte sich somit die Männertracht auf allgemein Uebliches, wie es auch sonst in Deutschland vorkam, so bot auch die Frauentracht kaum noch etwas Eigenartiges, wenn es nicht etwa der Kopfpuz war. Hier fand man noch die saubere Tracht der weissen „Kammode". Ein weisses Band war auf der Höhe des Kopfes quer über die Kappe gezogen und unter dem Kinne zu einer Doppelschleife geschürzt. Im alltäglichen Verkehre war es nur ein breites Linnenband, mit dem allein die Frisur zusammengehalten wurde; an beiden Enden in schmale Streifen übergehend wurde es mit diesen unterm Kinne verschleift; den Hinterkopf umfasst es mit einer Schlinge. Unter der Brust bedeckte den Oberkörper ein Mieder aus farbigem Tuche, aus dem die Hemdärmel schlicht herabfallend hervortraten; in seinem tiefen Ausschnitte bedeckte ein buntes Tuch von Kattun oder Seide Brust, Hals und einen Teil des Rückens und verschwand mit seinen Zipfeln vorn unter dem Leibchen. Der Rock war nicht von so absonderlicher Art, wie in vielen andern Teilen Deutschlands, und reichte bei grösster Kürze bis an den unteren Wadenrand; doch was er gewöhnlich länger und ging selbst bis auf die Füsse, nur deren Spizen blicken lassend. Die Schürze, immer etwas kürzer, als der Rock, ging in ihrer Breite meist um die Hüften herum und wurde dann im Kreuze gebunden. Bei schmäleren Schürzen pflegte man die Bandschleifen vor dem Leibe herabfallen zu lassen. Das Aermelleibchen, das knapp um den Oberkörper schliessend hier den Anzug vollendete, bestand vielfach aus dem Stoffe des Rockes und war vorn an den engen Aermeln mit einem schlichten Umschlage versehen.

Fig. 79 und 80. Wie der Stadtbürger, so hatte auch der begüterte Bauer die Gewohnheit, unter seinem kragenlosen Leibrocke die lange Weste zu tragen, die ganz so gestaltet war, wie der Rock selbst, nur ein wenig kürzer, und unter dieser langen Schossweste noch eine kurze, die denselben Schnitt wiederholte und ebenso mit quereingeschnittenen bedeckelten Taschen versehen war. Man begann damals energisch mit dem Verkürzen der Weste vorzugehen, so dass sie um 1770 nur noch

Fig. 79.

1 2 3 4

Bauernleute aus der Gegend von Wetzlar. 1, 4 Bauer und Bäuerin, 2 Knecht, 3 Magd. (Joh. Martin Will: Sammlung Europäischer Nationaltrachten. Um 1780.)

den Leib bedeckte (Fig. 79.2); dabei pflegte man ihren schossartigen Vorstoss, den sie noch besass, an den Vorderrändern schief nach hinten abzuschneiden. Auch den eigentlichen Rock verkürzte man dementsprechend zu einer Jacke, der man die bedeckelten Taschen, aber nicht die Knöpfe beliess. Noch nicht vergessen war der schon im 16. Jahrhundert geübte Brauch der langen, über das Knie heraufgehenden Lederstrümpfe (Fig. 79.2; 80.1), solche obenher ringsum mit Einschnitten

zu versehen, dann herabzuschlagen und sie mit dem oberen Rande unter sich selbst zu befestigen, wodurch unter dem Knie sich ein Kranz von Schleifen bildete (Fig. 79. 1). Diese Ueberstrümpfe ersezten die Gamaschen. Den Kopf deckte ein niedriger Filzhut mit breitem Schirme, der ringsum gleichmässig abstand oder dreiseitig aufgeklappt war. Dieser Anzug konnte als Sonntagstracht bezeichnet werden; an den Werktagen aber gingen die Bauern im Kittel zur Feldarbeit oder auf

Fig. 80.

1—3 Bauernleute aus der fuldaer Gegend, 4, 5 aus dem Hinterlande von Wetzlar. (Joh Martin Will: Sammlung Europäischer Nationaltrachten. Um 1780.)

den Markt in die Stadt; dieser war ein schlichtes Hemd ohne Halsbund und von blau gefärbtem Leinen (Fig. 80. 4). Der reisende Handelsmann trug den Kittel ebensogut, wie der betriebsame Handwerker; er glich gewissermassen den Unterschied der Stände aus, indem er jeden kleidlichen Zwang beseitigte, und war eine schüzende Decke vor Staub und Regen.

Das Leibchen der Bäuerinnen hatte eine nach modischer Art gespizte Taille und war mit Fischbein ausgesteift; ein Fischbein lag in der

Mitte eines jeden Seitenteiles, eines in den Nähten hinterwärts, die das Rückenstück mit den Seitenteilen verbanden, und endlich noch eins in jedem Rande der Schnürleisten. Weit auseinanderklaffend wurde das Leibchen über einem länglich dreieckigen Laze vernestelt, in anderer Weise aber im Rücken zusammengeschnürt und der Laz auf das vorn durchaus geschlossene Leibchen festgehakt und selbst festgenäht. Der Halsausschnitt war auf der Vorderseite sehr tief; man verdeckte hier den Busen durch ein mehr oder minder grosses dreieckiges Tuch und steckte dies mit seinen beiden Zipfeln vorn unter das Leibchen, derart, dass zwischen ihnen die mittlere Brust unverhüllt blieb. Dies war modischer Brauch, und ebenso war es auch das Jäckchen, das man über das Leibchen anlegte (Fig. 80. 2). Es wurde nur vor der Brust mit den oberen Ecken zusammengeschleift, stellte sich nach untenhin weit auseinander und mit dem in gegeneinanderliegende Falten geordneten Schösschen hinterwärts in die Höhe. Die Aermel, ob sie der Jacke oder dem Leibchen angehörten, waren nur halblang und ziemlich eng, nach unten gewöhnlich etwas weiter, und liessen den mit einem schmalen Bündchen dicht unter der Armbeuge geschlossenen Hemdärmel unter sich hervortreten.

Die Frisur folgte ebenfalls der Mode und stieg ringsum glattgestrichen in die Höhe (Fig. 80. 5); durch ein untergelegtes Drahtgestell musste sie in ihrer Stellung gehalten werden; im Nacken war sie in zwei Zöpfe gebunden, die mit bequasteten Enden frei herabfielen. Der Frisur entsprechend zeigten auch die Hauben einen mehr oder minder hohen Kopf, der bald wie ein abgestumpfter Kegel, bald wie ein Cylinder gestaltet war; um das Gesicht her und den Nacken umgebend trat unter dem Haubenkopf ein getüllter Schirm hervor, einfach oder in doppelter Lage, und mancherorts wie eine Aureole rings um das Gesicht in die Höhe gestellt (Fig. 80. 3). Vielfach wurden die Flechten wie ein Kranz oben um den offenen Haubenkopf gewunden und erst dann mit dem Reste über den Rücken fallen gelassen (Fig. 80. 2). Sehr beliebt war eine anliegende Haube, die eine kleine Schniepe über der Stirn und den Schläfen machte und sich über dem Wirbel wie ein Teller ausweitete (Fig. 79. 3); sie gab das Muster ab für die sogenannten Stülpchen, die heute noch in der Gegend von Biedenkopf getragen werden (vrgl. Fig. 82. 4. 5).

Fig. 81. In der Frauenkleidung um Biedenkopf herrschte ein grosser Wechsel, der sich schon in nahe beisammen liegenden Dorfschaften bemerklich machte, so dass man die Tracht nach den Dörfern benennen muss, wenn man sie kennzeichnen will. So war in Eckelshausen (2) ein Häubchen von schwarzem Tuch üblich, die „Mutsche", das hinten einen helmähnlichen Aufsaz hatte und vornher einen schwarzen

Spizenstreif, der sich mit einer Schniepe über die Stirne legte. Mit schwarzen Bändern an der Seite wurde das Häubchen unterm Kinne geschlossen. Das Haar, nach der Höhe zu gestrichen, blieb nur über den Schläfen sichtbar.

Der Mantel wurde nicht blos im Winter, sondern auch im Herbst und Frühjahr angelegt; dementsprechend war er von dickem Stoffe oder

Fig. 81.

1 2 3 4

Hessische Volkstrachten um 1840. 1, 2 Gegend von Biedenkopf, 3, 4 von Kassel. 1 Rock, hohe Stiefel und Halsbinde schwarz, Weste tiefrötlichviolett, Hosen braungelb, Pelzmüze braun. 2 Mantel samt Kragen lichtgrauviolett, Rock rotbraun, Strümpfe weiss, Häubchen mit Kinnbändern und Schuhe schwarz. 3 Rock graublau, Schürze und Kamisol naturlinnenfarbig, hohes Mieder rot, Häubchen, Halstuch und Schühe schwarz. 4 Rock blau, Hosen grau, Weste rot, Hut, Halstuch und Stiefel schwarz. (Länder- und Völker-Schau. Eine Gallerie von Bildern. 1847.)

doch wattiert und ausgefüttert. Im Zuschnitte war er radförmig; seine Widerstandsfähigkeit wurde durch einen überfallenden Kragen vermehrt, der an Länge dem Mantel nur wenig nachgab, und ausserdem noch durch eine rundgeschnittene Kapuze, die ringsum auf dem Oberkörper

lag. Derartige Mäntel pflegte man „Hüllen“ zu nennen; ihren Ursprung verdankten sie der Mode; aber die Eigenartigkeit, mit der man sie von Gegend zu Gegend abänderte, verschaffte ihnen in kurzer Zeit den Charakter einer Volkstracht.

Fig. 82. Es waren zierliche Häubchen, wie sie in der osnarbrücker Gegend getragen wurden (1. 2). Das Käppchen, mit dem sie den Wirbel bedeckten, war entweder ganz von Goldstoff oder doch mit blumigen Mustern in Gold und Seide reichbestickt, und dabei hinten mit einer Zugschnur versehen, vornher aber mit einem weissen, in Falten gebrannten Striche, der den Schirm bildete und über der Stirn eine leichte Biegung machte. An den vorderen Ecken des Käppchens waren zwei-

Fig. 82.

1 2 3 4 5

Hessisch-westfälische Kopftrachten. 1—3 Häubchen aus Osnarbrück; 4, 5 aus Wallau bei Biedenkopf im Grossherzogtum Hessen. 1 Kopf des Häubchens Goldstoff, Schirm weiss, Kinnband blau, Halsfräse weiss, Schultertuch karminrot. 2 wie bei 1, Schultertuch schwarz. 3 Haubenkopf und Kinnband dunkelblau, Stirnrüsche, Kopfband und Schultertuch schwarz. 4 Häubchen (Stülpchen) rot mit weissen Mustern, Einfassung des Stülpchens vorn und untenher sowie Kinnband schwarz, Leibchen (Mutze) dunkelgrün mit roten weissumrandeten Knöpfen, Mieder schwarz mit schwarzen Nesteln, Halstuch rot. 5 ebenso. (Albert Kretschmer: Deutsche Volkstrachten.)

farbige Seidenbänder angebracht, die unterm Kinn in Schleifen geschürzt bis zum Gürtel herabhingen. Das Haar wurde über der Stirne gescheitelt und im Nacken als Chignon zurückgelegt. Eine schlichtere Haube (3) war im Kopfe halbkugelförmig, von schwarzem oder farbigem Seidenstoffe, und vornher mit einem Schirme aus schwarzer Kante besetzt, der in enge Falten gebrannt war; hinter diesem Schirme umgab den Haubenkopf ein schwarzes Seidenband, das hinten verschleift mit seinen Endstücken in den Nacken fiel. Ueber die Anlage des Halstuches s. Fig. 83. 5. In und bei Wallau in der Provinz Hessen war als Kopfbedeckung ein Stülpchen üblich, das nur den hinteren Teil des Kopfes bedeckte und sich hier über dem Haarknoten in Form eines

breit hervorstehenden Tellers umbildete. Bei Frauen bestand es aus weissem Piqué, war aber mit schwarzem Seidenbande vorn und untenher eingefasst und mit Kinnbändern vom nämlichen Stoffe besezt. Mädchen trugen ihr Stülpchen mit Mustern in roter Wolle so dicht verbrämt, dass Rot den Grundton abgab, und in dieses waren dann noch weisse Blumen eingestickt.

Fig. 83. Im südlichen Hannover, von der Heide an bis ins Braunschweigische und Kurhessische hinüber, war es der weisse Drillichrock mit seinem flammendroten Unterfutter, der als Charakteristikum der männlichen Tracht am meisten ins Auge fiel (1). Von Ort zu Ort wies er manche Unterschiede auf; hier war er völlig kragenlos, dort mit einem Stehkragen versehen; bald zeigte er sich an den Taschen bedeckelt, bald nur mit einem schlichten Schlize markiert, ja nicht selten beides zugleich. Auch wechselte er in seiner Länge; zumeist indes reichte er bis in die halben Unterschenkel und war nur selten etwas kürzer. Die Knöpfe waren stets dicht aneinander gesezt und gewöhnlich aus Messing, seltener aus Horn oder Perlmutter. Das rote Futter ging nicht ganz bis an den unteren Saum herunter und der Drillich blieb hier eine Handbreit ungefüttert. An den Aermelaufschlägen wie an Kragen und Taschendeckeln war der Rock mit einem roten Vorstosse schnurförmig eingefasst. (Taf. 46: 3.)

Die Weste, wie sie am häufigsten vorkam, war von schwarzem Tuche oder geblümten Sammet und mit zwei Reihen von übersponnenen Knöpfen besezt, die unten eng zusammenstehend nach oben auseinander gingen. Mannigfach war die Kopfbedeckung; an dem einen Orte war es ein Cylinderhut, und diesen fand man namentlich bei den Schafhirten in der göttinger Gegend, an dem andern ein niedriger schwarzer Filzhut mit breiter Krempe, die rundum oder nur an zwei Seiten aufgeklappt war, so dass sie im Nacken eine Spize machte.

Wo die Langghosen und die Schirmmüze hinkamen, hörte die Tracht auf, Volkstracht zu sein; es müsste denn das farbige Brusttuch und das Wams mit seiner dichten Knopfreihe ihr noch eine Spur davon gerettet haben (2). Dies war in der Gegend von Lüneburg der Fall; hier erwies auch die weibliche Tracht sich ziemlich abgeschliffen, wenn man so sagen will; aber originell war noch ihr Kopfpuz, ein buntgemustertes Tuch von Kattun, Wolle oder auch Seide, wie ein Baschlik um den Kopf genommen und mit einem farbigen glatten Bunde bekrönt, der, einem „Pol“ oder Tragringe ähnlich in den Kopf gesezt, diesen umfasste (3).

Die Trachten in der ehemals kurhessischen Grafschaft Schaumburg gehörten wie ihre Heimat zu Niedersachsen und hatten viel Aehnlichkeit mit der Tracht der stammverwandten Nachbarschaft. Auch hier

Fig. 83.

1 2 3 4 5

Hannöversche und hessische Volkstrachten um 1840. 1 Schäfer aus der Gegend von Göttingen; 2, 3 Bauersleute aus der Gegend von Lüneburg; 4, 5 Bauersleute aus Nenndorf im ehemaligen Kurhessen. 1 Rock weiss mit rotem Futter und roter Einfassung an allen Kanten, auch an den Aermelaufschlägen und den Taschen, Weste, Hut und Schuhe schwarz, Schürze weiss, Gamaschen graublau, Halstuch rot, blau und weiss gestreift, Hundekoppel ledergelb. 2 Hosen, Halstuch, Stiefel und Müze schwarz, Wams graugrün mit ebensolchen Knöpfen, Weste rot mit gelben gewellten Längsstreifen. 3 Rock grün mit schwarzer Saumborte, Schürze und Strümpfe graublau, Aermelleibchen dunkelgrün mit schwarzer Einfassung am Brustausschnitte, Brustbedeckung weiss, Kofptuch gelb mit roten Gitterstreifen, Kopfwulst gelb, rot, hell- und dunkelgrün in den einzelnen Dreiecken, Schuhe schwarz. 4 Rock weiss mit roter Schnureinfassung an den Kanten vornherab und am Kragen, Hosen, Weste, Hut, Halstuch, Gamaschen und Schuhe schwarz, Knöpfe zinnfarbig, Kragen, Hemd (zwischen Weste und Hosen sichtbar) und Strümpfe weiss. 5 Rock rot mit blauem Saume, Leibchen mit kurzen Aermeln dunkelblau mit rotem, grün eingefasstem Bortenbesaz an der Brustöffnung und grünen Schnüren über rotem Brustlaze, an den Aermeln untenher weiss, auf den Aermeln goldbordiert, Brusttuch rot, Halsfräse weiss, Häubchen im oberen Teile rot, im unteren blau mit schwarzer Einfassung, Kinnschlupf rosa, Stauchen schwarz mit roten Knöpfen und Lizen, Strümpfe rosa mit blauen Streifen, Schuhe schwarz mit Zinnschnalle. (Eduard Duller: Deutschland und das deutsche Volk.)

trugen die Männer den langen weissleinenen Rock mit kurzer Taille, langen Schössen, roter Einfassung und rotausgenähten Knopflöchern (4). Die Weste von dunkelblauem Tuch oder schwarzem Sammet war mit nach obenhin auseinandergehenden Reihen von Metallknöpfen besezt und wurde gewöhnlich so in die Höhe geschoben, dass zwischen ihr und den schwarzen Lederkniehosen eine Handbreit von dem weissen Hemde unbedeckt blieb. Dazu kamen noch weisse Strümpfe, kurze Gamaschen von schwarzer Leinwand, schwarze Schnallen- oder Bindeschuhe von Leder, ein schwarzseidenes dickes Halstuch mit einem schmalen Streifen des Hemdkragens über sich und ein schwarzer Filzhut mit ungewöhnlich breiter Krempe und einem als Schleife über die Krempe fallenden Seidenbande mit silberner Schnalle.

Der Frauenrock war von hochroter Wolle mit blauem Saume untenher (5); das kurzärmelige Mieder von blauem Tuche wurde mit Knöpfen von der nämlicheu Farbe geschlossen. Es hatte einen weiten Ausschnitt, der mit dem Hemde ausgefüllt und ausserdem noch mit einem Tuche von schwarzer Wolle mit bunter oder weisser Blumenborte verdeckt wurde; dies Tuch war hinten in strahlenförmig auslanfende Falten geordnet. Ueber ihm breitete sich eine weisse locker gefältelte Halskrause aus, die am Hemde sass. Die Strümpfe waren blau, rosa oder schwarz und meist mit weissen Zwickeln verziert, die Schuhe tief ausgeschnitten und mit einer silbernen Schnalle besezt; die Unterarme blieben nackt. Eigenartig waren die breiten Spangen am Handgelenke; sie bestanden aus einem Sammetstreifen mit aufgenähten Perlen aus Metall oder buntem Glasflusse. Das Käppchen war bei Frauen von schwarzer, bei Mädchen von hochroter Seide; Bänder hingen daran über den Nacken hinab und waren vorn derart aufgenäht, dass sie eine in die Stirn gehende Schniepe machten. Diese Bedeckung wurde unter dem Kinne mit breiten Bändern zusammengeschleift.

Taf. 46. Unter „Altem Lande“ versteht man einen an der Unterelbe gelegenen und von der Lühe durchzogenen Landstrich. Hier ist noch eine Tracht zu finden, die nicht blos eigentümlich, sondern auch schön ist; man bemerkt sie vielfach unter der handeltreibenden Menge in den Strassen Hamburgs. An Wochentagen ist der Rock von schlichter dunkelfarbiger, an Sonntagen von lebhaft gefärbter Wolle und untenher mit seidenem Bande besezt. Ebenmässig ist für gewöhnlich das Mieder von dunkelem Wollstoffe, der Laz von hochfarbigem, aber glatt und ohne Stickerei; der festtägliche Laz aber besteht aus Goldstoff mit bunter Metallstickerei und überbietet an Pracht wol alles, was an derartigen Stücken in Deutschland zu sehen ist. Gleichwol kommt er bei vollem Anzuge nicht ganz zur Geltung, da er zumteile untenher

von dem Mieder, obenher durch ein buntes Halstuch und an beiden Seiten durch die oben einschneidenden Ecken der Jacke sowie zwischen den Ecken noch durch eine kostbare Brosche von Silberfiligran verdeckt wird. Für die Werktage ist die Jacke von dunkelblauem Tuche, sonst aber von farbiger Seide mit schmalen Goldtressen an den Rändern. Die Aermel werden nach der Hand zu etwas weiter und sind unten auf der Rückseite mit sechs grossen Knöpfen aus Silberfiligran verziert. Die Schürze ist lang, weit und faltig, gewöhnlich von blaugemustertem Kattun und um den ganzen Körper herumgehend, als Festgewand von schwarzer Seide und zusammengesezt aus einem glatten Oberteile mit Posamenterien unterhalb des glatten breiten Bundes und aus der eigentlichen Schürze mit ähnlichem Schmucke, die oben dichtgefältelt, nach unten in gewöhnliche Falten übergeht. Die Strümpfe sind von Wolle, blau, lila oder schwarz, die Schuhe von schwarzem Leder und mit Laschen versehen, die auf dem Riste mit einer ungewöhnlich grossen viereckigen Schnalle aus Silber zusammengehalten werden. Das eigenartigste Stück in dem ganzen Anzuge ist der Kopfpuz. Dieser folgt darin einer alten Wendensitte, dass er sich aus Unterkappe und Knüpftuch zusammensezt (Taf. 16 1. 2). Für gewöhnlich ist das Müzchen einfarbig und das Tuch von dunklem Kattun; für die Festtage aber besteht das Müzchen aus Gold- und farbigem Seidenstoffe mit einer Goldborte; es bedeckt den Oberkopf bis zum Nacken, wo es nur noch den Flaum des Haares blicken lässt, und wird unter dem Kinne her durch breite buntgemusterte Seidenbänder festgehalten, die seitwärts am Kopfe in Schleifen geschürzt werden. Auch das Kopftuch ist von gemusterter oder streifiger Seide; es wird zu einer Binde zusammengelegt, dann von vornher um den unteren Teil der Müze genommen, hinten gekreuzt und mit den Zipfeln vorn über der Stirne verknotet. Den Puz vollendet ein Halstuch und ein mehrreihiger Perlenschmuck mit breitem silbernem Schloss im Nacken. Das Tuch, von Seidenstoff, streifig oder lebhaft bunt, viereckig in seiner Grundform, wird zum Dreiecke zusammengelegt und so angeordnet, dass der Doppelzipfel in den Nacken fällt, dann mit beiden Seitenzipfeln um den Hals genommen und hinten derart verknotet, dass die Zipfel breit die beiden Achseln bedecken.

Ueber die Tracht des göttinger Schäfers siehe Fig. 83. 1.

Taf. 47. Als das 19. Jahrhundert sich seiner Mitte näherte, war in der weiblichen Tracht von Ostfriesland nichts mehr von dem engen regelrechten Faltengeriefel zu sehen, das ehedem so charakteristisch für sie gewesen war; aber ein anderes Kennzeichen, die rote Farbe, war noch nicht vergangen und schlug noch jezt mancherorts so bedeutend vor, wie sonst; vielfach waren Rock, Wams und Halstuch, ja selbst die Schürze hochrot gefärbt.

Die erste Figur auf unserem Bilde stellt eine Saterländerin aus dem Oldenburgischen dar; von ihrer Tracht war schon in der ebengenannten Epoche kaum noch etwas zu sehen, wenigstens nicht mehr auf lebendigem Leibe, wenn auch hie und da noch ein Gewand- oder Schmuckstück in irgend einer Truhe als unbenüztes Erbgut schlummerte. Von Abbildungen ist dem Verfasser nur die vorliegende bekannt; sie befindet sich in einer Sammlung von Trachtenbildern, die dem Buche: „Deutschland und das deutsche Volk“ von Eduard Duller beigeheftet ist. Die Bilder sind nicht immer zuverlässig, doch brauchbar genug, um die Phantasie des Lesers zu unterstüzen und für den Text eine Unterlage abzugeben.

Das Hemd war von weissem Linnen und umschloss mit einem Kragen den Hals. Rings um den Kragen war es mit einem Zickzackmuster aus blauem oder rotem Garne benäht und ebenso auf der Brust mit den Anfangsbuchstaben vom Namen seiner Besizerin in „Blocklettern“ verziert. Der Raum zwischen Buchstaben und Kragen war mit einem Ornament aus blauem Garn in Kettenstich ausgefüllt, wie man es auch sonst auf Weisszeugstücken, wie Handtüchern und Bettlaken, anzubringen pflegte; es wurde „Bomkeletere“ genannt und bestand in der Hauptsache aus Baumblättern und Vögeln; die Blätter waren in Büscheln zusammengestellt und an den Enden eines Kreuzes mit doppelten Querbalken angesezt; auf dem obersten Büschel waren zwei Vögel und zwischen diesem und dem nächsten Seitenbüschel rechts und links je ein Vogel angebracht, Blätter wie Vögel auf ihre Grundformen reduziert. Die Balken bestanden aus einfachen Linien in Kreuzstich; in den Zwischenräumen waren noch einige kleinere Ornamente in Vierpass-, Dreiecks- und Ringform eingestickt. Der Brustschliz wurde mit einer silbernen Spange geschlossen, die vielfach wie ein Herz gestaltet war. Der Rock stieg bis zum unteren Wadenrande hinab und bestand wie alle Friesenröcke aus dickem Wollstoff oder „Boye“; er war rotgefärbt mit einem schmalen grünen Besazstreifen untenher, bei feierlichen Anlässen auch schwarz. Rock und Wams stimmten gewöhnlich in der Farbe überein. In Westfriesland wurde der schwarze Rock über den roten angelegt.

Ein Mieder scheint im Saterlande nicht üblich gewesen zu sein; es fehlte häufig in der Friesentracht, doch nicht überall; dies geht einesteils aus den Abbildungen hervor (3), andernteils aus der Sprache, die das Wort Mieder (Mother) kannte und es vielfach durch den Ausdruck „thet inre Klath“ ersezte. Unmittelbar auf das Hemd kam das Wams zu liegen; dies hatte kurze Aermel, die nur wenig über die Ellbogen reichten und unten mit einer spizen Zunge abschlossen, die hinten über den Arm zurückgeschlagen ihr blaues Futter mit goldenen Rand-

borten und silbernem Knopfe sehen liess. Solche mit Silberknöpfen verzierten Aermel kamen mehrfach, so z. B. auf den Halligen, als selbständige Gewandteile vor, die eigens angezogen werden konnten. Die Unterarme wurden mit langen Handschuhen verhüllt, die unter die Wamsärmel hineingingen. Diese „Ermhanske“ liefen gleichfalls unten in ein spizes Dreieck aus, das sich über den Handrücken fortsezte; sie waren von feiner dunkelvioletter Wolle gestrickt und wurden unten in der Handbeuge mit goldenen oder silbernen Knöpfen zugemacht. Um die Hüften kam ein Gürtel, ein einfaches rotes Seidenband oder eine Schärpe. Ein Hauptstück war das Halstuch von roter oder geblümter Seide mit befransten Kanten; es wurde vor der Brust übers Kreuz zusammengelegt und festgesteckt, so dass es mit beiden Zipfeln frei über die Schürze fiel. Diese selbst war etwas kürzer, als der Rock, und ging von einer Hüfte bis zur andern; sie bestand aus rotem, grünem oder auch schwarzem Wollstoffe. Unter den Strümpfen gab es lange, die man „Hosen“, und kurze, die man „Socken“ nannte. Sie waren aus dunkelblauer Wolle gestrickt und vielfach mit roten Zwickeln verziert. Es scheint, dass man auch quergefaltete Strümpfe benüzte, „gefulde Hoze“, wie sie auch anderwärts vielfach üblich waren (Fig. 69.1) und die aufs Doppelte ihrer scheinbaren Länge auseinandergezogen werden konnten. Die Schuhe, von schwarzem Leder und tief ausgeschnitten, waren nach Vermögen mit silbernen Schnallen besezt. Um den Hals kam, wenn die Gelegenheit es forderte, ein mehrreihiger Schmuck aus dünnen goldenen und silbernen Kettchen mit einem Mittel- und zwei Seitenschlössern zu liegen.

In früheren Tagen pflegten alle Friesinnen ihr Haar verborgen zu tragen, wenigstens die verheirateten. Die Saterländerin band ihr Haar zunächst mit einem „Streichelbande“ (Strickelband) zusammen, einem langen Wollbande, mit dem sie den Kopf mehrmals umwickelte, und hielt solches mit einem federnden Metallbügel fest, den sie um den Hinterkopf legte und über den Ohren sich an die Schläfen klemmen liess. Dieser Bügel führte den Namen „Ohreisen“, vermutlich, weil er ursprünglich aus Eisen hergestellt wurde; jezt aber war er von Silber, doch schlicht und schmal. Für gewöhnlich bedeckte ihn seine Besizerin mit einer Müze (Mutse) aus rotem Florstoffe mit grüner Schnureinfassung. An Sonn- und Festtagen aber sezte sie die „Kappe“ auf; diese bestand aus einem gewölbten Stücke für den Hinterkopf und zwei Seitenteilen; zur Unterlage hatte sie Pappdeckel, zum Ueberzuge grünen, blauen oder roten Seidenstoff mit buntfarbigem, goldenem oder silbernem Blumenmuster. Für besondere Feierlichkeiten war die Haube selbst im ganzen Grunde mit Gold ausgestickt. An ihrem vorderen Rande trat ein weisser getüllter Spizenstreif hervor und unter diesem war das Haar

und selbst der grösste Teil der Stirne gewöhnlich noch mit einer weissen Kopfbinde bedeckt. Unser Bild lässt diese Binde vermissen und giebt das gescheitelte Vorderhaar frei; vielleicht war die Binde nur ein Abzeichen für verheiratete Frauen oder Witwen; dafür aber zeigt es die Haube mit reichem Bandwerke bedeckt, das, teils rot und mit Gold bestickt, teils weiss und mit Grün gerändert, auf dem Scheitel seine Schleifen macht und mit den Endstücken seitwärts herabfällt. Unterm Kinn verschleifte Wangenbänder halten die Haube fest. Der moderne Hut und die Kragenhaube (Nebelkappe) haben ihrem Dasein ein Ende gemacht.

Die ganze Kleidung war besonders geschmackvoll durch ihre Einfarbigkeit; diese wiederholte sich auch sonst noch unter der friesischen Küstenbevölkerung. Es geht hier nicht an, allen Variationen nachzugehen; unser Bild giebt eine Probe davon, die sich nach dem bereits Gesagten von selbst erklärt (3). Das feuchte Element machte den Holzschuh nötig. Als Kopfschuz diente zunächst ein rotes Tuch, das durch eine im Nacken verknüpfte Zugschnur zu einer Haube umgebildet und am Kopfe festgehalten wurde. Darüber kam ein niedriger Strohhut mit breitem Schirm, ausgeschmückt und befestigt mit rotem Bande.

In der Kleidung der Schiffer und Fischer waren die langen breiten Leinwandhosen und neben ihnen der hohe stumpfkegelige Hut mit leichtgesenktem Schirme die kennzeichnenden Stücke. Bei den Leuten am Wasser pflegte der Hals nicht unverwahrt zu bleiben und ein warmhaltendes Halstuch aus gutem Stoffe zählte von altersher zu den notwendigen Stücken.

Nicht überall war die Frauengarderobe so in Rot gesättigt, wie auf unserm Bilde. So war im Amte Aurich der Rock von streifiger Boye; unter den Streifen wechselten handbreite schwarze mit drei Finger breiten Streifen in Hellgrün und Hellblau sowie mit ganz schmalen gelben zwischen sämtlichen Streifen. Ueber das Hemd kam der „Bostrock“ zu liegen, eine Taille von dunkelblauem „Fünfschaft“, einem baumwollenen Köperstoffe, ausgestattet mit engen Aermeln, die bis an den Ellbogen gingen, darüber ein seidenes Halstuch, das auf der Brust gekreuzt wurde, und schliesslich das „Unnerpand“ von dunkelgrünem oder rotem Wolldamaste. Dies Stück war rund, ziemlich tief ausgeschnitten und sass gut am Körper; es musste über den Kopf herab angezogen werden, denn sein Verschluss lag nicht vorn, sondern seitwärts über der Hüfte. Mit seinen Endzipfeln steckte das Halstuch unter dem Unnerpand. Aus den Aermeln sahen die Hemdärmel mit feinen Krausen hervor; den übrigen Teil des Armes sowie den Handrücken bedeckte der vorn in eine gespizte Lasche auslaufende „Armhandsche“, gestrickt aus feiner schwarzer

Wolle und unten oder oben mit goldenen Knöpfen verschliessbar. Die dazu gehörige Schürze war von blauem Wollstoffe und eigenartig durch das sogenannte „Stückje“ darauf, einen etwa viertelellenbreiten Streifen von weissem Leinen mit schwarz und roten Carreauxmustern oben an der Schürze. Noch heutzutage hat man sein Stückje, doch meist von buntem Kattune. Die Kopfbedeckung, aus Schweizerziz oder Halbpiqué, weissgrundig mit bunten Blumen, wurde an den Seiten mit einem goldenen Ohreisen festgeklemmt und hinten zugeschnürt, in festlicher Stunde aber ein sogenanntes „Fleppmützke“ aus weissem Schleierstoffe aufgesezt, dessen vorderer Streif, die Fleppe, bis an die Augenbrauen ging. Ein weisses Tuch, in den Ecken und an den Rändern bestickt, wurde im Dreiecke darum geschlagen. Auf den niedrigen Schuhen sassen breite Silberschnallen.

Taf. 48. Diese Tracht hatte, vom Kopfpuze abgesehen, kaum noch etwas Eigenartiges an sich; es war die Zeitmode, die ihre Hauptform bestimmte; sie verlangte die Röcke kurz und die Taille gestreckt. Und so erreichte denn der Rock noch lange nicht die Knöchel; oben wie unten war er gleich weit geschnitten und an der Taille in Falten gelegt; sein Stoff war dicke Wolle, rotgefärbt, mit einem schwarzen Bandbesaze am unteren Saume. Die Jacke, von dunkel- oder blaugrünem Wollstoffe und vorn herab verknöpfbar, lag faltenlos passend am Körper und machte in der geschweiften Taille keinen Einschnitt; unten ging sie in ein kurzes Schösschen über, das hinten überm Gesäss durch Einschnitte in drei schmale Laschen aufgelöst war. Oben hatte sie einen kleinen Halsausschnitt mit einem kragenartigen Umschlage von schwarzem Sammet. Charakteristisch für die Jacke waren ihre Aermel; diese, noch von den Schinkenärmeln herstammend, hatten sich jezt dahin abgeändert, dass ihre grösste Weite in die Mitte fiel. Von all den früheren Besäzen war nur noch ein senkrecht in enge Fältchen abgenähtes Achselstück übrig geblieben. Ein farbiges kleines Tuch schloss sich dem Halse an und füllte den kleinen Ausschnitt aus. Blaue oder weisse Strümpfe und niedrige Schuhe waren die übliche Fuss- und Beinbekleidung, wie man sie von Holstein an bis in die lüneburger Haide hinüber antraf. Der Anzug war bescheidener, als manche echte Volkstracht, dabei nicht minder zierlich und sauber. Vom Haare war nur die Schläfenpartie zu sehen; den Kopf umschloss eine weisse dünnstoffige Fleppmüze, die mit einer halbbreiten Krause, oft doppelt gelegt, das Gesicht einrahmte und am Kinne durch farbige Seidenbänder zusammengeschleift und verziert wurde. Als Kopfpuz für unterwegs kam der hohe Cylinderhut auf die Haube zu sitzen; die Holsteinerinnen waren nicht die einzigen, die sich diese männliche Kopfbedeckung zu eigen gemacht hatten; so wie sie den Hut trugen, hatte er einen hohen geschweiften Kopf und eine geschwungene

Krämpe, die sich über Stirn und Hinterkopf etwas niedersenkte; sein Auspuz war ein breites schwarzes Seidenband, das seitlich in eine stattliche Doppelschleife verschlungen war und mit den langen Endstücken frei herabfiel.

Zusäze

S. 111. Der Name „Artellionenpelz“ oder „Artellionenmantel“ findet sich in bremer Urkunden: „eyn Artellionen-Mantel achte Artellionen hoch und vier Elen wyth van Vossen“ (Fuchspelz). Woher das Wort kommt, ist schwer zu sagen; man hat schon auf das spanische Wort „Ardilla“ geraten, das Eichhörnchen bedeutet. Da der Mantel in die Klasse der „Buntwerke“ gehörte, so konnte es sich bei ihm immer nur um kleine Fellstücke handeln und ebenmässig mussten es kostbare Mäntel sein, da ihre Anfertigung als Wertmesser für die Geschicklichkeit ihrer Verfertiger galt. In Danzig wurden dergleichen Mäntel „Kürschenpelz“ genannt; dieser Name kommt auch in den Reimzeilen vor, mit denen unsere Fig. 38. 4 im Originale erläutert wird: „Zu Dantzigk gemein die alt Matron — Im Kührschenpeltz thun einher gon — Gantz bunt geschecket rund vmbher — Vnd ist ein Tracht von Altersher.“ Anschliessen wollen wir hier zugleich noch die Zeilen, die sich auf das Braut- und Trauerkostüm beziehen: „Die Erbar Dantzger Braut sich (sieh) an, — wie sie itzget zeit einher gahn — Fein züchtig zwischen zwei Jungfrawn (Fig. 38. 7) — Mit schwartzen Hülln lustig zu schawn.“ Von einer Jungfrau in Trauer (Fig. 39. 5. 6) heisst es: „Fein demütig schlecht schwartz vnd rein.“

Fig. 34. 2. Nicht blos in Pommern, sondern auch in Böhmen, und zwar im Kreise Eger (Taf. 34. 1), konnte um diese Zeit noch der cylindrische Hut gefunden werden, der in seinem schwarzseidenen Ueberzuge vornher mit senkrechten Fältchen abgesteppt war. Selbst heute ist dieser Ueberzug noch nicht verschwunden; aber er umgürtet jezt einen abgerundeten Hutkopf und wird von schwarzseidenen Schleifen verdeckt (Taf. 37. 1). Es liegt die Vermutung nahe, dass dieser getüllte Besaz an der ganzen deutschen Ostgrenze zwischen Böhmen und Pommern nicht unbekannt war.

Fig. 64. 4. Bei schlechtem Wetter pflegten sich die Frauen der nämlichen Gamaschen zu bedienen, die von den Männern benuzt wurden; solche reichten wie noch heute die oberbaierischen „Wadenstrümpfe“

von den Knöcheln an, solche unbedeckt lassend, bis über die Waden und wurden an der Aussenseite mit Haken oder Knöpfen geschlossen. Diesen Beinschuz nannte man „Beinhöslein"; oberhalb desselben verwahrten sich die Frauen ihre Beine noch eigens durch wirkliche Gesässhosen, die bis unter die Beinhöslein hinabgingen. Die Gamaschen sind uralt; schon die Langobarden rückten mit ihnen in Italien ein; sie bestanden damals aus weisser Leinwand, liessen die Kniee nackt und waren ihrerseits, wie die Abbildungen zeigen, mit einem Bandmuster in reicher Verschlingung bedeckt, das ebensogut als Stickerei, wie als Riemzeug der Schuhe aufgefasst werden kann.

Quellen zu den Farbentafeln im dritten Bande

Taf. 1 u. 2 Sachsenspiegel in: Bilder und Schriften der Vorzeit von U. F. Kopp 1813 vrgl. Fig. 3_{2357}.
Taf. 3 C. C. F. Lisch: Mecklenburg in Bildern 1842—1845.
Taf. 4 H. Weigel: Trachtenbuch
Taf. 5 Nach einem kolorierten Kupferstiche von Kronbiegel aus dem Jahre 1701; vrgl. Fig. 18_{45}.
Taf. 6—9 Maler Kronbiegel: Ueber die Sitten, Trachten und Gebräuche der Altenburgischen Bauern 1796 und 1806. Vrgl. Fig. 20_{1-10}.
Taf. 10 ebendort, $_{23}$ M. Mühlig in: Deutschland und das deutsche Volk von E. Duller 1845.
Taf. 11—15 Graenicher: Costumes in Sachsen 1816.
Taf. 16 Opitz: Volkstrachten der Deutschen 1830.
Taf. 17—1 M. Mühlig in: Deutschland und das deutsche Volk von E. Duller 1845.
Taf. 20 Doerbeck: Kostüme und lokale Gebräuche. Um 1830.
Taf. 22 Müller: Das Wendentum in der Niederlausitz.
Taf. 23 Daniel Meisner: Cosmographia cosmica 1606; Farben nach H. Weigel: Trachtenbuch.
Taf. 24, 25 u. 30 Cesare Vecellio: Habiti antichi et moderni.
Taf. 26 u. 27 Lepner: Der Preusche Littauer 1744.
Taf. 28 H. Weigel: Trachtenbuch und C. Vecellio: Habiti antichi et moderni.
Taf. 29 H. Weigel: Trachtenbuch und Winkler: Stammbuch.
Taf. 31 Zöllner: Briefe über Schlesien, Krakau, Wielizka und die Grafschaft Glatz 1791.
Taf. 32 Döring in: Deutschland und das deutsche Volk von E. Duller 1845.
Taf. 33 H. Weigel: Trachtenbuch.
Taf. 34, 35, 37—39, 41—44 Vincenz Pröckl: Eger und das Egerland 1845.
Taf. 36 u. 45 V. R. Grüner: Böhmische Volkstrachten 1830.
Taf. 40 Julius Döring in: Deutschland und das deutsche Volk von E. Duller 1845.
Taf. 46 unbezeichnetes Blatt in E. Dullers: Deutschland und A. Kretschmer: Deutsche Volkstrachten.
Taf. 47 u. 48 M. Mühlig und Blatt ohne Namensunterschrift in E. Dullers: Deutschland.

Register zum ersten Bande

(Die römischen Zahlzeichen bedeuten das Jahrhundert.)

Die Bauerntrachten im allgemeinen. Die männliche Kleidung

Fig. 1 Hosenschnittmuster: 1 7 zweite Hälfte des XV.; 2 3 8 zweite Hälfte des XVI.; 4 5 9 um 1700.
Fig. 2 Handwerkertrachten aus der zweiten Hälfte des XVI.
Fig. 3 Bürger- und Bauerntrachten XVI.
Fig. 4 Bauerntrachten um die Mitte des XVI.
Fig. 5 Holz- und Lederschuhe bis zum XIX.
Fig. 6 Bauern- und Handwerkertrachten XV.
Fig. 7 u. 8 1—6 Volkstrachten in der ersten Hälfte des XVI.
Fig. 9 moderne Bauerntrachten (Röcke: 1 aus Franken, 2 aus Eger in Böhmen, 3 aus Braunschweig, 4 aus Schleswig, 5 aus Kurhessen).
Fig. 10 Schnitt zu den Bauernröcken XVI.
Fig. 11 Volkstrachten aus der zweiten Hälfte des XVI.
Fig. 12 Handwerkertrachten am Anfange des XVIII.
Fig. 13 Volkstrachten aus der zweiten Hälfte des XVI.
Fig. 14 Müzen und Kapuzen vom IX. bis XVI.
Fig. 15 Bauernhüte vom XVI. bis XIX.
Fig. 16 Bauernhüte von 1600 bis 1800.
Fig. 17 Bauernhüte von 1600 bis 1850.

Die weibliche Kleidung

Fig. 18 Volkstrachten aus der ersten Hälfte des XVI.
Fig. 19 Schnittmuster zu Kragen und Brüstlingen XVI.
Fig. 20 Schnittmuster zur Schossjacke XVI.
Fig. 21 moderne Mieder und Leibchen.
Fig. 22 männliche und weibliche Bauerntrachten um die Mitte des XVI.
Fig. 23 Gürteltäschchen XVI.

Elsass-Lothringen

Abbildungen im Text

Fig. 24 1 2 aus Metz, 3 aus Schlettstadt, 4—6 aus Colmar; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 25 1 2 4 5 aus Metz, 3 6 aus Blamont; 1574.
Fig. 26 strassburger Frauentrachten; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 27 lothringische Frauentrachten, 1 2 zweite Hälfte des XVI, 3 4 um 1625.
Fig. 28 Bauerntrachten aus dem Elsass vom Anfange des XVII.
Fig. 29 oberrheinische Trachten vom Anfange des XVII.
Fig. 30 oberrheinische Trachten vom Anfange des XVII.
Fig. 31 strassburger Frauentrachten vom Anfange des XVII.
Fig. 32 strassburger Frauentrachten vom Anfange des XVII.
Fig. 33 elsässische Kopftrachten vom Anfange des XVII.
Fig. 34 strassburger Frauentrachten um die Mitte des XVII.
Fig. 35 strassburger Volkstrachten nach der Mitte des XVII.
Fig. 36 strassburger Frauentrachten um 1678.
Fig. 37 strassburger Frauentrachten vom Ende des XVII u. Anfange des XVIII.
Fig. 38 elsässische Volkstrachten im Anfange des XVIII.
Fig. 39 elsässische Trachten: 1 Oberelsass zweite Hälfte des XVIII 2 pfälzer Grenze um dieselbe Zeit, 3 vom Kochersberg aus der Mitte des XVIII, 4 5 aus dem Oberelsass um die Mitte des XVIII.
Fig. 40 strassburger Frauentrachten um 1740.
Fig. 41 1—4 aus dem Elsass, 5 aus Lothringen, 1 2 zu Anfang, 3—5 um die Mitte des XIX.

Farbentafeln

Taf. 1 1 Frau aus Metz, 2 Bäuerin aus der strassburger Gegend; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 2 strassburger Frauen um 1600.
Taf. 3 Strassburgerinnen in der zweiten Hälfte des XVII.
Taf. 4 Bäuerinnen aus dem Oberelsass; Mitte des XVIII.
Taf. 5 Strassburgerinnen um 1780.
Taf. 6 Bauern aus der strassburger Gegend um 1800.

Pfalz und Rheinhessen

Abbildungen im Text

Fig. 42 Frauentrachten aus der zweiten Hälfte des XVI.
Fig. 43 Volkstrachten: 1 2 aus der Pfalz, 3 aus Mainz, 4 6 aus Münchsberg, 5 aus Speier; Anfang des XVI.

Farbentafeln

Taf. 7 Juden aus Worms; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 8 Bauer und vornehmer Mann aus Worms um 1600.

Baden. Württemberg und die deutsche Schweiz (Basel)

Abbildungen im Text

Fig. 44 oberrheinische Volkstrachten; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 45 schweizer Trachten; erste Hälfte des XVII.
Fig. 46 basler Trachten von 1634.
Fig. 47 basler Trachten von 1634.
Fig. 48 basler Trachten von 1634.
Fig. 49 basler Trachten; Anfang des XVIII.
Fig. 50 badische und schwäbische Volkstrachten: 1 aus Breisach, 2 4 5 aus Heidelberg, 3 aus Mergenthal an der Tauber, 6 aus Rothenburg an der Tauber; Anfang des XVII.
Fig. 51 schwäbische Volkstrachten: 1 aus Schwäbisch-Hall, 2—4 6 aus Tübingen, 5 aus Lauingen; Ausgang des XVI.
Fig. 52 schwäbische Volkstrachten; erste Hälfte des XVII.
Fig. 53 ulmer Trachten am Ende des XVII.
Fig. 54 ulmer Trachten am Ende des XVII.
Fig. 55 schwäbische Volkstrachten: 1 2 aus dem Oberamt Biberach, 3 aus dem Oberamt Heidenheim, 4 5 aus dem Illerthale; erstes Drittel des XIX.

Farbentafeln

Taf. 9 Bäuerin und Dienstmagd aus Heidelberg; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 10 Bauernpaar aus der Gegend von Honau in Baden; erste Hälfte des XVII.
Taf. 11 Bauernpaar aus der Gegend von Hornberg in Baden um 1800.
Taf. 12 Bäuerinnen aus Rickesbach und St. Georgen in Baden; Anfang des XIX.
Taf. 13 Bäuerin und Dienstmagd aus Schwäbisch-Hall; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 14 Bäuerinnen aus Württemberg; Mitte des XVII.
Taf. 15 Braut und Jungfrau aus Ulm; Mitte des XVIII.
Taf. 16 Dienstmagd und Frau niederen Standes aus Ulm; zweite Hälfte des XVIII.
Taf. 17 vornehmer Bürger und Handwerkersfrau aus Ulm; zweite Hälfte des XVIII.
Taf. 18 Dienstmagd und Siechenvater aus Ulm; zweite Hälfte des XVIII.
Taf. 19 Bierbrauer sammt Frau aus Ulm; zweite Hälfte des XVIII.
Taf. 20 Bauernmädchen aus der Gegend von Balingen in Württemberg um 1790.
Taf. 21 Bauernmädchen aus Schwenningen, Steinlach und Freudenstadt in Württemberg um 1790.

Maingau

Abbildungen im Text

Fig. 56 Trachten aus Frankfurt und Umgegend; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 57 Volkstrachten aus der Maingegend: 1 2 Frankfurt, 3 4 Höchst, 5 Würzburg, 6 Seligenstadt; erste Hälfte des XVII.
Fig. 58 Trachten aus Frankfurt 1614.
Fig. 59 bürgerliche Frauentrachten aus der Maingegend: 1—4 7 8 aus Frankfurt, 5 6 aus Franken; Mitte des XVII.
Fig. 60 Bauerntrachten aus der frankfurter Umgegend: 1—3 aus Sachsenhausen, 4 5 aus Enkheim; um 1810.

Farbentafeln

Taf. 22 Dienstmagd und vornehme Frau aus Frankfurt; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 23 frankfurter Juden; Anfang des XVII.
Taf. 24 frankfurter Bürgersfrauen; Mitte des XVII.
Taf. 25 frankfurter Juden um 1700.
Taf. 26 vornehmes Mädchen u. Bürgersfrau aus Frankfurt um 1730.

Baiern

Abbildungen im Text

Fig. 61 Frauentrachten aus Bamberg um 1800.
Fig. 62 Frauentrachten: 1—3 5 aus Nürnberg, 4 aus Augsburg; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 63 Frauentrachten: 1—5 aus Nürnberg, 6—10 aus Augsburg; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 64 augsburger Frauentrachten; erste Hälfte des XVII.
Fig. 65 nürnberger Trachten von 1648.
Fig. 66 weibliche Kopftrachten aus Nürnberg und Augsburg; zweite Hälfte des XVII.
Fig. 67 Frauentrachten aus der augsburger Gegend; XVII.
Fig. 68 Volkstrachten aus Oberfranken um 1660.
Fig. 69 Volkstrachten aus der nürnberger Gegend um 1700.
Fig. 70 nürnberger Frauentrachten; Ende des XVII.
Fig. 71 augsburger Frauentrachten; erste Hälfte des XVIII.
Fig. 72 augsburger Frauentrachten; erste Hälfte des XVIII.
Fig. 73 augsburger Frauentrachten; erste Hälfte des XVIII.
Fig. 74 jüdische Trachten aus Fürth; erste Hälfte des XVIII.
Fig. 75 Kopfpüze vornehmer Frauen: 1—3 aus München, 4 6—9 aus Augsburg und Umgegend, 5 aus Baireuth; XVIII. und Anfang des XIX.
Fig. 76 Bürger- und Bauerntrachten aus München und Umgegend; Ende des XVIII. und Anfang des XIX.
Fig. 77 Volkstrachten aus dem baierischen Innthale: 1—2 aus Stallöck bei Simbach, 3—5 aus Ering, 6—8 aus Kirchdorf bei Simbach, 9—12 aus Stubenberg; 1—5 XVII., 6—10 XVIII., 11 12 1800.
Fig. 78 Volkstrachten aus dem baierischen Innthale, Umgegend von Memmingen: 1 von 1649, 2 von 1669, 3 von 1676, 4 von 1709, 5 von 1719, 6 von 1739, 7 von 1806, 8 9 von 1820, 10 11 von 1836.
Fig. 79 Volkstrachten: 1 vom Schliersee, 2 3 aus dem Mangfallthale, 4 5 aus Audorf, 6 8 aus der Jachenau, 7 aus Rothenbuch, 9 10 aus Werdenfels; Anfang des XIX.
Fig. 80 oberbaierische Volkstrachten: 1 2 aus Partenkirchen, 3 aus Rothenbuch, 4 aus Audorf, 5 vom Schliersee, 6 aus Auerburg, 7 8 aus Aibling, 9 aus Miesbach, 10 11 vom Tegernsee; Anfang des XIX.

Farbentafeln

Taf. 27 Bürgersfrau und Bauernmädchen aus der bamberger Gegend; Anfang des XIX.
Taf. 28. Bürgersfrauen aus Baireuth; 1800 und 1820.
Taf. 29 nürnberger Bürgersfrauen; erste Hälfte des XVI.
Taf. 30 Dienstmagd aus Nürnberg und Fuhrmann aus dem Allgäu; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 31 nürnberger Frauen; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 32 nürnberger Frauen; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 33 Bürgersfrauen aus Nürnberg; Mitte des XVII.
Taf. 34 Mädchen im Brautpuze aus Nürnberg um 1670.
Taf. 35 bäuerliches Brautpaar aus der nürnberger Gegend um 1670.
Taf. 36 Bäuerin und Bürgersfrau aus Nürnberg und Umgegend; 1700.
Taf. 37 Gärtner und Dienstmagd aus Nürnberg um 1700.
Taf. 38 nürnberger Juden um 1700.
Taf. 39 Bauern und Handwerker aus der nürnberger Gegend; erste Hälfte des XVIII.
Taf. 40 adlige Dame und bürgerliches Mädchen aus Nürnberg; erste Hälfte des XVIII.
Taf. 41 Bürgersfrauen in Trauer aus Nördlingen; 1780.
Taf. 42 Handwerkersehepaar aus Augsburg; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 43 Fuhrmann und Stadtknecht aus Augsburg; zweite Hälfte des XVII.
Taf. 44 bäuerliches Paar aus der augsburger Gegend um 1700.
Taf. 45 Bürgersfrau und Dienstmagd aus Augsburg; erste Hälfte des XVIII.
Taf. 46 Bürgersfrau und Bauernmädchen aus Augsburg und Umgegend; 1820.
Taf. 47 bürgerliche Frauen aus München; 1820 und 1780.
Taf. 48 Bauersleute vom Tegernsee um 1800.

Hochzeitlicher Anzug

Abbildungen im Text

Fig. 32 6 Strassburg; Anfang des XVII.
Fig. 34 1 Strassburg; Mitte des XVII.
Fig. 35 1 2 6 8–10 Strassburg; zweite Hälfte des XVII.
Fig. 37 2 6 Strassburg; Ende des XVII.
Fig. 48 1–3 8 Basel; erste Hälfte des XVIII.
Fig. 49 4 Basel; Anfang des XVIII.
Fig. 53 2 Ulm; Ende des XVII.
Fig. 54 2 Ulm; Ende des XVII.
Fig. 62 1 5 Nürnberg; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 63 4 Nürnberg; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 68 7 Oberfranken; 1660.
Fig. 72 4 Augsburg; erste Hälfte des XVIII.
Fig. 74 7 Fürth; erste Hälfte des XVIII.

Farbentafeln

Taf. 10 1 2 Baden (Honau); erste Hälfte des XVII.
Taf. 15 1 Ulm; Mitte des XVIII.
Taf. 34 1 2 Nürnberg; 1670.
Taf. 35 1 2 Umgegend von Nürnberg; 1670.

Traueranzug

Abbildungen im Text

Fig. 7 2 Baiern; erste Hälfte des XVI.
Fig. 22 7 Baiern; Mitte des XVI.
Fig. 28 1 4 Elsass; Anfang des XVII.
Fig. 31 2 3 Strassburg; Anfang des XVII.
Fig. 32 3 Strassburg; Anfang des XVII.
Fig. 35 4 Strassburg; zweite Hälfte des XVII.
Fig. 36 3 Strassburg; 1678.
Fig. 37 4 Strassburg; Ende des XVII.
Fig. 40 2 Strassburg; 1740.
Fig. 44 4 5 Oberrhein (Strassburg, Basel); zweite Hälfte des XVI.
Fig. 46 2 Basel; 1634.
Fig. 47 2 Basel; 1634.

Fig. 48 6 7 Basel; Anfang des XVIII.
Fig. 54 3 Ulm; Ende des XVII.
Fig. 71 4 Augsburg: erste Hälfte des XVIII.
Fig. 72 3 Augsburg; erste Hälfte des XVIII.
Fig. 73 1 Augsburg; erste Hälfte des XVIII.

Farbentafeln

Taf. 1 2 Strassburg; 1600.
Taf. 3 2 Strassburg; zweite Hälfte des XVIII.
Taf. 41 1 2 Nördlingen; 1780.

Adel

Fig. 26 4 Strassburg; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 31 2 3 (Trauer) Strassburg; Anfang des XVII.
Fig. 32 1 Strassburg; Anfang des XVII.
Fig. 35 5 8 (Braut) Strassburg, nach der Mitte des XVII.
Fig. 42 3 Pfalz; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 46 2 (Trauer) Basel; 1634.
Fig. 47 2 (Trauer), 5 Basel; 1634.
Fig. 59 8 Unterfranken; 1642.
Fig. 62 5 (Braut) Nürnberg; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 63 1 4 (Braut), 5—10 Nürnberg; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 70 7 8 Nürnberg; Ende des XVII.
Fig. 72 3 Augsburg: erste Hälfte des XVIII.

Juden

Abbildungen im Text

Fig. 7 1 Oberrhein; erste Hälfte des XVI.
Fig. 13 4 5 Oberrhein; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 29 1 2 Oberrhein; Anfang des XVII.
Fig. 74 1—7 Fürth; erste Hälfte des XVII.

Farbentafeln

Taf. 7 Worms; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 23 Frankfurt; Anfang des XVII.
Taf. 25 Frankfurt; um 1700.
Taf. 38 Nürnberg; um 1700.

Sach-Register

Bändel (Brautkrone) S. 64; Fig. 32 6, 35 1 9 10, s. Doppelbändel.
Barett S. 47; Fig. 2 5, 3 4, 26 1 3 4, 57 4, 63 1 2 9 10; Taf. 2 1, 9 2, 32 1.
Basler Zöpfe (zweisträhnige Z.) S. 66.
Bauernfünfer S. 105.
Bauernhut S. 30; Fig. 14 3 8, 15 1—6, 16 1—9, 17 1—9, 46 5 6; s. Hut.
Bauernmantel S. 27; Fig. 11 5 6, 46 2 5 6, 78 4; s. Mantel.
Bauernrock Taf. 30 2, 35 1.
Bauernschaube S. 18; Fig. 4 5, 8 5; Taf. 11 1, 30 2, 43 1.
Beffchen S. 16; Taf. 18 2.
Beinhöslein S. 43; Fig. 80 10; Taf. 36 1, 48 1.
Beinlinge S. 4.
Bezel (Haube) S. 80.
Bockelhaube S. 48; Taf. 46 1.
Böhmische Haube S. 48; Fig. 14 8, 66 3 Taf. 13 2, 42 1.
Brautkrone Fig. 31 4; s. Bändel, Doppelbändel.
Bruchen S. 4.
Brustlaz S. 37; Taf. 10 2, 14 2, 21 2; Fig. 69 5.
Brüstling S. 27; Fig. 19 6 8, 34 4; Taf. 10 2, 23 2.
Brustrock Fig. 31 4.
Bundschuh S. 13; Fig. 3 1, 8 1.
Chapeau-bonnet s. Kopfschürze.

Capote (Ueberrock) S. 205; Fig. 76 6.
Contouche s. Schleuder.
Cylinderhut S. 30; Fig. 15 1—6, 28 1—4 6.
Doppelbändel (Brautkrone) S. 64; Fig. 31 4, 34 1, 35 3.
Doppelschürze S. 43; Fig. 18 1 5 9; Taf. 29 2.
Dreimaster S. 32.
Ehrrock S. 173; Fig. 68 3.
Einflechten (Frisur) S. 49, 117.
Elsässer Schlupf S. 79; Fig. 41 3 4; Taf. 6 2.
Enger Rock (Ueberrock) Fig. 26 5, 30 10; Taf. 2 1, 5 2.
Falsches Hemd S. 176.
Fäustling S. 50; Fig. 76 3.
Fazelettlein (Schnupftuch) S. 110.
Flinder-, Flinser-, Flitterhaube S. 48; Fig. 66 1; Taf. 15 1, 34 1, 37 2.
Flügelhaube Fig. 36 2, 37 4, 40 2; Taf. 3 2, 41 1 2; s. Haube.
Fremde Tracht S. 77.
Fuhrmannsrock Fig. 47 3; Taf. 43 1.
Fürtuch (Schürze) S. 109.
Gamaschen S. 12, 43; Fig. 5 4, 6 3 4, 9 5; weibliche S. 43, 222; s. Losei.
Gansbauch S. 23; Fig. 2 6 11, 28 3 5.
Gebende Fig. 25 3 6.
Geschnür S. 37, 223.
Gestaltrock s. Ehrrock.
Gilet S. 24.
Glocke (Mantel) Fig. 24 1.
Glockenrock Taf. 2 1, 5 2.
Goldener Pfennig (Medaillon) S. 191.
Goller, Göller s. Koller.
Gugel s. Kapuze.
Gürteltäschchen S. 49; Fig. 23 1—4.
Halsbinde S. 16, 211; Fig. 7 4, 16 8 9, 17 6 9, 77 7 8 10 12.
Handschuhe S. 50.
Haube (von Leinwand) Fig. 37 4, 57 3, 71 1 2 4; Taf. 23 2, 40 2, 45 1; s. Flügelhaube, Kamode, Marderhaube, Vehinshaube etc.
Heiliggeisthaube S. 106; Taf. 12 1.
Hemd (von Leinwand) S. 15; Fig. 2 10, 3 2, 43 3; s. wollenes Hemd.
Hennin S. 52.
Hippenkragen S. 100.
Hoike S. 129; Fig. 22 7, 27 4, 56 1; Taf. 22 2.
Holzschuh S. 14; Fig. 5 1.
Hosen XV. und XVI. S. 4; Fig. 1 1—9; s. Pluderhosen, Pumphosen, Schlumperhosen, Kniehosen, Oberhosen etc.
Hosengurt S. 8.
Hosenträger S. 9; Fig. 12 3 4, 79 5 6; Taf. 37 1.
Hühnerkorb S. 141; Taf. 2 1.
Husseke s. weiter Rock.
Hut S. 46; Fig. 18 9, 22 1, 30 4 6, 37 7, 41 1; Taf. 4 2.
Jacke S. 37; Taf. 13 2, 26 2, 44 2.
Jänkenschweif S. 111.
Janker S. 40; s. Kamisol.
Joppe S. 185; Fig. 80 2; Taf. 37 1; s. Lodenjoppe.
Kalabreser (Mantel) S. 169.
Kamisol S. 37; Fig. 21 3 6 7 10, 26 1 2; Taf. 32 1 2; s. Tschöpli.
Kamode (Kommode) S. 107; Fig. 52 1 2, 55 4.
Kanonenstiefel S. 10.
Kappe (Schildkappe) s. Müze.
Kapuze S. 28; Fig. 3 1 2, 4 4, 8 2 8, 11 1, 14 4—6; s. Tarnkappe.
Kapuzenrock S. 18; Fig. 8 1 2.
Karnette (Kannette) S. 146.
Kasake (Mantel) S. 160.
Kirchenrock S. 160; s. weiter Rock.
Kittel S. 16, 26; Fig. 6 1—3, 7 5 6, 12 3; weiblicher Kittel S. 40.
Knäufe (Kugel- oder Rollknöpfe) S. 28.
Knebel (Bart) S. 33.
Kniehosen (enge) S. 8; Taf. 10 1, 11 1.
Kolbe (Haarfrisur) S. 32; Fig. 16 7; Taf. 10 1.
Koller S. 35; Fig. 18 3, 19 1—4; Taf. 11 2, 14 1 2, 21 1 2, 22 1, 23 2, 29 2; s. Brüstling.
Kopfmantel s. Hoike.
Kopfschürze S. 49; Fig. 24 6; Taf. 29 1.
Kopftuch S. 46; Fig. 32 3, 54 2 3; Taf. 2 2, 3 2, 7 1, 16 1, 18 1.
Koze (Wettermantel) Fig 76 4.
Kragenrock s. weiter Rock.
Krawatte s. Halsbinde.
Kröse S. 41; Fig. 78 1; Taf. 2 1, 9 2, 10 2, 15 1 2; männliche Kröse Fig. 15 2—4; Taf. 23 1.
Kugelknopf s. Knauf.
Kuhmaul (Schuh) S. 13; Fig. 5 5.
Laz s. Brustlaz.
Ledersen (Lersen, Lederhosen) S. 10.
Leibchen S. 35, 39 Fig. 12 1 5, 19 2 4, 21 1 2 7, 40 1 2 4; Taf. 9 1 2, 30 1, 31 1.
Leibstückl (Brusttuch, Weste) S. 219; Fig. 81 1 2 6 7.
Leinwandhaube s. Haube.
Leinwandkragen (Köller) Fig. 36 1 2 5, 40 1 2; schlichter Kragen Fig. 77 2 3 5; Taf. 34 1.

Lendner S. 82; Fig. 51 3.
Locheisen S. 11.
Lodenjoppe S. 24; Taf. 48 2.
Losel (Strümpfe) S. 223.
Losei (Wadenstrümpfe) S. 222; Fig. 79 1, 80 9.
Manteau s. enger Rock.
Mantel S. 44; Fig. 7 5, 18 2 10, 22 7, 44 9; Taf. 22 3, 31 2; s. Bauernmantel, Hoike, Kopfmantel.
Mäntelchen S. 45; Fig. 77 1—4; Taf. 33 1 2.
Marderhaube S. 48; Fig. 59 1 4 5 7; Taf. 3 1, 24 1 2, 44 2.
Mieder S. 37; Taf. 6 2, 9 1 2, 13 1, 48 1.
Mühlsteinkröse s. Kröse.
Mullhäubchen Fig. 41 5.
Muze S. 40.
Müze S. 28; Fig. 14 1 7 12—14; weibliche Müze Fig. 40 1 3; s. Barett.
Nachtrock (Manteau) S. 187.
Nebelkappe S. 79.
Nebelspalter (Dreieckiger Hut) S. 73; Fig. 76 6.
Oberhosen S. 6; Taf. 8 1, 30 2.
Pantalons S. 9.
Perrücken S. 33.
Pistolenhosen S. 112.
Pluderhosen S. 6; Fig. 2 2 6 8 11.
Pumphosen S. 8; Fig. 45 1 6.
Radhaube S. 48.
Regentuch S. 49, 180; Fig. 25 4, 69 1 2; Taf. 36 2.
Reifrock S. 140, 163; Taf. 2 1, 40 1.
Riegelhaube S. 48, 177; Fig. 76 1; Taf. 47 1.
Robe S. 140.
Rock (männlicher) S. 18; Fig. 8 2, 9 1 3—5, 10 1—5; Taf. 43 1 (weiblicher) S. 33, 38; Fig. 18 1—10.
Rollstrümpfe 222.
Roupiller (Mantel) S. 169.
Sackmüze Fig. 14 10.
Saumagen (Haube) S. 80.
Schale (Schliesse) S. 161.
Schalk S. 222.
Schamkapsel S. 4; Fig. 8 3.
Schapel S. 178; Taf. 35 2.
Schaube (Rock) Fig. 43 6, 47 8; Taf. 23 1; weibliche Sch. s. weiter Rock.
Schaube (Schulterkragen, Koller) Fig. 31 2, 35 3 6.
Schäublein Fig. 63 3.
Schecke S. 17; Fig. 3 1, 8 1.
Schleier (Haube) Taf. 2 2.
Schleifschuhe S. 220.
Schlender S. 150.
Schlumperhosen S. 8.
Schlüsselbund S. 50; Taf. 10 2, 14 2.
Schnabelschuhe S. 13; Fig. 6 1—5.
Schniepe S. 71.
Schnürbrust S. 39, 137; Fig. 59 3.
Schobber S. 40; Fig. 18 2 4, 20 1—5; Taf. 35 2.
Schuh (männlicher) S. 13; Fig. 5 1—5; weiblicher Sch. S. 43; Taf. 11 2, 21 1 4, 25 1, 46 1, 48 1.
Schurz S. 141, 187.
Schürze S. 43; s. Doppelschürze.
Schürze (Jacke) S. 80.
Schwarze Haube S. 221.
Schwedenkragen S. 15.
Schweif s. Schurz.
Seckel 223.
Socken S. 42; Taf. 10 2, 12 2, 25 1.
Spanischer Mantel S. 27; Fig. 3 4, 28 4, 46 2, 47 9.
Spizhaube S. 223.
Spizhut S. 46; Fig. 30 4 6, 38 1, 46 5 6, 47 7, 48 11, 53 1.
Stecker S. 120; Taf. 19 1, 20 1 2.
Steifrock S. 163.
Stiefel S. 13; Fig. 4 1—4.
Stirne (schwarze Kalotte) S. 114; Fig. 39 5, 53 1 4; Taf. 26 2, 45 2, 31 1 2.
Stirnhaube S. 79; Fig. 55 2; Taf. 13 1, 31 1 2.
Stöckelschuh s. Schuh.
Strich (Falte) S. 63.
Strumpf S. 19, 42; Fig. 2 6, 12 3 7 8 12.
Strumpfhosen s. Beinlinge.
Stulpe (an den Lederstrümpfen) S. 10.
Stürze Fig. 31 2 3, 32 3, 35 4, 36 2, 37 4, 40 2, 44 4 5; Taf. 2 2.
Stuzperrücke s. Perrücke.
Taillentuch (Tüllkragen) S. 152.
Tarnkappe S. 28; Fig. 6 4 5, 14 4; s. Kapuze.
Taschen s. Gürteltäschen.
Tiroler Gürtel S. 217.
Toschen (Puffen) S. 64.
Toschenhut S. 64; Fig. 32 4, 48 1 2.
Tozzo (spanischer Hut) S. 93.
Tschope, Tschöpli S. 40; Fig. 44 10.
Tüllhaube S. 48; Fig. 75 6—9; Taf. 12 1 2.
Ueberstrümpfe (lederne) Fig. 3 1—3, 8 4, 11 1, 22 2.
Vehinshäubchen S. 48; Fig. 52 3; Taf. 33 2.
Wadenstrumpf s. Beinhöslein.

Wams S. 23, 210; Fig. 2 2 4–11, 9 2, 10 6–9, 77 8 12; Taf. 8 1, 19 2.
Wämslein S. 166; Fig. 64 4 7 9; Taf. 35 2
Weiter Rock Fig. 26 3, 27 2 3, 31 2 3, 35 5, 37 1, 44 4 6, 62 4.
Weste S. 24; Fig. 12 8 12.
Wollenes Hemd S. 14; Fig. 13 1; Taf. 10 1, 39 1, 43 1.

Register zum zweiten Bande

Westliches Mitteldeutschland

Abbildungen im Text

Fig. 1 Volkstrachtenstücke aus Braunschweig; XIX.
Fig. 2 braunschweiger Volkstrachten um 1840.
Fig. 3 Bauern aus der göttinger Gegend um 1780.
Fig. 4 Bauern aus der göttinger Gegend um 1780.
Fig. 5 bäuerliche Trachten: 1 aus Nassau an der Lahn, 2 aus Solms, 3 aus Landau im Waldeckischen, 4 6 aus Minden, 5 aus Dortmund; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 6 hessische Bauerntrachten: 1–3 aus Fritzlar, 4 aus Löwenstein, 5 aus Frankenberg; um 1600.
Fig. 7 hessische Trauertücher um Marburg und Biedenkopf; XIX.
Fig. 8 Bauerntrachten: 1 2 aus dem Rheingau, 3 von der Mosel, 4–6 vom Niederrhein; um 1600.
Fig. 9 kölnische Trachten; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 10 weibliche Kopfpuze aus Köln; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 11 Fusszeug; erstes Drittel des XVI.
Fig. 12 kölnische Frauentrachten; Mitte des XVII.
Fig. 13 kölnische und niederländische Frauentrachten; Mitte des XVII.
Fig. 14 niederrheinische Kopftrachten; Mitte des XVII.
Fig. 15 niederrheinische Frauentrachten; Mitte des XVII.

Farbentafeln

Taf. 1 Bauersleute aus dem Braunschweigischen um 1840.
Taf. 2 bürgerliche Frauen aus Nordhausen; 1736.
Taf. 3 Bauersleute aus der göttinger Gegend um 1780.
Taf. 4 Bäuerinnen aus der Gegend von Osnarbrück; 1840.
Taf. 5 Bauersleute aus der Gegend von Osnarbrück; 1840.
Taf. 6 Bürgersfrauen aus Dülmen in Westfalen; zweite Hälfte des XVII.
Taf. 7 Bauersleute aus der marburger Gegend; zweite Hälfte des XVII.
Taf. 8 Bürgersfrauen aus Marburg; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 9 Bürgersfrauen aus Marburg; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 10 Bäuerinen aus Helsa bei Kassel, 1840.
Taf. 11 Bäuerinnen aus Eibach auf dem Westerwalde; XIX.
Taf. 12 Bäuerinnen aus Niederkleen bei Wetzlar; 1840.
Taf. 13 Bäuerinnen aus Anspach im Taunus; XIX.
Taf. 14 Bäuerinnen aus Vollnkirchen im Taunus; XIX.
Taf. 15 Bauersleute aus Wallau im südlichen Taunus; XIX.
Taf. 16 Bauersleute aus Wallau im südlichen Taunus; XIX.
Taf. 17 Bauersleute aus Johannisberg im Rheingau; erste Hälfte des XIX.
Taf. 18 Bauersleute aus Johannisberg im Rheingau; erste Hälfte des XIX.

Taf. 19 Bäuerinnen aus dem Ahrthale bei Koblenz; 1840.
Taf. 20 Bauersleute vom Hunsrück; 1840.
Taf. 21 Bürgermeister und Stadtknecht aus Köln; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 22 Bauersleute aus der kölner Gegend; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 23 Bauersleute in Trauer aus der kölner Gegend; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 24 vornehme Frauen aus Köln; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 25 bürgerliche Frauen aus Münster und Aachen: zweite Hälfte des XVI.
Taf. 26 Dienstmagd und Bäuerin aus der Gegend zwischen Koblenz und Köln; 1731.

Nordwestdeutsche Tiefebene (samt den Niederlanden)

Abbildungen im Text

Fig. 16 niederdeutsche Trachten: 1–4 aus der Gegend von Cleve, 5–8 von der holländischen Grenze; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 17 Bürger- und Bauerntrachten: 1 aus Belgien, 2–4 aus Flandern; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 18 Frauentrachten aus der Gegend von Antwerpen; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 19 Schiffer- und Fischertrachten aus den Rheinniederungen; um 1600
Fig. 20 niederrheinische Volkstrachten; 1658.
Fig. 21 niederrheinische Kopfbedeckungen; 1658.
Fig. 22 niederrheinische Volkstrachten; 1658.
Fig. 23 niederdeutsche Kopftrachten und Kragen; 1–4 Mitte des XVII, 5–8 Anfang des XIX.
Fig. 24 norddeutsche Trachtenstücke: 1–7 aus Torfmooren, 8 von einem Reliquienschrein; etwa IV.
Fig. 25 Bauerntrachten aus Westfalen um 1270.
Fig. 26 Bauerntrachten aus Friesland um 1500.
Fig. 27 Bauerntrachten aus Friesland; erste Hälfte des XVI.
Fig. 28 ostfriesische Trachten; XVI.
Fig. 29 ostfriesische Trachtenstücke; XV. und XVI.
Fig. 30 friesische Volkstrachten; XVI.
Fig. 31 Trachten aus Ditmarschen und Friesland: 1 2 aus Ditmarschen, 3–5 aus Eiderstedt; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 32 Trachten aus Friesland und Ditmarschen: 1 2 aus Nordstrand, 3 4 aus Ockholm; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 33 friesische Inseltrachten: 1 2 von Sylt, 3 von den Faröern, 4 von Föhr; letzte Hälfte des XVI.
Fig. 34 friesische Trachten: 1 2 aus Stapelholm, 3 4 aus Hattstedt; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 35 Trachten aus Ditmarschen und Schleswig-Holstein: 1 aus Schleswig, 2 aus Ditmarschen, 3 aus Tondern, 4 aus Flensburg; Ende des XVI.
Fig. 36 friesische Trachten: 1–4 aus Emden, 5 6 aus Leeuwarden; Ende des XVI.
Fig. 37 Trachten von der friesischen Küste; Ende des XVI.
Fig. 38 Trachten: 1 aus Hamburg, 2 aus Brunsbüttel, 3 aus Meldorp, 4–6 aus Schleswig; Ende des XVI.
Fig. 39 bremische Trachten, XVI.
Fig. 40 friesische Trachten: 1 aus Ockholm, 2 aus Nordstrand, 3 4 von der Insel Föhr; 1700.
Fig. 41 friesische Volkstrachten: 1 von Sylt, 3 4 aus Stapelholm, 5–9 aus Holstein; lezte Hälfte des XVI. und erste des XVII.
Fig. 42 niederdeutsche Trachten: 1 4 5 von der holländischen Grenze, 2 3 von Helgoland; XVII.
Fig. 43 friesische Hauben; XVI. und XVII.
Fig. 44 bremische Trachten; Mitte des XVII.
Fig. 45 Trachten auf der Insel Föhr; erste Hälfte des XVIII.
Fig. 46 Trachten auf der Insel Föhr; erste Hälfte des XVIII.
Fig. 47 weibliche Kopfbedeckungen und Schnalle von den Inseln Föhr und Amrum; 1800 und 1845.

Fig. 48 friesische Trachten: 1 von Amrum, 2 3 von Föhr, 4 von Sylt; Ende des XVIII. und erste Hälfte des XIX.

Fig. 49 Volkstrachten aus der Elbniederung: 1 aus Billwärder, 2 aus Vierlanden, 3 aus Bardowiek, 4 aus Barenfeld, Eimsbüttel oder Bohle, 5–7 aus Hamburg, 8 aus der Marsch; um 1800.

Fig. 50 Volkstrachten aus der Elbniederung: 1 von der lüneburger Heide, 2 aus Tatenberg oder dem Spadenlande. 3 aus Hamburg, 4 aus Limburg, 5 8 aus dem Geestlande, 6 aus den Vierlanden. 7 aus Blankenese; um 1800.

Fig. 51 Volkstrachten aus der Elbniederung: 1 3–5 aus Hamburg, 2 aus Moorburg, 6 von der lüneburger Heide, 7 aus Ritzebüttel, 8 aus Blankenese oder Cuxhaven; um 1800.

Fig. 52 Volkstrachten aus der Elbniederung: 1 2 aus Ochsenwärder, 3 4 aus den Vierlanden, 5 aus dem Holsteinischen, 6 aus dem Alten Lande (hannöverische Elbmarsch), 7 aus Hamburg; XIX.

Farbentafeln

Taf. 27 Schiffleute von der holländischen Grenze; zweite Hälfte des XVI.

Taf. 28 Bauern vom Niederrhein; zweite Hälfte des XVI.

Taf. 29 vornehme Frau und Dienstmagd von der holländischen Grenze; zweite Hälfte des XVI.

Taf. 30 Frauen aus Groningen; 1820.

Taf. 31 Bäuerinnen aus Molkverum, 1820.

Taf. 32 vornehmer Mann und Bauer aus Ostfriesland; XVI.

Taf. 33 vornehme Leute aus Ostfriesland; XVI.

Taf. 34 Bäuerin und vornehme Frau aus Ostfriesland; XVI.

Taf. 35 vornehme Frauen aus Bremen; zweite Hälfte des XVII.

Taf. 36 Bürgersfrauen aus Bremen; Mitte des XVII.

Taf. 37 vornehme Frau und Braut von der Insel Föhr; 1820.

Taf. 38 Braut und Brautjungfer von der Insel Sylt; XVII. und XVIII.

Taf. 39 Frau und Braut von der Insel Sylt; XVII. und XVIII.

Taf. 40 Braut und Frau von der Insel Amrum; XVII. und XVIII.

Taf. 41 Mädchen und Frau von der Insel Wyk; Ende des XVIII.

Taf. 42 Frauen von der Insel Föhr und den Halligen; 1850.

Taf. 43 Bauer und Bäuerin aus der Umgegend von Hamburg; 1800.

Taf. 44 Bauer aus den Vierlanden und Bäuerin von der Insel Ochsenwärder; 1800.

Taf. 45 Bäuerinnen aus der hannöverischen Elbmarsch und dem Geestlande; 1800.

Taf. 46 Bauer von der lüneburger Heide und Bäuerin aus den Vierlanden; 1800.

Taf. 47 Bäuerinnen aus den Vierlanden; 1800.

Taf. 48 Bäuerinnen aus Ostenfeld im Schleswigschen; 1840.

Hochzeitlicher Anzug

Abbildungen im Text

Fig. 2 1 2 Braunschweig; 1840.

Fig. 9 7 Köln; zweite Hälfte des XVI.

Fig. 39 1 5 Bremen; XVI.

Fig. 41 1 Insel Sylt; 1600.

Fig. 45 2 8–10 Insel Föhr; erste Hälfte des XVIII.

Fig. 46 5 Insel Sylt; erste Hälfte des XVIII.

Farbentafeln

Taf. 9 2 Marburg; zweite Hälfte des XVI.

Taf. 36 1 Bremen; Mitte des XVII.

Taf. 37 2 Insel Föhr; 1820.

Taf. 38 1 2 Insel Sylt; XVII. und XVIII.

Taf. 39 2 Insel Sylt; XVIII.

Taf. 40 1 Insel Amrum; XVIII.

Abbildungen im Text

Fig. 7 1–4 Marburg und Biedenkopf; XIX.
Fig. 30 8 Friesland; XVI.
Fig. 45 4 Insel Föhr; erste Hälfte des XVIII.

Farbentafeln

Taf. 8 1 Marburg; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 9 1 Marburg; zweite Hälfte des XVI.
Taf. 23 1 2 Umgegend von Köln; zweite Hälfte des XVI.

Sach-Register

Aufgebind, Aufgesez (bräutlicher Kopfpuz im oberen Taunus) S. 44.
Angströhre (Cylinderhut) S. 138.
Apskörli (Gürtelschürze auf Amrum) S. 201; Fig. 45 1 2 5 6–8 10; Taf. 40.
Artellionenpelz (Mantel aus kleinen Pelzstücken) S. 191.
Bealt, Bjalt (friesischer Gürtel) S. 136, 194; Fig. 28 1 3.
Beiderwand (Wolle mit leinenem Einschlage) S. 2.
Bendmütse (braunschweiger Frauenkäppchen) S. 9, 10, 14; Fig. 1 1; Taf. 2 1.
Blanker Bealt (Messinggürtel) S. 200.
Blohaube (Blauhaube im oberen Taunus) S. 52; Taf. 15 2, 16 1.
Bohnen (ovale Silberknöpfe in Braunschweig) S. 9.
Borstlap (Brustlaz in Ostfriesland) S. 134; Taf. 32 1.
Bostdauk, Brusttuch (Weste in Braunschweig) S. 4; Fig. 1 6; Taf. 1 1 3.
Boyenrock (Wollrock) S. 118.
Brägenmüze (Müze in Braunschweig) S. 6, 14; Taf. 1 3.
Brauthang (Brautschleier im oberen Taunus) S. 44.
Brautkrone (in Braunschweig) s. Crantz und Binden.
Bridjkrün (Brautkrone auf Föhr) S. 198; Taf. 37 2.
Broket Kaartel (bunter Oberrock auf Sylt) S. 199; Taf 38.
Brüstling S. 27; Fig. 9 2, 20 4; Taf. 6 2, 24.
Buntje s. Sträämel.
Bussendauk, Tuch (Busentuch in Braunschweig) S. 7.
Büxen (Hosen in Braunschweig) S. 5; Taf. 1 1 3.
Crantz und Binden (bräutlicher Kopfschmuck in Braunschweig) S. 13.
Diebssäcke (Hosen) S. 68; Fig. 9 8.
Dips (Käppchen in Braunschweig) S. 6; s. Peckel.
Döpken (Knöpfe auf Föhr) S. 198.
Dreitimpenhot (Dreispiz in Braunschweig) S. 6; Taf. 1 1.
Dreling (norddeutsche Münze) S. 154.
Dusing, Dupfeng, Dupfing (Schellengürtel) S. 218; Fig. 26 3, 27 2.
Dutzen (Bänder, Bandschleifen in Braunschweig) S. 12; Fig. 2 1.
Ehrrock (Schaube) S. 71; Taf. 21 1.
Eitop (Häubchen in Braunschweig) S. 11; Fig. 1 3.
Enger Rock (weiblicher Oberrock) S. 167; Fig. 32 4.
Entenschnabel (Schuh) S 77; Fig. 11 3 6
Esschart (friesischer Frauenschmuck für den Oberkörper) S. 148; Fig. 30 2.
Ewent (friesisches Oberkleid mit glattem Leibchen und engfaltigem Rocke) S. 193; Fig. 45 5.
Felbel (Abfallseide) S. 186.
Fleck (Schuh- oder Stiefelabsaz) S. 45, 58.
Fleppmüze (friesische Frauenmüze) S. 114, 117; Taf. 30 1 2.
Flinderhaube, Flinser-Flitterhaube S. 85.
Frese (weibliche Halsbekleidung in Braunschweig) S. 11; Fig. 1 5.
Gamaschen S. 20.
Gansbauch S. 93; Fig. 16 7.
Geborgte Zöpfe S. 69; Fig. 10 2.

Geschmeide (Verschnürung aus Silber- und Goldkettchen) S. 201.
Gestaltrock S. 71 s. Ehrrock.
Gilet S. 57.
Glockenrock S. 15.
Gordel (friesischer Gürtel) S. 136; Fig. 28 1 3.
Gulat Kaartel (Kleid mit goldenem Münzenbesaz auf Sylt) S. 200; Taf. 39 2.
Haadskûdj (Kopftuch auf Amrum) S. 201; Fig. 47 3–5.
Haarank (Frisur im oberen Taunus) S. 51.
Halshemd (kurzes Unterjäckchen in Braunschweig und Friesland) S. 7, 78.
Halskoller (Schulterkragen) S. 175; Fig. 39 5 6.
Harzkäpplein S. 33; Fig. 6 5.
Hasen (Strümpfe in Friesland) S. 148; Fig. 29 4.
Hatte (Haube, Kopftuch in Friesland) S. 131; Fig 16 2, 30 2; Taf. 25 1.
Haube (in Braunschweig) S. 9; Fig. 10 4.
Haudbjend (Kopftuch auf den nordfriesischen Inseln) S. 203; Fig. 47 3–5.
Heafod-beah (Kopfring. Ohreisen) S. 117.
Hemmede (Hemd) S. 171; Fig 38 3.
Holzschuhe S. 136; Fig. 29 10.
Höösen (Wollstrümpfe auf den friesischen Inseln) S. 194.
Huif (Brautkrone auf Sylt) S. 199; Fig. 34 2; Taf. 38, 39; s. Rönne.
Huike, Hoike, (Kopfmantel) S. 29, 82; Fig. 13 1–4, 17 4, 18 2–4, 30 8, 35 1; Taf. 6 1.
Hulle (Haube mit Kinntuch S. 34.
Hülle (Frauenmantel im unteren Taunus) S. 58; Taf. 17 1.
Hüw (Frauenkäppchen auf den nordfriesischen Inseln) S. 203; Fig. 47 1.
Juppe, Joppe (Schossjacke am Niederrhein) S. 107.
Kaartel (Oberrock mit Halbärmeln auf den nordfriesischen Inseln) S. 197.
Kannettchen (Häubchem im oberen Taunus) S. 46; Taf. 13 1 2.
Kapkagel, Kapkawel (friesische Kapuze) S. 128, 137; Fig. 26 3, 28 1, 35 2; Taf. 33 1.
Kappe (kurzer Mantel) S. 195; Fig. 45 1 4.
Kardem (weiblicher Oberrock auf der Insel Föhr) S. 193.
Kiepe (Strohhut in Braunschweig) S. 11.
Kittel (weisser Leinwandrock in Braunschweig) S. 4; Taf. 1 1.
Kittel (alter Bauernrock) S. 105.
Knep (Schliz) S. 4.
Kohrtel s. Kaartel.
Koller (Schulterkragen) S. 26, 155; Fig. 5 6, 31 3 4, 42 2.
Kommodchen (Häubchen im unteren Taunus) S. 61; Taf. 17 1, 18 2; s. Blohaube.
Kr getschliewe, Kragetsmok (Brusthemdchen auf Föhr) S. 193; Fig. 45 1 2 6–8.
Krappen (Hafteln) S. 59.
Krappenschürze (im oberen Taunus) S. 51; Taf. 15 2.
Kruuskragen (friesische Kröse) S. 165; Fig. 35 3 4, 39 1–6.
Kuhmäuler (Schuhe) S. 98; Fig. 11 1 2 4 5.
Laken (Tuch aus Leyden) S. 144.
Ledersen, Lersen (Lederstrümpfe) S. 30, 73; Taf. 3 2, 6 4, 22 1.
Leibeisen (Rockreife) S. 35.
Lenensmok (kurzer Ueberrock auf Sylt) S. 198; Taf. 38.
Liffstück (Oberteil eines friesischen Frauenrockes) S. 129.
Lifstock (ärmelloses Leibchen auf Sylt und den Halligen) S. 196, 201; Taf. 40, 41.
Lowerken (Metallknöpfe mit Laubwerk in Ditmarschen und Friesland) S. 167; Taf. 42.
Mallen (Schliessen oder Haken am Schnürleibchen auf den Halligen) S. 201; Taf. 41.
Messingkamm (bei den Männern in Braunschweig) S. 6.
Miezchen (Aermelleibchen im unteren Taunus) S. 59; Taf. 18 2.
Mütsche (Jäckchen im oberen Taunus und Oberhessen) S. 32 38; Taf. 7 1, 11 1 2.
Mütsche, Mütse (weibliche Kopfbedeckung im oberen Taunus) S 40; Taf. 12, 14, 15.
Nachtbinze (friesische Schlafmüze) S. 186.
Nedderkragen (Brustlaz auf Amrum) S. 200; Fig. 48 1–3; Taf. 42.
Ohreisen (friesischer Kopfschmuck) S. 114, 117; Taf. 30 1.
Pael (friesischer Frauen-Kopfschmuck) S. 141, 146; Fig. 29 1 13; Taf. 32 2.
Paltrock (friesischer Männerrock) S. 134; Fig. 26 2; Taf. 32.
Pantalons S. 57.

Pantoffeln S. 116.
Parrelbinze (friesische Frauenkopfbedeckung) S. 186; Fig. 43 5.
Peckel s. Dips.
Pei (Frauenrock mit Fellleibchen auf Föhr) S. 193.
Perlede Krentze (Frauenkopfschmuck in Bremen, S. 176; Fig. 39 5 6.
Pluisch (Abfallseide) S. 186.
Pomphosen (Pumphosen in Niederdeutschland) S. 92; Fig. 16 4.

Regentuch S. 83.
Riese (weisses Kopftuch) S. 101.
Rönne (Kübelmüze der holländischen Frauen) S. 115; Fig. 23 7, 34 2; s. Huif.
Rösekenborde (lange Gürtelschärpe in Bremen) S. 176; Fig. 39 1 5 6.
Rumpf (ärmelloses Leibchen auf Amrum) S. 201; s. Lifstock.

Saaken (Socken auf der Insel Föhr) S. 194; Fig. 45 1—8 10.
Sahs, Sax (Friesenschwert) S. 145; Fig. 28 1; Taf. 33 1.
Schartenkette (Gürtel aus Ringen oder scharnierten Blechen) S. 148.
Schaube (Männerrock) S. 105; Fig. 20 9.
Schellengürtel s. Dusing.
Scherssoen (Schmuckstreifen aus Goldblechen bei den Friesinnen) S. 128; Fig. 27 3; Taf. 34 2.
Schiistpei (Frauenkleid aus Tuchleibchen und Fellrock auf der Insel Föhr) S. 193
Schinkenärmel S. 59; Taf. 18 2.
Schirmhut S. 24; Taf. 2 2.
Schleier (weibliche Kopfbedeckung) S. 79; Taf. 8 1, 25.
Schlumperhosen S. 93, 96; Fig. 16 5 6 8.
Schnabelschuhe S. 127; Fig. 26 1 2 4.
Schorten (Unterteil eines friesischen Frauenrockes) S. 129.
Schössenmütse (Schossleibchen im oberen Taunus) S. 41; Taf. 13 1.
Schulterkragen (geschlossener Ueberfallkragen) Fig. 35 4.
Schulterkragen (kurzer Frauenmantel) S. 108; Fig. 20 8.
Skortelsbjend (Frauen-Gürtelbinde in Schleswig) S. 194, 218; Taf. 48 2.
Sliwe (friesischer Sonderärmel), S. 196, 201.
Smaak (linnenes Oberhemd auf Sylt) S. 196; Fig. 46 1—5.
Smaschenmantel (mit Lammfell gefütterter Frauenmantel in Bremen) S. 191.
Snörlitken (Leibchen mit Verschnürung in Bremen) S. 175; Fig. 39 1—5.
Sössling (norddeutsche Münze) S. 154.
Span (friesischer Frauenbrustschmuck) S. 141; Fig. 29 14, 30 2 5—8, 34 2.
Spize Müze (Haube auf den Halligen) S. 202; Taf. 41 1 2.
Springer, Leibeisen (Rockreife) S. 35.
Spurle (Frauenmüze in Braunschweig) S. 11.

Steckmouven (friesischer Sonderärmel) S. 140.
Steifrock S. 64; Fig. 9 1—3.
Sternknöpfe (Knöpfe an Frauenleibchen im Obertaunus) S. 42.
Stickels (Kopfbund um die Frauenmüze auf Föhr) S. 203; Taf. 42 1.
Stirnhaube S. 66, 86; Fig. 9 2 4, 10 1.
Sträämel (weisse Unterhaube auf der Insel Wyk) S. 202; Taf. 41 2.
Streichelband (Haarband der Friesinnen) S. 117.

Strunk (fussloser Strumpf in Friesland) S. 164.
Stuarthaube S. 56, 110; Fig. 8 5.
Stückje (holländischer Frauenbrustgürtel) S. 118; Taf. 31 2.
Stuckelbant (friesischer Frauen-Haarschmuck) S. 142, 195; Fig. 28 3 4, 29 2.
Stürze (weibliche Kopfhülle) S. 33; Taf. 8 1, 9 1; s. Schleier.
Sube (Schaube, weiter Rock bei den Frauen in Schleswig-Holstein) S. 171; Fig. 38 1.
Südwester (Matrosenhut) S. 308; Fig. 50 2.

Tappert S. 105.
Tiphoike (norddeutscher Kopfmantel) S. 176; Fig. 39 2; 44 3.
Tornmütse (Turmüze, Frauenmüze in Braunschweig) S. 11; Fig. 1 2.
Träte (Drahtornamente auf friesischen Frauenröcken) S. 151.
Trauermantel (in Oberhessen) S. 36; Fig. 7 1—4.
Trippen (Unterschuhe) S. 127; Fig. 26 1—4.
Trollmütse (Schossleibchen im oberen Taunus) S. 49; Taf. 13 1, 15 2.
Tuch s. Bussendauk.

Uellensmok s. Lenensmok.

Undergordel (Gürtel zur Aufschürzung des Oberkleides in Bremen) S. 170; Fig. 39 5 6.
Wallensteiner (Hut) S. 26.
Wams (Leibchen in Braunschweig) S. 8, 13; Taf. 1 2.
Wandesknöpfe (Tuchknöpfe) S. 167.
Weiter Rock S. 66; Fig. 9 4.
Wilster (Polster im Futterleibchen bei den Frauen im oberen Taunus) S. 41.
Wylster (friesischer Armring) S. 141; Fig. 30 4–6.
Zeppel (friesisches Haarband) S. 147, 172; Fig. 28 2–4, 29 3.
Ziehhaube (weisses Haubenfutteral im oberen Taunus) S. 52.

Register zum dritten Bande

Germanische und mittelalterliche Trachten

Abbildungen im Text

Fig. 1 germanische Trachten und Reste von Moorfunden.
Fig. 2 altslavische Kostümstücke.
Fig. 3 sächsische Volkstrachten im XIII.
Fig. 4 niederdeutsche Bauern- und Handwerkertrachten um 1470.

Farbentafeln

Taf. 1 Sachsen und Wende; XIII.
Taf. 2 sächsische Juden; XIII.

Mecklenburgische Trachten

Abbildungen im Text

Fig. 5 Trachten aus Rostock und Umgegend um 1600.
Fig. 6 Trachten aus Wismar um 1600.
Fig. 7 mecklenburgische und friesische Trachten um 1600.
Fig. 8 mecklenburgische Trachten um 1840.
Fig. 9 mecklenburgische Trachten in der zweiten Hälfte des XIX.

Farbentafel

Taf. 3 Bauer und Bäuerin von der Insel Pöl um 1800.

Sächsische Trachten

Abbildungen im Text

Fig. 10 sächsische Frauentrachten um die Mitte des XVI.
Fig. 11 sächsische Volkstrachten um 1600.
Fig. 12 sächsische Kopftrachten um 1600.
Fig. 13 sächsische Frauentrachten um 1600.
Fig. 14 sächsische Frauentrachten um 1600.
Fig. 15 Trachten aus der Gegend von Schneeburg in Meissen um 1600.
Fig. 16 sächsische Trachten um 1600
Fig. 17 norddeutsche Trachten um 1600.
Fig. 18 sachsen-altenburgische Volkstrachten um 1700.
Fig. 19 altenburger Kopfbedeckungen; XVIII.
Fig. 20 altenburger Bauerntrachten um 1800.
Fig. 21 altenburger Trachtem um 1840.
Fig. 22 altenburger Frauentrachten in der zweiten Hälfte des XIX.
Fig. 23 sächsische Volkstrachten um 1780.
Fig. 24 leipziger Strassentypen 1804.
Fig. 25 Bürger- und Bauerntrachten in und um Leipzig 1804.
Fig. 26 sächsische Volkstrachten um 1840.

Farbentafeln

Taf. 4 Ratsherr und Bürgersfrau in Leipzig; 1600.
Taf. 5 sachsen-altenburger Brautleute; 1700.
Taf. 6 Brautjungfer und Bauer aus Sachsen-Altenburg; 1780.
Taf. 7 sachsen-altenburger Frauen zu Gevatter stehend; 1790.
Taf. 8 Bäuerinnen aus Sachsen-Altenburg; 1800.
Taf. 9 Hochzeitbitter und Bäuerin aus Sachsen-Altenburg; 1800.
Taf. 10 Hochzeitbitter und Bauersleute aus Sachsen-Altenburg; 1800 und 1840.
Taf. 11 Hochzeitbitter und Bäuerinnen aus Sachsen-Altenburg; 1840.
Taf. 12 wendische Bauersleute aus Sachsen; 1816.
Taf. 13 Mädchen und Braut wendischen Geblütes aus Sachsen; 1816.
Taf. 14 wendisches Dienstmädchen und Wendin in Trauer aus Sachsen; 1816.
Taf. 15 Frauen aus Dresden; 1816.
Taf. 16 Bäuerinnen aus der Umgegend von Dresden; 1830.
Taf. 17 Bauern aus Sachsen-Weimar; 1840.

Preussen (östliche Hälfte)

Abbildungen im Text

Fig. 27 Trachten der Halloren um 1670.
Fig. 28 neuzeitliche Hallorentrachten.
Fig. 29 preussische Trachten: 1 2 aus der Neu- und Altmark, 3–5 aus der Provinz Preussen um 1600.
Fig. 30 Bauerntrachten aus der Umgegend von Berlin; 1780.
Fig. 31 lausitzer u. märkische Trachten; 1790.
Fig. 32 märkische Trachten 1790.
Fig. 33 berliner Bürgertrachen; 1780.
Fig. 34 Trachten aus der Umgegend von Berlin; 1830.
Fig. 35 Kopftrachten aus dem Spreewalde; zweite Hälfte des XIX.
Fig. 36 bürgerliche und bäuerliche Trachten aus der Gegend von Bard in Pommern um 1600.
Fig. 37 Frauentrachten aus Danzig und Umgegend; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 38 Frauentrachten aus Danzig: 1600.
Fig. 39 danziger Frauentrachten; 1600.
Fig. 40 danziger Volkstrachten; 1600.
Fig. 41 pommerische Trachten; 1773.
Fig. 42 danziger Kopfbedeckungen; 1773.
Fig. 43 Trachten aus Danzig und Umgegend; 1780.
Fig. 44 Trachten aus Danzig und Umgegend; 1780.
Fig. 45 pommerische Volkstrachten; zweite Hälfte des XIX.
Fig. 46 litauische Volkstrachten; erste Hälfte des XVIII.
Fig. 47 litauische Volktrachten; zweite Hälfte des XIX.
Fig. 48 schlesische Hauben: 1 2 um 1790, 3–6 um 1870.

Farbentafeln

Taf. 18 Bäuerinnen aus der Gegend von Erfurt um 1840.
Taf. 19. Bauersleute aus der Gegend von Magdeburg; 1840.
Taf. 20 Obstfrau und Antiquar aus Berlin; 1830.
Taf. 21 Milchfrau und Gurkenhändler aus Berlin; 1830.
Taf. 22 Mädchen auf dem Kirchgange und Frau im Traueranzuge aus der Lausitz; 1830.
Taf. 23 Bürgersleute aus Danzig; 1600.
Taf. 24 Mann und Frau aus dem Kaufmannsstande im Herzogtum Preussen um 1600.
Taf. 25 Mann und Frau aus Litauen um 1600.
Taf. 26 Bauersleute aus Litauen; erste Hälfte des XVIII.
Taf. 27 litauische Bauersleute; erste Hälfte des XVIII.

Taf. 28 Frau und Mädchen aus Schlesien um 1600.
Taf. 29 Braut aus Görlitz und Brautjungfer aus Stettin um 1600.
Taf. 30 Bürgersfrau und Braut aus Schlesien um 1600.
Taf. 31 Bauersleute und Dienstmagd aus Breslau und Umgegend; 1790.
Taf. 32 Bauersleute aus Oberschlesien; 1840.

Deutsch-Böhmen

Abbildungen im Text

Fig. 49 böhmische Trachten; Ende des XVI.
Fig. 50 böhmische Bauerntrachten um 1600.
Fig. 51 böhmische Bürger- und Bauerntrachten; Mitte des XVII.
Fig. 52 böhmische Frauentrachten, Mitte des XVII.
Fig. 53 böhmische Volkstrachten aus dem Kreise Eger; 1–3 um 1840, 4 um 1650, 5 6 Ende des XVIII.
Fig. 54 böhmische Trachten aus dem Kreise Pilsen um 1870.
Fig. 55 böhmische Volkstrachten um 1830.
Fig. 56 böhmische Volkstrachten um 1830.
Fig. 57 böhmische Volkstrachten um 1830.

Farbentafeln

Taf. 33 Bürgersleute aus der Gegend von Prag um 1600.
Taf. 34 Knecht und Magd aus der Gegend von Eger um 1780.
Taf. 35 Bauersleute aus der Gegend von Eger; zweite Hälfte des XVIII.
Taf. 36 Bauersleute aus der Gegend von Eger um 1780.
Taf. 37 bäuerliches Brautpaar aus der Gegend von Eger; zweite Hälfte des XVIII.
Taf. 38 Bauersleute aus der Gegend von Eger; 1830.
Taf. 39 Bäuerinnen in Trauer und in Kirchentracht aus der Gegend von Eger; 1830.
Taf. 40 Bauersleute aus Auherzen in Böhmen; 1840.
Taf. 41 Bursche und Mädchen aus der Gegend von Pilsen; 1830.
Taf. 42 Bauersleute aus dem Kreise Saatz; 1830.
Taf. 43 Bauersleute aus Klattau; 1830.
Taf. 44 deutsche Bäuerinnen; 1830.
Taf. 45 Bauersleute um 1780.

Nachlese

Abbildungen im Text

Fig. 58 nürnberger Trachten um 1669.
Fig. 59 nürnberger Kopftrachten; 1669.
Fig. 60 Trachten aus Augsburg um 1720.
Fig. 61 Kopftrachten aus Augsburg um 1720.
Fig. 62 augsburger Volkstrachten um 1780.
Fig. 63 Volkstrachten aus München um 1780.
Fig. 64 Volkstrachten aus Nürnberg um 1780.
Fig. 65 baierische und württembergische Volkstrachten um 1780.
Fig. 66 baierische Volkstrachten um 1780.
Fig. 67 Volkstrachten aus Württemberg um 1780.
Fig. 68 nürnberger Trachten um 1790.
Fig. 69 schwäbisch-baierische Volkstrachten um 1780.
Fig. 70 schwäbische Volkstrachten um 1840.
Fig. 71 schwäbische Volkstrachten: 1–4 um 1840, 5 6 8–10 um 1870.
Fig. 72 württembergische und badische Volkstrachten: 1–4 um 1840.
Fig. 73 badische Volkstrachten um 1780.
Fig. 74 badische Volkstrachten um 1780.
Fig. 75 badische Volkstrachten um 1840.
Fig. 76 elsässische Volkstrachten um 1780.
Fig. 77 elsässische Kopftrachten um 1780.

Fig. 78 Volkstrachten aus der Rheinpfalz: 1 2 um 1840, 3–5 um 1830.
Fig. 79 Trachten aus der Gegend von Wetzlar um 1780.
Fig. 80 Bauerntrachten: 1 2 aus der Gegend von Fulda, 4 5 aus dem Hinterlande von Wetzlar um 1780.
Fig. 81 Hessische Volkstrachten; 1847.
Fig. 82 hessisch-westphälische Kopftrachten; 1870.
Fig. 83 hannöverische und hessische Volkstrachten um 1840.

Farbentafeln

Taf. 46 Frauen aus dem „Alten Lande“ und Schäfer aus der Gegend von Göttingen um 1840.
Taf. 47 Frau aus dem Saterlande, Schiffmeister aus Lee und Fischersfrau um 1840.
Taf. 48 Butterhändlerin aus dem Holsteinischen um 1840.

Hochzeitlicher Anzug

Abbildungen im Text

Fig. 14 3 Braut aus Meissen um 1600.
Fig. 15 2 Braut aus der Gegend von Schneeberg in Meissen um 1600.
Fig. 18 4 5 Brautpaar aus Sachsen-Altenburg· 1700.
Fig. 19 1 9 bräutlicher Kopfpuz aus Sachsen-Altenburg; XVIII.
Fig. 22 1 3 Braut aus Sachsen-Altenburg; 1870.
Fig. 29 4 Braut aus dem Herzogtume Preussen um 1600.
Fig. 37 6 Braut aus Danzig; zweite Hälfte des XVI.
Fig. 38 7 Frau aus Danzig zur Hochzeit gehend um 1600.
Fig. 42 1 böhmische Brautjungfer; Ende des XVI.
Fig. 53 5 böhmische Brautjungfer; Ende des XVIII.
Fig. 54 6 7 Brautjungfer und Braut aus der Gegend von Pilsen um 1870.
Fig. 58 7 9 bürgerliche Brautjungfern aus Nürnberg; 1669.
Fig. 58 8 adlige Brautjungfer aus Nürnberg; 1669.
Fig. 59 1 adlige Braut aus Nürnberg; 1669.
Fig. 59 2 4 5 Kopfpuz von bürgerlichen Bräuten aus Nürnberg; 1669.
Fig. 60 5 vornehme Braut aus Augsburg um 1720.
Fig. 60 10 bürgerliche Braut aus Augsburg um 1720.
Fig. 61 3 bräutlicher Kopfpuz eines Bürgermädchens aus Augsburg um 1720
Fig. 61 5 bräutlicher Kopfpuz eines vornehmen Mädchens aus Augsburg.

Farbentafeln

Taf. 5 Brautpaar aus Sachsen-Altenburg um 1700.
Taf. 6 1 Brautjungfer aus Sachsen-Altenburg um 1780.
Taf. 9 1 Hochzeitbitter aus Sachsen-Altenburg um 1800.
Taf. 10 1 Hochzeitbitter aus Sachsen-Altenburg um 1800.
Taf. 11 1 Hochzeitbitter aus Sachsen-Altenburg um 1840.
Taf. 13 2 wendische Braut aus Sachsen; 1816.
Taf. 29 1 Braut aus Görlitz um 1660.
Taf. 29 2 Brautjungfer aus Stettin um 1600.
Taf. 30 2 Braut aus Schlesien um 1600.
Taf. 37 böhmisches Brautpaar aus der Gegend von Eger; zweite Hälfte des XVIII.

Traueranzug

Abbildungen im Text

Fig. 20 7 Frau aus Sachsen-Altenburg um 1800.
Fig. 35 9 10 Spreewäldlerinnen aus Burg um 1850.
Fig. 39 5 6 Jungfrauen aus Danzig; 1600.
Fig. 61 1 Kopfputz einer vornehmen Frau aus Augsburg; 1728.
Fig. 63 3 Handwerkersfrau aus München; 1780.
Fig. 67 1 2 Bauer u. Bäuerin aus Württemberg; 1780.

Farbentafeln

Taf. 14 2 Wendin aus Sachsen; 1830.
Taf. 22 3 Frau aus Burg in der Lausitz; 1830.
Taf. 39 1 böhmische Bäuerin aus der Gegend von Eger; 1730.

Adel

Fig. 7 4 Friesin um 1600.
Fig. 51 4 Edelfrau aus Prag; Mitte des XVII.
Fig. 58 8 Brautjungfer aus Nürnberg; 1669.
Fig. 59 1 Braut aus Nürnberg; 1669.
Fig. 63 5 Edelfrau aus München; 1780.

Juden

Abbildungen im Text.

Fig. 3 2 3 aus Sachsen; XIII.
Fig. 24 3 9 10 aus Sachsen, 4 aus Polen; 1804.

Farbentafel

Taf. 2 aus Sachsen; XIII

Sach-Register

Achselstücklein S. 157; Fig. 58 1.
Aermel (Frauenunterjäckchen mit kurzen Aermeln in Sachsen-Altenburg) S. 55, 58; Taf. 8 1.
Aermelhals, Nunterhänge (Nackenstück am ebengenannten Jäckchen) S. 49, 51, 52; Taf. 7 2.
Apikakli s. Umhälschen.
Ardilla (Eichhörnchenpelz) S. 222.
Armhandschen (Armhandschuhe der saterländischen Frauen) S. 220; Taf. 47 1.
Artellionenmantel, Artellionenpelz, S. 111; Fig. 58 4; S. 222.
Atlaspelz, polnischer Rock (Frauenüberrock in Sachsen) S. 73; Taf. 15 2.
Ausgehmüze S. 93.
Bändelhaube (schwäbische Haube) S. 181, 183; Fig. 70 1 2.
Bärenfellmüze (Frauenmüze in Sachsen) S. 74; Fig. 19 2.
Bärtel (Kinnbänder an einer breslauer Haube) S. 130; Fig. 48 2.
Bartelchen (Frauenmüze aus Zobel in Sachsen-Altenburg) S. 26, 47; Fig. 19 2 7.
Bäuste (schwäbiges Hüftpolster) S. 191.
Beinbinden (Moorfund) S. 13.
Beinhöslein (Wadenstrümpfe) S. 223; Fig. 64 4.
Bindeleib (Mieder in Mecklenburg) S. 27.
Bleze (schwäbische Haube) S. 190.
Blocklettern S. 218.
Blomseide (Atlas in Mecklenburg) S. 26.
Bodenhaube (schwäbische Haube) S. 191.
Böhmische Haube S. 110; Fig. 39 7, 40 8; Taf. 24 2.
Bomkeletere, Bäumchenleiter (saterländisches Wäschezeichen) S. 218.

Börtichen (litauischer Mädchkopfpuz) S. 128, 129; Fig 46 1; Taf. 26 1.
Böschen, Brüstchen (Frauenlaz in Mecklenburg) S. 27.
Bostrock (friesisches Mieder) S. 220.
Boye (Wollstoff) S. 218.
Braune Tracht (alte Tracht auf der Insel Pöl) S. 22.
Brautkrone (im Herzogtume Preussen) S. 82; Fig. 29 4 (in Böhmen) S. 148; Fig. 54 7.
Brautmantel (im Herzogtume Preussen) S. 81; Fig. 29 4.
Brobrawa, Pudelawa (Pudel- oder Sackmüze in der Niederlausitz) S. 88.
Brüstchen s. Böschen.
Brusthemdchen s. falsches Hemd.
Brüstling S. 37, 105; Fig. 14 1 2, 36 1.
Brusttuch S. 41, 201.
Bunte Tracht (moderne Tracht in Mecklenburg) S. 22.
Buntwerk S. 222.
Calotte (Haarhaube) S. 30.
Carako (Frauenjäckchen) S. 130; Taf. 31 3.
Carrick (Aermelmantel) S. 67; Fig. 25 2.
Corsage (französisches Schneppenleibchen) S. 130; Taf. 31 3.
Cul de Paris (Gesässpolster) S. 130.
Deckel (hinterer Teil einer breslauer Frauenhaube) S. 130; Fig. 48 1.
Deutsches Häubchen (in Schwaben üblich) S. 193.
Drillichhosen (Schifferhosen) S. 21; Taf. 3 1.
Drobula (litauischer Frauenshawl) S. 125; Fig. 47 4.
Egge (litauische Gürtelbinde) S. 124; Fig. 46 1.
Eingebinde (Auspuz eines Hormtes in Sachsen-Altenburg) S. 48.
Einösel s. Umhälschen.
Enger Rock S. 35; Fig. 5 7, 13 1, 16 1.
Ermhanske s. Armhandschen.
Falsches Hemd (Brusthemdchen mit langen Aermeln in Sachsen-Altenburg) S. 44; Fig. 18 2.
Feuergieke S. 73; Taf. 15 2.
Fichu (Busentuch) S. 130; 31 3.
Fleppe (Spizenstreif an einer friesischen Haube) S. 221; Taf. 47 1.
Fleppmützke (frisiesche Haube) S. 221.
Flinder-, Flinser-, Flitterhaube S. 157; Fig. 59 4.
Fünfschaft (baumwollener Köperstoff) S. 220.
Fürstecker (Brustlaz) S. 193; Fig. 74 2.
Gebende (Frauenmüze) S. 32.
Gefulde Hoze (quergefaltete Strümpfe) S. 219; Fig. 69 1.
Gelber Hut (Judenhut) S. 10.
Geren (Rocklappen im XIII.) S. 8; Fig. 3 1.
Gimpelhaube (schwäbische Haube) S. 187; Fig. 72 1.
Glocke (Mantel im XIII) S. 10; Fig. 3 2; Taf. 2 1.
Glockenpendel (Kopfschmuck einer böhmischen Braut) S. 142; Fig. 53 5; Taf. 37 2.
Gottestischrock S. 133.
Grauwerksmantel S. 111.
Grosse Haube (in Sachsen-Altenburg) S. 51; Fig. 20 7 8.
Gürtel (Moorfund) S. 1.
Hippenkragen (Polsterwulst am unteren Miederrande) S. 190.
Hoike (Frauenmantel) S. 111; Fig. 39 2 4–9.
Hoike, Wams (Mantelkragen in Mecklenburg) S. 27.
Holzstoss (böhmischer Hutschmuck) S. 142; Fig. 53 1 2; Taf. 37 1.
Hormt (Braut- und Gevattermüze in Sachsen-Altenburg) S. 45; Fig. 19 1 9, 22 1 3; Taf. 6, 7 1 2, 13 2.
Hosack S. 191.
Hosen (friesische Strümpfe) S. 219.
Hosen (Moorfund) S. 1.
Hosenhebe (Hosenträger in Sachsen-Altenburg) S. 53, Fig. 20 2–5
Hülle (Mantel) S. 213, 222; Fig. 81 2.
Hupaz (bräutlicher Kopfpuz in der Niederlausitz) S. 102.
Jäcke (Aermelleibchen in Sachsen-Altenburg) S. 55; Taf. 8 2.
Jaka, Jope (Mannesjacke in der Niederlausitz) S. 88.
Japon (langer schlafrockänlicher Herrenüberrock) Fig. 68 5.
Jope (Frauenjacke in Mecklenburg) S. 27.
Judenhut im XIII. S. 10; Fig. 3 2 3; Taf. 2.
Kalmukmatin, Carrick (Aermelmantel mit mehrfachen Kragen) S. 67; Fig. 25 2.
Kammode, Kommode S. 132, 208; Fig. 48 5 6, 78 2.
Kamsol, Kamisol (Schossweste in der Niederlausitz) S. 89; Fig. 31 2 3; (Frauenjacke) S. 94.

Kappe (schwarzer Männerrock in Sachsen-Altenburg) S. 53, 58; Fig. 20 3; Taf. 11 1.
Kappe (friesische Haube) S. 219; Taf. 47 1.
Kappe (Schirmmüze) S. 98.
Kappenhäubchen (böhmische Haube) S. 149; Fig. 55 2; Taf. 43 1.
Kasket (breslauer Haube) S. 130; Fig. 48 1 2; Taf. 31 3.
Kirka (litauische Haube) S. 126.
Kittel (blauer Männerkittel) S. 120; Fig. 80 4.
Kittel, Sterbekittel (weisser Männerkittel in der Niederlausitz) S. 88; Fig. 31 3.
Kittel (Frauenrock in Sachsen-Altenburg) S. 44, 49.
Kittel (schwäbische Frauenjacke) S. 171, 191, 193; Fig. 66 5.
Kittelk, Kittelchen (Frauenoberhemdchen in der Niederlausitz) S. 94.
Kittelschwänzchen (Saumrüsche am altenburgischen Frauenrocke) S. 49.
Klobuk, Klobyk (Filzhut in der Niederlausitz) S. 88.
Kolassko, Rädchen (Frauenkopfpuz in der Niederlausitz) S. 98.
Koller (Schulterkragen) S. 33; Fig. 11 3; 12 2.
Kopfschürze, Chapeau-bonnet S. 45; Fig. 19 3 4.
Kragenhaube (friesischer Kopfschuz) S. 220.
Kreusselhaube (schwäbische Haube) S. 191.
Krupin, Kriechein (mecklenburgische Weste) S. 26; Fig 8 2 6.
Kuhmäuler (Schuhe mit breiter Vorderkappe) S. 135; Fig. 43 3.
Kürass (böhmische Frauenjacke) S. 145; Fig. 54 1 2; Taf. 40 1, 44 2.
Kürschenpelz, Artellionenpelz (nordostdeutscher Pelzmantel) S. 222; Fig. 10 5, 38 4.
Laible (schwäbisches Leibchen) S. 191.
Löperbecher (schwäbische Haube in Zuckerhutform) S. 191.
Majerke (litauische Filzmüze) S. 124.
Mantel (Moorfund) S. 1, 3; Fig. 1 8 9.
Marginne (litauischer Frauenschurzrock) S. 124; Fig. 46 1 2.
Masche (Schleife an einer breslauer Haube) S. 130; Fig. 48 1.
Matin (Frauenmantel in Sachsen-Altenburg) S. 62; Fig. 21 2 4 6.
Mother (friesisches Mieder) S. 218; Taf. 47 2.
Mowe (Muff) S. 176.
Muff S. 175; Fig. 68 1.
Mutsche (Häubchen in der Gegend von Biedenkopf) S. 211; Fig. 81 2.
Mutse (saterländische Haube) S. 219; Taf. 47 1.
Muze (Spenzer) S. 194.
Nadel (böhmischer Haarschmuck) S. 146; Taf. 40 2.
Nebelkappe (friesische Kragenhaube) S. 220.
Nest (Frauenbarett in Sachsen-Altenburg) S. 47, 56, 106; Fig. 37 4; Taf. 8 1.
Nestbinde S. 57, s. Nest.
Nesterhaube (schwäbische Haube) S. 192.
Niederleibchen (niedriges Mieder in Sachsen-Altenburg) S. 44; Fig. 18 4; Taf. 5 1.
Nunterhänge S. 51, s. Aermelhals.
Oberhosen S. 38; Fig. 15 1.
Ohreisen (friesischer Kopfbügel) S 219.
Ohrkappe S. 18; Fig. 5 1; Taf. 4 1.
Pael (friesischer Kopfschmuck) S. 163.
Pamusztinis (litauischer Frauenüberrock) S. 125; Fig. 47 1.
Pappelrock (schwäbischer Frauenrock) S. 214.
Pareskai (litauische Bastschuhe) S. 123: Fig. 46 2 4.
Pikesche (Männerrock) S. 83.
Pluderhosen S. 39; Fig. 16 3.
Podgubk (Trauerkopftuch in der Niederlausitz) S. 99.
Polkajacke (Schossjacke in der Niederlausitz) S. 97; Taf. 22 1.
Polnischer Rock s. Atlaspelz.
Puffjacke (in der Niederlausitz) S. 97.
Pumphosen S. 41.
Preisbändel (Schnürsenkel) S. 183.
Rädchen s. Kolassko.
Radhaube (schwäbische Haube) S. 192.
Rebanitzer Knoten (Bandschmuck an einer böhmischen Haube) S. 141; Taf. 35 1.
Regenmantel S. 181; Fig. 69 1.
Regentuch S. 57.
Reifrock S. 167; Fig. 64 2.
Riegelhaube S. 166, 192; Fig. 63 1.
Rollknöpfe (Kugelknöpfe) S. 193.
Roquelaure (Reiseüberrock) S. 114; Fig. 25 1, 41 4.
Rotes Wollhemd s. wollenes Hemd.

Sachsen Wende

Dreizehntes Jahrhundert

H. III 1.

Sächsische Juden

Dreizehntes Jahrhundert

Bauer und Bäuerin von der Insel Pöl (Mecklenburg)

Um 1800

Leipzig, um 1600

Ratsherr Bürgersfrau zur Kirche gehend

Sachsen-Altenburg, um 1700

Brautleute

H. III

Sachsen-Altenburg um 1780

Brautjungfer Bauer

Sachsen-Altenburg, um 1790

Frauen zu Gevatter stehend

Sachsen-Altenburg, um 1800

Bäuerinnen

Sachsen-Altenburg, um 1800

Hochzeitbitter Bäuerin

Sachsen-Altenburg

Hochzeitbitter, um 1800 Bauersleute, um 1840

Sachsen-Altenburg, um 1840

Hochzeitbitter Bäuerinnen

Sachsen, 1816

Wendische Bauersleute

Sachsen, 1816

Wendisches Mädchen Wendische Braut

Sachsen, 1816

Wendisches Dienstmädchen

Wendin in Trauer

Sachsen, 1816

Frauen aus Dresden

Sachsen, 1830

Bäuerinnen aus der Umgegend von Dresden

Sachsen-Weimar, 1840

Bauern aus Kahla

H. III 2

Preussen, um 1840

Bäuerinnen aus der Gegend von Erfurt

Preussen, 1840

Bauersleute aus der Gegend von Magdeburg

Preussen, 1830

Obstfrau und Antiquar aus Berlin

Preussen, 1830

Milchfrau und Gurkenhändler aus Berlin

H. III

Preussen (Lausitz), 1830

Mädchen aus Kolkwitz und Burg Frau in Trauer aus Burg

Preussen, um 1600

Bürgersleute aus Danzig

Preussen, um 1600

Leute aus dem Kaufmannsstande im Herzogtum Preussen

Preussen, um 1600

Litauer

Preussen, erste Hälfte des 18. Jahrhunderts

Mädchen aus Insterburg

Bauer aus Tilsit oder Ragnitz

Preussen, erste Hälfte des 18. Jahrhunderts

Junge Frau aus Ragnitz Litauischer Bauer
In Winterkleidung

Preussen, um 1600

Bürgersfrau und Mädchen aus Schlesien

Preussen, um 1600

Braut aus Görlitz

Brautjungfer aus Stettin

Preussen, um 1600

Bürgerliche Frau und Braut aus Schlesien

Preussen, um 1790

Bauersleute aus der Gegend von Breslau

Dienstmagd aus Breslau

Preussen, 1840

Bauersleute aus Oberschlesien

Böhmen, um 1600

Bürgersleute aus der Gegend von Prag

Böhmen, um 1780

Knecht und Magd aus der Gegend von Eger

Böhmen, zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts

Bauersleute aus der Gegend von Eger

Böhmen, um 1780

Bauersleute aus der Gegend von Eger

Böhmen, zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts

Bäuerliches Brautpaar aus der Gegend von Eger

Böhmen, 1830

Bauersleute aus der Gegend von Eger

Böhmen, 1830

Egerer Bäuerinnen in Trauer und in Kirchentracht

Böhmen. 1840

Bauersleute aus Auherzen im Kreise Pilsen

Böhmen, 1830

Bursche und Mädchen aus der Gegend von Pilsen

Böhmen, 1830

Bauersleute aus dem Kreise Saatz

Böhmen, 1830

Bauersleute aus Klattau

Böhmen, 1830

Deutsche Bäuerinnen

Böhmen, um 1780

Bauersleute

Hannover, 1840

Frauen
aus dem alten Lande

Schäfer aus der Gegend
von Göttingen

Ostfriesland, 1840

Frau
aus Saderland

Schiffmeister
aus Leer

Fischerfrau

Holstein, 1840

Butterhändlerinnen

K + A 99 999. I

gr

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 20 18 25 08 005 3